Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

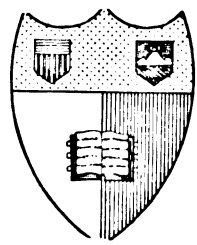
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

AP
30
D43



Cornell University Library
Ithaca, New York

BOUGHT WITH THE INCOME OF THE
SAGE ENDOWMENT FUND
THE GIFT OF
HENRY W. SAGE
1891

Digitized by Google

The date shows when this volume was taken

To renew this book copy the call No. and give to the librarian.

HOME USE RULES

All Books subject to recall

All borrowers must register in the library to borrow books for home use.

All books must be returned at end of college year for inspection and repairs.

Limited books must be returned within the four week limit and not renewed.

Students must return all books before leaving town. Officers should arrange for the return of books wanted during their absence from town.

Volumes of periodicals and of pamphlets are held in the library as much as possible. For special purposes they are given out for a limited time.

Borrowers should not use their library privileges for the benefit of other persons.

Books of special value and gift books, when the giver wishes it, are not allowed to circulate.

Readers are asked to report all cases of books marked or mutilated.

Do not deface books by marks and writing.

CORNELL UNIVERSITY LIBRARY

3 1924 087 701 458

Digitized by Google

Digitized by Google

Deutsche Revue

Eine Monatschrift

Herausgegeben von .....

Richard Fleischer

Siebenundvierzigster Jahrgang. Dritter Band
Juli bis September 1922

Stuttgart und Leipzig 1922 Deutsche Verlags-Anstalt

Digitized by Google

A527908

Digitized by Google

Inhalt

des

Dritten Quartal-Bandes des Jahrgangs XLVII

(Juli bis September 1922)

Seite

C. v. Weizsäcker: Nachspiel zum Marokkostreit 1

Aus den Erinnerungen des Generalfeldmarschalls Grafen Waldersee. Geschäftsträger in Paris (1871). Mitgeteilt von Heinrich Otto Meisner 14

Ein Brief Bismarcks über die Erweiterung des Norddeutschen Bundes 1867. Veröffentlicht von Wilhelm Schüßler .. 32

Universitätsprofessor Felix M. Exner (Wien): Physikalische Landschaftsfreuden 35

M. v. Lane: Steiner und die Naturwissenschaft 41

J. Zenneck: Drahtlose Telephonie 49

Eduard Flottwells Briefe aus der Paulskirche 1848/49. Herausgegeben und erläutert von Prof. Dr. Manfred Laubert 53. 138

Dr. Ludwig Scheuring, Privatdozent für Zoologie an der Universität München: Einiges aus dem Leben der Fische 65

Prof. Dr. A. Byk (Berlin): Die Fortschritte der Photochemie in den letzten Jahren 72

Professor Richard Eickhoff: Parlamentarische Episoden und Denkwürdigkeiten 75

Dr. G. Wussow: Wolkenbrüche und andere große Regenfälle 83

Dr. G. v. Schoch, Gen. d. Inf. a. D.: Der Kriegslärm von 1875 ... 97. 200

Dr. S. Hausmann: Richard Wagner und Fürst Hohenlohe-Schillingsfürst 110

Prof. Dr. Gustav Fester, Berlin-Frankfurt a. M.: Chemie und Technik. Der Werdegang ihrer Beziehungen 122

Professor v. Herrenschwand (Innsbruck): Über Blendung 128

Professor Carl Neumann (Heidelberg): Die byzantinische Welt 134

Prof. Dr. G. Panconcelli-Galzia, Universität Hamburg: Experimentalphonetik und Sprachwissenschaft 156

Prof. Dr. Ludwig Bergsträßer (Potsdam): Aus der Frühzeit des deutschen Liberalismus 161

Digitized by Google

Seite

Prof. Dr. Hermann Freiherr von der Pfordten: Musik als Wissenschaft und Kunst 172
Prof. Dr.-Ing. F. Horn (Danzig): Schwingungserscheinungen auf Schiffen 177
Dr. A. Dreyer: Oberammergauer Passionsspiele des 19. Jahrhunderts 185
Wirkl. Geh. Rat und Gesandten a. D. Prof. Dr. E. v. Jagemann (Heidelberg): Groß-Hamburg 193
Aus dem Briefwechsel Johann Jacobys. Mitgeteilt von Gustav Mayer 212
Prof. Dr. Ch. Bäumler, Wirkl. Geh. Rat: Anpassung des Menschen an die Atmosphäre, insbesondere in großen Höhen und in beträchtlicher Tiefe 233
Dr. R. Prager: Alte und neue Sternwarten und deren Bedeutung für die Astronomie 246
Dr. Max Silber: Zum Problem der geistigen Entwicklung 251
Fünf Briefe Heinrich v. Treitschkes an den Freiherrn v. Roggenbach. Mitgeteilt von Professor Alfred Stern (Zürich) 256
Professor W. Kaufmann (Königsberg i. Pr.): Hermann v. Helmholtz als Physiker 263
Universitätsprofessor Dr. Hermann Schneider (Tübingen): Germanische Götter und Helden 268
Professor Richard Eickhoff: Ein Wohltäter der Menschheit. Rudolf Virchow, † 5. September 1902, zum Gedächtnis 274

Kleine Revuen

Literarische Berichte 91. 187. 279
Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes 95. 191. 283

Digitized by Google

Nachspiel zum Marokkostreit

Von

C. v. Weizsäcker

Meinen Ausführungen zum Marokkostreit[1]) mögen sich einige Bemerkungen über das politische Nachspiel anfügen, das auf den beendigten Marokkostreit folgte.

Die deutsch-französische Vereinbarung vom 4. November 1911 war ein Kompromiß, eine Liquidation. Waren die französischen Erwerbungen wertvoll? Für die kapitalistischen Kreise, die in Frankreich sehr einflußreich geworden, gewiß. War auch eine militärische Stärkung des revanchesüchtigen Nachbars zu befürchten? Der württembergische Militärbevollmächtigte v. Graevenitz schrieb mir auf meine Anfrage aus Berlin, im großen Generalstab hege man bis auf weiteres diese Sorge nicht.

Deutschland hatte seine auch vorher sehr wenig gesicherten Interessen im Scherifenland zurückgestellt gegen den Erwerb nicht gerade überwältigender Gebietsvorteile im Kongogebiet. Dafür war der afrikanische Gegensatz zwischen den von dem Vogesenkamm geschiedenen beiden Ländern mit Schluß des Jahrs 1911 beseitigt durch ein deutsches Entgegenkommen, dessen letzter Grund in der europäischen Gesamtsituation gelegen ist.

Sollte nunmehr nicht der geschichtliche Moment der Beseitigung des afrikanischen Gegensatzes zu einer Besserung unserer Gesamtsituation benützt werden?

Ungünstig war die Lage im Dreibund, ungünstig waren die drohenden Verhältnisse, welche die Entente geschaffen.

Die ungünstige Lage im Dreibund war klar.

Hatten wir auf eine aktive Unterstützung durch Italien zu rechnen? Im vergangenen Herbst hatte Italien Tripolis, d. h. die Türkei überfallen, ohne in Berlin vorher irgendwelche Mitteilung zu machen, wie ich an Ort und Stelle zu erleben hatte. Kiderlen mußte alle Diplomatie aufwenden, um schweren Schaden abzuwenden. Eine dringende Aufforderung des Kronprinzen, der den Bruch mit Italien wünschte, hat der Staatssekretär damals aus materiellen wie aus formellen Gründen ablehnend beantwortet. Immerhin, sagte er dem Prinzen, werden die Öster-

[1]) Deutsche Revue. XLVI. September-Heft.

Copyright 1922 by Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart

Digitized by Google

reicher zunächst einige Divisionen für ihre russische Front freibehalten, wenn wir jetzt nicht mit Italien brechen. Daß Kiderlen nicht gerade allzuviel auf Italiens Bundestreue gab, trat mir lebhaft entgegen, als er einige Zeit darauf in Rom zur Erneuerung des Dreibunds gewesen und über Stuttgart zurückkehrte; er sprach sich über den wirklichen Wert des Erreichten sehr kühl aus, Italien galt schon damals in dem Auswärtigen Amt mit vollem Recht als ein unsicherer Heerespflichtiger.

Und die österreichische Seite? Schon vor einigen Jahren hatte mich der damalige Staatssekretär des Auswärtigen v. Richthofen in einer den Vatikan berührenden innerpolitischen Angelegenheit um Entgegenkommen ersucht, da Österreich doch bald zerfalle und wir in diesem Moment mit dem Vatikan gut stehen müssen. Wichtiger schien mir in den nunmehrigen Zeiten, wie es mit der militärischen Vorbereitung unseres Hauptbundesgenossen stünde. In Süddeutschland war, wie ich aus langer Zeit her zu wissen annahm, das Zutrauen zu der militärischen Gesamtkraft der Österreicher kein allzu großes. Bethmann hat mir auf meine diesen Punkt berührende Frage im Ausschuß für auswärtige Angelegenheiten keine eingehende Auskunft zu geben vermocht. Während in London schon länger eine aus Ministern und Militärs gemischte Kommission ständig die Lage für den Kriegsfall beriet, war in Deutschland nach dortiger verfehlter Tradition eine solche enge Verbindung nicht vorhanden. Freilich wäre es in Deutschland schwierig gewesen, hiebei die politische Stellungnahme, wie es absolut notwendig gewesen, auf die Minister zu beschränken.

Wäre ein österreichisches oder ein russisches Bündnis für uns nützlicher gewesen? Jedenfalls schien die russische Wehrkraft unter französischer Aufsicht und Unterstützung aller Art der Zahl nach ständig in die Höhe zu wachsen. Darüber war unser Generalstab gut orientiert, dessen Beobachtungen in Rußland mir im Herbst 1911 unser Konsul in Moskau als vorzüglich eingehend geschildert hat. Als ich damals in Petersburg über den Platz zwischen dem Winterpalais und dem russischen auswärtigen Ministerium mit einem deutschen Diplomaten ging, sagte mir dieser, er höre in dem Ministerium immer wieder das später bekannt gewordene lâchez l'Autriche et nous lâcherons immédiatement la France. Allein war Rußland zuverlässig, wenn wir Kaiser Franz Joseph im Stich gelassen hätten? Die Zahl unserer alten Freunde in Rußland war, wie jeder auch nur halbwegs politisch orientierte Mann wußte, doch sehr zusammengeschmolzen. Die Großfürsten, die Liberalen in der Duma, ein wichtiger Teil der Presse boten keine Aussicht auf Zuverlässigkeit. Und der Zar? Er galt für schwach. Erst neuerdings habe ich gehört, daß ein naher Verwandter des früheren sehr bekannten Generaladjutanten des Zaren, Baron Fredericksz, unter Berufung auf dokumentarischen Nachweis gesagt hat: in der Duma sei Stimmung für Krieg statt erneuter Revolution gewesen, es habe geheißen: unser Zar ist zu dumm, der deutsche Kaiser zu friedliebend, also machen wir den die inneren Situation erlösenden Krieg mit Hilfe der Franzosen selbst.

Digitized by Google

Es fragte sich unter solchen Umständen, wenn die Beziehungen zu den Verbündeten bedenklich geworden, wie stand Deutschland zu Frankreich, zu England nach dem 4. November 1911?

War für uns doch, trotz aller bisherigen Erfahrungen, nun eine Besserung der Beziehungen zu Frankreich möglich? Nach Abschluß des Abkommens vom 4. November hat am folgenden Tag der französische Ministerpräsident Caillaux in einer Rede zu Calais Frankreich zu dem abgeschlossenen Übereinkommen mit Deutschland beglückwünscht. Kammer und Senat stimmten auch in Paris dem Vertrag zu. Aber in der Kammer gaben die Deputierten der Meurthe und Mosel ihrerseits eine Erklärung ab, die dahin ging, sie wollen auch nur den Schein vermeiden, als ob sie einer Annäherung von Frankreich und Deutschland zustimmen, es würde dies einen schmerzlichen Widerhall in dem verstümmelten Lothringen hervorrufen. Der Ministerpräsident Caillaux wurde schließlich trotz der Genehmigung des Abkommens wegen angeblich gefährlicher geheimer Negotiationen mit Deutschland über Bord geworfen. Der Friedensfreund, das war er unbestreitbar, wurde in parlamentarischer Form beseitigt, wie zweieinhalb Jahre später Jaurès mit der Waffe. Der neue Leiter der französischen Politik, der verhängnisvolle Lothringer Poincaré, wies sofort die von Bethmann im Deutschen Reichstag in versöhnlichem Sinne abgegebenen Erklärungen zurück, da Bethmann ähnlich wie Caillaux in seiner Äußerung in Calais einer Befriedigung über die Verständigung mit Frankreich Ausdruck gegeben hatte. Anfangs Februar 1912 sagt der nunmehrige neue französische Ministerpräsident und zumalige auswärtige Minister im Senat ohne jede Spur einer Bewahrung der sonstigen üblichen diplomatischen Sprache, der Rücksichtnahme auf eine eben getroffene Verständigung mit dem Nachbar: „Der Vertrag vom 4. November bringt auch nicht die leiseste Möglichkeit irgendeiner Änderung in unserer Außenpolitik mit sich. Wenn je unbegreiflicherweise eine blinde Regierung sich von den durch den wohlüberlegten Willen Frankreichs diktierten Linien dieser Politik entfernte, sie würde zerschellen an der Empörung der indignierten öffentlichen Meinung." So zog der neue französische Staatsleiter den Vorhang über den Beginn des von ihm ins Auge gefaßten blutigen Weltdramas empor. Nur ja keine Beruhigung des in steigender Verhetzung gegen Deutschland und in steigender militaristischer Zuversicht herangewachsenen neuen Frankreich. Der sonst maßvoll denkende französische Schriftsteller Gauvain hat damals gegenüber der Haltung Caillaux's und Bethmanns gesagt: Das Geheimnis eines guten Verhältnisses in Familien ist so oft die Diskretion in ihren gegenseitigen Beziehungen. War es eine Indiskretion des deutschen Reichskanzlers, wenn er mit Genugtuung feststellte, es sei gelungen, auf dem Vertragsweg mit dem westlichen Nachbar sich über eine ernste, schwierige, den Keim großer Übel in sich tragende politische Frage zu verständigen? Es ist klar, die Kriegsrichtung Poincarés befürchtete das Aufkommen einer Gegenströmung in Frankreich. Freunde Poincarés haben damals geschrieben: Deutschland habe die eingegangenen Verständigungen nur festgelegt, um später um so mehr Anlaß zu

Digitized by Google

den gesuchten ernsten Streitigkeiten mit Frankreich zu haben. Solche Absurditäten sind ein schlagendes Dokument für die Mentalität, wie sie in französischen Köpfen Platz gegriffen hatte. Nur kein aufrichtiges Friedensverhältnis mit den Nachbarnationen, beherrschte schon damals den Kopf des Lothringers, den die Vertreter des französischen Volks vom Minister zum Staatspräsidenten erhoben, worin Ribot, ein bekannter, keineswegs deutschfreundlicher, aber ruhiger, besonnener Minister das Zeichen des kommenden Kriegs erblickte. Ich hatte noch im Jahr 1911 mit dem deutschen Staatssekretär des Auswärtigen ein eingehendes Gespräch darüber gehabt, ob man nicht mit Caillaux zu einer über Marokko hinausgehenden deutsch-französischen Annäherung hätte gelangen können. Die Antwort der maßgebenden französischen Faktoren auf den wenigstens zustande gebrachten November-Kompromiß beweist die Aussichtslosigkeit weitergehender Versuche. Für Poincaré gab es nur die Auffassung, daß Frankreich im Waffenstillstand, nicht in einem wirklichen und wahrhaftigen Frieden mit Deutschland lebe.

So sah es um die Jahreswende in Frankreich aus. Wesentlich anders lauteten die Nachrichten, die aus England kamen und als Folge des Agadir-Jahres erschienen. Man dachte offenbar an vielen englischen Stellen nicht ohne Mißbehagen an die schwer verständliche Kriegstrompete, die Lloyd George am 21. Juni 1911 in Mansion House hatte erschallen lassen, gegen die übrigens sofort die nötige deutsche Vorstellung auf diplomatischem Wege erfolgt ist. Man dachte an die im vergangenen Sommer in England aufgetauchten Gerüchte von gegen Deutschland sich richtenden Kriegsvorbereitungen. Man fragte sich, warum? Der Konservative Bonar Law griff den auswärtigen Minister Sir Edward Grey wegen seiner Politik in der Marokkosache an und sagte, dieselbe habe dazu führen müssen, die ganze in Deutschland ausgebrochene Verstimmung auf England zurückfallen zu lassen. Schon vor Monaten war im diplomatischen Ententekreis, sogar von Sir Edward Grey selbst gesagt worden, Agadir sei kein Ereignis gewesen, aus dem auf deutsche kriegerische Absichten hätte geschlossen werden können. Dies mußten der von der „Times" und ähnlichen Presseorganen unabhängige Teil der öffentlichen Meinung, vor allem die wirklich Liberalen und die Arbeiterpartei, durchfühlen. Und im Anschluß an solche Empfindungen meinte Bonar Law, es könnte kein größeres Unglück geben als Krieg zwischen Deutschland und England. Trotz der abgeleugneten Allianz hieß es, der vergangene Sommer habe leider eine moralische Allianz der französisch-englischen Regierung aufgezeigt. Und wie recht hatte ein angesehener englischer Geistlicher im Januar 1912, der sagte, das Schlimmste sind Allianzen um jeden Preis. So kam es, unter dem Druck von Strömungen der Öffentlichkeit, daß schließlich ein Kabinettsmitglied zur Beruhigung der wirklich liberalen Kreise ohne weiteres meinte, es sei Unsinn zu sagen, die englische Regierung habe ihrerseits im vergangenen Sommer an Krieg gedacht, das sei eine wilde, ausschweifende Behauptung. Risum teneatis amici, konnten die engeren Freunde von Lloyd George wohl denken. Im auswärtigen Amt selbst freilich herrschte

Digitized by Google

entsprechend dem dortigen Geist gerade kein schlechtes Gewissen über die eigene Haltung im Jahr 1911, dagegen eine gewisse Verstimmung über die damalige unerquickliche Lage der russisch-englischen Beziehungen in der persischen Angelegenheit, die wieder einmal eine der schonungsbedürftigen Stellen des englischen Weltreichs in Erinnerung brachte; und gewiß waren die eigenartigen, die englischen Ententefreunde überraschenden Nachrichten, die anläßlich des Sturzes von Caillaux über den Kanal gelangten, nicht ohne Eindruck. So meinte schließlich der beunruhigte diplomatische Leiter der englischen Politik gnädig: er sei nicht gegen eine Besserung der Beziehungen zu Deutschland, eine solche wäre sogar wünschenswert, aber er wolle ihr nicht die beiden über Marokko nach China führenden Ententen mit Frankreich und Rußland zum Opfer bringen; eine ernstliche Annäherung an Deutschland wäre nur unter diesem Opfer möglich. Damit hat Sir Edward Grey seine eigene gefährliche Politik enthüllt. Also in London war der Barometer der Beziehungen zu Deutschland nach dem 4. November nicht unter Null, aber wenn die Witterung in der öffentlichen Meinung sich gebessert hatte, in Downing Street war der Stand doch noch mindestens unsicher, wenn man auch Grey nicht voll ins Herz sehen konnte.

Es ist verständlich, daß nunmehr, ungeachtet der unsicheren Haltung Englands und im Hinblick auf das drohende Verhalten Frankreichs, Bethmann erst recht auf seinen von ihm seit Übernahme des Reichskanzlerpostens gehegten Plan einer Verständigung mit England entschieden zurückkam. Sein Berater in Sachen der auswärtigen Politik hatte sich früher als Gesandter in Bukarest für dieses Ziel schwarz auf weiß ausgesprochen. Ließ man den nunmehrigen Anlaß zu einer solchen Verständigung vorbeigehen, war es dann sicher, daß ein geeigneter wiederkehren werde? Im Reichstag hat Bethmann alsbald deutlich und unverhohlen gesagt: „Man wünscht in Deutschland in Frieden und Freundschaft mit England zu leben. Aber das englische Gouvernement muß bereit sein, in seiner Politik positiv zu zeigen, daß es das Bedürfnis besserer Beziehungen hat.“ Wer Ohren hatte zu hören, dem war damit die Politik der Wilhelmsstraße klar gesagt; es handelte sich um die Interessen des Weltfriedens, deren Sicherung von dem Ufer der Seine man nicht erwarten konnte, deren Sicherung in den Händen der englischen Politik lag. Die deutschen Staatsmänner kamen von ihrem leitenden Gedanken nicht zurück trotz der erschwerenden Wirkung, die in der unverständigen Haltung eines Teils der Öffentlichkeit in der Agadir-Periode lag. Wie konnte bei diesem Anlaß, bei Beratung des geschlossenen Abkommens im Reichstag der Schlesier v. Heydebrandt und der Lasa sich so gänzlich überflüssig auf das deutsche Schwert berufen. Wer es ziehen wollte, der hatte in diesem Momente auch gar keinen Anlaß, mit solchen Drohungen Einschüchterungen nach außen zu versuchen, der mußte schweigen und durfte die ohnedem feindselige Auslandsstimmung nicht ohne Zweck in Bewegung setzen. Gewiß wäre eine Friedenspolitik um jeden Preis ein Fehler gewesen. Das Bismarcksche Wort gegen den Präventivkrieg ist und konnte kein dogmatischer Satz sein, es ist wie so mancher unter den gegebenen Ver-

Digitized by Google

hältnissen und für die Regel richtige Ausspruch des Reichsgründers zu allgemeingültig aufgefaßt worden. Aber als Kiderlen die auswärtige Politik in die Hände bekam, war Deutschland eingekreist; die nächste Aufgabe war, die Einkreisung zu lockern oder zunächst ihr Versickern abzuwarten, solange dies irgend sich verantworten ließ. Der Reichskanzler war über das nutzlose An-das-Schwert-Schlagen des Schlesiers unglücklich, über den diesem von der Tribüne des Reichstags von dem Kronprinzen gespendeten Beifall erregt und gab dem alsbald im kaiserlichen Hause einen solchen Ausdruck, daß der kaiserliche Vater den unvorsichtigen, offenbar später ganz anders fühlenden Sohn anwies, am folgenden Tag dem Reichskanzler einen Entschuldigungsbesuch zu machen. Bethmann verzichtete darauf. Admiral v. Holtzendorff hat einige Zeit nach der Szene im Schloß mir gesagt, nun dürfe, wer das miterlebt, nicht mehr sagen, es fehle Bethmann an der nötigen Schneid. Schwieriger war es für Bethmann, den Schlesier zu bearbeiten. Ich habe den Reichskanzler in jenen Zeiten gefragt, ob er ihn nicht bloß von der Notwendigkeit, mit England auf einen guten Fuß zu kommen, sondern auch von der Notwendigkeit, in solchen ernsten Zeiten der Außenpolitik die preußische Verfassungsfrage zu bereinigen, überzeugen könne. Bethmann schüttelte den Kopf, er habe solche Versuche gemacht, aber vergebens. Die Schwierigkeit lag mir Süddeutschem nicht ohne weiteres einleuchtend vor Augen. Wenn man unter dem drohenden Druck Frankreichs stand, mußte entweder im Innern oder in den äußeren Verhältnissen eine Reinigung versucht werden. Übrigens hatte, wie ich später erfuhr, der Reichskanzler einige Monate zuvor mit Bassermann wegen Übernahme von Ministerposten durch Bassermann und Heydebrandt gesprochen. Ein zweifelhafter Plan.

Mit dem Kaiser gingen die Dinge im Winter 1911/12 im ganzen befriedigend. Daß er über die Einmischung der Konservativen in die von ihm gebilligte Marokkopolitik Bethmanns längere Zeit sehr verärgert war, ebenso aus der Zeit von Mansion House und ähnlichen Vorfällen noch eine lebhafte Erbitterung gegen England in sich trug, daß er manchen, von nicht verantwortlicher Seite kommenden Einflüssen gelegentlich unterworfen war, wird niemand, der sich sein Temperament vorhält, verwundern. Als er im Herbst 1911 im Kreise von Jagdgenossen, auch wenn sie Engländerinnen zur Frau hatten, zu vertrauensselig von England sprach, hat Bethmann ihn durch Vermittlung eines fürstlichen Verwandten telegraphisch warnen lassen. Der Kaiser hat auf den ihm zugekommenen Wink geantwortet: Ich verbitte mir solche Rede, der Reichskanzler ist nicht mein Lehrer, hat mir zu gehorchen — und ähnliches. Bethmann verlangt sofort seine Entlassung. Der Kaiser ersucht ihn zu bleiben. Solche Vorkommnisse durfte man nicht zu tragisch nehmen. Kiderlen sagte einmal in seiner originellen Weise zu Bethmann: Verlangen Sie nicht zu oft Ihren Abschied vom Kaiser. Sonst macht er es Ihnen wie eine Dienstherrin, die das kündigende Dienstmädchen zunächst zurückhält, aber von sich aus nach einigen Monaten zum Hause hinausjagt. Das Entscheidende für die Beur-

Digitized by Google

teilung des Kaisers in dieser Zeit ist, daß er sich überwand, seinen an sich völlig gerechten Ärger über die vergangene Politik des englischen Kabinetts in den Winkel stellte und durch die sekrete Vermittlung von Sir Ed. Cassel und Ballin den Engländer nach Berlin zu kommen einlud.

Das Unternehmen war schwierig.

Es war für Deutschland von vornherein schwierig in Anbetracht der noch auf so vielen Feldern blühenden Hinterlassenschaft von König Eduard. Oder war König Eduard auf friedlich-versöhnendem Wege gewesen, wie neuerdings behauptet wird? Ein Gegenbeispiel für viele. Als sich Kiderlen im Jahr 1909 mit der durchaus freundlichen deutsch-französischen Verständigung über gewisse einzelne unleidlich gewordene französische Ansprüche in der Marokkosache eingeführt hatte, war darüber charakteristischerweise nur der nach Paris gereiste König Eduard im Kreise seiner dortigen Freunde und Freundinnen erbost. Dem angeblich friedfertigen englischen König war die Verständigung, eben weil sie eine dauernde Verständigung einzuleiten schien, widerwärtig.

Das Unternehmen war schwierig in Anbetracht der, wie Bonar Law gesagt, von England — ich betone von England — verschuldeten neuerlichen, so weit verbreiteten deutschen Erbitterung. Das Unternehmen war schwierig in Anbetracht der alsbald — mit Recht oder Unrecht — zusammen verhandelten drei Verständigungsthemata: einmal der Ausgleichung der so viele Jahre über die damalige Zeit zurückliegenden Vernachlässigung der deutschen Kolonialwünsche, oder richtiger Kolonialbedürfnisse, dann in Anbetracht der höchst wünschenswerten Beruhigung der englischen Flotten-Eifersucht, und endlich und vor allem in Anbetracht der notwendig gewordenen Verständigung beider Staaten in ihrer generellen Außenpolitik.

In der Mitte stand die Flottenfrage. Sie befriedigend zu lösen, war mannigfach schon früher versucht worden. Beispielsweise hatte im Jahr 1910 ein neuernannter englischer Marineattaché, sicher nicht ohne Auftrag von zu Hause, begonnen, mit dem Chef der deutschen Hochseeflotte von einem Flottenausgleich zu sprechen. Die Angelegenheit gelangte bald ins Stocken. Vor allem war bei einer Flottenverständigung zu vermeiden der Schein eines englischen Flottendiktats gegenüber Deutschland. Aus den interessanten Mitteilungen des Adlatus v. Ballin, des erst kürzlich verstorbenen Huldermann, geht hervor, wie viel verzweigte Bestrebungen gutgesinnter hervorragender Privatmänner sich der politischen Seite des Flottenproblems zugewendet haben, vor allem Ballin in ziemlich enger Fühlung mit dem Kaiser, der sich nun erst recht als Dirigent der Lösung des so heikel gewordenen Knotens fühlte. Daß aber die wichtigste Voraussetzung dabei, der feste Zusammenhang von Kaiser und Reichskanzler mit ihren wichtigsten berufsmäßigen Beratern und deren so notwendige Verbindung in camera gegenseitiger Harmonie, gefehlt hat, mußte der Beobachter ohne weiteres sich mit Bedauern sagen. Noch während der Dauer der Agadir-Affäre hatte Tirpitz die Gelegenheit ergriffen, eine Flottennovelle zu verlangen. Der Staatssekretär des Äußern vertrat die Ansicht, man solle

Digitized by Google

in dieser Zeit von dem Plan einer über das bisherige Programm hinausgehenden Verstärkung unserer Flotte im Interesse unserer Außenpolitik zunächst absehen, wobei freilich im Wege stand, daß der Gedanke einer neuen Flottenvorlage bereits in die deutsche Öffentlichkeit und über den Kanal gedrungen war. Tirpitz, der im übrigen keinen Krieg herbeiführen wollte, sondern seine bekannten Risikogedanken vertrat, konnte sich nicht entschließen, auf die Ausnützung des — wie er meinte — seinem Ressort in Deutschland günstigen Moments zu verzichten, er hatte schon im Herbst 1911 gegenüber der Anregung einer Zurückstellung der Flottenpläne sein Entlassungsgesuch in Aussicht gestellt. Kiderlen war damals für: „Entweder — oder", und suchte im Verein mit einer Anzahl Berliner Staatsmänner, worunter Delbrück, Bethmann zu bewegen, den Kaiser vor die Wahl der Entlassung des Marinestaatssekretärs oder Bethmanns zu stellen, allein schließlich war der Reichskanzler gegen die Herbeiführung einer Kabinettskrise, und es kam zu einem Kompromiß; die Flottenforderung sollte im neuen Etat herabgesetzt, zwei Drittel der vorhandenen Mittel für das Landheer, nur ein Drittel für die Marine zu militärischen Verstärkungen verwendet werden; man dachte sich dies als Beruhigung der Engländer, als einen wohlverdienten kalten Wasserstrahl nach Paris. Der Kaiser war mit der Herabsetzung der Flottenvorlage einverstanden. Auch hier hatte er nachgegeben im Interesse der großen allgemeinen Frage des Verhältnisses zwischen Deutschland und England.

Als Haldane am 8. Februar 1912 im Auftrag seiner Kollegen zu Vorbesprechungen auf einige Tage nach Berlin kam, fanden sich der Reichskanzler Bethmann und der damalige englische Kriegsminister Haldane sehr gut zusammen. Beide waren wohl mit manchen verwandten Charakterzügen ausgestattet. Hat sich Bethmann von Haldane täuschen lassen? Die Frage wird zu verneinen sein. Haldane ist kürzlich von einem ihm nahestehenden wertvollen Mann als ein durchaus zuverlässiger Charakter, als eine wahrheitsliebende Persönlichkeit und als ein „eben deshalb in den Wirrnissen der Tagespolitik nicht besonders guter Taktiker" bezeichnet worden. Jedenfalls hatte Haldane, ein verständiger Beurteiler Deutschlands, nach Ausbruch des Kriegs (trotz schließlicher Beteiligung an der Kriegspropaganda) wegen seiner Deutschfreundlichkeit zu leiden und mußte sich längere Zeit verborgen halten. Auch er, nicht bloß Bethmann, wurde Idealist genannt. Nur haben der englische und der deutsche Idealismus als Grundlage verschiedene nationale Eigentümlichkeiten. Am 3. August 1911, also mitten im Agadirjahr, hat Haldane in Oxford über eben diese Verschiedenheit eine Universitätsfestrede gehalten, in der er in der ihm eigentümlichen feinen Weise ausführte: der Deutsche handelt begriffsmäßig, nach abstraktem Plan und Grundsatz, der Engländer nach seinen unmittelbaren Vorstellungen, die oft eine Quelle der Kraft gewesen sind. Aber der Engländer neigt dabei zu einer Enge des Horizonts. Haldane forderte in seiner Rede zu einem besseren gegenseitigen Verstehen auf. Lernen wir, sagte er zu seinen Hörern, die Dinge so zu sehen, wie andere sie ansehen,

Digitized by Google

so können wir vielleicht Ereignisse, die bei mangelnder Einsicht unausbleiblich wären, weit hinausschieben. Das sind Worte von besonderer Bedeutung. Haldanes Verständnis für deutsches Wesen, für das deutsche Wesen, von dem er sagte: erst wägen, dann wagen, beruhte wohl vor allem auf seiner guten Kenntnis des deutschen Manns der Wissenschaft, das ihm auch Bethmanns Persönlichkeit nahebrachte. Aus den Ausführungen der obengenannten, nicht unmittelbar politisch gedachten Rede nur noch ein beschwichtigendes Wort des damaligen englischen Ministers: er plädierte für offene günstige gegenseitige Beziehungen: denn, sagte er, „viele, sehr viele von uns sind der Ansicht, daß je bedeutender Deutschlands Handel und Gewerbe ist, desto mehr auch unser Handel und Gewerbe zunehmen wird. Kooperation in der Entwicklung ist nach jeder Richtung von hoher Bedeutung." So ist es mir völlig unwahrscheinlich, daß Haldane in schlechter Absicht nach Berlin gegangen ist. Nur hat er mindestens einen Teil seiner Ministerkollegen offenbar nicht genügend ins Auge gefaßt, wenn er ein Aufgeben der Enge ihres englischen Horizonts erhoffte. Auf den Gang der Berliner Verhandlungen soll im einzelnen nicht eingegangen werden. Vielleicht geben die zu erwartenden Berliner amtlichen Veröffentlichungen neben den Schilderungen von Tirpitz und anderen näheren Aufschluß und nähere Richtigstellungen. Freilich, Bethmann hat mir später, als der Generalplan gescheitert, gesagt: „Und das Bedauerliche ist, daß der Schuldige auf unserer Seite nicht einmal in den Akten verzeichnet ist." Ich vermute, daß vor allem zwischen Tirpitz und Kiderlen ein sachlicher Gegensatz darin lag, daß Kiderlen kein Anhänger der Weltpolitik, vielmehr ein Freund der unmittelbaren Richtung auf die kontinentalen Fragen, auf die alte Auschauung Moltkes nach 1870 war: Wir müssen die Vogesen 50 Jahre verteidigen, daher keine in die Ferne schweifende Politik.

Zwischen Haldane und Bethmann fand in Berlin eine Annäherung statt, der Kaiser war von seiner Unterredung mit Haldane in optimistischer Weise hingerissen, sagte von Tirpitz, den er zugezogen hatte, Tirpitz sei damals ein Bismarck geworden, Haldane aber meinte von Tirpitz: He is a dangerous man. Der Gegensatz der beiden Berater des Kaisers trat in diesen kritischen Stunden deutlich nach außen zutage. Als der englische auswärtige Minister dem deutschen Botschafter sein Vertrauen zu Bethmann ausgesprochen hatte, aber mißtrauisch anfügte, er wisse nicht, ob Tirpitz nicht später Reichskanzler werden werde, rief der Kaiser, dem diese Äußerung überflüssigerweise berichtet worden war, in sehr erklärlichem Ärger aus: Was will der Mann, ich bin der Herr, der in Deutschland verfügt. Die englische Besorgnis war ohnedem unbegründet. Wer die Verhältnisse von damals kennt, wird es als höchst unwahrscheinlich bezeichnen, daß Wilhelm II. trotz jenes anerkennenden von dem Moment in wilhelminischer Weise geborenen Worts über den Bismarck ähnlichen Tirpitz je daran gedacht, Tirpitz an die erste Stelle im Reich zu berufen.

Bei den Berliner Verhandlungen erklärte Haldane, England werde in Sachen der Bagdadbahn entgegenkommen, bot Timor, Sansibar an, versprach, keinen Widerspruch gegen die Vergrößerung des deutschen Kolonialgebiets

Digitized by Google

durch Angola und eines weiteren Stücks des Kongogebiets zu erheben. Über die Flottenfrage, meinte er, wenn auch nicht ohne innere Zweifel, werde eine Verständigung möglich sein. Die Hauptfrage der politischen Verständigung, das political agreement, schien ihm nicht unlösbar.

Als er nach London zurückkam, wurde aber im Ministerrat eine Verständigung für unmöglich erklärt, bei der England auf die Unterstützung durch Frankreich verzichten müsse, zugleich wurden Bedenken erhoben, wenn Deutschland nicht darauf verzichte, bis 1916 über das bisherige Flottengesetz hinaus weitere Dreadnoughts zu bauen. Es gilt für ausgemacht, daß Haldane schon in seinen Berliner Verhandlungen mehr Konzessionen gemacht, als seine Regierung wollte.

Vom deutschen Standpunkt aus konnte das, was die Engländer an territorialen Konzessionen anboten, dann nicht groß erscheinen, wenn man an die früheren territorialen Austeilungen zwischen England und Frankreich in der ägyptisch-marokkanischen Sache, überhaupt an alle die früheren Versäumnisse in dem Kampf um den „Platz an der Sonne" dachte. Immerhin anerkannte England nun nachträglich unseren Wunsch, noch eine gewisse Ergänzung unseres Kolonialbesitzes zu erhalten, grundsätzlich an. Bethmann hat mir gegenüber nach der Abreise von Haldane die englischen Kolonialvorschläge als nicht ungünstig bezeichnet. In der Flottenfrage hatte die damalige englische Regierung wohl auch wesentlich aus Gründen ihrer inneren Politik einer erheblichen Gegenrechnung in ihrem Flottenbudget ausweichen wollen, ebenso hatte die deutsche Reichsleitung ihrerseits zunächst auch finanzielle Bedenken bei den internen vorbereitenden finanziellen Beratungen gehabt. Es stellte sich aber noch im Februar heraus, daß der damalige Reichsfinanzminister in schwer verständlicher Weise die deutsche Finanzlage ungünstiger geschildert hatte, als es der Wirklichkeit entsprach. Am 12. März fand in Berlin eine Besprechung mit den leitenden Ministern der Einzelstaaten statt. Ich habe damals erklärt, die Anforderung für die Marine gebe ebensowenig Anlaß zu einer Beanstandung wie bei dem Landheer. Die Ausgestaltung der Marineforderungen hänge auch in ihren Einzelheiten nicht bloß von technischen Fragen, sondern von der auswärtigen Politik ab. Dafür, daß auch die Einzelheiten der aktuellen außerpolitischen Lage insbesondere dem Stand der Verhandlungen mit England angepaßt werden, dafür bürge mir die Leitung unserer auswärtigen Politik. Es sollte hiebei dem Reichskanzler, der eben zu dieser Zeit an höchster Stelle verschiedene Schwierigkeiten auszukämpfen hatte, zur Seite getreten werden. Dazu kam, daß damals in der „Kölnischen Zeitung" der bis dahin geheim gehaltene Entwurf der Marinevorlage und die diplomatischen Verhandlungen über diesen Punkt veröffentlicht wurden. Es fragte sich, durch welche Indiskretion dies geschehen.

So gärten die Dinge intern in Berlin, wie nicht minder auch in London. —

Der Lord der Admiralität Winston Churchill hatte in öffentlicher Rede von der deutschen Luxusflotte gesprochen. Er galt zwar nicht für einen Deutschfeind im Stil der Northcliffe-Presse. Aber er hat mit dem geschmacklosen Wort die schwebenden Verhandlungen mindestens sehr erschwert, meines Erachtens

Digitized by Google

noch mehr, als die unvermeidlichen beiderseitigen Ressortstreitigkeiten dies getan. Sie hätte ein Machtwort der obersten Stellen rechtzeitig beseitigen müssen.

Und nun der Hauptpunkt, das political agreement. Schon bei den vorbereitenden privaten Besprechungen hatte Ballin dem englischen Gegenpart gesagt, ein besonders wichtiger Punkt werde die Zusage einer scharf ausgeprägten Neutralitätsvereinbarung sein. Die teils diplomatisch, teils juristisch geführte Erörterung hatte lange Zeit keinen Erfolg. Schließlich hat das englische Kabinett telegraphisch vorgeschlagen: „England wird keinen unprovozierten Angriff machen, keine aggressive Politik gegen Deutschland verfolgen, an keiner Kombination mit aggressivem Charakter teilnehmen." Als aber Deutschland den als selbstverständlich bezeichneten Zusatz anregt: „England werde wohlwollende Neutralität bewahren, sollte Deutschland ein Krieg aufgezwungen werden," erfolgt glatte Ablehnung. Damit hat England seinerseits die Hülle abgeworfen. England war nicht eroberungssüchtig wie Frankreich an der deutschen Westgrenze, wie Rußland im Osten, aber die Politik seiner beiden Verbündeten konnte ohne Krieg sich nicht durchsetzen, und deshalb übernahm England das Selbstverständliche nicht, es übernahm seinerseits keine Zusage der Neutralität, wenn Deutschland von den Verbündeten Englands der Krieg aufgezwungen werden sollte. Wo ist der Unterschied zwischen Angriff und Erzwingen des Kriegs, z. B. durch eine russische Generalmobilmachung? Eine solche ist doch die Erzwingung des Kriegs gewesen. So scheiterte das political agreement. Die nutzlosen Verhandlungen wurden schließlich fallen gelassen.

Hat Frankreich zu diesem Ergebnis beigetragen? Sicherlich. Es kann kein Zweifel darüber obwalten, daß der Quai d'Orsay sich in den ersten Monaten bei dem mit Deutschland verhandelnden Ententegenossen meldete. Als Ballin im März in Paris war, glaubte er berichten zu können, die französische Finanzwelt würde das Abkommen mit großer Freude begrüßen. Von der französischen Regierung verlautete anderes. Sie glaube nicht an das Zustandekommen eines Abkommens — warum? Etwa weil Poincaré es mit großer Freude begrüßen werde? Nein, weil die deutsche Volksstimmung zu sehr dagegen sei! Eine vorbildliche Äußerung der französischen Regierungsemanationen. Im übrigen berichtete Ballin, es herrsche an der Seine eine gewisse Kriegslust, auf der Straße spreche man von einem bevorstehenden siegreichen Krieg, sei stolz auf seine Aviatik. Bethmann sagt mir am 14. März, die chauvinistische Bewegung würde im Fall einer deutsch-englischen Verständigung in sich zusammenfallen. In französischen Dingen ließ es der Reichskanzler an Optimismus oft nicht fehlen. Er mag in den folgenden Jahren auch nach Scheitern der Verhandlungen mit England zunächst noch auf Frieden mit England gehofft haben, aber ich kann aus mehrfachen Gesprächen, so noch aus dem Frühjahr 1914, immerhin bezeugen, daß Bethmann davon ausging: Kommt es zum Krieg mit Frankreich, so wird England dann keinenfalls neutral bleiben, wenn wir Frankreich zu überwältigen scheinen.

Wo liegt nun die Verantwortung für den ergebnislosen Ausgang der am 8. Februar 1912 eingeleiteten Verhandlungen?

Digitized by Google

Man kann geneigt sein, die inneren Gegensätze in Berlin, die in Vorstehendem berührt worden sind, bei Beantwortung der aufgeworfenen Frage in die Wagschale zu legen. Gewiß wäre es richtig gewesen, der Gegensatz zwischen Bethmann und Tirpitz wäre rechtzeitig zu einem endgültigen Austrag gekommen. Allein es handelt sich auch hier wieder, wie so oft in den Erörterungen der Gegenwart, darum, zu unterscheiden, was intern, in der Führung unserer Geschäfte für uns das Richtige gewesen wäre, und wo eine Schuld vom Standpunkt der internationalen Beziehungen, wo eine Verantwortung für die Entwicklung in der Richtung auf den Weltkrieg vorliegt. Die Schuld liegt im Sinne der Frage nach der Kriegsschuld auf der englischen Seite. Deutschland hatte den dringenden Wunsch, den eingetretenen Moment der Erledigung der von Frankreich und England angestifteten Marokkostreitigkeiten nun zur Verbesserung der für den Weltfrieden so unendlich wichtigen deutsch-englischen Beziehungen zu ergreifen. Die in England zutage tretende, gegen bisher sich langsam ändernde öffentliche Meinung schien den Weg dafür zu ebnen. Nirgendwo stand Deutschland der englischen Nation politisch im Wege. Beide Völker standen in blühendster Entwicklung. War die ganze englische Nation von Neid geleitet? Ich glaube es nicht, wenn man nicht Teilerscheinungen nach der so üblich gewordenen Art und Weise generalisieren will. England konnte nach dem Standard seiner Flotte, nach dem der deutschen Flotte auf irgend absehbare Zeit ernstlich nicht besorgt sein. Die deutsche Regierung dachte nicht im Traum daran, die Ententefreunde ihrerseits anzugreifen. Es hatte dies bei zahlreichen Gelegenheiten der letzten Jahrzehnte durch sein Handeln bewiesen.

Die Verhandlungen vom Jahr 1912 sind gescheitert, weil die die auswärtige Politik leitenden englischen Persönlichkeiten sich nicht von der Entente trennen wollten. Allerdings hatte England in Aussicht stellen wollen, es werde an keiner Verbindung mit aggressiven Plänen teilnehmen. Wie konnte die englische Regierung so in dem Moment sprechen, in dem der politische Leiter Frankreichs seine unversöhnliche Revanchelust der Welt verkündet hatte? Nur zwei englische Äußerungen mögen dazu zitiert werden. Anfang 1912 hat der englische Außenminister dem russischen Botschafter in London gesagt: Die Entente mit Frankreich sei die Voraussetzung seiner Amtsstellung, mit ihr stehe und falle er. Selbstverständlich erfuhr man solche Aussprüche in Paris aufs genaueste, falls es überhaupt nötig war. Grey hat sich damit kurz gesagt Frankreich schlechtweg in die Hand gegeben. — Und dann, ein Jahr darauf, hat der englische König, der Nachfolger Eduards, dem Prinzen Heinrich von Preußen auf die Frage, was würde die Haltung Englands im Falle eines Kriegs auf dem Kontinent sein? geantwortet: Unter gewissen Umständen würde sicherlich England sich auf die Seite von Frankreich und Rußland stellen, es denke nicht daran, die Entente mit Frankreich und Rußland zu erschüttern. Die Entente war ein Kriegsbund geworden, zumal, wenn Jules Cambon recht gehabt hat, der später veröffentlichte, er habe vom Jahr 1912 an den Krieg als sicher kommend angesehen. Unter solchen Umständen ist Sir E. Grey ein Mitschuldiger angesichts der Hindernisse, die er dem Aus-

Digitized by Google

gleich der Interessen Deutschlands und Englands in den Weg gestellt hat. Hätten er und andere seiner Helfershelfer ruhig die Entwicklung der Dinge überlegt, sie hätten die Bedeutung der Entente nicht verkennen dürfen. In Wirklichkeit hat er aber im Herbst 1912 den berüchtigten, militärische Hilfe zusagenden Brief an den französischen Botschafter in London geschrieben, damit Frankreich Carte blanche gegeben und Deutschland immer mehr in die Stellung des zur Verteidigung aufs äußerste Verpflichteten getrieben.

Von dem Stand solcher immer noch spärlichen, aber doch wachsenden Blicke hinter die Kulissen von Downing Street wird vielleicht das eine oder andere Urteil von heute die deutsch-englische Besprechung in Berlin vom Februar 1912 überhaupt als überflüssig ansehen. Und doch möchte ich glauben, es lagen in jenen Zeiten Umstände vor, die die Lage noch nicht als ganz hoffnungslos erscheinen ließen. Entgegen dem damaligen Einfluß von Sir E. Grey wäre je nach dem Gang der Dinge wenigstens eine schrittweise Ausschaltung des kriegsdrohenden Charakters der Entente nicht unmöglich gewesen. Wir dürfen gerade in Tagen, wie wir sie derzeit erleben müssen, die Möglichkeit einer schrittweisen Entwicklung der Dinge, die augenblickliche Lage mag noch so schwierig sein, uns stets vorhalten. Sir E. Grey gilt auch in England als ein nicht zuverlässiger und als ein Politiker von kleinem Kaliber. Wäre seit 1912 an Stelle Greys ein wirklicher Staatsmann getreten, er hätte Frankreich von dem Krieg zurückgehalten.

Zunächst schien auch nach dem Erlahmen der mit Haldanes Besuch eingeleiteten Verständigung immerhin die deutsch-englische Luft in manchen Einzelheiten erträglicher als früher, so bei einzelnen diplomatischen Zwischenfällen. An dem kolonialen Ausgleich wurde zugunsten deutscher Wünsche sogar über zwei Jahre, bis zum Ausbruch des Weltkriegs weitergearbeitet. Tirpitz selbst sagt, er habe die im Februar 1912 gestellten Wünsche hinsichtlich unseres Flottenbaus im Sommer 1912 konzediert.

Man täuschte sich im deutschen Botschafterpalais in London, man täuschte sich in der Wilhelmsstraße über die Grundlagen der Gesinnung des englischen Außenministers, trotz des Ausgangs der Mission Haldanes.

Die Unterstützung der Poincaré-Rachepolitik war im Kopfe Greys festgenagelt. Hinter dem Franzosen marschiert der Engländer. Der war wirklich a dangerous man, und als alles bereit war, entschloß er sich für seinen kurzen Krieg, wie er siegeszuversichtlich meinte.

Die Allianz um jeden Preis war da, um den Preis des fürchterlichsten Kriegs der Weltgeschichte.

Ich glaube, stünde England heute nochmals vor der Entscheidung von 1912, es würde sich für das political agreement entscheiden.

Digitized by Google

Aus den Erinnerungen des Generalfeldmarschalls Grafen Waldersee[1])

Geschäftsträger in Paris (1871)

Mitgeteilt von

Heinrich Otto Meisner

(Schluß)

29. Juli.

Gestern besuchte mich Guido Henckel,[1]) der soeben hier angekommen ist. Er teilte mir vertraulich mit, daß ein Arrangement im Gange ist, nach dem Bankiers — durch Vermittlung der Gebrüder Haber — die nächsten 1½ Milliarden zahlen wollen. Pouyer-Quertier betreibt die Sache hinter dem Rücken von Thiers und Favre. Er möchte mit einem fait accompli hervortreten, muß aber sehr auf seiner Hut sein, weil Rothschilds ein gleiches Geschäft vorhaben und mit Thiers zusammenstecken. Die Ministerkrisis dauert fort. Thiers will Favre und Simon[2]) nicht gehen lassen, was ich sehr begreiflich finde. Er fürchtet den steigenden Einfluß der Rechten.

2. August.

Gestern war eine sehr bedeutungsvolle Kammersitzung. Beim Gesetz über die conseils généraux hat die Regierung eine Schlappe erlitten. Thiers hat die Sitzung wütend verlassen und nachher mit der Kabinettsfrage gedroht. Man wird sich wohl noch einmal verständigen, aber die Rechte gewinnt doch ersichtlich an Terrain. Ich glaube, sie wird so unbesonnen sein, noch weiter zu gehen, und dann kann es mit Thiers bald aus sein.

3. August.

Rémusat ist zum Nachfolger Favres ernannt. Er ist reiner Orleanist und ein Mann in den Siebzigern. Die Rechte wird diese Wahl sehr befriedigen.

7. August.

Ich hatte gestern Hauptmann v. Bülow mit einem Auftrag an General v. Stosch[3]) nach Compiègne geschickt. Dieser ließ mir vertraulich sagen, Manteuffel habe es übelgenommen, daß ich noch nicht bei ihm war. Ich habe in der Tat nicht die Zeit gehabt, Vergnügungsreisen wie z. B. nach Compiègne zu machen, die mir mindestens einen vollen Tag gekostet hätten. Da ich aber von vornherein höflich gegen Manteuffel sein wollte, sandte

---

[1]) Aus den bei der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart und Berlin demnächst erscheinenden Denkwürdigkeiten des Generalfeldmarschalls Grafen Waldersee.

[2]) Guido Graf Henckel, Freiherr v. Donnersmarck, Berater Bismarcks in der Frage der Kriegsentschädigung.

[3]) Minister des öffentlichen Unterrichts, der Kulte und schönen Künste.

[4]) Damals Generalstabschef Manteuffels.

Digitized by Google

ich, gleich nachdem er in Compiègne eingetroffen war, den Grafen Linden zu ihm, den er auch sehr höflich empfing und für die Aufmerksamkeit danken ließ. Ich glaube hiermit genug getan zu haben. Daß Manteuffel bei seinem Hang zur Intrige für mich unbequem werden könnte, war mir in demselben Augenblick klar, als ich seine Ernennung erfuhr.

Eine[1]) Bestätigung bildete für mich die Tatsache, daß Manteuffel um Zuteilung eines Diplomaten gebeten hatte, da er der französischen Sprache nicht mächtig sei, und daß Bismarck ihm den Grafen Radolinski schickte. Mit einem Diplomaten in seinem Stabe sah es doch natürlich so aus, als ob er Verhandlungen zu pflegen habe,[2]) und darauf kam es Manteuffel gerade an.

Ich beschloß vorsichtig zu sein, mir ihm gegenüber nichts zu Schulden kommen zu lassen, aber mir auch nichts zu vergeben. Mein Rang als Oberstleutnant dem General der Kavallerie gegenüber hatte hierbei nach meinem Gefühle[3]) keine Bedeutung.

Ferner teilte mir Stosch auf demselben Wege mit, Manteuffel habe Madame de Valon[4]) und Pouyer-Quertier gestern zu Mittag eingeladen,[5]) und Pouyer-Quertier habe geschrieben, sie wollten über Politik, namentlich Zahlungen, sprechen. Er, Stosch, habe Manteuffel geraten, nicht ohne mich und ohne mein Vorwissen zu handeln, indes wolle dieser dennoch mit Pouyer-Quertier Unterhandlungen aufnehmen.

Dies wird mir allmählich zu arg. Ich schrieb sogleich an Keudell und ersuchte ihn, mir zu sagen, ob denn Manteuffel Instruktion habe, selbständig mit der französischen Regierung in Unterhandlung zu treten. Sodann schrieb ich Stosch und sagte ihm unumwunden, daß mich Manteuffel durch den kindischen Ton seiner zwei Schreiben verletzt hätte und ich deshalb absichtlich nicht nach Compiègne gekommen wäre, auch könnte ich verlangen, daß der General mir mehr Mitteilungen mache als bisher, z. B., wenn Divisionen das Land verließen usw.

9. August.

Gestern früh schickte mir Manteuffel zu meinem nicht geringen Erstaunen die Abschrift eines Entwurfs eines vollständigen Vertrages

[1]) Zusatz.

[2]) Nach Hanotaux, Histoire de la France contemporaine I, S. 294 beruhten die „relations courtoises et même confiantes", die Manteuffel mit der französischen Regierung hatte, auf einer „nécessité de la situation".

[3]) Manteuffel betrachtete dagegen den Verfasser als seinen „subordonné", wie er dem Grafen de Saint-Vallier (vgl. unten S. 16) oft erklärte. Vgl. die aus den Papieren von Thiers unter dem Titel: „Occupation et libération du territoire" im Jahre 1903 veröffentlichten „Korrespondenzen" zwischen Thiers, Saint-Vallier, Manteuffel, Pouyer-Quertier usw., Bd. I, S. 31.

[4]) Vgl. S. 16.

[5]) Vgl. Stosch, Denkwürdigkeiten, S. 257.

Digitized by Google

zwischen ihm und Pouyer-Quertier, dem nur noch die königliche Sanktion fehlte. Frankreich zahlt sogleich und bis zum 16. 250 Millionen bar und am 31. August die gleiche Summe in Wechseln auf drei Monate Sicht; dafür räumen wir die Forts sofort und bis zum 31. die Departements bis zur Champagne. Manteuffel hatte dieses Instrument durch einen Feldjäger an Bismarck geschickt und gab sich dem Wahn hin, es würde sogleich genehmigt werden. Toller Weise bringen schon heute abend die Zeitungen die ganze Sache als Faktum. Ferner lud mich Manteuffel sehr höflich zu sich ein, und Stosch schrieb mir, daß er ihm von meinem Briefe Mitteilung gemacht habe. Stosch gibt mir übrigens recht und scheint ehrlich Manteuffel in der richtigen Bahn halten zu wollen, er rät mir in sehr freundschaftlicher Weise, nicht gar zu stramm ins Zeug zu gehen.

Ich fuhr sogleich zu Rémusat. Er sieht für seine 75 Jahre ganz gut aus, kam mir aber ziemlich zugeknöpft vor. Ich berührte die Zahlungen und merkte, daß er von den Pouyer-Quertierschen Abmachungen noch nichts wußte. Hierauf sagte ich mich zu morgen in Compiègne an. An Bismarck schrieb ich durch den Feldjäger, ich enthielte mich der Kritik über die Abmachungen, könnte jedoch niemals eine Gefährdung unserer Truppen in den Forts erkennen, was Manteuffel neben der erschwerten Ausbildung als Motiv seines Handelns angegeben hatte.

11. August.

Der gestrige und heutige Tag waren in hohem Grade interessant. Ich fuhr um 12 Uhr mit Linden nach Compiègne und sprach zuerst mit Stosch.

Die Sache liegt so: Manteuffel kann es nicht ertragen, daß ich ihm nicht unterstehe; er hat mit dem Grafen de Saint-Vallier[1]) angefangen, Politik zu treiben, und läßt sich sehr von ihm leiten. Er hat solange intrigiert, bis Pouyer-Quertier mit der schlauen Gräfin Valon[2]) ihn besucht hat — unter dem plumpen Vorwand bei ihm zu dinieren. Sie

[1]) Der spätere Berliner Botschafter, damals von seiner Regierung bei Manteuffel akkreditiert „en qualité de commissaire extraordinaire“ (vgl. Hanotaux, a. a. O., I, S. 294).

[2]) Der Vater der Comtesse de Valon war der Marquis de La Rochelambert, sénateur de l'empire, ihre Mutter eine geborene de Bruges, deren Familie nach Aufhebung des Edikts von Nantes in Brandenburg einwanderte und von Berlin her Manteuffel bekannt war. —

Zum Kapitel der politisierenden Damen bemerkt Vf. noch:

„Direkt an mich wandte sich eine andere Dame, entschieden zweifelhafter Qualität und in Paris viel genannt, mit dem schriftlichen Anerbieten, 500 000 Chassepotgewehre, die in unseren Besitz gekommen waren, zu kaufen. Daß Damen derartige Geschäfte machen, war mir in meiner Unschuld noch neu. Da es in die Zeit fiel, in der mein Regime zu Ende war, habe ich ihr Projekt und auch sie selbst Harry Arnim übergeben, der sie auch dankbar in Empfang nahm. Was weiter aus der Sache geworden ist, weiß ich nicht.“

Digitized by Google

haben nun, nach meiner Meinung in höchst unüberlegter Weise, unterhandelt; Pouyer-Quertier hatte zuerst keine Vollmachten, dann holte er sie sich telegraphisch von Versailles ein, wo man sie ihm gab in dem Wahn, Manteuffel sei autorisiert. Als ich nach Compiègne kam, telegraphierte gerade Rémusat, daß die Regierung Pouyer-Quertier desavouieren würde, falls man sie wegen der von den Zeitungen gebrachten Nachrichten interpellierte.

Das gab schon einige Enttäuschung beim guten Manteuffel. Er war übrigens zu mir von gesuchter Höflichkeit und begann nach Tisch mich heftig zu bearbeiten. Ich sollte direkt an den König schreiben und die Konvention für sehr vorteilhaft erklären. Ich sagte ihm rund heraus, daß ich nur an den Reichskanzler zu schreiben hätte. Nun sollte ich ihn wenigstens ermächtigen, dem König mitzuteilen, daß ich einverstanden sei. Ich erwiderte hierauf, er möge schreiben, daß ich jede frühzeitige Zahlung für vorteilhaft hielte, ich könnte aber das Ganze nicht übersehen, wäre auch in Wechselverhältnissen nicht genügend bewandert. Der Friedensvertrag, fügte ich hinzu, bilde ein Ganzes, von dem die Zahlungen nur einen Teil darstellten, ich sei daher nicht in der Lage, einseitig die Zahlungssache zu betreiben. Ich hoffte, er würde verstehen, daß er bei seiner Unkenntnis der Verhandlungen noch viel weniger „in der Lage wäre".

Manteuffels[1]) Verfahren hat mich in hohem Grade entrüstet. Er wußte ganz genau, daß, wenn ich direkt an den König schrieb, also meinen derzeitigen Chef Bismarck überging, ich bei diesem für immer verspielt hatte; nichtsdestoweniger suchte er mich zu verlocken. Er sagte u. a.: „Es ist Ihre Prärogative als Flügeladjutant", „Sie sind doch Soldat; was wollen Sie sich viel um Bismarck kümmern" u. dgl. Am meisten verdroß es mich, als er sagte: „Glauben Sie mir, Ihr Vater würde unbedingt so handeln." Da kennt er meinen guten Vater wirklich schlecht; auf ein so elendes Intrigenspiel, dem nichts als maßlose Eitelkeit zugrunde liegt, würde dieser mit Verachtung geblickt haben.

Ich fuhr am Abend hierher zurück und begab mich heute früh zu Rémusat. Ich hatte bisher von der französischen Regierung noch keine Mitteilung erhalten, daß sie in Compiègne verhandelte; ich fand dies in hohem Grade rücksichtslos und hatte die Absicht sehr deutlich zu werden. Als ich aber eben in die Präfektur getreten war, ließ sich Pouyer-Quertier bei mir melden und machte große Entschuldigungen, daß er mich in Unkenntnis gelassen hätte, es wäre das ein Mißverständnis und Mangel an diplomatischer Routine. Herr Thiers hätte ihm soeben den Auftrag gegeben, zu mir zu gehen, und er sei auf dem Wege gewesen. Ich merkte

[1]) Nachtrag.

Digitized by Google

sogleich, die Sache sei von Manteuffel und Pouyer tüchtig verfahren. Rémusat bestätigte mir dies indirekt und machte alle möglichen Entschuldigungen. Ich verschwieg ihm sowohl wie dem Finanzminister nicht, daß sie einmal nicht den schnellsten Weg gewählt hätten, und daß ich fürchtete, der Reichskanzler würde nicht sehr erbaut sein. An Bismarck telegraphierte ich sehr gründlich meine Unterhaltungen mit Manteuffel, Pouyer und Rémusat.

Die französische Regierung brauchte vor der Kammer einen großen Erfolg; der sollte nun darin bestehen, daß sie sagen konnte, die Preußen, die bis zum 31. Januar ein Recht auf die Forts von Paris hätten, marschieren schon in einigen Tagen ab.

12. August.

Heute kam ein Telegramm von Bismarck: „Ich habe Ihre Telegramme erhalten; halten Sie sich von den Unterhandlungen bei Manteuffel wegen mangelnder Instruktion fern." Ich hoffe, es kommt bald Näheres.

13. August.

Heute früh kam ein langes Telegramm von Bismarck; er befiehlt noch einmal, mich nicht mit Manteuffel einzulassen; bezeichnet den Versuch von Pouyer in Compiègne als ein völkerrechtswidriges Attentat; ich solle das gelegentlich Thiers und Rémusat mitteilen. Manteuffel ist also hineingefallen, und ich habe mich korrekt benommen; das wird mir wohl keinen Schaden bei Bismarck tun.

18. August.

General v. Stosch war gestern bei mir und hat mich noch mündlich über mehreres aufgeklärt. Bismarck hat Manteuffel wissen lassen, daß er nicht Oberbefehlshaber bleiben könne, wenn er sich in Politik mische.[1]) Ich gebe ihm darin vollständig recht, und es ist mir eine Genugtuung, daß Manteuffel tüchtig angerannt ist. Der Riß zwischen beiden wird nun wohl unheilbar sein. Bismarck will natürlich — wie ich es auch Manteuffel erklärt hatte — noch Konzessionen von den Franzosen, namentlich wegen der Einfuhr aus dem Elsaß nach Frankreich; ich glaube, daß er sie erreicht.

Gabriac[2]) hat Bismarck in Berlin bei dessen Durchreise von Varzin nach Gastein seinen ersten Besuch gemacht und sich nach des Kanzlers

[1]) Zu der Affäre Manteuffel ist vom Standpunkte der altera pars zu vergleichen: der Brief Stoschs vom 20. August 1871 (in dessen „Denkwürdigkeiten", S. 260 f.), Freytags Schreiben an Stosch vom 3. September (G. Freytags Briefe an Albrecht v. Stosch, S. 81 und 302 f.) sowie die in Doves „Ausgewählten Schriftchen", S. 237 ff. gedruckten Briefe Manteuffels an Leopold v. Ranke. Auch „Occupation et libération du territoire" (vgl. oben S. 15, Note 3), Bd. I, häufig.

[2]) Marquis de Gabriac, französischer Geschäftsträger in Berlin.

Digitized by Google

Meinung taktlos benommen, indem er über den schlechten Fortgang der Unterhandlungen in Frankfurt klagte. Es soll nun Harry Arnim — zunächst en mission extraordinaire — hierher kommen. Mir scheint das sehr verständig, da er die Verhältnisse in Frankfurt genau kennt.

Pouyer möchte gern mit Bismarck direkt verhandeln und sich zu diesem Zweck nach Gastein begeben. Ich habe ihm eröffnen müssen, wenn er ohne Konzessionen käme, könne er sich die Reise sparen. Doch habe ich Bismarck telegraphiert, die Franzosen würden Konzessionen machen, die Gelegenheit dazu müßte ihnen aber bald gegeben werden. Sie brauchten so dringend die Evakuation der Forts, daß sie äußerstenfalls das Geld auch mit großen Opfern zusammenbringen würden, und dann müßten wir die Forts verlassen, ohne Konzessionen zu empfangen.

In der Nationalversammlung bereitet sich ein großer Kampf vor wegen der Verlängerung des „pouvoir" für Thiers auf drei Jahre und seiner Ernennung zum Präsidenten der Republik. Die Regierung unterstützt heimlich diesen von der Linken ausgehenden Antrag; es kann aber sein, daß sie Fiasko macht. Für wahrscheinlich halte ich jedoch einen Kompromiß.

19. August.

Das französische Publikum hatte sich noch immer mit der Hoffnung getragen, daß die Manteuffel-Pouyersche Konvention existiere. Jetzt wird den Leuten klar, wie sie sich getäuscht haben, und man ist wütend. Durch die fehlerhafte Behandlung der Frage ist gerade das Gegenteil von dem erreicht, was man erreichen wollte, statt Beruhigung der Gemüter neue Aufregung.

Schon neulich hat sich Pouyer dahin geäußert, daß er über die Möglichkeit, Arnim hier zu sehen, nicht sehr erbaut sei. Heute hatte ich bei Rémusat den gleichen Eindruck. Er deutete es ziemlich unverblümt an und betonte nochmals, daß er sehr gern mit mir unterhandle.

22. August.

Die Aussicht auf Arnim freut die Franzosen nicht sehr; sie können ihn nicht leiden. Ich weiß nicht recht warum; ich glaube, er hat früher häufig Händel mit französischen Diplomaten gehabt. Rémusat war sehr erfreut, als ich ihm sagte, die kaiserliche Regierung sähe es gern, wenn die Gewalt von Thiers mehr befestigt würde; wir erblickten darin eine Garantie für ruhige Zustände und somit für Erfüllung der Friedensbedingungen.

Abends ging ich in den Salon von Thiers. Der Alte nahm mich sogleich zu sich auf ein Sofa und sprach wohl eine halbe Stunde mit mir.

Digitized by Google

Er versicherte mir mehrfach, alles Gerede von Revanche in den Zeitungen sei barer Unsinn. Er wolle Ruhe haben, um das Land zu reorganisieren.

24. August.

Harry Arnim kommt nun wirklich her; wahrscheinlich am 26. abends.

Gambetta fängt zu wühlen an, um eine Auflösung der Nationalversammlung zu erreichen, und findet allerorten, namentlich aber im Süden, viel Beifall. Die Bonapartisten schließen sich ihm an, weil auch sie aus einer Auflösung nur Vorteil ziehen können.

*

Hier fehlen mir ein paar Tage, die ich nun aus der Erinnerung nachtragen will.

Arnim, der, soweit ich mich erinnere, am 30. eintraf, wollte mich gern hier noch festhalten; er hatte die wunderlichsten Bedenken wegen angeblich seine Person bedrohender Gefahren. Infolge Ablehnung eines Duells stand er bei uns in dem Rufe, keinen Mut zu haben, und ich muß gestehen, daß die Pariser Begegnung denselben Eindruck in mir erweckte. Ich fuhr mit ihm nach Versailles und war auf seinen Wunsch bei seiner ersten Visite bei Thiers und Rémusat sowie noch bei einer späteren Unterhandlung zugegen. Er brachte durch bestimmte Forderungen von unserer Seite die Angelegenheit der zollfreien Einfuhr über die neue Grenze in Fluß, was den Franzosen sehr angenehm war. Ich war erstaunt, ihn Thiers gegenüber etwas verlegen zu finden, worauf ich bei seiner sonst berühmten Breitspurigkeit nicht gerechnet hatte. Er sagte mir u. a.: „Ich habe das Unglück, daß mich die Leute überall für unhöflich halten." Etwas schuld daran ist wohl seine große Kurzsichtigkeit.

Im Falle Thiers[1]) dauerte übrigens jene Unsicherheit nicht lange; nachdem Arnim gesehen hatte, daß mit dem Alten auszukommen sei, fand er schon beim dritten Besuch seine Dreistigkeit wieder. Er war ganz fraglos ein gescheiter Mann und guter Beobachter, aber seine Eitelkeit, aus der sich ja oft Überhebung entwickelt, spielte ihm böse Streiche, sie stachelte ihn zur Rivalität mit Bismarck, an der er dann so elend zugrunde gehen sollte.

Arnim hielt mir auch einen längeren Vortrag darüber, daß ich klug tun würde, vollständig Diplomat zu werden, und meinte, es bestände gerade jetzt viel Aussicht, daß ich Gesandter in Italien werden könne. Die beiden einzigen Konkurrenten seien Perponcher, den Bismarck nicht leiden könne, und Keudell, der von Bismarck nicht los käme.

[1]) Zusatz aus noch späterer Zeit.

Digitized by Google

Bei meiner Verabschiedung in Versailles war der alte Thiers sehr nett und liebenswürdig, wir schieden als gute Freunde.

*

Ich habe bisher nur Zeit gefunden, in meinem Tagebuche ab und zu kurze Notizen meist geschäftlichen Inhalts zu verzeichnen, und will nun einiges nachholen.

Paris bot, als ich ankam, noch einen höchst traurigen Anblick. Was war aus der schönen lebendigen Stadt geworden! Fuhrwerk, das sonst die Straßen so belebt macht, gab es noch sehr wenig. Es hielt z. B. selbst auf den Bahnhöfen schwer, einen Fiaker zu bekommen, man mußte zu jeder Fahrt erst einen förmlichen Vertrag mit dem Kutscher schließen. Die meisten Omnibuslinien waren noch nicht wieder eröffnet, die eleganten Läden zum größten Teil noch geschlossen und deshalb die Boulevards, die von ihnen den Hauptteil der Beleuchtung beziehen, auffallend dunkel. Elegante Equipagen und überhaupt elegante Welt gab es gar nicht. Überall stieß der Blick auf Soldaten, die in den großen Gärten, den Tuilerien, Luxembourg usw. noch in Massen lagerten. Die Polizei wurde überwiegend von ihnen gehandhabt. Die sonst so schöne ehemalige Avenue de l'Impératrice, jetzt Avenue Uhrich,[1]) war ein langes Artillerielager geworden.

Und nun die zum Teil noch rauchenden Trümmer! Die hauptsächlichsten Brände waren gerade in den schönsten Quartieren gewesen, ich hatte ihre Spur also täglich vor Augen. Von den Tuilerien war eigentlich nur der ganz neue Flügel an der Seine erhalten, alles andere eine ausgebrannte Ruine. Das Hôtel de Ville war total niedergebrannt, ebenso das Finanzministerium, dessen heruntergestürzte Trümmer noch jetzt die Passage in der Rue Rivoli sehr erschwerten. Die Teile der Vendômesäule hatte man bereits fortgeschafft, es stand nur der Stumpf. Die Vorderfront der Madeleine war mit Kugelanschlägen wie besät. Am tollsten sah es eigentlich dicht bei der Botschaft aus. Das Palais der „Légion d'honneur," des „Conseil d'État", die gegenüberliegende Mairie, ein Teil der Kaserne Bonaparte, die Eckhäuser der Rue du Bac und Rue de Lille und mehrere dicht dabei liegende Privathäuser waren Schutthaufen. Zum Glück für unsere Botschaft waren die beabsichtigten Brände des Kriegsministeriums, „Corps législatif" usw. noch unterdrückt worden, sonst wären wir der Katastrophe schwerlich entgangen. Der Kampfschauplatz der Kommune mit der belagernden Armee sah natürlich furchtbar aus, die Stadtteile längs der Enceinte vom Point-du-Jour bis ein Stück nördlich der Avenue de la grande armée waren fürchterlich zugerichtet, ganze Reihen von

[1]) Nach dem Verteidiger von Straßburg, General Uhrich, benannt.

Digitized by Google

Häusern total zerstört, das schöne Bois de Boulogne von der Enceinte bis zu den Seen vollständig niedergelegt und darüber hinaus vielfach noch sehr verwüstet. Dagegen blieben andere Quartiere gänzlich verschont, in der Avenue des Champs Elysées sowie in den meisten Nebenstraßen konnte man kaum etwas bemerken. Man hatte an einzelnen Orten aufzuräumen begonnen, gebaut wurde aber noch gar nicht. Die abgebrannten öffentlichen Gebäude waren alle mit einem Zaun umgeben, um Diebstähle in den Trümmern zu verhindern. Die Brücke von Sèvres hatte eine Notpassage erhalten; jenseits betrat ich bekanntes Terrain, ein Teil der massenhaften Ruinen war unser Werk, wie z. B. das mit Ausnahme weniger Häuser ganz zerstörte Städtchen St. Cloud. Versailles schien ein großes Heerlager. Zu unserer Zeit sah man nicht den vierten Teil der damals dort befindlichen Soldaten. Auf dem Plateau von Satory lag ein Armeekorps. Der von den hohen Mauern umfaßte Teil diente als Kommunistengefängnis. Ringsum standen in Abständen von 20 Fuß Schildwachen und waren mehrfach Scharten hereingebrochen, durch die Geschütze von außen her ihre Köpfe steckten. Ebenso war die Orangerie des Schlosses Kommunistengefängnis. Das Schloß beherbergte außer der im Theater tagenden Nationalversammlung die Ministerien, d. h. nur ihre notwendigsten Abteilungen, und auch diese natürlich eng zusammengedrängt. Die Diplomaten wohnten sämtlich wieder in Paris, hatten aber meist auch in Versailles kleine Quartiere. Von Paris geht jede halbe Stunde ein Eisenbahnzug nach Versailles, mein Wagen fuhr mich von der Botschaft in fünf Viertelstunden bis vor die Präfektur, so daß ich häufig drüben war.

Die Botschaft hatten die Kommunisten gar nicht betreten. Nachdem der Concierge als Deutscher ausgewiesen worden war, wurde sie von einer alten Frau gehütet, welche die amerikanische Gesandtschaft hingeschickt hatte.

Mein Personal war allmählich ziemlich zahlreich geworden. Als erster Sekretär fungierte Fürst Lynar, kein bedeutender Arbeiter; er hatte sich kürzlich verheiratet,[1]) und ich erlaubte ihm unter der Hand, meist abwesend zu sein. Der zweite Sekretär, Legationsrat Baron v. Holstein, war ein sehr unruhiger Geist, sehr eitel und wenig gründlich. Bei riesigem Eifer und dem Wunsche alles zu machen, schaffte er eigentlich nichts. Er sprach und schrieb aber ausgezeichnet Französisch, war mir deshalb von Nutzen und wurde vielfach zu Aufträgen außerhalb des Hauses verwandt. Der Attaché Leutnant Stumm[2]), angenehm und sehr fleißig, bekam eine Menge laufender Geschäfte, wie Reklamationen, Klagen, Korrespondenz

[1]) Fürst Alexander Lynar, vermählt seit dem 16. Mai 1871 mit Mary Parson-Ohio.

[2]) Der spätere Botschafter und Freiherr Ferdinand v. Stumm.

Digitized by Google

mit den Truppen usw., während sein Kollege Leutnant Graf v. Dönhoff, ein netter, bescheidener Mann, zunächst für jede schriftliche Arbeit noch wertlos war, weshalb ich ihn Zeitungen lesen, anstreichen und sich herumtreiben ließ. Legationsrat Graf v. Linden aus dem württembergischen Ministerium des Auswärtigen erwies sich als fleißiger, sehr geschulter Beamter mit offenem Kopf. Im Leben ein Windbeutel und Schuldenmacher, war er im Dienste von größtem Wert, um so mehr als er sehr gern unter mir arbeitete. Legationsrat Hellwig aus unserem auswärtigen Ministerium war grundzuverlässig und solide, fleißig und gründlich, hatte hauptsächlich die mit den Konsulargeschäften zusammenhängenden Arbeiten, außerdem die Angelegenheiten der ausgewiesenen Deutschen, die allmählich große Dimensionen annahmen, so daß ich ihm ein eigenes Bureau einrichten mußte. Der Militärattaché Hauptmann v. Bülow schließlich, schon vor dem Kriege mein Gehilfe und aufs neue von mir erbeten, galt als ein genauer Kenner der französischen Armee. Zu diesen sieben Herren trat als Kanzleichef der Geheime Hofrat Gasperini, ein ausgezeichneter Beamter, der sich mir mit größter Bereitwilligkeit und Bescheidenheit unterordnete und augenscheinlich gern unter mir arbeitete. Auch alles untere Personal hatte ich in der Botschaft einquartiert. Es erwies sich dies als unbedingt nötig, da man in der Stadt Insulten ausgesetzt war und solche durchaus vermieden werden mußten. Ebenso war es, wenigstens anfangs, nicht möglich, die Restaurants zu besuchen. Ich lud daher meine sieben Herren ein für allemal zu Dejeuner und Diner ein. Bis zum Dejeuner wurde mein Zimmer nicht leer.

Regelmäßig erschienen die beiden Agenten Wollheim da Fonseca und Beckmann. Ich hatte sie für Paßangelegenheiten und Spionage engagiert. Wollheim[1]), portugiesischen Ursprungs — er renommierte damit, sein Großvater habe auf Ceylon 10 000 Heiden hinrichten lassen —, war Kosmopolit vom reinsten Wasser. Politischer Agent bei verschiedenen Großmächten, Sprachgelehrter, Theaterdirektor, Literat und ich weiß nicht was noch alles, war er schließlich ohne Brot, als ich ihn in Berlin auffischte, wo er mir von Louis Schneider empfohlen wurde. Er sah aus wie ein alter Jude, sprach infolge eines Halsleidens wie ein heiserer Rabe und hatte wirklich das denkbar ungünstigste Exterieur, am bedenklichsten, wenn er in weißer Krawatte erschien und der portugiesische Christusorden seinen Hals zierte. Er war aber ein kluger Kopf, sogar witzig und geistreich, und vor allem sehr erfahren. In Paris hatte er gute Verbindungen im orleanistischen Lager und diente außer mir wahrscheinlich noch den Österreichern. Von anderem Schlage Beckmann. Hannoveraner von Geburt, war er einige Zeit welfischer Agent, sodann preußischer kontra welfische

[1]) W. spricht in seinen „Neuen Indiskretionen" (1884) ausführlich vom Verfasser.

Digitized by Google

Umtriebe, oder vielmehr, wie ich glaube, beides zugleich. Jedenfalls hat er, in Paris ganz zu Hause, Mitarbeiter am „Temps", Korrespondent der „Nationalzeitung", rastlos tätig und sehr gewandt, mit vortrefflichen Beziehungen in der ganzen Presse, gute Dienste geleistet. Daß er mich dabei auch betrog, ist wahrscheinlich. Arnim [1]) und dann Hohenlohe haben ihn übernommen, dieser behandelte ihn sogar als Gentleman und sah ihn nebst Familie bei sich. Als Münster kam, wandte sich das Blatt. Er hat Beckmann nicht angesehen, weil ihm dessen Verrätereien in Hietzing [2]) bekannt waren.

Meine beiden früheren militärischen Agenten v. Schluga und Rahn hatte ich wieder herangeholt. Sie mußten sich aber mit großer Vorsicht benehmen. Ich verschickte sie oft und ließ sie schließlich überwiegend mit Bülow verhandeln. Zu regelmäßigen Besuchern gehörten die Korrespondenten der „Kölnischen" und der „Kreuz-Zeitung". Von jener namentlich ein Herr Levysohn [3]), der sehr gute Beziehungen hatte, von dieser ein alter Herr Scheler, der nicht viel wußte, aber in legitimistischen Kreisen verkehrte. Leute dieser Art wollten mich natürlich in erster Linie ausfragen, wußten doch aber oft selbst allerlei Neuigkeiten.

Dann hatte ich noch zwei Franzosen im Solde, ohne jedoch persönlich mit ihnen zu verkehren. Entweder schrieben sie oder kamen mit Holstein zusammen. Einer von ihnen war aus guter Familie und hatte in der Assemblée [4]) mehrere Verwandte. Er schrieb wiederholt ganz gute Berichte. Daß man Lumpenpack gebrauchen muß, ist eine schwache Seite diplomatischer Stellungen. Nach meiner festen Überzeugung kann man in Paris ohne solche Leute nicht auskommen, und wer auf sie verzichtet, nützt seiner Sache nicht so vollständig, wie er könnte.

Höchst wertvoll war für mich der Verkehr mit Mr. Oliphant, dem Korrespondenten der „Times", einem durchaus ehrenhaften und sehr tüchtigen, bei Freund und Feind beachteten Manne, den ich aus dem Kriege vom Hauptquartier des Großherzogs her sehr gut kannte.

Nach jedem Besuch in Versailles hatte ich sofort einen Bericht zu machen, mindestens zu telegraphieren. Die Berliner Telegramme kamen meist sehr spät abends oder in der Nacht, so daß der Dechiffreur keinen leichten Dienst hatte. Die Durchschnittsrechnung für Telegramme belief sich pro Monat auf 6000 Franken. Meine Erholungszeit war der Abend. Nach dem Diner ließ ich anspannen und fuhr allein oder mit Linden ins Bois de Boulogne; ins Theater bin ich nur drei- oder viermal gekommen.

---

[1]) Bis zum Ende des Absatzes Zufügung aus späterer Zeit.
[2]) Bei Wien; Aufenthalt Georgs V. nach seiner Entthronung.
[3]) Der spätere Chefredakteur des „Berliner Tageblatts".
[4]) Der französischen Nationalversammlung.

Digitized by Google

Nie im Leben war ich andauernd so fleißig wie hier in Paris, von den Vergnügungen, die sonst für einen Fremden mit einem Pariser Aufenthalt zusammenhängen, habe ich nichts genossen.

*

Das äußere Leben und Treiben der Stadt entwickelte sich von Tag zu Tag mehr und war schließlich zu meinem Erstaunen — wenn man von eleganter Welt, schönen Equipagen und ähnlichem absah — fast so wie vor dem Kriege. An die Ruinen gewöhnte sich das Auge allmählich, (soweit es sich um Privathäuser handelte, begannen auch schon die Wiederherstellungsarbeiten), die großen Gärten öffneten sich von neuem dem Publikum, und die Biwacks der Truppen hörten auf. Mein privater Verkehr in Paris war sehr unbedeutend. Alle Diplomaten lebten halb in Paris, halb in Versailles, Diners u. dgl. fanden nicht statt. Sehr höflich und freundlich benahm sich Lord Lyons. Ebenso stand ich mit allen Russen und auch mit Nigra sehr gut. Die Österreicher — mit Ausnahme des Militärattachés Kodolitsch [1]) — hielten sich sehr zurück. Metternich war nach meinem Gefühl unhöflich. Ich schrieb es nach Berlin und bemühte mich, ihn möglichst grob zu behandeln, was jedenfalls richtig war, denn mit einem Male wurde er anders und tat, als ob wir alte Freunde wären. Mit Kern, dem Schweizer Gesandten, der während des Krieges die Interessen der Süddeutschen vertreten hatte, führten mich geschäftliche Beziehungen zusammen, ich verkehrte aber auch sonst mit dem ehrenwerten Manne. Der regste Verkehr bestand mit den Amerikanern. Der meist abwesende Washburne wurde durch einen Oberst Hoffmann vertreten,[2]) bei dem ich auch mehrfach im Hause war.

Hinsichtlich der französischen, mir von früher bekannten Offiziere bestand ein unbefangener Umgang nur mit dem General Duplessis [3]) und Kapitän Jung. Im allgemeinen kann ich sagen, daß alle Franzosen, sobald sie wußten, wer ich war, mir aus dem Wege gingen. Ausgesucht höflich waren aber die offiziellen Persönlichkeiten, also der alte Thiers, Favre, nachher Rémusat und besonders Pouyer-Quertier, ein gewandter und leichtsinniger Passagier und ausgesprochener Monarchist. Der [4]) frische und liebenswürdige Mann war von Beruf Großindustrieller und Grundbesitzer. Er hatte seine Beziehungen, übrigens auch verwandtschaftlicher Natur, in der besten französischen Gesellschaft. Schon sein Vater hielt sich zu den Legitimisten. Der Sohn hatte den unschätzbaren Vorzug,

[1]) Major v. K.
[2]) Wickham Hoffmann; fungierte schon im Juli 1870 als ‚chargé d'affaires par intérim'.
[3]) Divisionsgeneral bei der „Armee von Versailles".
[4]) Die folgenden Bemerkungen über Pouyer-Quertier sind ein Zusatz aus späterer Zeit.

Digitized by Google

Frankreich und dessen Hilfsquellen genau zu kennen, und war von vornherein überzeugt, daß es die Milliarden ohne Schwierigkeiten aufbringen könne. Er war das völlige Gegenteil von Jules Favre und hat tatsächlich seinem Lande die größten Dienste geleistet. Der Marineminister Admiral Pothuau gefiel mir ganz besonders; etwas zugeknöpfter war der Kriegsminister General de Cissey. Mit anderen hatte ich nicht zu verkehren. Kam ich nach Versailles, so wurde ich sowohl bei Thiers als bei Favre sofort vorgelassen, während viele Diplomaten warten mußten. Bei seinen Soireen kam mir Thiers stets bis zur Treppe entgegen und brachte mich auch selbst wieder bis zur Tür. „Man muß jetzt ein Preuße sein, um höflich behandelt zu werden," stöhnten die anderen Diplomaten. Als [1]) sich die Szene bei dem großen Empfang nach der Revue in Longchamp, zu dem alle Generale in Uniform erschienen waren, wiederholte und der Huissier mit seiner gewaltigen Stimme rief: „Le chargé d'affaires d'Allemagne," wandten sich wie auf Kommando die Köpfe der Tür zu, in der ich mit Herrn Thiers erschien. Ich versuchte es, mich in die Gefühle der Generale hineinzudenken, sie taten mir doch leid, und ich nahm es ihnen nicht übel, daß sie Berührungen mit mir gern auswichen.

Herr Thiers [2]) war das Abbild des Franzosen älterer Schule; ein kleines, etwas zur Korpulenz neigendes Männchen mit einer Brille vor den großen Augen, sehr lebendig und eigentlich immer sprechend, aber so, daß man ihm gern zuhörte; er wechselte schnell mit den Themen, kam von Geschäften auf Militaria, Geschichte, Politik, dann wieder auf Geschäfte und so fort. Ein sehr gescheiter, kenntnisreicher und höflicher Mann, mit dem das Temperament oft durchging. Man mußte natürlich nicht alles, namentlich jedes freundliche Wort, für bare Münze nehmen, aber dazu kannte ich die Franzosen genug. Natürlich fehlte die Eitelkeit nicht und offenbarte sich mitunter recht komisch, so wenn Herr Thiers auf militärischem Gebiet sein Urteil haben wollte, wenn er, wie das späterhin geschehen ist, zu einem Schießversuch im Käppi erschien. Er lebte zusammen mit Frau und Schwägerin, [3]) ein paar unliebenswürdigen und mißvergnügten Vertreterinnen des schönen Geschlechts. Ich habe es mehrmals gesehen und sogar am lauten Schnarchen gehört, daß Madame Thiers in ihren Soireen einschlief. Anfangs wunderte ich mich, doch sagten mir Franzosen entschuldigend, das sei so die Regel. Der Alte steht früh 5 Uhr auf, ist im Gange bis $^1/_2$7 Uhr abends, legt sich dann eine Stunde zu Bett und diniert um 8 Uhr, worauf stets Empfang folgt, der bis gegen Mitternacht dauert. Die Damen behaupteten, da sie mit dem Alten aufstehen

[1]) Bis zum Ende des Absatzes spätere Hinzufügung.
[2]) Von hier bis zu S. 30 spätere Aufzeichnungen.
[3]) Elise Dosne, Herausgeberin der „Notes et souvenirs de M. Thiers".

Digitized by Google

müßten, wären sie abends 11 Uhr sehr müde, wogegen sich nichts einwenden ließ.

Jules Favre war der richtige französische Advokat: weil er über alles reden konnte, glaubte er alles auch wirklich zu verstehen. So hatte er sich auch zugetraut, ein ausgezeichneter Minister des Auswärtigen zu sein, und verunglückte dabei völlig; ganz besonders, wenn er mit Bismarck zu verhandeln hatte. Ich bin geneigt, ihn im Grunde für einen ehrlichen Menschen zu halten, der sich von anständigen Gefühlen leiten läßt, aber höchst unpraktisch fürs gewöhnliche Leben ist und leicht in larmoyante Stimmung gerät. Er sah die Zukunft Frankreichs sehr schwarz, war u. a. auch überzeugt, daß das Land die Milliardenzahlung nicht leisten könne und von uns zu einem Verzweiflungskampf genötigt werden würde. Er hatte die Tränen dann sehr locker. Es ließ sich gut mit ihm unterhandeln, da er ein geschickter Geschäftsmann war. Sein Nachfolger Rémusat machte den Eindruck eines alten, verknöcherten Professors und war sicherlich ein schwacher Minister des Auswärtigen; er hatte aber mehr in der guten Gesellschaft gelebt als Jules Favre.

Zur Zeit, als ich nach Paris geschickt wurde, sah man bei uns den Zustand Frankreichs als einen sehr bedenklichen an, übrigens keineswegs bei uns allein, sondern auch im Auslande und in weiten Kreisen Frankreichs selbst. Nach den gewaltigen Umwälzungen und Erschütterungen durch den Krieg war dem Lande ein weiterer, schwerer Schlag durch den Kommuneaufstand zugefügt worden. Der Kredit Frankreichs hatte schwer gelitten. Viele Franzosen glaubten, das Land würde sich nie wieder erholen, es könne gar keine Rede davon sein, eine starke Armee zu halten, man müsse sich mit kleiner Armee, hauptsächlich für Gendarmeriezwecke, behelfen, das Land würde in einige Teile zerfallen, England sich die Normandie wieder nehmen, Belgien Gebiete an sich ziehen usw. Ebenso waren die Ansichten über die Staatsform sehr geteilt. Der Bonapartismus allerdings schien nach den Niederlagen für einige Zeit aussichtslos, wohl aber konnten die Orleanisten sich Hoffnungen machen und das legitime Königtum unbedingt, wenn die Fusion, an der emsig gearbeitet wurde, zustande kam. In der neu gewählten Kammer befanden sich sehr viele der Monarchie geneigte Elemente. Die Republik hatte nach ihren fraglosen Erfolgen unter Gambetta doch schließlich den Frieden schließen und die gewaltigen Zahlungen usw. bewilligen müssen, auch die Kommune entstehen lassen, so daß viele von ihr wieder ernüchtert waren. Welche Richtung das Land nun einschlagen würde, ließ sich nicht berechnen. Bismarck wünschte ein Königtum nicht; er meinte, dies machte Frankreich leichter bündnisfähig, eine Rückkehr Napoleons hätte er, wie früher erwähnt, wohl am liebsten gesehen.

Digitized by Google

Für uns war die wesentliche Frage, ob wir zu unserem Gelde kommen würden. Über die Termine der Zahlungen bestanden bei uns verschiedene Meinungen. Eine Richtung hielt es für zweckmäßig, langsam zahlen zu lassen, um möglichst lange, ähnlich wie nach 1815, französisches Gebiet besetzt zu halten; diese Richtung wurde von denen unterstützt, die behaupteten, 5 Milliarden könne man weder schnell zahlen noch sei es zweckmäßig, sie schnell zu empfangen.

*

Die Festsetzung der Höhe der Frankreich aufzuerlegenden Kontribution war keineswegs leicht. Bismarck stellte als Ziel auf, eine Summe zu normieren, die so hoch sei, daß sie Frankreich sehr wehe täte, aber nicht dem Lande unerschwinglich schiene und es vielleicht nötigte, zu einem Verzweiflungskampf zu schreiten. Als Ratgeber hatte Bismarck — außer Camphausen und Delbrück — den Bankier Bleichröder und als geschickten Finanzmann und Kenner Frankreichs den Grafen Guido Henckel, Präfekten in Metz, zugezogen. Die Ansichten sind nun sehr weit auseinander gegangen und mit Ausnahme des Grafen Henckel weit unter 5 Milliarden geblieben; unseren Finanzleuten, auch Bleichröder, fehlte Verständnis dafür, was eine Milliarde bedeutete, und was ein Land wie Frankreich leisten konnte. Graf Henckel befürwortete 7 Milliarden; die Entscheidung ist nach langen Unterhandlungen so getroffen worden, daß wir 7 Milliarden verlangten, aber mit der Absicht, bis auf 5 herunterzugehen. Paris mußte noch besonders 200 Millionen zahlen zur Entschädigung der bei Kriegsbeginn ausgetriebenen Deutschen.

Über die Verhandlungen Bismarcks mit den Franzosen wegen der Friedensbedingungen habe ich ihn öfter erzählen hören; als man zur Frage der Milliardenzahlung kam, hat er gesagt, die Summe wäre so hoch, daß er sie nicht laut aussprechen könnte, er hat sie auf ein Blatt Papier geschrieben und Thiers zugeschoben. Dieser ist, nachdem er einen Blick darauf geworfen, in die Höhe gesprungen, als ob ein toller Hund ihn gebissen, hat laut aufgeschrien und dann angefangen, in allen Tonarten Sturm zu laufen, vom Drohen mit Verzweiflungskampf bis zum Flehen und Appell an das edle Herz des Königs; er benahm sich so konfus und aufgeregt, daß Bismarck anfing, deutsch zu sprechen, und es lange dauerte, bis ruhiges Verhandeln möglich wurde. Bismarck meinte, der Alte hätte ihm wirklich leid getan. Pouyer-Quertier erzählte mir, es sei ihnen vom Kanzler furchtbar mit Kognak zugesetzt worden, von dem mehrere Flaschen auf dem Tische gestanden hätten; er war augenscheinlich imponiert von der Überlegenheit und Originalität des Kanzlers; es ging

Digitized by Google

durch seine Erzählungen das stille Anerkenntnis: Bismarck ist in der Tat ein Mordskerl.

*

Was die Frage der Landabtretungen anlangt, so hat Bismarck nicht so weit gehen wollen, als nachher geschehen ist. Da Moltke aber sehr entschieden auf Metz bestand und der Kaiser sich dieser Richtung anschloß, so hat er nachgegeben. Als während der Verhandlungen sich jemand bei ihm erkundigte, wie es mit Metz werden würde, hat er erwidert: „Ich fürchte, wir haben es schon auf dem Halse." Ich bin überzeugt, daß wir auch Belfort noch hätten bekommen können, Moltke hätte darauf energisch dringen sollen. Man muß aber billigerweise die ganze politische Lage in Betracht ziehen. Die Neutralen fingen an unbequem zu werden, und außerdem bestand in Frankreich eine von Gambetta und Chanzy geführte Richtung, die für Fortsetzung des Krieges war.

Bismarck glaubte klug zu handeln, wenn er so schnell wie irgend möglich einen Abschluß herbeiführte, und ich möchte der Ansicht zuneigen, und habe es auch damals schon und im Gegensatz zu den meisten Militärs getan, daß er richtig gehandelt hat. Ich behaupte sogar, daß der schnelle Friedensschluß eines der Meisterstücke seiner ganzen Laufbahn gewesen ist. Er hatte die Überzeugung gewonnen, daß es auf einzelne Tage ankommen konnte, und benutzte als richtiger Kenner der Franzosen und ihrer nationalen Eitelkeit die Besetzung von Paris dazu, den Abschluß schnell herbeizuführen. Er sicherte ihnen zu, daß wir, wenn dieser erfolgte, sofort die Stadt wieder räumen würden, und hatte sie so richtig taxiert, daß unsere Besetzung nur 24 Stunden zu dauern brauchte. Der Kaiser war mit den Bedingungen der Kapitulation von Paris keineswegs einverstanden, und in der Armee war man ausnahmelos wohl sehr unzufrieden und enttäuscht. Fast fünf Monate hatte die Einschließung, zum Teil unter erheblichen Beschwerden und doch auch recht ernsten Kämpfen, gedauert, jeder einzelne ersehnte den Augenblick der Übergabe und träumte von behaglichen und vergnügten Tagen in der weltberühmten Stadt, die man täglich vor Augen gehabt hatte; der Kaiser hatte wie im Jahre 1814 — er war ja damals dabeigewesen — einen feierlichen Einzug machen wollen mit einem Dankgottesdienst auf der Place de la Concorde. Er hatte sich aber, obwohl verbittert, gefügt und leider auch zugelassen, daß die Kapitulationsverhandlungen nicht von Moltke, sondern von Bismarck ohne Gegenwart irgendeines Offiziers geführt wurden. Es klingt unglaublich, ist aber Tatsache. Es war das die Rache, die Bismarck am Generalstabe, mit dem er seit Reims in Fehde gelebt hatte, nahm. Ich bin überzeugt, der Kaiser hat es Bismarck niemals vergessen; er hat es auch verschmäht, das Innere

Digitized by Google

von Paris aufzusuchen, und ist nur durch das Bois de Boulogne und außen längs eines Stückes der Enceinte gefahren.

Trotz alledem muß ich aber doch sagen, daß Bismarck klug gehandelt hat. Es darf auch nicht außer acht gelassen werden, daß man in Deutschland das Ende des Krieges sehr wünschte, und dies viel zum Ausdruck gebracht wurde; auch von hoher weiblicher Seite machten sich wieder Einflüsse auf Kaiser und Kronprinz geltend. Die Armee hätte sich bei Wiederaufnahme des Kriegs sicherlich mit derselben Aufopferung geschlagen wie bisher, im allgemeinen hatte aber auch sie genug, und wohl die meisten wünschten, wenn sie es auch nicht gern eingestanden, ein Ende. Unsere großen Verluste an Offizieren drückten auf die Frische der Stimmung. Wenn das bei mir nicht der Fall war, so lag darin kein besonderes Verdienst. Ich hatte den Krieg unter den denkbar günstigsten Umständen mitgemacht, jeden Tag satt zu essen bekommen, nicht einmal richtig biwackiert, war kerngesund geblieben, hatte inmitten der Ereignisse gestanden, viel Interessantes und Gewaltiges erlebt, einiges leisten können und dafür überreiche Anerkennung gefunden, hatte weder Frau noch Kind zu Hause: da wäre es eigentlich strafbar gewesen, als achtunddreißigjähriger Mann nicht frisch geblieben zu sein!

2. September.

Ich fuhr abends 8 Uhr mit dem Straßburger Zuge ab. Die französische Regierung hatte mir ein separates Coupé bereitstellen lassen. In der Botschaft sah mich alles ungern scheiden; wir hatten $2^1/_2$ Monate hindurch tüchtig gearbeitet, und jeder einzelne sagte mir, wie gern er mich noch länger als Vorgesetzten gesehen hätte.

4. September.

9 Uhr Abfahrt von Stuttgart über Salzburg nach Hallein. In Hallein fand ich Kurierpferde und traf in der Nacht um $12^1/_2$ in Gastein ein. Der Weg ist wunderschön, und der helle Mondschein erlaubte mir, die Landschaft zu genießen. Ich fand Quartier vorbereitet in demselben Hause, in dem der Kaiser wohnte.

5. September.

Um 9 Uhr empfing mich der Kaiser. Er war überaus gnädig und des Dankes voll. Er gab mir dreimal die Hand und ließ sich dann viel erzählen. Wegen meines Verhaltens gegenüber Manteuffel lobte er mich sehr. Sein Aussehen und seine Stimmung waren übrigens vortrefflich. Bei Bismarck saß ich sodann wohl eine Stunde, während welcher die französischen Zustände gründlich durchgesprochen wurden. Zum Schluß

Digitized by Google

sagte er mir: „Ich danke Ihnen, daß Sie mir den Gefallen getan haben, nach Paris zu gehen, und daß Sie Ihre Stellung so gut und tapfer ausgefüllt haben. Ich hoffe, ich kann bei späteren Gelegenheiten wieder auf Sie rechnen. Gern hätte ich Sie noch länger dort gelassen, aber man wünschte Sie hier durchaus zurück, und dann ist es auch wohl besser, daß Sie mit Harry Arnim nichts zu tun haben." Der Kaiser ließ mir sagen, daß ich ihn nach Salzburg begleiten solle.

6. September.

Um 7 Uhr Ankunft in Salzburg. Kaiser Franz Joseph und sein jüngster Bruder,[1]) Beust,[2]) Andrássy,[3]) Hohenwart,[4]) der Prinz Hohenlohe[5]) standen mit der Ehrenwache vor dem Hotel „Erzherzog Karl".

8. September.

Früh 9 Uhr reiste der Kaiser über München nach Hohenschwangau ab. Ich fuhr mit Bismarck zur Stadt zurück und war dann mit ihm und unserem Gesandten Schweinitz wohl anderthalb Stunden zusammen, in denen eigentlich nur Politik gesprochen wurde. Alle Deutschen in Österreich, ausgenommen nur die Mehrzahl des hohen Adels und der Geistlichkeit, hoffen sehr, daß wir ihnen gegen die Hohenwartsche Politik[6]) helfen werden. Sie werden sich aber darin getäuscht sehen. Nach meiner Meinung ist dies auch nicht anders zu machen. Die österreichische Regierung fürchtet unsere Einmischung sehr. Bismarck hat aber zugesichert, daß wir uns um nichts kümmern werden, daß sie mit den Deutschen machen mögen, was sie wollen, daß sie uns dafür aber vollständig freie Hand gegenüber Frankreich lassen. Bismarck hält es doch für möglich, daß wir mit den Franzosen bald ernstlich verfahren müssen, und da ist es uns natürlich sehr erwünscht, den Rücken freizuhaben. Die Sachen liegen jedenfalls insofern günstig, als die Österreicher die Bittenden sind. Bismarck hat übrigens Hohenwart gesagt, er würde mit seinem Experiment wohl nicht zustande kommen. Mit Andrássy sind wir in jeder Beziehung einig. Er ist ein frischer und angenehmer Mann und hat unserem Kaiser

[1]) Erzherzog Ludwig Viktor.
[2]) Graf Friedrich v. Beust, damals österreichisch-ungarischer Minister des Äußeren.
[3]) Graf Julius Andrássy der Ältere, damals ungarischer Ministerpräsident.
[4]) Graf Siegmund Hohenwart, damals Vorsitzender des österreichischen Ministerrates und Minister des Innern.
[5]) Prinz Konstantin Hohenlohe, der Obersthofmeister; jüngster Bruder des Fürsten Chlodwig.
[6]) Das im Februar berufene Ministerium Hohenwart-Schäffle sollte im Gegensatz zu dem Programm der deutschliberalen Zentralisten eine föderalistische Politik inaugurieren. (Vgl. Schüßler, Das Verfassungsproblem im Habsburgerreich, S. 123 ff.)

Digitized by Google

sehr gut gefallen. Schweinitz scheint eine recht gute Stellung zu haben. Höchst interessant ist es, hier vor Augen zu sehen, was aus uns seit ein paar Jahren geworden ist, und wie Österreich zurückgesteckt hat. Das ganze Gefolge des Kaisers Franz Joseph, ganz besonders aber sein Bruder, wünscht uns zu allen Teufeln, man ist jedoch von ausgesuchter Höflichkeit und Aufmerksamkeit, während wir uns zurückhalten. Wir alle haben österreichische Orden bekommen, und zwar verhältnismäßig hohe, während die meisten Österreicher leer ausgehen. Der Kaiser wollte Hohenwart den Schwarzen Adlerorden nicht geben, und deshalb erhielt ihn Andrássy auch nicht. Beust bekommt ihn in acht Tagen, damit es nicht aussieht, als wäre er ihm hier verliehen. Gegen Mittag kam Beust in offener Posttalesche vorgefahren und holte den Kanzler ab, um nach Gmünd zur Fürstin Bismarck zu fahren. Wer hätte das noch vor einem Jahr für möglich gehalten?!

Ein Brief Bismarcks über die Erweiterung des Norddeutschen Bundes 1867

Veröffentlicht von

Wilhelm Schüßler

Zum Verständnis des unten abgedruckten Briefes, den Bismarck am 22. März 1867 an den preußischen Kronprinzen richtete, sei in Kürze folgendes bemerkt:

Wie schon in den Zeiten der Unionspolitik von 1849 bis 1850 war seit 1866 — und jetzt erst recht — das Großherzogtum Hessen von einer seine Größe weit übersteigenden Bedeutung für die preußische Politik, und zwar wegen seiner geographischen Lage sowohl nördlich als südlich des Mains. In Darmstadt lag tatsächlich die „Wetterscheide" zwischen einem rein norddeutsch-großpreußischen Staatswesen und einem das ganze außeröösterreichische Deutschland umfassenden allgemeinen deutschen Bundesstaate. Aus Gründen der politischen Gesamtlage konnte Bismarck im September 1866 nicht darauf eingehen, das ganze Großherzogtum Hessen, das ja mit seiner Hauptmasse südlich des Mains liegt, in den Norddeutschen Bund aufzunehmen. Und so konnte er auch die Bedingung des hessischen Ministerpräsidenten v. Dalwigk für den freiwilligen Eintritt des ganzen Landes in den Nordbund nicht erfüllen, die Unversehrtheit des hessischen Staates zu verbürgen: er verleibte doch Stücke Oberhessens dem preußischen Staate ein.

Nun aber ist aus den von mir herausgegebenen Tagebüchern Dalwigks und den ihnen beigegebenen Aktenstücken deutlich zu ersehen, daß Bismarck seit

Digitized by Google

dem Beginn des Jahres 1867 immer offener auf Hessen drückte in dem Sinne, daß es sich freiwillig auch mit seinen beiden Südprovinzen dem Norddeutschen Bunde anschließe. Die Mittel, deren er sich bedient, sind offenbar. Zunächst sagt er (2. Januar 1867) dem hessischen Gesandten, Preußen werde dem Wunsche der Südstaaten nach Anschluß gern entgegenkommen. Dann gibt er im Februar dem hessischen Obersten v. Grolman, der wegen der preußisch-hessischen Militärkonvention in Berlin weilt, zu verstehen, daß Preußen den größten Wert auf den Anschluß ganz Hessens lege. Dann, als Dalwigk ruhig bleibt, nutzt er die fürstlichen Verwandtschaftsbeziehungen aus. Schon am 5. März bringen Prinz Ludwig und Prinzessin Alice, die Schwester der preußischen Kronprinzessin, in Dalwigk, sich dem Nordbunde anzuschließen. Und am 11. März schreibt dann Kronprinz Friedrich Wilhelm an seinen hessischen Schwager jenen von mir im Anhang zu Dalwigks Tagebuch von 1867 veröffentlichten Brief, der deutlich die Gedanken Bismarcks verrät und der dann in Darmstadt zu einer heftigen Auseinandersetzung zwischen dem Prinzen Ludwig einerseits und Dalwigk und dem Großherzog andererseits führt. Der Prinz muß dann die entschiedene Ablehnung des preußischen Wunsches nach Berlin melden.

Über die weitere Entwicklung dieser Angelegenheit wußte man bisher nur, daß dann die drei oberhessischen Abgeordneten im Norddeutschen Reichstag eine Interpellation über den Beitritt Gesamthessens einbrachten, die Bismarck am 9. April 1867 im Reichstag beantwortete. Der hier abgedruckte Brief Bismarcks an den Kronprinzen beweist nun endgültig, daß er der Inspirator des kronprinzlichen Briefes vom 11. März ist und ebenso der Interpellation der Oberhessen.

Es ist bekannt, daß Dalwigk dann noch vier Jahre „auf der Bresche", wie er es nannte, mit allen Mitteln kämpfte, um die Ausdehnung des Norddeutschen Bundes über den Süden zu verhindern. Delbrück wußte wohl, warum er nach dem Abschluß der Versailler Verträge zürnte: ohne Dalwigk hätte man das Deutsche Reich vier Jahre früher gehabt.

Das steht im Zusammenhang mit der entscheidenden Frage — die unserem Problem erst die historische Bedeutung verleiht —, welchen Grund Bismarck hatte, im Frühjahr 1867 auf Hessens und damit zunächst wenigstens Badens Eintritt in den Norddeutschen Bund zu drängen? Und zwar obwohl er, wie wir aus Brandenburgs Werke wissen, die Absicht hatte, zunächst Norddeutschland zu konsolidieren?

Die Antwort heißt: Die Luxemburger Frage und die aus ihr sich ergebende bis in den April wachsende internationale Spannung. Es wäre lohnend, hier im einzelnen zu verfolgen, wie der Druck Bismarcks auf Hessen im selben Maße stärker wird, wie die Spannung mit Frankreich wächst. Aber es ist hier nicht der Platz dafür. Genug, daß diese Versuche Bismarcks, Hessen und damit zunächst Baden zur Überschreitung der Mainlinie zu bringen, eines der seinem unerschöpflichen Geiste entsprungenen Mittel gewesen zu sein scheint, um, wenn nötig, die internationale Krise aufs äußerste zu verschärfen und andererseits

Digitized by Google

das gesamtnationale Feuer zu schüren angesichts der drohenden Haltung Frankreichs.[1])

Der Brief, der sich in Abschrift unter den Akten der 25. Division im hessischen Staatsarchiv befindet, hat folgenden Wortlaut:

Durchlauchtigster Kronprinz,
Gnädigster Prinz und Herr!

Eurer Königlichen Hoheit beehre ich mich, das Schreiben des Prinzen Ludwig von Hessen vom 18. ds. Mts. zurückzureichen mit meinem unterthänigsten Danke für die gnädige Mittheilung. Dem Gedankengange des Schreibens folgend, gestatte ich mir zu bemerken, daß der Moment zum Abschluß der Militärconvention mit Hessen meines Erachtens jetzt gekommen ist, nachdem wir die Garantieverträge mit Bayern und Baden veröffentlicht haben, neben denen eine solche Convention der öffentlichen Meinung in Frankreich als ein Geringeres erscheinen wird, und nachdem die Debatte im gesetzgebenden Körper vorüber ist, während deren wir die Stellung der französischen Regierung nicht erschweren wollten. Ob aber auf den Abschluß der Convention die gewünschte Anregung von Darmstadt folgen wird, erscheint mir zweifelhaft; eine recht ernste Neigung, dem Norddeutschen Bunde beizutreten, kann ich wenigstens aus dem Verhalten Seiner Königlichen Hoheit des Großherzogs und Seines Ministeriums, gegenüber den Eröffnungen des Prinzen, nicht entnehmen. Der Bitte, welche ich an E. K. H. in dieser Angelegenheit zu richten mir erlaubte,[1]) lag die Voraussetzung zum Grunde, daß die Großherzogliche Regierung den Beitritt zum Norddeutschen Bunde noch mit derselben Lebhaftigkeit wie zur Zeit des Friedensschlusses wünsche. Daß das nicht der Fall, erhellt aus der ausweichenden Antwort, aus der Übertreibung, daß der Anschluß uns mehrmals angeboten sei, endlich aus der Verschweigung des Umstandes, daß die Hessische Regierung während der Friedensverhandlungen, als Äquivalent für den damals, und nachher nicht wieder vorgeschlagenen Eintritt in den Norddeutschen Bund, mit Belastungen und Abtretungen verschont zu werden verlangte, während die geographische Lage der Provinz Oberhessen und die großen Schwierigkeiten, welche gerade die Hessische Bureaukratie jeder Verkehrsentwicklung durch das Hinterland, jedem Straßenbau, jeder Förderung des grenznachbarlichen Lebens entgegenzusetzen pflegte, den Erwerb gerade dieses tief einschneidenden Gebietsteils zu einem Bedürfniß machten.

Wenn die Großh. Regierung den Abschluß überhaupt noch wünscht, so wird es ihr ein Leichtes sein, denselben durch die Abgeordneten für Nordhessen im Reichstage anregen zu lassen. Ich muß mich damit begnügen, gegenüber der Hessischen Regierung constatirt zu sehen, daß, wenn sie jetzt die Entschlossenheit findet, einen solchen Antrag in den Reichstag zu werfen, derselbe in der

[1]) Vgl. dazu auch Hohenlohe I, S. 221 ff. Aus diesen Stellen kann man Bismarcks Sondierungen in Bayern entnehmen.

Digitized by Google

gegenwärtigen Situation durchschlagen würde. Vermag sie das nicht, so ist es meines Erachtens unseren gegenwärtigen Interessen nicht entsprechend, ihr eine Begehrlichkeit Preußens nach dem Beitritt Hessens amtlich stärker zu erkennen zu geben.

Ich verharre ehrfurchtsvoll
Ew. Königlichen Hoheit
unterthänigster Diener
(gez.) v. Bismarck.

Berlin, den 22. März 1867.

Physikalische Landschaftsfreuden

Von

Universitätsprofessor Felix M. Exner (Wien)

In unserer mühseligen Zeit, wo das Leben so viele kleine Freuden von ehemals verloren hat, heißt es doppelt an den reinen und einfachsten Werten des Lebens festhalten. Zu ihnen gehört die Freude an der Natur; und einige physikalische Andeutungen zum Verständnis und zur Freude an der Landschaft will ich in diesen Zeilen zu geben versuchen. Ich will auf manche Erscheinungen und Vorgänge in der unbelebten Natur aufmerksam machen, die man in jeder, auch der anspruchslosesten Landschaft beobachten kann.

Freilich glaubt in unserem Zeitalter mit seinem Bedürfnis nach Mystik mancher, die Wissenschaft, die Aufklärung sei von Übel; sie nehme uns noch die letzten übrigen Illusionen, sie nehme uns die „Stimmung". Und nun soll gar noch ein primitiver Genuß wie der an der Landschaft „aufgeklärt" werden! Man verzeihe — da besteht keine Gefahr. Die Natur ist tief genug, um uns trotz aller Wissenschaft stets noch so unverständlich zu bleiben, wie wir nur wünschen mögen. Aber mancher Spaziergang im Freien, mancher landschaftliche Ausblick wird erfreulicher und unterhaltender, wenn wir das Wirken der Naturkräfte betrachten.

Wir verlassen die Stadt, wir wandern ein Stück Weges durchs freie Land und betrachten die Landschaft um uns herum. Sie zeigt uns die Formen der Erdoberfläche und ihre Gewächse, sie zeigt uns Farben und Lichter. Wir vernehmen Laute aus fern und nah, wir fühlen den Boden und den Wind, wir riechen die Luft und was sie uns zuträgt.

Der wahre Naturfreund nimmt mit allen Sinnen die Landschaft in sich auf. Ich will mich heute nur auf Auge und Ohr beschränken, und auch hier nur auf Erscheinungen aus der unbelebten Natur.

Die Formen der Erdoberfläche sind das grundlegende; sie interessieren uns zunächst, namentlich im Gebirge. Wir brauchen aber kein eigentliches Berg-

[1]) Vom Herausgeber gesperrt.

Digitized by Google

land, wir brauchen keine Felsen und Schluchten, um uns zu erfreuen. Im Gegenteil, das Walten gewisser Kräfte, das Leben der Landschaft, übersieht man fast besser im kleinen, im Hügelland und in der Ebene. Wie das Gewicht der Erdmassen selbst ihre Form bestimmt, wie das fließende Wasser und wie der Wind auf den Boden wirkt, ist ein Vergnügen zu beobachten.

Die feste Erdoberfläche ist zum Teil aus grobem, bröseligem oder sandigem Material gebildet. Wenn auch manches jetzt fest geworden ist, so hat es doch noch die Form, die es seinerzeit als bewegliche Masse angenommen hatte. Wir betrachten zunächst einmal einen Sandhaufen, den scheinbar uninteressantesten Gegenstand. Er hat stets schief abfallende Seitenflächen, die Böschung ist immer ziemlich dieselbe, auf ihr gleitet herab, was wir etwa mehr auf die Spitze des Sandhaufens aufschütten. Ist der Haufen rund, so ist die Böschung etwas flacher, als wenn er langgestreckt ist. Und höhlen wir ihn von oben her aus, so daß er die Form eines Kraters erhält, dann ist die innere Fläche (die konkave) erheblich steiler als die äußere (die konvexe).

Das rührt daher, daß die Reibung der Sandteilchen aneinander von einem bestimmten Böschungsgrad an das Abgleiten des Sandes an der Oberfläche verhindert. Außen am Krater streben die abgleitenden Teilchen auseinander, sie fallen also leichter als bei ebener Böschung; darum bleibt außen am Krater auch eine schwächer geneigte Böschungsfläche stehen, eine steilere würde abstürzen. Im Innern des Kraters, da kommen sich die abgleitenden Teilchen nach abwärts zu immer näher und verspreizen sich gegenseitig. Hier kann also eine steilere Böschung stehenbleiben.

Diese Formen der Sandhaufen finden wir in der Landschaft in Menge. Sie sind im großen viel häufiger als die individuellen Formen der Felsen oder festen Massen; alle die abgerundeten Hügel und Berge zeigen vorwiegend unsere Sandböschungen, bei denen es gleichgültig ist, ob die Teilchen, die sie bilden, groß oder klein sind. Geröllhalden im Gebirge zeigen die gleichen Böschungen wie Streusand auf einem Blatt Papier. Im kleinen Maßstab, bei kleineren Erdbrüchen, Abhängen, da finden wir auch vielfach steile Abfälle so wie im großen bei Felsen. Hier ist das Material fest genug, es sinkt nicht unter seiner eigenen Last zu einem Sandhaufen zusammen, weil diese Last zu gering ist.

Es ist sehr unterhaltend, durch ein kleines von Hügeln umschlossenes Tal zu gehen und zu beobachten, wie bei jeder Windung (es sind fast alle Täler gewunden) ein Hügel mit bauchiger, bequemer Böschung vorspringt, während zugleich auf der anderen Talseite der Bach in die konkave Böschung einschneidet und dort eine steile (konkave) halbtrichterförmige Schutthalde erhält, indem er fortwährend ins äußere Ufer hineingräbt.

Diese Wirkung des Wassers ist in allen Flüssen und Bächen in der Ebene und im Gebirge dieselbe. Von einer zur anderen Uferseite hin- und hergeworfen, gräbt das Wasser das Uferbett auf seiner konkaven Seite aus, da es dort (infolge der Fliehkraft im Bogen) rascher fließt, und schneidet so die Windungen immer tiefer und tiefer ins Land. Auf der konvexen Uferseite, wo das Wasser lang-

Digitized by Google

samer strömt, läßt es das aufgenommene Gerölle liegen, es bilden sich Sandbänke. Erst wenn die Windungen allzu groß geworden, dann wird der Umweg gelegentlich durch ein Hochwasser abgeschnitten und ein neuer, geraderer Lauf wiederhergestellt. Wenn wir ein Tal entlang blicken, so gibt uns das abwechselnde Vorspringen der Berge auf der rechten und linken Seite schon in der bloßen Silhouette die regelmäßige Erscheinung des geschlängelten Wasserlaufes, der sich vor Jahrtausenden in die Berge dort eingrub und so die jetzt bestehenden Bergformen geschaffen hat.

Aber auch wie das Wasser nach abwärts gräbt, kann man in der Landschaft beobachten. Wo es steil fließt, gräbt es viel ab, wo es langsamer fließt, bildet es Bodensatz. So wandert der Steilabfall in einem Bachbett aufwärts und unten bilden sich durch Anschwemmungen Tümpel oder Seen, Schwellen im Gefälle. Das zeigt jedes kleinste Rinnsal, das vom Regenwasser herrührt, sogut wie der Wildbach des Gebirges.

Eine besondere Freude gewährt es, das Zusammenfließen von kleinen Tallinien in gewelltem Acker- oder Wiesenland zu beobachten. Die Schwere des Wassers, dessen Erosionstätigkeit in Wechselwirkung mit den Erdmassen zu verfolgen, bietet einen fast dramatischen Genuß.

Sehr hübsch sind auch die Wirkungen des Windes. In Gegenden, wo eine Windrichtung bevorzugt wird, wie bei uns der Westwind, sieht man diese Richtung nicht nur am Wachstum freistehender Bäume und Sträucher (vom Winde abgewendet, abgebogen), sondern unter günstigen Umständen auch an den Formen von sandigem Oberflächenmaterial bei unbedecktem Boden (Staub). Formen, wie sie die Schneehänge im Gebirge, wie sie die Dünen in der Wüste zeigen, kann man sehr häufig im kleinen wahrnehmen. Aus ebenen Flächen sandigen Materials bildet der Wind wellige Formen, ähnlich wie die Meereswellen. Sie haben flache Böschung auf der Luv-, steile auf der Leeseite, die sich bei verschiedenem Wind überkreuzen und zu einzelnen Hügeln von charakteristischer Dünenform teilen können.

Besonders erfreulich ist es, die Veränderung der Landschaftsformen zu betrachten, die dadurch zustande kommen, daß der Spaziergänger sich bewegt. Gegenstände, die in verschiedenem Abstand vom Auge wie Kulissen den Raum teilen (Alleebäume), können eine fast körperliche Freude der Raumempfindung geben, Verschneidungen der Silhouetten und Bewegung dieser Linien bei der Eigenbewegung des Beobachters geben ein Gefühl geometrischer Klarheit der Bodenformen. Durch menschliche Anlagen, besonders durch alle Wege, die sich den Bodenformen anpassen, kann das Verständnis des Landschaftsbildes unglaublich gesteigert werden, da die Wege die Charakteristik der Bodenform so sehr in die Augen springen lassen.

Außer in Konturen und Silhouetten sehen wir die Landschaft wesentlich in Licht und Farben. Diese, zusammen mit dem Schatten, sind so mannigfaltig, daß ich hier nur auf einige physikalische Erscheinungen aufmerksam machen will, deren Verfolgung im Landschaftsbild einem Naturliebhaber Freude bereiten kann.

Digitized by Google

Die Beleuchtung der Landschaft stammt von Sonne und Himmel. Als nahezu punktförmige Lichtquelle wirft die Sonne ihr Licht stets in einer Richtung, sie bildet viel stärkere Helligkeitsunterschiede als das Himmelslicht; denn dieses kommt vom ganzen Firmament und duldet fast nirgends Schatten. So sind die Kontraste bei Sonne viel stärker als bei bedecktem Himmel, und es ist sehr interessant zu bemerken, wie ganz grobe, nicht detaillierte Helligkeitsunterschiede schon ein Bild der körperlichen Anordnung der Gegenstände geben; man meint gewöhnlich, es seien eine Menge Details nötig, um Gegenstände oder Landschaften kenntlich zu machen, und ist überrascht, wenn man bemerkt, wie grobe Andeutungen von Licht und Schatten ausreichen, um unsere Vorstellungen zu erwecken.

Es sind aber bei Sonne auch die Farben andere. Sonnenlicht ist weiß; wenn es durch dicke Luftschichten fällt, d. h. wenn die Sonne nahe dem Horizont steht, gelb oder sogar rot. Die blauen und überhaupt die am stärksten brechbaren Strahlen aus dem weißen Sonnenlicht werden durch die Luft zerstreut und treten nun als blaues Himmelslicht auf. Bei wolkenlosem Himmel ist daher die Beleuchtung durch die Sonne weiß bzw. gelb oder rot, die durch den Himmel blau. Im Schatten des Sonnenlichtes erscheinen uns darum die Gegenstände der Landschaft ins Blau verfärbt. Jeder derselben hat seine eigene Farbe im weißen Licht, also z. B. Schnee die weiße, dürres Laub die braune, Gras die grüne oder grüngelbe. Werden diese Gegenstände durch den blauen Himmel beleuchtet, so sehen sie naturgemäß anders aus als bei weißem Sonnenlicht, sie sind mit einem feinen Blau überzogen. Bei trübem Himmel ist die Beleuchtung weiß, wegen der Weiße der Wolken. Auch dann hat also ein Gegenstand eine andere Farbe als unter blauem Himmel im Schatten.

Besonders auffallend ist der Unterschied an solchen Gegenständen der Landschaft, die Himmelslicht ins Auge reflektieren, wo also dieses fast wie von einem Spiegel ins Auge geworfen wird. Hier wird das Licht durch die Eigenfarbe des Gegenstandes am wenigsten beeinflußt. Wenn wir einen belaubten Baum betrachten, so finden wir unter blauem Himmel eine Menge Blätter, die sehr deutlich hellblau aussehen, mit einem Stich ins Grüne freilich, aber lange nicht so grün, wie diese Blätter unter bedecktem Himmel aussehen. Sehr hübsch sieht man diese Farbenunterschiede auch an altem Holz, z. B. an Bretterzäunen. Die reizvolle graue Farbe alter Zäune, Latten oder Pfähle ist wesentlich blau, wenn der Himmel blau ist. Auch in der Farbe des Bodens, der Erde, der Kieswege findet man gespiegeltes Himmelsblau. Bei tiefstehender Sonne bilden die Farben der besonnten Gegenstände infolge der gelblichen oder rötlichen Beleuchtung die stärksten Kontraste gegen die blau überzogenen Gegenstände im Schatten.

Ein gleichmäßig bedecktes Stück Erdoberfläche in der Landschaft, ein großer Acker, eine große Wiese, hat wegen der Beleuchtung durch den Himmel nie überall die gleiche Farbe. Denn die Reflexe des Sonnen- und Himmelslichtes fallen verschieden aus, je nach der Stellung, die das betreffende Flächenstück gegenüber dem Auge einnimmt. Diese kleinen Helligkeits- und Farbenunter-

Digitized by Google

schiede vermitteln auf sehr einfache Weise die plastische Vorstellung der Landschaft, die räumliche Anordnung.

Aber nicht nur die Landschaft wird vom Himmelslicht gefärbt, auch der Himmel von der Landschaft. Gegenden, in welchen die trockene Erde leicht staubig wird, pflegen einen viel weißlicheren oder rötlicheren Himmel zu haben als Gegenden, wo der Boden nicht verstauben kann, sei es, daß er durch Pflanzenwuchs ganz bedeckt ist oder weniger leicht Staub bildet. So scheint eine Kalklandschaft blaueren Himmel zu haben als eine Urgesteinslandschaft. Staub trübt die Luft und führt zur Weiß- und Rotfärbung des Himmels. Landschaften mit viel Wasserverdunstung haben leicht weißlichen Himmel.

Die Bodenfarbe kann auch direkt durch Lichtreflex die Himmelsfarbe beeinflussen. Weite Heidelandschaften mit rotem Heidekraut geben dem blauen Himmel einen Stich ins Rote.

Aber die Farbe der Erde überträgt sich durch Staubbildung auch auf die Vegetation, und so kommt es, daß ganze Landschaften mehr gelblichweiß (wie z. B. im niederösterreichischen Weingebiet), andere mehr rötlich aussehen (Landstriche in Holland); Gegenden, die nicht stauben, wie z. B. unsere Kalkalpenländer, wirken so leicht unmalerisch, weil die einigende und alles in einem Sinne tönende Farbe der Erde fehlt und nur das Himmelsblau die Farben verbindet.

So ist die Wechselwirkung zwischen Himmels- und Sonnenlicht und Landschaftsfarben eine höchst anziehende und abwechslungsreiche. Es handelt sich oft nur um geringe Farbennuancen, die Himmel und Erde auf die Landschaft übertragen. Aber sie sind derart charakteristisch, daß sie den einzelnen Gegenden ihren bestimmten Stempel aufdrücken. Die Nebeneinandersetzung diskreter Farben auf einem gemalten Bilde kann nie unmittelbar wirken, wenn nicht die allgemeine gemeinsame Farbe im Bilde enthalten ist.

Was in der Landschaft ferne ist, was nahe, wird bekanntlich durch die blaue Farbe der Ferne sehr deutlich. Es ist dies das gleiche Blau wie das des Himmels. Dunstige, staubige Luft trägt sehr zu dieser Färbung bei, und im Hochgebirge, wo dieses Blau oft fehlt, ist die Schätzung der Entfernung erschwert. Die kleinen Staubteilchen trüben auch auf große horizontale Strecken die Klarheit einer Silhouette oder eines Gegenstandes und tragen viel zur Orientierung in der Landschaft bei, indem sie die Entfernungen andeuten. Meist liegen diese Staubteilchen nahe dem Boden dichter als in der Höhe. Und da gewahrt man oft einen Höhenrücken, der vor einem anderen Höhenzuge verläuft, sehr deutlich und scharf gegen jenen abgesetzt, indem ein weißlicher Strich die Kontur begleitet.

Wie Kontur und Farbe, so scheint mir auch die Akustik einer Landschaft sehr charakteristisch zu sein, und so mag hier versucht werden, noch einige Schalleigentümlichkeiten kurz zu besprechen.

Jedermann wird bemerkt haben, daß es gewisse windstille gedeckte Tage, namentlich im Herbst, gibt, wo der Spaziergänger das Gefühl hat, mit seiner nächsten landschaftlichen Umgebung aufs engste vereint, von der weiteren Umgebung aber in auffälliger Weise getrennt zu sein. Ich glaube mich nicht zu

Digitized by Google

irren, wenn ich dieses Gefühl dem Umstand zuschreibe, daß nur die Geräusche und Töne aus der nächsten Umgebung hörbar sind, aus der Ferne aber kein Ton an unser Ohr trifft. Bei freiem Himmel andererseits, besonders wenn etwas Wind geht, steht man durch das Gehör mit einem viel weiteren Gebiet in Verbindung, der Unterschied von Nah und Fern ist lange nicht so ausgesprochen.

Der Schall pflanzt sich in der Luft nicht stets geradlinig nach allen Seiten fort, sondern er kann im Bogen gehen, ähnlich wie das Licht; seine Bewegung hängt von der Verteilung der Temperatur und des Windes ab. Besonders hervorzuheben ist der Fall, wo wir in der Atmosphäre schroffe Temperaturübergänge in vertikaler Richtung haben. Dann kann der Schall an der wärmeren Luftschicht reflektiert werden; von Schallquellen nahe der Erdoberfläche kommt der Schall zu uns meist nahezu horizontal. Haben wir im Herbst oder Winter eine niedrige Wolkendecke über uns, so ist diese meist ein Anzeichen von einer wärmeren Luftströmung in der Höhe, der Schall kann dann an der Schichtgrenze reflektiert werden und von einem Orte nahe der Erde im Bogen zu uns gelangen. Ist andererseits die unterste Luftschicht, die dem Boden aufliegt, sehr warm, wie im Sommer, in der Sonnenhitze um Mittag, dann kann der Schall, der schief von oben kommt, nahe der Erdoberfläche reflektiert werden und wieder aufwärts gehen. Tritt noch der Wind hinzu, der in der Höhe fast immer stärker ist als am Boden, so biegt er die Schallstrahlen in der Windrichtung um, so daß wir unter Umständen gegen den Wind überhaupt nicht hören.

Im Fall der Nebeldecke über uns empfangen wir nur den Schall aus der allernächsten Umgebung, die reflektierten Strahlen werden stark geschwächt, unklar und verwaschen, der obere Wind trägt uns keine Geräusche zu, da die Schallstrahlen nicht in das Windgebiet hinaufkommen.

Bei Fehlen der Grenzschichte und Durchgreifen des Windes bis zum Boden kommen uns Geräusche aus sehr weiten Gebieten zu Ohren. Wird hingegen wie im Sommer an schönen Tagen, um die Mittagszeit der Boden und damit die unterste Luftschicht sehr warm, so können bei Windstille auch die Schallstrahlen aus der allernächsten Umgebung oft nicht zu uns gelangen, da sie im Bogen nach aufwärts reflektiert werden. Es ist die Stille des Mittags, die Stunde, wo „Pan schläft". Wenn wir im Grase liegen, kann uns ein Laut aus der allernächsten Umgebung nicht erreichen. Schon wenn wir aufrecht stehen, hören wir mehr.

Diese Erscheinungen sind in der Ebene sehr deutlich. In hügeliger Landschaft werden sie durch das Gelände noch verwickelter. Hänge treten den Schallstrahlen in den Weg, an ihnen kann sich warme Luft sammeln, in den Tälern zur Winterszeit oder bei trübem Wetter kalte Luft, der Wind kann über die Hügelkämme wehen, während es unten ganz windstill ist. Diese Umstände führen mitunter zu akustischen Eigenschaften einer Landschaft, die für dieselbe ebenso eigentümlich sind wie Bodenform und Farbe. Im niederösterreichischen Waldviertel z. B. sind die Hochplateaus durch zahlreiche ganz kleine Niederungen in unzählige Kuppen, Ackerrücken und Heidehöhen zerschnitten. Es ist für

Digitized by Google

diese Landschaft charakteristisch, daß man die Geräusche und Töne so hört, daß man aus ihnen nicht auf die Entfernung der Schallquellen schließen kann. Ein Bauer pflügt über einen Acker hinauf und ruft seinen Tieren zu; er erscheint oben als Silhouette am Himmel, man hört seine Rufe in märchenhafter, unbestimmter Entfernung, er verschwindet hinter dem Rücken und alles ist verstummt. Dabei beträgt die Entfernung vielleicht nur hundert Schritte.

Für den Umstand, daß man in solchem Hügelland so wenig hört, ist jedenfalls Bedingung, daß der Schall in alle die kleinen Vertiefungen nicht hinabdringt, da teilweise die Hügel selbst den Schall abhalten, teilweise der obere Wind, teilweise die sommerliche Wärme in der Niederung. Daß man aber so unbestimmt hört, rührt wohl daher, daß der Schall, wenn überhaupt, oft auf mehreren Wegen ins Ohr gelangen kann, auf direkter Linie und durch Reflexion an dem hinter dem Beobachter befindlichen Hang.

Wie unter Umständen in der Landschaft ganz abnorme Hörbarkeit und Unhörbarkeit auftreten kann, hat man im Kriege an der Hörbarkeit des Kanonendonners zur Genüge kennen gelernt. Hier wollte ich darauf aufmerksam machen, wie sehr die Schallphänomene zur Eigentümlichkeit einer Landschaft beitragen.

Ein volles physikalisches Verständnis der Landschaft kann natürlich in diesen Zeilen nicht geboten werden; es war auch nicht deren Zweck. Ich wollte nur auf einzelnes in der Form, in Licht und Farbe und in den Tönen der Landschaft hinweisen, dessen Beobachtung dem Naturfreund Freude bereiten und ihn über die primitive Empfindung der „Landschaftsstimmung" ein wenig hinausführen kann. Wie überall, ist auch in der Landschaft das Eigentümliche, für sie allein Charakteristische erst dasjenige, was wirklichen Genuß bereitet.

Steiner und die Naturwissenschaft

Von

M. v. Laue

I.

In dem Buch „Vom Lebenswerk Rudolf Steiners" [1]) veröffentlicht Professor Dr. Hans Wohlbold in München einen Artikel mit der gleichen Überschrift, der mit schweren Anklagen gegen die heutige Naturwissenschaft anhebt. Sie wird für schuldig an der Weltkrisis hingestellt, in der wir zur Zeit stehen, und das ganze damit verbundene geistige und materielle Elend wird auf ihr Konto geschrieben. Das Mittel zur Rettung daraus soll dann die „Vergeistigung" der Naturwissenschaft darstellen, welche Steiner anstrebt. Betrachten wir diese Vorwürfe genauer:

[1]) Erschienen bei Chr. Kaiser, München, 2. Aufl. 1921.

Digitized by Google

„Das moderne Leben und Denken ist im weitesten Umfang von naturwissenschaftlichen Ergebnissen und Impulsen erfüllt. Auf der Oberfläche schwimmt das, was man gern als die großen Errungenschaften der Zeit feiert und was sich auf allen Gebieten des praktischen Lebens in der Technik auswirkt. Dahinter steht, unser ganzes Geistesleben wie keine zweite Gedankenströmung durchleuchtend, die sogenannte naturwissenschaftliche Weltanschauung."

„Der Mensch der Gegenwart denkt naturwissenschaftlich. Es mag der einzelne dem wissenschaftlichen Leben ganz fern stehen, er mag nie etwas von naturwissenschaftlicher Weltanschauung gehört haben — er denkt trotzdem im Sinn von Newton und Häckel, von Helmholtz und Ostwald. Durch zahllose Kanäle fließen seit Jahrzehnten die Impulse, die von maßgebenden Vertretern naturwissenschaftlicher Denkweise gegeben werden, in das Leben hinaus, überall wirken sie gestaltend und formend. Alles, was groß ist in unserem äußeren Leben, danken wir der Naturwissenschaft, und wir danken ihr zugleich das ganze seelische und physische Elend der letzten Jahre."

„Der Mensch ist verelendet durch die Naturwissenschaft, wenn er über das äußere Dasein hinausstrebt zu einem Innenleben . . ."

Soweit Wohlbold. Richtig ist, daß die Einwirkung der Technik auf den Gang der Weltgeschichte, die niemals fehlte, sich seit dem Ausgange des 18. Jahrhunderts stärker bemerkbar macht, als je zuvor. Kein Historiker der Zukunft wird je die Geschichte dieser Epoche verstehen können, ohne die Entwicklung der Technik zu berücksichtigen. Ebenso ist zuzugeben, daß diese Entwicklung nicht ohne die vorher ungeahnten Fortschritte der Naturwissenschaften möglich gewesen wäre. Aber sind darum die Naturwissenschaften wirklich für den Gang der Geschichte allein oder auch nur zum Teil verantwortlich? Stammen aus ihnen die Triebkräfte, welche die Völkerschicksale bestimmt haben? Ist es überhaupt denkbar, daß eine Wissenschaft, d. h. ein reines Erkenntnissystem, dem Menschen Zwecke setzt für sein Tun und Lassen im praktischen Leben, also vor allem anderen Menschen gegenüber?

Herr Wohlbold bejaht diese Fragen und er sieht die Verknüpfung zwischen der Naturwissenschaft und dem Tun und Lassen der Menschen in einer „naturwissenschaftlichen Weltanschauung". Gibt es so etwas? Selbstverständlich ist die Denkart des heutigen Menschen durch die Ergebnisse der Naturwissenschaft beeinflußt. Schulen und andere Bildungsstätten, Tagesblätter und nicht zum wenigsten der unvermeidliche Anblick der großen technischen Errungenschaften vermitteln ihm davon so viel, daß er unmöglich an diesen mächtigen Eindrücken vorübergehen kann. Aber das alles liegt noch jenseits von Gut und Böse. Erst wenn der Wunsch lebendig wird, diese Errungenschaften für sich zu benutzen, und wenn dieser Wunsch die Grenzen des Berechtigten übersteigt, wenn, angestachelt durch die neuen Möglichkeiten der Befriedigung, Genußsucht oder Machthunger die besseren Triebe der Seele überwuchern, dann sind die schlimmen Folgen verständlich, die Wohlbold nicht ohne Beredsamkeit schildert. Also nicht naturwissenschaftlich, sondern materialistisch ist die Weltanschauung,

Digitized by Google

welche das heutige Unheil über die Menschheit gebracht hat. Was können, um nur ein Beispiel zu erwähnen, die Erforscher des Elektromagnetismus, die Örsted, Ampère, Faraday, Weber dafür, daß der elektrische Telegraph heute das Hauptwerkzeug der Weltlüge geworden ist? Hätten sie etwa wegen dieser (für sie schwerlich vorauszusehenden) Folge ihre Arbeiten unterlassen sollen?

Aber Herr Wohlbold hält das Emporkommen materialistischer Gesinnung aus einem besonderen Grunde für eine notwendige Folge und daher für eine Schuld der Naturwissenschaft; denn er fährt etwas später fort:

„Vergangene Generationen fanden Seeleninhalt im kirchlich religiösen Leben. Das hat die Naturwissenschaft zerstört. Sie negiert die Notwendigkeit des Glaubens und postuliert das Wissen . . .“ „Die Naturwissenschaft hat die Welt entgeistigt, darum ist Europa heute ein Trümmerhaufen und die Menschheit verblutet sich. Aber wie sie die Religion entthront hat, muß sie an ihre Stelle etwas anderes setzen, ein Wissen vom Geist aus ihren eigenen Prinzipien...“

Das ist wiederum eine Halbwahrheit. Die historisch gewordenen Kirchen dürfen für sich den Ruhm in Anspruch nehmen, durch Jahrhunderte hindurch Unzähligen ideale Gesinnung eingeflößt und damit ihnen das Leben lebenswert gemacht zu haben. Heute haben sie diesen Einfluß auf die breite Masse fast ganz verloren. Und das hängt in der Tat mit dem Fortschreiten der Naturwissenschaften zusammen, denn deren Ergebnisse sind in mehr als einem Punkt in Widerspruch zur Lehre jener Kirchen geraten. Wir wollen hier nicht auf Einzelheiten eingehen, aber das müssen wir doch feststellen, daß es dem Menschen von heute, sofern er nur einen Funken Wahrhaftigkeit besitzt, nicht mehr möglich ist, sich jenen manchmal so rührend kindlichen Glauben zu bewahren, aus dem unsere Vorfahren vielfach ihre sittliche Kraft zogen. Aber darf man der Naturwissenschaft deswegen eine Schuld zuschreiben? Liegt die nicht vielmehr darin, daß die Kirchen nicht den eigentlich religiösen Inhalt ihrer Lehre zu trennen vermochten von mythologischen Elementen, welche allerhand über den Weltlauf in Natur und Menschengeschichte zu offenbaren vorgeben? Denn nur mit letzterem ist die wissenschaftliche Erkenntnis in Gegensatz geraten, und das war unausbleiblich, denn auf diesem Gebiet ist die Wissenschaft, und nur sie, zuständig. Hier hat sie denn auch im Bewußtsein der großen Mehrzahl der Menschen gesiegt. Aber wegen jener historisch gewordenen Verknüpfung des Religiösen mit dem Mythologischen, welche zum Unglück der Menschheit keine Kirche bis jetzt ganz zu lösen vermocht hat, ist im Bewußtsein der breiten Massen, von denen man feine Unterscheidungen billigerweise nicht erwarten darf, auch das Religiöse in Mißkredit geraten; und da das religiöse Bedürfnis, das Bedürfnis nach Erlösung, schlechthin nicht zu unterdrücken ist, so entsteht hier jene große Lücke, jener Mangel an Seeleninhalt, den Wohlbold mit Recht als die Wurzel alles Übels hinstellt, an dem die Völker heute kranken.

Für den philosophisch Gebildeten liegt die Sache nicht ganz so schlimm. Für ihn hat die Kantische Philosophie die Linie festgestellt, welche den Gel-

Digitized by Google

tungsbereich der naturwissenschaftlichen Erkenntnis begrenzt. Und er weiß, daß außerhalb dieser Grenze noch weiter Raum ist, für die Religion wie für vieles andere. Freilich bleibt auch ihm eine Sehnsucht ungestillt, und er muß entsagen — ganz wie es Schiller in jenem Distichon tut:

Welche Religion ich bekenne? Keine von allen,
Die Du mir nennst. „Und warum keine?" Aus Religion.

Will man einer Wissenschaft wirklich beikommen, so gibt es dazu doch eigentlich nur einen Weg; man muß ihre Ergebnisse als falsch hinstellen, sei es nun, daß man den Ursprung des Fehlers in ihren Grundlagen oder in der befolgten Methode sucht. Nichts davon findet sich bei Wohlbold[1]) oder Steiner. Diese bezeichnen vielfach die Ziele der Naturwissenschaft als unzulänglich, sie halten ihr Fragen vor, die sie nicht zu beantworten vermag, und zwar ohne Rücksicht darauf, ob diese Fragen überhaupt zum Gebiete der Naturwissenschaft gehören. Aber sie versuchen nie, die vorliegenden anerkannten Ergebnisse zu widerlegen. Und das enthebt uns im folgenden der Mühe, die heranzuziehenden wissenschaftlichen Resultate besonders zu beweisen. Wir brauchen sie *hier* nicht zu verteidigen, denn sie sind *hier* gar nicht angegriffen; und wenn der Leser sich eingehender mit ihnen beschäftigen will, so mag er sich an die vorliegenden Lehrbücher oder ähnliche Darstellungen halten.

Fassen wir also zusammen. Steiner und seine Anhänger wenden sich nicht gegen den *Inhalt* der Naturwissenschaften, sondern gegen die von ihr, wie sie meinen, herbeigeführte Herrschaft einer besonderen Weltanschauung. Sie vergessen dabei zu fragen, ob denn diese Weltanschauung notwendig mit der Naturwissenschaft verknüpft ist. Tatsächlich dürfte der Zusammenhang nur ein sehr lockerer sein. Man kann aus dem Zusammenwirken vieler Umstände psychologisch verstehen, wie sich gleichzeitig mit dem Aufschwung der Naturwissenschaft der Materialismus ausgebreitet hat. Aber man verkennt doch das Wesen der Wissenschaft auf das gründlichste, wenn man glaubt, daß sie bei dieser Entwicklung die treibende Kraft gewesen ist.

II.

Wir verteidigten hier die Naturwissenschaften. Leider können wir nicht auch alle Naturwissenschaftler verteidigen, denn manche und ganz bekannte unter

[1]) Die einzige Ausnahme davon findet sich wohl bei H. Wohlbold, S. 138: „Die moderne Naturwissenschaft spricht mit besonderer Vorliebe von dem Gesetz der Erhaltung der Energie, bzw. von dem, was sie aus diesem Gesetze gemacht hat. Aber seltsamerweise vergißt sie, sich Rechenschaft darüber abzulegen, daß sie gegen dieses fundamentale Gesetz doch eigentlich immer in etwas grober Weise verstößt. Stets wird für sie ein Etwas aus dem Nichts, sobald sie die Dinge sich steigern läßt, qualitativ steigern, ohne daß sie die Möglichkeit hat, das Plus, das sie vorfindet, irgendwoher begründet zu finden."

Was die Redensart „Qualitative Steigerung eines Dinges", bei dem „ein Etwas aus dem Nichts wird", mit dem scharf mathematisch definierten Begriff der Energie zu tun haben soll, ist unerfindlich. Wir führen diese Stelle als Beleg dafür an, wie weit die Vorstellungen derer um Steiner von der begrifflichen Schärfe entfernt bleiben, welche die Wissenschaft erst zur Wissenschaft macht.

Digitized by Google

ihnen machen sich derselben Grenzüberschreitung schuldig, wie die Lehre der Kirchen. Sie suchen Einheit der Weltanschauung, indem sie einen naturwissenschaftlich begründeten, das religiöse Gebiet mitumfassenden Monismus predigen. Und sie setzen damit auf den besprochenen Mangel der Kirchenlehre, Grundverschiedenes zu vermengen, nun auch noch eine religiöse Flachheit und eine Poesielosigkeit, die in der Tat die Seele leer und kalt läßt. Dieser Monismus ist ein Auswuchs, und wir dürfen darauf verweisen, daß unter seinen Anhängern die Zahl der wirklichen Naturwissenschaftler nur einen kleinen Bruchteil ausmacht. Mit der Wissenschaft selbst hat er nichts zu tun.

Rudolf Steiner sucht das Heil der Menschheit in einem anderen Monismus. Er will die ganze Betrachtungsart der Naturwissenschaften so reformieren, daß sie dem Menschen für sein Innenleben mehr geben soll, er will sie zu einer Wissenschaft vom Geist umgestalten, welche zugleich die Religion mitumfaßt. Er vollzieht nach Wohlbold „die Syntheſe der beiden Gebiete in der Weise, daß er die religiösen Begriffe konkret faßt, in bewußtem Erleben, und sie dann hineinträgt in das sinnliche Dasein, indem er zeigt, wie dieses sich aus dem geistigen Urgrund herausgestaltet, und indem er andererseits im sinnlichen Sein den geistigen Urgrund sucht und findet. Wissenschaft und Religion fließen ihm zu einer Einheit zusammen."

Es ist nicht unsere Aufgabe, zu untersuchen, wie diese Zwangsehe der Religion bekommt. Nur was sich für eine Art von Naturwissenschaft dabei ergibt, soll uns beschäftigen. Und da der Verfasser dieser Zeilen seines Zeichens Physiker ist, so wird er sich auch mehr mit Steiners Aussagen über die unbelebte Natur beschäftigen, als mit seinen biologischen Behauptungen.

III.

Nach Wohlbold schließen sich Steiners Betrachtungen, soweit sie angeblich naturwissenschaftlich sind, an Goethe an. Bekannt, und vor allem von Helmholtz in einem berühmten Vortrag [1]) meisterhaft dargestellt ist die Abneigung, welche Goethe seiner ganzen dichterischen Veranlagung nach gegen die Methode der Physik haben mußte, die Natur in anschauungslosen Begriffen faßbar zu machen. Er stellte sich ihr gegenüber wie einem in sich geschlossenen Kunstwerk, welches seinen Inhalt von selbst hier oder dort dem empfänglichen Beobachter offenbaren müsse. Er meint in der Wirklichkeit den unmittelbaren Ausdruck der „Idee" zu finden. Wir wollen hier den alten und längst aufgeklärten Streit nicht erneuern. Gemeinsam mit der wissenschaftlichen Physik hat Goethe, daß bei ihm der Ausgangspunkt in Beobachtung der Natur liegt. Ihn trennen von ihr die Art, wie er zu solchen Beobachtungen kommt, ebenso, wie die Schlüsse, die er daraus zieht. Trotzdem konnte er wegen dieser gesunden Grundlage in anderen, mehr beschreibenden Teilen der Naturwissenschaft zu seinen bekannten großen Erfolgen gelangen.

[1]) H. v. Helmholtz, Vorträge und Reden, Bd. I, S. 53. (Braunschweig, bei Vieweg & Sohn, 4. Aufl. 1896.)

Digitized by Google

Was aber ist bei Steiner die Grundlage aller seiner Aussprüche, auch derer, die auf naturwissenschaftlichem Gebiete liegen? Durch eine geistige Vorbereitung soll der Mensch in sich besondere Organe innerer Beobachtung entwickeln, dann wird sich ihm die „Geheim- oder Geisteswissenschaft" enthüllen. Das ist nicht so einfach, sondern geht in mehreren Stufen vor sich. Und wer in ihr fortgeschritten ist, darf, was er schaut, nicht ohne weiteres einem noch nicht so tief Eingeweihten mitteilen. Da wir nicht den Vorzug haben, zu den von solchem Licht Erleuchteten zu gehören, so sind unsere Kenntnisse über die naturwissenschaftlichen Ergebnisse der „Geheimwissenschaft" freilich etwas lückenhaft. Wir müssen uns wohl oder übel an das halten, was sich an Andeutungen in den Schriften Steiners findet, und wollen durch diese einige Steifzüge unternehmen.

Da ist z. B. Steiners Schrift „Unsere atlantische Vorfahren" (Berlin 1920). Auf Teilen der Erde, die heute den Grund des Atlantischen Ozeans bilden, soll früher eine Million von Jahren hindurch bis zum 10. Jahrtausend v. Chr. eine ganz besondere Kultur bestanden haben, getragen von Menschen, die sich körperlich und seelisch durchaus von uns Heutigen unterschieden. Diese Menschen hatten Luftfahrzeuge, in denen sie sich dicht über die Erde hinbewegten (S. 15—16). Für unsere Zeit freilich wären diese Fahrzeuge ganz unbrauchbar. Denn damals war die Luft viel dichter als jetzt. Dafür war das Wasser damals viel dünner, so daß es sich weit kunstvoller bewegen und lenken ließ, usw. . . .

Tatsächlich hat die geologisch-paläontologische Forschung an Pflanzen- und Tierresten, die aus weit älteren Zeiten als 12000 Jahren stammen, gezeigt, daß sich die Erdatmosphäre, abgesehen von unwesentlichen und lokalen kleinen Schwankungen, weder nach Temperatur, nach Druck, noch nach ihrer chemischen Zusammensetzung in diesem Zeitraum wesentlich geändert hat. Das so viel dünnere (soll wohl heißen: spezifisch leichtere) Wasser kann schon an sich, namentlich aber unter diesen Umständen nur Lächeln hervorrufen. Aber allerdings „Die Wissenschaft und das logische Denken können ihrem ganzen Wesen nach niemals etwas darüber entscheiden, was möglich oder unmöglich ist", sagt Steiner an derselben Stelle. „Sie haben nur zu erklären, was durch Erfahrung und Beobachtung festgestellt ist." Selbst wenn man den ersten Satz uneingeschränkt zugeben wollte (wovor wir uns schwer hüten), müßte man sich in der Wissenschaft bessere, als die „okkulten Beobachtungen" der „Geheimwissenschaftler", als zu erklärende Tatsachen aussuchen, und daran ist ja dank den Dokumenten, welche die Erde selbst aus fernen Tagen aufbewahrt, auch kein Mangel. Mit innigem Behagen aber erfüllt die Vorsicht Steiners, diese ganze Kultur auf einen jetzt versunkenen Erdteil zu verlegen — in einer anderen Schrift spielt der Boden des jetzigen Indischen Ozeans diese Rolle. So ist er ja vor allen Ausgrabungen in diesen Gebieten einigermaßen sicher. Leider versichern die Geologen glaubhaft, vor 12000 Jahren wäre von einem Festlande zwischen Europa und Amerika, das einigen Umfang hätte haben sollen, nichts vor-

Digitized by Google

handen gewesen. — Aber vielleicht handelt es sich hier um einen jener Irrtümer, deren Möglichkeit Steiner selbst auch für seine „Geheimwissenschaft" zugibt. Wir empfehlen ihm, sein okkultes Erkenntnisvermögen noch einmal auf diese Zeitbestimmung zu richten und dann zu entdecken, daß die Atlantier in einer sehr viel früheren Zeit gelebt haben.

Wir blättern weiter und kommen zu Steiners Buch: „Die Geheimwissenschaft im Umriß" (Leipzig 1920). Da wird auf den ersten 50 Seiten die Konstitution des Menschen untersucht; ihm werden sieben Teile, der physische, der Äther- und der Astralleib, das Ich, der „Geist selbst", der „Lebensgeist" und der „Geistmensch" zugesprochen, die in den verzwicktesten Wechselwirkungen zueinander stehen. Gewissenhaft, wie der Verfasser ist, hält er eine Rechtfertigung der Zahl Sieben für erforderlich. Freunden unfreiwilligen Humors sei S. 53—55 dieser Schrift zum Studium empfohlen. Wir heben nur einen Satz daraus hervor: „Wie das Licht in sieben Farben, der Ton in sieben Stufen erscheint, so die einheitliche Menschennatur in den gekennzeichneten sieben Gliedern. So wenig die Siebenzahl bei Ton und Farbe etwas von Aberglauben mit sich führt, so wenig ist das mit Bezug auf sie bei der Gliederung des Menschen der Fall."

Welche Verkennung! Die menschliche Sprache hat vielleicht aus der Unzahl von Farbenempfindungen, deren das Auge fähig ist, zufällig sieben (nur ungefähr festgelegte) Typen mit besonders einfachen Namen benannt, und sollte Steiner keinen anderen Farbennamen kennen, so empfehlen wir ihm, die erste beste Schneiderin danach zu fragen. Daß unsere europäische Musik aber aus den Tönen einer Oktave gerade sieben zur Dur- oder Molltonleiter zusammenfaßt, ist doch nichts anderes als ein willkürlich gewähltes Kunstmittel. Andere Zeiten und andere Völker benutzen andere Tonleitern, wie doch auch bei uns gelegentlich die chromatische Tonleiter mit ihren zwölf Tönen in der Oktave vorkommt.

Aber freilich, vielleicht ist Herrn Steiner der Unterschied zwischen einer Benennung und einer Erkenntnis überhaupt nicht klar. Mit Namen nämlich versorgt ihn sein übersinnliches Erkenntnisorgan reichlich, und die Bezeichnungen der sieben Teile des Menschen sind nur ein schwaches Beispiel dafür. Warum wohl? „Denn gerade wo Begriffe fehlen, da stellt ein Wort zur rechten Zeit sich ein," hat unser Freund Mephistopheles schon längst geantwortet.

Wir gehen zu S. 146 u. f. derselben Schrift über. Nachdem von der Vergangenheit unserer Erde, u. a. von deren „Saturnzustand" gesprochen ist, fährt Steiner fort: „Richtet man die geistigen Wahrnehmungsorgane zunächst nicht auf Anfang und Ende, sondern auf die mittlere Entwicklung dieser Saturnverkörperung, so zeigt sich ein Zustand, welcher der Hauptsache nach nur aus „Wärme" besteht. Nichts von gasförmigen, nichts von flüssigen oder gar von festen Bestandteilen ist zu finden. All diese Zustände treten erst in späteren Verkörperungen auf. Man nehme an, ein Menschenwesen würde sich diesem Saturnzustande als Beobachter nähern. Nichts von allen den Sinneseindrücken, die es haben kann, würden ihm dort entgegentreten, außer der Wärmeempfindung.

Digitized by Google

Angenommen, ein solches Wesen würde sich diesem Saturn nähern. Es würde wahrnehmen, wenn es in den von ihm eingenommenen Raumteil gelangt, daß dieser einen anderen Wärmezustand hat als die übrige räumliche Umgebung. Aber es würde diesen Raumteil nicht etwa gleichmäßig warm finden, sondern in der allermannigfaltigsten Weise würden wärmere und kältere Partien abwechseln. Nach gewissen Linien würde strahlende Wärme wahrgenommen werden. Und nicht etwa, daß sich solche Linien nur gerade hinzögen; sondern durch die Wärmeunterschiede werden unregelmäßige Formen gebildet. Man hätte etwas vor sich wie ein in sich gegliedertes, in wechselnden Zuständen erscheinendes Weltwesen, das nur in Wärme besteht."

Weiter: „Ihm," dem geisteswissenschaftlichen Beobachter nämlich, „ist die Wärme etwas, wovon er im gleichen Sinne spricht wie von Gas, von Flüssigkeit oder von festem Körper. Sie ist ihm nur noch eine feinere Substanz als ein Gas. Und dieses letztere ist ihm nichts anderes als verdichtete Wärme, in dem Sinne, wie die Flüssigkeit verdichteter Dampf, oder der feste Körper verdichtete Flüssigkeit." Und so geht es noch eine Seite lang fort.

Wäre so etwas vor 100 Jahren geschrieben, so hätte man dies bei dem damaligen Stande der Physik allenfalls als eine phantastische Möglichkeit verstehen können. Aber seitdem haben solche Männer wie Joule, Robert Mayer, Helmholtz gelebt, und es ist nicht nur ein Teil der physikalischen, sondern der allgemeinen Bildung geworden, daß die Wärme kein Stoff, sondern eine Form der Energie ist. Scheinbar weiß auch Steiner etwas davon, denn: „In der für physische Sinne gegebenen Welt stellt sich die Wärme durchaus als Zustand des Festen, Flüssigen oder Gasförmigen dar; aber dieser Zustand ist eben nur die Außenseite der Wärme oder auch ihre Wirkung. Die Physiker sprechen nur von dieser Wirkung, nicht von deren inneren Natur . . ." Und der Beweis dafür? „Es ist nur notwendig, zuzugeben, daß es ein seelisches Wahrnehmen gibt, wenn man auf diesem Gebiet dem Geistesforscher folgen will." Oder ein anderes Mal (Vorurteile aus vermeintlicher Wissenschaft, Berlin 1920, S. 29—30): „Es muß sogar gesagt werden, daß der Geistesforscher am besten tut, wenn er sich aller Schlußfolgerungen aus seinen naturwissenschaftlichen Erkenntnissen peinlich genau entäußert; denn durch solche Schlußfolgerungen wird ihm leicht der unbefangene innere Sinn der Geistesforschung in die Irre geführt."

Unseres Erachtens sagt die Hexe im Faust dasselbe, nur noch besser:

„Die hohe Kraft
Der Wissenschaft,
Der ganzen Welt verborgen!
Und wer nicht denkt,
Dem wird sie geschenkt,
Er hat sie ohne Sorgen."

Der Leser erinnert sich vielleicht der Worte, in welche Faust daraufhin ausbricht — und kennt dann Goethes Ansicht über einen Okkultismus Steinerschen Gepräges.

Digitized by Google

Wir könnten noch manche Stelle ähnlichen Charakters aus Steiners Schriften anführen. Aber das Hexeneinmaleins ist doch nur wegen seiner Kürze noch gerade erträglich. Doch wollen wir nach gutem Brauch das letzte Wort dem Beschuldigten lassen. Wir zitieren deshalb („Unsere atlantischen Vorfahren", Seite 5) und hüten uns, etwas hinzuzufügen: „Man macht daher leicht auf den Uneingeweihten, der sich von der Tatsächlichkeit einer besonderen Geisteswelt noch nicht durch eigene Erfahrung überzeugen kann, den Eindruck eines Phantasten, wenn nicht einen noch schlimmeren."

Drahtlose Telephonie

Von

J. Zenneck

Von Amerika kommen Nachrichten, nach denen dort eine neue Epidemie ausgebrochen ist: die drahtlose Telephonie. „Everybody here is simply wireless mad", schrieb mir kürzlich ein Bekannter. Jedermann will einen Empfänger haben, um damit die Stationen für drahtlose Telephonie zu hören: die neuesten Tages- und Börsennachrichten, Konzerte und Vorlesungen über alle möglichen wissenschaftlichen und unwissenschaftlichen Gegenstände, Predigten und Couplets von Varietés werden von den Stationen nach allen Richtungen durch Rundspruch ausgesandt. Der Farmer im Wildwest, der Hunderte von Meilen von der Zivilisation getrennt ist, aber eine Empfangsstation besitzt, braucht abends nur sein Telephon ans Ohr zu nehmen, um an allem, was die Großstadt an akustischen Genüssen bietet, teilnehmen zu können. Die Gesellschaften, die Apparate für drahtlose Telephonie fabrizieren, sind mit Aufträgen derartig überhäuft, daß die amerikanische Industrie nicht mehr imstande ist, den Bestellungen zu genügen.

Die Mutter der drahtlosen Telephonie, die drahtlose Telegraphie, hat es auch in Amerika nie zu einer so allgemeinen Beliebtheit gebracht, wie ihre Tochter. Der Grund ist sehr einfach. Wenn der genannte Farmer einmal aus Versehen seinen Apparat so einstellte, daß er eine Station für drahtlose Telegraphie aufnähme, so würde er den Hörer sehr unbefriedigt wieder an seinen Ort hängen. Er würde nur die kurzen und langen Zeichen des Telegraphenalphabets hören, mit denen nur der ausgebildete Telegraphist etwas anfangen kann. Darin liegt eben der Vorteil der drahtlosen Telephonie gegenüber der drahtlosen Telegraphie, daß sie kein geschultes Personal erfordert, sondern im Gebrauch genau so einfach ist wie die gewöhnliche Telephonie.

Dieser Vorteil ist so einleuchtend, daß er die Frage aufdrängt, warum man das nicht schon längst eingesehen und erst in den letzten Jahren die drahtlose Telephonie aufgenommen habe. Der Grund ist der, daß man in den ersten

Digitized by Google

zwei Jahrzehnten der drahtlosen Telegraphie nicht die Mittel hatte, welche die drahtlose Telephonie voraussetzt.

Sowohl die drahtlose Telegraphie als die drahtlose Telephonie arbeitet mit elektrischen Schwingungen. Was man unter einer Schwingung versteht, ist aus der Akustik bekannt. Jeder weiß, wie die Bewegung einer schwingenden Saite aussieht. Jeder weiß auch, daß man die Saite einer Violine in zwei Arten von Schwingungen versetzen kann: die eine, indem man sie mit dem Bogen anstreicht, die andere, indem man sie mit dem Finger zupft. Bei der ersten Art von Schwingungen entfernt sich die Saite bei jedem Hin- und Hergang gleichweit von der Ruhelage, solange der Bogen über die Saite hingleitet. Bei der zweiten Art, dem Zupfen, ist die Entfernung der Saite von der Ruhelage am Anfang am größten; sie wird allmählich immer kleiner und die Schwingungen verklingen. Solche verklingende Schwingungen bezeichnet man in Physik und Technik als „gedämpfte" Schwingungen, diejenigen der gestrichenen Saite als „ungedämpfte". Stellt man die Schwingungen in bekannter Weise durch eine Kurve dar, indem man die Entfernungen der Saite aus der Ruhelage nach oben bzw. unten, die Zeit nach rechts aufträgt, so erhält man im Falle der gedämpften Schwingungen eine Kurve vom Charakter der Figur 1, im Falle der ungedämpften Schwingungen eine solche wie Figur 2.

Bei den elektrischen Schwingungen der drahtlosen Telegraphie und Telephonie liegen die Verhältnisse ganz ähnlich. Wohl werden hier die Schwingungen nicht von einem mechanischen Körper (wie etwa einer Saite), sondern von dem elektrischen Strom in der Antenne ausgeführt, wie das schon bei den Wechselströmen, die die meisten Zentralen liefern, der Fall ist. Auch erfolgt der Hin- und Hergang des Stromes nicht wie bei den Schwingungen der Saite nur einige hundert, sondern einige zehntausend oder sogar hunderttausend Male in der Sekunde. Aber man hat auch hier zwei große Gruppen von Schwingungen zu unterscheiden: die gedämpften von der Art der Figur 1 und die ungedämpften von der Form der Figur 2. Und wie es in der Entwicklung der Saiteninstrumente war, wo die gezupften Instrumente (Harfe) mit ihren gedämpften Schwingungen den gestrichenen mit ihren ungedämpften vorangingen, so ist es auch bei der drahtlosen Telephonie: zuerst hatte man gedämpfte elektrische Schwingungen, erst viel später lernte man geeignete ungedämpfte Schwingungen herzustellen. Was aber die drahtlose Telephonie unbedingt braucht, sind ungedämpfte elektrische Schwingungen. Eine drahtlose Telephonie ist also erst möglich geworden, seitdem es gelungen ist, ungedämpfte elektrische Schwingungen in einer für die drahtlose Nachrichtenübertragung brauchbaren Weise zu erzeugen. Das ist erst in den letzten Jahren geschehen, und zwar durch Hochfrequenzmaschinen mit und ohne Frequenzwandler, durch Lichtbogengeneratoren und Röhrensender.

Dazu kommt aber noch eines. Was die drahtlose Telephonie mit diesen ungedämpften Schwingungen in der Antenne macht, ist folgendes. Nehmen wir den einfachsten Fall an, daß der Ton einer gestrichenen Saite, deren Schwin-

Digitized by Google

gungskurve diejenige von Figur 2 sei, übertragen werden soll. Dann läßt man diesen Ton auf ein Mikrophon wirken und „moduliert“ mit dem Mikrophonstrom die Schwingungen in der Antenne der Sendestation so, wie es Figur 3 zeigt, d. h. man ändert ihre Stärke im Tempo des Tones, der übertragen werden soll. Wirken die Wellen, die von einer solchen Schwingung ausgesandt werden, auf einen richtig gebauten Empfänger, so gibt das Telephon desselben den Ton der Saite richtig wieder. Entsprechendes gilt, wenn auf das Mikrophon des Sen-

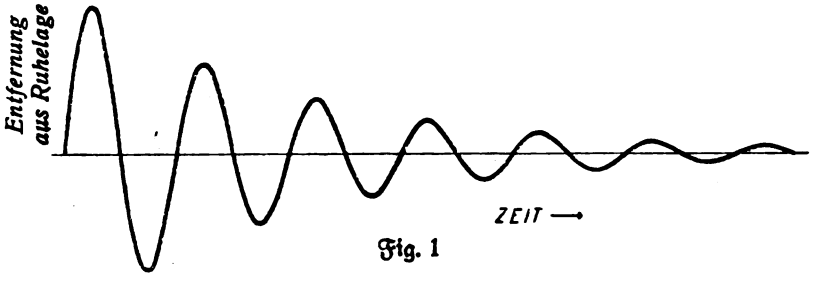


Fig. 1

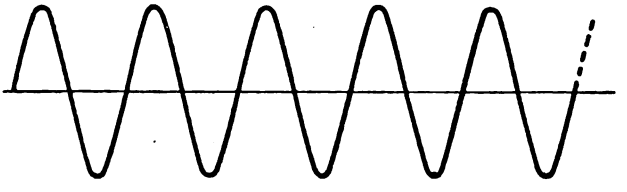


Fig. 2

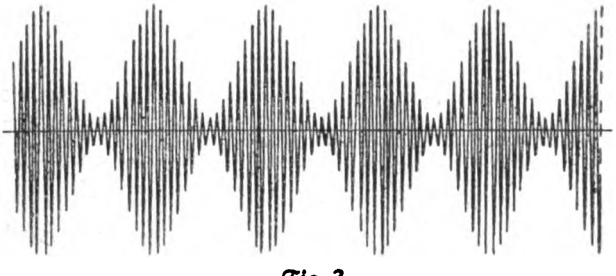


Fig. 3

ders nicht der einfache Ton einer Saite, sondern der verwickelte Klang der menschlichen Stimme einwirkt.[1]) Notwendig für die drahtlose Telephonie sind also Mittel, um die elektrischen Schwingungen der Antenne zu modulieren. Bei großen Sendestationen, bei denen die Antennenschwingungen eine Leistung

[1]) Die vielverbreitete Ansicht, daß bei der drahtlosen Telephonie der Mikrophonstrom des Senders direkt die Wellen aussende, ist durchaus unrichtig. Die Wellen werden bei der drahtlosen Telephonie genau wie bei der drahtlosen Telegraphie durch sehr schnelle elektrische Schwingungen (Hochfrequenzschwingungen) ausgestrahlt.

Digitized by Google

haben, die an 100 Pferdestärken herangeht oder sie überschreitet, genügt dazu der Strom eines einfachen Mikrophons nicht. Alle Versuche, Starkstrommikrophone zu konstruieren, haben nur sehr geringen Erfolg gehabt. Einen mächtigen Schritt vorwärts ist man erst gekommen, als die sogenannten Verstärkerröhren (Elektronenrelais) auf dem Plan erschienen, die gestatten, den schwachen Mikrophonstrom beinahe beliebig zu verstärken. Aber es hat noch viel Mühe gekostet, um die beste Methode zur Modulation der Antennenschwingungen auszuprobieren.

Das sind im wesentlichen die Gründe dafür, daß die drahtlose Telephonie erst erheblich nach der drahtlosen Telegraphie zur praktischen Verwendung gelangt ist. Aber eine Frage bleibt noch offen. Wenn die drahtlose Telephonie vor der drahtlosen Telegraphie so große Vorteile bietet, wie es anfangs betont wurde, wenn alle Schwierigkeiten, welche der drahtlosen Telephonie zuerst entgegenstanden, jetzt überwunden sind, warum geht man jetzt nicht allgemein zur drahtlosen Telephonie über, warum behält man noch immer die Stationen für drahtlose Telegraphie bei? Die Antwort ist die, daß die drahtlose Telephonie für dieselbe Entfernung eine sehr viel größere Energie erfordert, als die drahtlose Telegraphie. Wollte man also die bestehenden transatlantischen Stationen, die für drahtlose Telegraphie gebaut sind, für drahtlose Telephonie umändern, so müßte man ihnen noch viel größere geometrische und elektrische Dimensionen geben, als sie jetzt schon besitzen. Das kommt in letzter Linie darauf hinaus, daß die drahtlose Telephonie viel teurer ist als die drahtlose Telegraphie.

Die Technik der drahtlosen Telephonie ist in Deutschland ebensoweit entwickelt wie in irgendeinem anderen Lande. Daß sie bei uns bis jetzt sehr viel geringere Verbreitung gefunden hat als z. B. in Amerika, liegt hauptsächlich am Postmonopol, unter das bei uns jede drahtlose Nachrichtenübertragung fällt und das die Benützung nicht nur von drahtlosen Sendern, sondern auch von Empfängern ohne besondere Genehmigung der Post verbietet. Selbstverständlich wird durch ein solches Monopol die Privatinitiative gehemmt. Auf der anderen Seite ist aber die Post in der Einführung neuer technischer Hilfsmittel, wie sie in neuerer Zeit gerade die Hochfrequenztechnik an die Hand gibt, außerordentlich rege gewesen, und Zeitungsnachrichten zufolge ist auch in Deutschland ein ausgedehnter drahtloser Rundspruchdienst geplant, durch den Börsen-, Handels- und Wirtschaftsnachrichten an Banken und Zeitungen durch drahtlose Telephonie verbreitet werden sollen und durch den auch in Deutschland die drahtlose Telephonie in gebührender Weise ausgenützt würde.

Digitized by Google

Eduard Flottwells Briefe aus der Paulskirche 1848/49

Herausgegeben und erläutert
von
Professor Dr. Manfred Laubert

(Fortsetzung)

21. An Hegel. Frankfurt a. M., 11. Auguſt[1]) 1848 (Montag).

Ihr Schreiben, mein teurer Hegel, hat uns die Bestätigung dessen gebracht, was wir seit den letzten Zeitungsnachrichten leider erwarten mußten. Bei allem Unheil und bei allem Anlaß zu großen und schweren Besorgnissen, mit denen uns der Blick in die nächste Zukunft unseres Vaterlandes erfüllt, gereicht es mir zu meiner nicht geringen Beruhigung und Genugtuung, daß unsere Ansichten sich in der Hauptsache begegnen und übereinstimmen. Leider fehlte dem abgetretenen Ministerium,[2]) so sehr ich mit einzelnen Persönlichkeiten desselben befreundet bin und diesen die lebhafteste und innigste Teilnahme gewidmet habe, an der Höhe des Standpunktes, auf welchem es in solchen Zeiten sich notwendig halten und diejenige geistige Eminenz, die es einer solchen Kammer gegenüber entwickeln mußte, um sie zu beherrschen. Was hülfe nun aber alle Kritik über das Vergangene? Es ist dahin und wir müssen nun unseren Blick wieder vorwärts richten und uns leider gestehen, daß keine der wahrscheinlichen Eventualitäten hinsichts der Kombination eines neuen Ministeriums uns zu günstigeren Hoffnungen und Erwartungen berechtigt. Eines nur erachte ich unter allen Umständen, die Kombination möge nun mehr oder minder günstig sein, für notwendig, wenn wir nicht in eine bejammernswerte Schwäche und mit ihr in Anarchie verfallen sollen, daß nämlich das neue Ministerium der dortigen Kammer mit dem bestimmten Programm entgegentrete, daß es daher keine ferneren Übergriffe in der Verwaltung und insbesondere keine Beschlüsse gestatten werde, durch welche dem Ministerium im voraus die Hände gebunden, durch welche es an derjenigen Freiheit gehindert werde, ohne welche es eine Verantwortlichkeit für seine

[1]) Verschrieben für September.

[2]) Das Ministerium R. v. Auerswald hatte am 9. September seine Entlassung eingereicht. Die Ursache hierfür war der Antrag des Breslauer Abgeordneten Stein vom 9. August, der nach einem blutigen Zusammenstoß zwischen Truppen und Bürgerwehr in Schweidnitz am 31. Juli einen Erlaß an die Offiziere forderte, wonach sie durch Annäherung an die Bürger zeigen sollten, daß sie aufrichtig an der Verwirklichung eines verfassungsmäßigen Rechtszustandes mitarbeiten wollten. Der König verweigerte dieser Einmischung in Heeresfragen seine Zustimmung. Auf die entsprechende Erklärung des Staatsministeriums bestand die Kammer am 7. September mit 219 gegen 143 Stimmen auf ihrer Forderung. Die Nachfolge Auerswalds übernahm Pfuel, der am 23. September ein dem Steinschen Antrag völlig genügendes Rundschreiben an die Truppenbefehlshaber erließ.

Digitized by Google

Handlungen gar nicht übernehmen kann, und daß es daher auch die Ausführung dieses Beschlusses nicht als Bedingung seines Eintritts gelten lassen dürfe, daß man es vielmehr lediglich seinem Ermessen überlassen müsse, in welcher Form und Fassung der verlangte Erlaß an die Armee ergehen lassen wolle (!).[1] Auf dieses Verlangen muß die Kammer eingehen oder sie kann auf kein neues Ministerium rechnen und muß sich daher selbst auflösen, um einer anderen Versammlung Platz zu machen, welche sich in den ihr durch die Einberufung bestimmten konstituierenden Schranken zu halten bereit ist. Ich glaube, daß wenn das abgetretene Ministerium diese Erklärung gleich nach dem 9. August abgegeben hätte, die Sache eine ganz andere Wendung genommen, wenigstens auf die Volksmasse einen sehr viel günstigeren Eindruck gemacht haben würde. — Ich vermute, daß die Kombination Phillips,[2] Unruh[3] usw. für jetzt die Macht erhalten wird, und unter allen anderen Eventualitäten halte ich sie auch für die bessere, wiewohl ich an ihre Dauer auch keinen Glauben habe, denn auch ihr fehlt durchaus der höhere politische Blick und das rechte Verständnis der Zeit; H. Seydel[4] würde dann wohl Hansemann[5] zu ersetzen streben und sich dabei bald in seiner Blöße zeigen, aber allerdings unseren Finanzen wahrscheinlich einen sehr empfindlichen Stoß geben. Vielleicht aber tritt Hansemann dieser Kombination bei, was ich nicht für unwahrscheinlich halte; nur der Kriegsminister scheint mir ein nicht zu lösendes Problem hervorzurufen. Welcher General kann es wagen, unserer Armee mit einem solchen Erlaß entgegenzutreten? Jedenfalls müßte erst das von mir bezeichnete Programm von der Kammer adoptiert sein; eine leise Ahnung führt mich für diesen Fall auf Selasinski,[6] dem ich aber die Eigenschaften nicht zutraue, welche dieses Amt erfordert. — Mit Vincke geht es heute noch unmöglich; da müßten noch manche Phasen vorübergehen, ehe ein Mann seiner eisernen Konsequenz sich geltend zu machen vermag; jedenfalls müßte erst der Rechtsboden auf irgendeine Weise gewaltsam erobert sein, ehe er ihn zu verteidigen vermag; er selbst aber kann ihn nicht erobern, diese Eroberung müßte vorangehen.

Der Konflikt mit der hiesigen Nationalversammlung in der Waffenstillstandsfrage wird jetzt nach dem Austritt des bisherigen Ministeriums jedenfalls eine mildere Gestalt gewinnen. In dem gestern versammelten Ausschuß (in welchem wir sechs Stunden zugebracht haben) ist die Trennung der Frage über das Verhältnis der Zentralgewalt zu Preußen von der über die Ratifikation des Waffenstillstands beschlossen, und für die letztere haben wir doch

[1] Statt: es den verlangten Erlaß usw.

[2] Adolf Phillips, 1813—1877, Abgeordneter und Oberbürgermeister von Elbing.

[3] Hans Viktor v. Unruh, 1806—1886, Mitglied des rechten Zentrums der preußischen Nationalversammlung, im Oktober ihr Präsident.

[4] Geheimer Finanzrat bei der Seehandlung.

[5] David Hansemann, 1790—1864, Finanzminister der Ministerien Camphausen und Auerswald.

[6] Karl Friedrich v. Selasinski, 1786—1860, Generalleutnant und seit 1837 Direktor der Obermilitär-Examenskommission.

Digitized by Google

in der Tat diesmal eine Majorität gewonnen, welche, wie ich zu hoffen Ursache habe, sich auch in der Nationalversammlung geltend machen wird, weil die ernste Erwägung der Folgen, in Beziehung auf einen europäischen Krieg, nachdem die Stimmung der auswärtigen Mächte, namentlich Frankreich, Schweden und Rußland, durch die vorgelegten diplomatischen Verhandlungen klar hervorgetreten ist,[1]) die Versammlung doch von einem übereilten Schritt abmahnt und weil außerdem auch die dänische Regierung einzelne besonders anstößige Bestimmungen des Waffenstillstandes (namentlich in Beziehung auf den Grafen Moltke und auf die Wirksamkeit der konstituierenden Landesversammlung in Kiel) zu modifizieren sich geneigt gezeigt hat. Man wird aber zugleich auf die unverzügliche Eröffnung der definitiven Friedensverhandlungen dringen, und diese dürfen auch nicht ausgesetzt werden. Mittwoch oder Donnerstag wird die Plenarberatung und Beschlußnahme stattfinden ...[2])

Bei solchen großen Fragen, wie sie uns jetzt alle beschäftigen, soll man zwar an das Individuelle und persönliche Interesse nicht denken, und ich kann versichern, daß ich bis heute auch weder an Ihre Zukunft ... noch an die meinige, welche doch nun auch wieder sehr in Frage gestellt ist, gedacht habe. Aber bei diesem Briefe dringt sich mir nun doch auch diese Sorge auf und ich möchte gern von Ihnen erfahren, welches Bild Sie sich von Ihrer eigenen Zukunft machen? Sollte Phillips das Ministerium bilden und an dessen Spitze treten oder auch nur das Ministerium des Innern übernehmen, so wird er Sie wohl an sich ziehen und nicht verlassen; bei einer noch mehr von der linken Seite ausgehenden Kombination aber scheint mir Ihre künftige Stellung doch sehr zweifelhaft, und ich wünsche daher sehr, eine beruhigende Andeutung darüber von Ihnen zu erhalten. Was mich betrifft, so werde ich, da ich doch nach Münster zurückzukehren für ganz untunlich halte, die weitere Entwicklung hier noch abwarten müssen, wenn nicht etwa Herr v. Bonin[3]) in Pommern durch diesen Ministerwechsel sich zu seinem Austritt bewogen finden sollte, denn ich setze voraus, daß Herr v. Auerswald sich wieder nach Königsberg auf seinen früheren Posten zurückbegeben werde." Er wünscht Hegels und Skalleys Rat über etwaige Absendung des Mobiliars aus Münster, bittet um Grüße an Auerswald und Ausdruck des Dankes für das Wohlwollen, das dieser Flottwell und Hegel bewiesen hat. „Ich wünsche von Herzen, daß er in Preußen eine ihm zusagende Wirksamkeit wieder finden möge! — Unsere Zukunft wollen wir Gott empfehlen, aber auch nichts versäumen, was zu ihrer Begründung vernünftigerweise geschehen muß ..."

[1]) Cavaignac weigerte sich nach dem Beschluß vom 5. September, den Reichsgesandten zu empfangen, mit den Worten: „Si ces foux de Francfort veulent la guerre, ils l'auront." Vgl. Duckwitz, Denkwürdigkeiten aus meinem öffentlichen Leben von 1841 bis 1866, Bremen 1877, S. 87.

[2]) Sie erfolgte am Sonnabend, den 16. September. Die Sitzung dauerte von 9½ bis 8¼ Uhr. Mit 205 gegen 165 Stimmen widerrief die Versammlung ihren Beschluß vom 5. September, worauf auch das alte Ministerium im Amte blieb.

[3]) Wilhelm v. Bonin, 1786—1852.

Digitized by Google

22. An Hegel. Frankfurt a. M., 19. September 1848.

„Damit das Gerücht Euch die Nachricht von den entsetzlichen Ereignissen des gestrigen Tages nicht entstellt zuführe[1]) und Ihr wenigstens in Beziehung auf uns außer Sorge gesetzt werdet, eile ich, Euch die Abschrift meines, an meine Wähler in Quedlinburg erstatteten Berichts zu übersenden. Hoffentlich ist die Ruhe auf längere Zeit hergestellt, aber freilich teuer genug erkauft; jedenfalls liefert dieses Ereignis ein sehr betrübendes Zeugnis von der Entsittlichung unseres Volkes; solche Barbarei, Mordlust und tierische Wut habe ich hier nicht erwartet, aber wieviel ist auch geschehen, um alle edleren Gesinnungen zu untergraben! In der heutigen Nationalversammlung hielt Gagern eine treffliche Ansprache, so edel und würdig und gehaltvoll habe ich ihn noch nicht sprechen gehört. Wir alle waren tief bewegt, und es ist auch nicht zu beschreiben, welchen Eindruck solche Ereignisse auf eine Versammlung machen, wenn man sich sagen muß, daß die Urheber derselben sich in ihrer Mitte befinden.

Ich schreibe bald wieder und sende für heute nur viele Grüße von der Mutter, die sehr aufgeregt und ergriffen ist, sowie von den Schwestern.

Hoffentlich werde ich auch bald Nachricht von Ihnen, lieber Hegel, erhalten; die letzten, welche Ihr Brief vom 15. ds. Mts. enthielt, waren sehr wenig befriedigend, haben mich vielmehr in vielen Beziehungen schmerzlich berührt, doch davon schweige ich heute ..."

23. An Hegel. Frankfurt a. M., 28. September 1848.

„Ihre Nachrichten ..., denen ich diesmal mit Besorgnis entgegensah, lauten ja sehr beruhigend, und ich bin sehr erfreut, daß das Zerwürfnis zwischen dem neuen Ministerium und der Kammer diesmal glücklich abgewendet worden ist.[2]) Ich glaube daraus den Schluß ziehen zu dürfen, daß selbst die ultrademokratische Seite der letzteren die Gefahren eines solchen Bruchs, mit Hinblick auf die hiesigen Verhältnisse und auf die energischen Militärmaßregeln, welche überall getroffen worden und in Berlin ihren starken Stützpunkt finden, vor Augen sieht und sie zu vermeiden wünscht. Ist aber das Ministerium, wenn auch nur äußerlich, in Übereinstimmung mit der Kammer, so darf es auch den blutigsten Zusammenstoß mit der Pöbelpartei in Berlin nicht scheuen, ja, ich möchte im Gegenteil wünschen, daß die letztere dazu eine recht erhebliche Veranlassung gebe, damit die Militärgewalt, ungeachtet der erhabenen Phrasen, womit H. Rimpler[3]) seine Bürgerwehr zu begeistern sucht, ihre Schuldigkeit

[1]) Der zur Ermordung von Fürst Lichnowsky und General v. Auerswald führende Aufstand in Frankfurt.

[2]) Vgl. S. 37, Anm. 1. Außerdem war am 24. September ein Gesetz zum Schutze der persönlichen Freiheit nach Waldecks Entwurf veröffentlicht worden.

[3]) Befehlshaber der Berliner Bürgerwehr, O. Rimpler, ein strammer Demokrat. A. Bernstein nennt ihn einen „Mann von mäßigem Verstande und ziemlich gutem Willen". (Die Jahre des Volkes. Berlin 1875, II, S. 109.) Rimplers Schrift, Die Berliner Bürgerwehr 1848, habe ich nicht einsehen können.

Digitized by Google

zu tun genötigt werde. Hier ist man noch immer ganz entschieden für die Fortsetzung der Kriegsmaßregeln und läßt sich darin durch zahlreiche Interpellationen und Anträge der Linken nicht irre machen. Ich hoffe auch oder bezweifle vielmehr nicht, daß auch das von dem Reichsministerium proponierte Gesetz, den Schutz der Reichsversammlung betreffend, ... noch mit einem auf die Preßfreiheit Bezug habenden Zusatz in diesen Tagen angenommen werden wird.[1]) Das Berliner Ministerium könnte dann mit Rücksicht auf das Rundschreiben des Reichsjustizministers (dessen Fassung übrigens die Feder eines Professors, der von der praktischen Justizverwaltung nichts weiß, unverkennbar verrät) zu ähnlichen Gesetzvorlagen und zugleich zur Schließung aller demokratischen Vereine in und um Berlin schreiten, wodurch den täglichen Skandalen doch sicher ein Ende gemacht werden würde.

Die Struvesche Schilderhebung im badenschen Oberlande ist total vernichtet und er selbst gefangen und mit ihm seine ganze Registratur, deren Ausbeute vielleicht einen näheren Aufschluß über die Verbindungen mit Frankfurt liefern wird.

In der Nationalversammlung spricht sich nun der allgemeine Wunsch aus, das Verfassungswerk möglichst zu beeilen, und es ist zu erwarten, daß jetzt, da die Beratung über die sogenannten Grundrechte sich ihrem Ende rasch nähert, auch die eigentlichen Kardinalfragen bald zur Diskussion in der Plenarversammlung kommen werden. Da scheint es mir doch sehr wünschenswert und rechtzeitig zu sein, daß insbesondere Preußen seine Rechte wegen der Zustimmung zu dem Verfassungswerk sich wahre und zu dem Ende mit dem Vorschlage wegen Errichtung eines Reichsrates oder eines provisorischen Staatenhauses hervortrete; dieser Vorschlag würde jetzt mehr wie je Anklang finden, weil die Notwendigkeit einer Übereinkunft mit den bestehenden Regierungen in betreff der Verfassung viel Anerkennung findet; ja, es hat gerade jetzt sich ein politischer Verein unter den Abgeordneten gerade für diesen Gegenstand gebildet, dem auch ich angehöre und der sich Vincke zum Führer gewählt hat. Ich behalte mir vor, Ihnen darüber Näheres mitzuteilen, will Ihnen aber doch anheimgeben, den Gegenstand (in meinem Auftrage) bei Herrn v. Pfuel, dem ich mich sehr zu empfehlen bitte, schon vorläufig in Anregung zu bringen. Von den Regierungen muß ein solcher Vorschlag ausgehen und er wird dann hier sehr unterstützt werden, dagegen wird die Nationalversammlung, wenn sie keinen Anstoß dazu erhält, immer bei der Idee der Volkssouveränität und dem darauf gegründeten Beschlusse über den sogenannten Raveaux'schen Antrag, wenigstens in der Mehrheit beharren. Wäre nur Camphausen ein wenig zugänglicher und offener, damit man mit ihm solche Gegenstände ordentlich besprechen und verhandeln könnte! Ich sehe ihn öfters und

[1]) Vgl. hierzu Brief Nr. 24. — Das Gesetz vom 10. Oktober im Reichsgesetzblatt S. 9/10; vgl. G. Mollat, Reden und Redner des ersten deutschen Parlaments. Osterwieck a. H. 1895, S. 196; sowie Haym, Die deutsche Nationalversammlung von den Septemberereignissen bis zur Kaiserwahl. Berlin 1849, S. 13.

Digitized by Google

wir stehen auf einem ganz freundlichen Fuß, aber dennoch tritt seine (ich weiß nicht, ob diplomatische oder ihm menschlich eigentümliche) Verschlossenheit solchen tiefer eingehenden Erörterungen immer entgegen, und darüber klagt jedermann.

Daß Sie mit Bonin[1]) über meine Angelegenheit gesprochen, erkenne ich um so dankbarer, weil ich den Vorsatz gefaßt hatte, kein Wort darüber mehr an Sie zu richten, indem es mir geschienen hat, daß Sie diesen Gegenstand ebenfalls zu vermeiden wünschen. Warum mir das Oberpräsidium in Königsberg nicht zuteil geworden, das habe ich schon lange eingesehen; es wäre aber besser gewesen, man wäre damit offen hervorgetreten, statt mich mit Hoffnungen usw. hinzuhalten. Es bleibt mir jetzt nur übrig, den weiteren Verfolg der Sache abzuwarten, und ich werde dies tun, wiewohl ich das Gefühl einer kränkenden Verletzung in mir nicht zu besiegen vermag. —"

Den Schluß des Briefes bilden Familienangelegenheiten, pekuniäre Fragen, Klagen über den Sohn Theodor, der sich bei seinem Examen viel Zeit ließ und in seiner Korrespondenz eine unglaubliche, des Vaters tiefen Unwillen erregende Saumseligkeit zeigte, sowie Äußerungen der Besorgnis über den aufgeregten Zustand von Flottwells Gattin und das schlechte Aussehen seiner Tochter Elise. Mit besonderer Freude wird der von Hegels Gattin über ihre Kinder eingehenden Nachrichten gedacht.

24. An Hegel. Frankfurt a. M., 5. Oktober 1848.

„Mein teurer Hegel! Der Erlaß des Reichsministeriums an die deutschen Regierungen in Beziehung auf die diplomatischen Verhältnisse der einzelnen Staaten zum Auslande hat wenigstens für Preußen doch nicht den scharfen Beigeschmack, den Sie darin finden wollen. Das Ministerium hat der preußischen und österreichischen Regierung den an die kleineren Staaten ergangenen Erlaß nur in Abschrift mitgeteilt und beide um die Erklärung ersucht, auf welche Weise sie sich dieser, der Einheit Deutschlands entsprechenden Anordnung anschließen wollen? Dabei ist man, wie ich aus ganz authentischer Quelle versichern darf, ganz entfernt von der Zumutung gewesen, daß die preußische Regierung die im Auslande bereits akkreditierten Gesandten zurückrufen solle; man hat nur gewünscht, daß bei Anknüpfung neuer diplomatischer Verbindungen oder bei der Absendung neuer Bevollmächtigten die preußische Regierung der Zentralgewalt den Vorrang einräumen und demnach zwar die Person des Bevollmächtigten bezeichnen, diesem aber die Eigenschaft eines Gesandten der Zentralgewalt zugestehen und ihm also in Beziehung auf die besonderen Verhältnisse Preußens zu dem fremden Staat auch eine besondere Mission erteilen möge, für deren Ausführung er dann aber auch nur der preußischen Regierung verantwortlich bleiben soll. Einen großen Wert legt die Zentralgewalt nun gerade auf die Sendung eines Bevollmächtigten nach Nordamerika, indem

[1]) Dem Finanzminister Gustav v. Bonin, 1797—1878.

Digitized by Google

die dortige Regierung bereits die Initiative ergriffen und einen Bevollmächtigten in der Person des Herrn Donalson[1]) bei der Zentralgewalt akkreditiert hat; man wünscht daher auf das dringendste, daß Preußen keinen besonderen Gesandten dorthin sende, daß Herr v. Roenne, gegen dessen Person man nichts zu erinnern hat, vielmehr als Bevollmächtigter der Zentralgewalt bestellt werde und daß die preußische Regierung ihm in Beziehung auf ihre Interessen noch eine besondere Instruktion und Mission erteile. Ebenso wünscht man, daß behufs der Vermittlung der österreichisch-italienischen Angelegenheit Preußen einen besonderen Gesandten bestelle, sondern diese Bestellung der Zentralgewalt — welche aber jedenfalls das von Preußen zu bezeichnende Individuum anzunehmen bereit ist — überlasse, um dadurch diesem Streit den Charakter einer deutschen und nicht bloß österreichischen Angelegenheit zu geben und dadurch das Ansehen der Zentralgewalt zu befestigen.

Ich gestehe nun, daß ich aus folgenden Gründen sehr geneigt bin, diesem Ansinnen der Zentralgewalt das Wort zu reden, und daß ich es gerade im Interesse unseres Vaterlandes für höchst wünschenswert erachte, daß demselben entsprochen werde:

1. Weil durch die dänische Waffenstillstandsfrage das bereits sehr geschwundene Mißtrauen gegen die preußische Regierung in Beziehung auf ihre Gesinnung hinsichts der Vereinigung Deutschlands und ihre Stellung zur Zentralgewalt wieder mit neuer Stärke erwacht ist und von den Demokraten wieder auf das Stärkste ausgebeutet wird, um womöglich eine gänzliche Spaltung zwischen Preußen und der Zentralgewalt herbeizuführen.

2. Weil es gerade jetzt, wo die preußische Militärmacht einen so wesentlichen Einfluß auf die Wiederherstellung der Ordnung und Gesetzlichkeit in den süddeutschen Ländern ausübt,[2]) so wichtig ist, daß dieser Macht sich auch das Vertrauen zu der preußischen Regierung zugselle, damit sie überall diejenige Anerkennung finde, durch welche (sie) für die Zukunft bei der Konstituierung einer definitiven Reichsgewalt für Deutschland die ihr gebührende Stellung als leitende Macht gesichert werden kann.

3. Weil eine recht einige und feste Verbindung zwischen der preußischen Regierung und der Zentralgewalt ihr auch im eigenen Lande eine Autorität verschaffen und sichern würde, deren sie vis-à-vis einer solchen Volksvertretung, wie sie in Berlin leider besteht, so sehr bedarf. Es ist gewiß einleuchtend, daß ein Rückhalt, wie die Zentralgewalt gegenwärtig den etwaigen Gewaltmaßregeln unserer Regierung zu gewähren vermag, ihr einen Stützpunkt geben würde, welcher ihren Anordnungen leider fehlt, und daß sie sich diesen also auch mit Aufopferung eines Teils ihrer Souveränität zu verschaffen suchen muß.

4. Weil ein neues Zerwürfnis mit der Zentralgewalt den Wühlereien der Demokraten, welche jetzt sehr kleinlaut zu werden beginnen, wieder neue

[1]) Vgl. über ihn Duckwitz a. a. O., S. 94.

[2]) Schon der Frankfurter Aufstand vom 18. September war unter Mithilfe der aus Mainz herbeigezogenen preußischen Truppen niedergeschlagen worden.

Digitized by Google

Kraft und Wirkung geben und neue Ereignisse, die in ihren Folgen gar nicht zu berechnen sind, hervorrufen würde.[1])

Ich habe mich deshalb verpflichtet gehalten, dem Grafen Dönhoff[2]) meine Ansichten über den von unserer Regierung zu fassenden Beschluß ausführlich mitzuteilen und bitte Sie, den General v. Pfuel auf dieselben zu lenken und ihn in meinem Namen zu bitten, daß er sich mein Schreiben an Graf Dönhoff vorlegen lassen (!) und davon nähere Kenntnis nehme.

Heute wurde in der Nationalversammlung ein Antrag des hiesigen Kriminalgerichts an das Reichsministerium vorgelesen, wonach dasselbe die Zustimmung der Nationalversammlung zu einer gegen die Abgeordneten Blum, Guenther,[3]) Schloeffel,[4]) Zitz und Simon von Trier[5]) teils wegen aufrührerischer Schriften und Reden, teils wegen eines noch direkteren Anteils an den Ereignissen der letzten Wochen einzuleitenden Kriminaluntersuchung und eventuell zu ihrer Verhaftung verlangt. Der Antrag ist einer besonderen Kommission zur Begutachtung überwiesen und wird hoffentlich von der Versammlung genehmigt werden. Sie können sich vorstellen, welcher Sturm dadurch in die heutige Verhandlung gebracht wurde!...

Der Entwurf zu einem Gesetz wegen des der Nationalversammlung zu gewährenden Schutzes... wird morgen in der Nationalversammlung zur Schlußberatung kommen und mit einigen von dem Ausschuß proponierten Verbesserungen ohne Zweifel angenommen werden. Es wird zugleich der Antrag gestellt, dieses Gesetz auch auf alle anderen konstitutionellen Versammlungen in Deutschland, namentlich in Berlin und Wien, auszudehnen, und dies wird, wie ich hoffe, überall gern aufgenommen werden.[6]) Denn es kommt vor allen Dingen darauf an, die Versammlungen von dem Einfluß des Terrorismus zu befreien, den jetzt die unteren Volksmassen auf ihre Beschlüsse ausüben.

Da ich eine definitive Entscheidung über meine Zukunft wohl so bald nicht erwarten darf, so habe ich mich genötigt gesehen, hier eine Wohnung auf vier Monate... zu mieten,[7])... ich bitte dies als einen avis au lecteur zu betrachten, wenn auf mich die Rede kommen sollte..."

---

[1]) Näheres über das Verhältnis der Nationalversammlung zu den Einzelregierungen auch bei Karl Jürgens, Zur Geschichte des deutschen Verfassungswerkes 1848—1849. 3 Bde. Braunschweig und Hannover 1850—1857.

[2]) August Graf v. Dönhoff-Friedrichstein 1797—1874, Mitglied des Ministeriums Pfuel.

[3]) Georg Guenther, Schriftsteller aus Leipzig, Abgeordneter für Glauchau und Mitglied des Donnersbergs wie auch die folgenden.

[4]) Friedrich Schloeffel, einer der wenigen Landwirte der Versammlung, Gutsbesitzer aus Schlesien, Abgeordneter für Hirschberg, berüchtigt als eines der unflätigsten Mitglieder der radikalen Linken.

[5]) Ludwig Simon.

[6]) Die Schlußabstimmung über das Gesetz zum Schutz der verfassunggebenden Reichsversammlung erfolgte erst am 9. Oktober und ergab die Annahme mit großer Mehrheit.

[7]) Große Gallengasse 19.

Digitized by Google

25. An Hegel. Frankfurt a. M., 18. Oktober 1848.

„Der Inhalt Ihres Schreibens ist im wesentlichen mir auch von Camphausen, welcher vorgestern aus Berlin zurückgekehrt ist, bestätigt worden. Er bringt ja ganz erwünschte Nachrichten über die Gesinnung und die Absichten unseres Ministeriums hinsichts des festen Anschlusses unserer Regierung an die Zentralgewalt mit, welche sich sowohl auf die diplomatischen Verhältnisse als insbesondere auf die Armee und ebenso auf die Regulierung der Stromzölle beziehen und wie ich nicht zweifle, hier eine sehr willkommene Aufnahme finden und gerade in diesem Augenblick, wo die Beratungen über die Verfassung beginnen, von dem günstigsten Einfluß auf die Stimmung für Preußen, die sich in demselben Maße, als die Zustände in Österreich Besorgnisse anderer Art erregen,[1]) verbessert, sein werden. Wir wollen demnach das Beste hoffen! Nur die Zustände in Berlin wollen mir nicht gefallen; Camphausen meint auch, daß Pfuel seine Stellung nicht werde behaupten können, aber wie wird es dann mit den anderen Ministern werden? Ich glaube, daß auch auf Berlin die Entwicklung der fürchterlichen Krisis in Wien den entscheidenden Einfluß üben wird; diese ist aber ganz dunkel, da die widersprechendsten Gerüchte sich kreuzen, deren Aufklärung durch den Widerstreit der verschiedensten österreichischen Parteien, der sich auch hier äußert, fast unmöglich gemacht wird; lange wird die Ungewißheit aber wohl nicht dauern; von der rein politischen Seite aufgefaßt, muß man freilich der Regierungs- und Militärmacht den Sieg wünschen; das menschliche Gefühl neigt sich mehr der anderen Seite zu, wenn diese nur eine sichere Zukunft zu verbürgen imstande wäre! Sie können sich leicht vorstellen, welchen Einfluß dieser Kampf auch in der Nationalversammlung ausübt; die widersprechendsten Interpellationen an die Minister kreuzen sich, und gestern hat man einen besonderen Ausschuß für diese Angelegenheit errichtet, welcher natürlich nichts tun kann, sondern ebenso wie wir alle den Erfolg des Kampfes ruhig abwarten muß.

Auf Rothes[2]) Ankunft und seinen Umgang freue ich mich sehr; ich hoffe an ihm einen treuen Gesinnungsgenossen zu finden...

Von Herrn v. Bonin habe ich die von Ihnen angedeutete schriftliche Äußerung wegen meines Gehalts vom 1. Januar ab empfangen und ihm darauf auch dankend geantwortet. Diesen Gegenstand betrachte ich hierdurch als erledigt; möge er nur auch in der Hauptsache auf ähnliche Weise erledigt werden! Ich werde das Weitere ruhig abwarten!..."

26. An Hegel. Frankfurt a. M., 25. Oktober 1848.

„Die Nachricht von dem Ausscheiden des Generals v. Pfuel aus dem Ministerium[3]) hat mich, wiewohl wir sie erwarten mußten, doch betrübt und

[1]) Anspielung auf die Oktoberrevolution.

[2]) Geheimer Finanzrat im Finanzministerium.

[3]) Verhandlungen über Pfuels Rücktritt und die Berufung des Grafen Brandenburg zur Bildung eines neuen Ministeriums schwebten schon im letzten Oktoberdrittel.

Digitized by Google

schmerzlich bewegt, weil ich unter den heutigen Verhältnissen darin doch nur einen Beweis für die Fortdauer einer Gesinnung und Richtung des Königs erkenne, welche sich mit seiner konstitutionellen Stellung nicht vereinigen läßt. Wohin soll das führen und woher sollen am Ende die Minister kommen, welche unter solchen Umständen eine Verantwortlichkeit zu übernehmen bereit sind? Der Prinz Adalbert,[1]) der seit drei Tagen hier ist und den ich gestern besuchte, war ebenfalls sehr betroffen von dieser Nachricht, welche er mit großer Unbefangenheit und sehr klarer Auffassung aller dortigen Verhältnisse ebenfalls nur der nämlichen Veranlassung zuschreibt, indem auch er die verkehrte Richtung unseres Königs tief beklagt. Ich bin sehr gespannt und begierig auf die weitere Entwicklung dieser neuen, sehr unwillkommenen Krisis, von der ich nur wünsche, daß sie keinen Einfluß auf das ganze Ministerium, dessen Fortdauer ich gerade jetzt, nachdem die Wiener Ereignisse[2]) den bedeutendsten Einfluß auch auf unsere Verhältnisse auszuüben nicht ermangeln werden, für so notwendig halte.

Hier haben die österreichischen Wirren auch in die Beratung über den Verfassungsentwurf stark eingegriffen, indem die ersten Paragraphen desselben, welche die Begrenzung und die Bildung des Reiches betreffen, wenn sie strikte angenommen und angewendet werden sollten, die österreichische Monarchie entweder zertrümmern oder sie von Deutschland ganz abwenden würden. Ich mache Sie deshalb auf die sehr interessanten und merkwürdigen Debatten in den stenographischen Berichten vom 23. und 24. d. M. und insbesondere auf eine Rede von Muehlfeld[3]) (einem sehr gescheuten und wohlgesinnten Österreicher) und von Vincke aufmerksam.[4]) Der letztere hat in Übereinstimmung mit seiner politischen Partei auf die Annahme eines Amendements angetragen, wodurch der österreichischen Regierung noch ein Aufschub zu ihrer Erklärung bis nach Beendigung der jetzigen Krisis gewährt werden soll, aber er hat zugleich ohne und, wenigstens was mich betrifft, gegen meine Zustimmung geäußert, daß er der österreichischen Regierung den Weg zur Erlangung der höchsten Würde in der definitiven Zentralgewalt Deutschlands zu öffnen und freizuhalten beabsichtige und sich gegen den Vorwurf eines preußischen Partikularismus schützen wolle. Er ist in diesen Äußerungen viel zu weit gegangen und hat zugleich einen Angriff auf Hansemann, der sich hier aufhält und für die Trias

---

Die amtliche Anzeige hiervon wurde erst am 2. November in der Nationalversammlung verlesen; vgl. B. v. Unruh, Skizzen aus Preußens neuester Geschichte. Magdeburg 1849, S. 105, und v. Poschinger, Unter Friedrich Wilhelm IV., Denkwürdigkeiten des Ministers Otto Freiherrn v. Manteuffel, I., Berlin 1901, S. 21.

[1]) 1811—1873, Vetter Friedrich Wilhelms IV., Sohn des Prinzen Friedrich Wilhelm.

[2]) Der Oktoberaufruhr und die Flucht des Kaisers nach Olmütz.

[3]) Eugen v. Muehlfeld, Advokat aus Wien, Mitglied des Café Milani. Seine Rede bei Wigard, IV., S. 2854 ff. Muehlfelds Redeweise beurteilt wenig günstig A. v. Arneth, Aus meinem Leben, Stuttgart 1893, S. 198.

[4]) Vincke sprach an beiden Tagen, vgl. Wigard a. a. O., S. 2821 f. und 2857 ff.

Digitized by Google

in der definitiven Zentralgewalt, in welcher Preußen die Spitze einnehmen soll, Propaganda macht, losgelassen, der wirklich ganz ungemessen ist und Hansemann vor ganz Deutschland prostituiert, indem er damit schließt, daß dieser weder das Vertrauen des Königs noch der preußischen Nation genieße. Ich bin begierig, wie sich Hansemann dabei benehmen wird, da er nicht zur Versammlung gehört und daher auch die Tribüne nicht besteigen, sich also öffentlich nicht rechtfertigen kann. Er muß eigentlich Vincke auf Pistolen fordern oder ihn in den öffentlichen Blättern zu blamieren suchen. Jedenfalls ist Vinckes Angriff gegen einen Wehrlosen (d. h. einen solchen Gegner, der sich nicht auf dem nämlichen Wege verteidigen kann) gar nicht zu billigen, und ich bin sehr unzufrieden damit, so wenig ich zu Hansemanns Freunden mich zähle." [1])

Nachricht, daß Elisens Befinden noch immer schlecht ist und auch auf die Mutter einen niederschlagenden Einfluß ausübt. „Ich habe daher meine ganze Kraft nötig, um bei dem eigenen Kampf mit meinen Empfindungen über die Unsicherheit meiner Zukunft mich aufrecht zu erhalten. Gott möge weiter helfen!..."

27. An Hegel. Frankfurt a. M., 11. November 1848.

„So stehen wir also jetzt, wie ich aus Ihren beiden Briefen vom 8. und 9. sowie aus Friederikens Brief, der mit der Nachricht von einem neuen Lärmsignal schloß, entnehme, an der Schwelle einer höchst verhängnisvollen und gewiß furchtbaren Entwicklung, ja vielleicht ist jetzt schon die Entscheidung über die nächste Zukunft unseres Vaterlandes durch die Gewalt der blutigen Waffen erfolgt! [2]) — Eine unabweisbare Notwendigkeit dieses äußersten Schrittes war allerdings nicht zu verkennen; aber eine schwere Verantwortung ruht auf den Häuptern derer, welche jenen Moment, von welchem ich, wie jeder meiner Freunde und Gesinnungsgenossen, eine richtige, haltbare und würdige Wendung des inneren Kampfes erwarteten, versäumt oder nicht beachtet haben. Die Majorität unserer Versammlung ist von dieser Notwendigkeit

[1]) Der Passus gegen Hansemann (Wigard a. a. O., S. 2861) lautet: Ich weiß, daß ein Mann hier umgeht, der an der Spitze der preußischen Regierung stand und sich für die Trias interessiert. Ich spreche nicht über die Persönlichkeit eines Abwesenden; aber die Tatsache muß ich doch konstatieren, daß er keinen offiziellen Charakter hat, daß er in diesem Augenblick nur seine eigenen Karten spielt, daß er gegenwärtig weder im Vertrauen der preußischen Krone, noch der preußischen Nationalversammlung, noch der preußischen Nation ist. — Über Hansemanns Tätigkeit vgl. Bergengrün, Dav. Hansemann, Berlin 1901. Seinen Plan, den Erbkaiser durch einen obersten Reichsrat mit dreigliederiger Spitze zu ersetzen, hat Hansemann vor allem vertreten in seiner zu Frankfurt im Oktober geschriebenen Broschüre, Die deutsche Verfassungsfrage.

[2]) Am 8. November hatte der König das Ministerium Brandenburg-Manteuffel berufen und die Nationalversammlung für den 27. nach Brandenburg a. H. verlegt. Am 10. erhielt Wrangel, seit dem 15. September Oberbefehlshaber in den Marken, die Weisung zum Vormarsch gegen Berlin.

Digitized by Google

auch durchdrungen und oft hat sich hier schon der lebhafte Wunsch eines energischen Einschreitens seitens der dortigen Regierung geäußert; das Ministerium hat sich deshalb auch bewogen gefunden, vor einigen Tagen den Unterstaatssekretär Bassermann (einen [!] unserer bedeutendsten politischen Notabilitäten) mit der vertraulichen Sendung an das Berliner Ministerium zu beauftragen, dem letzteren die schleunige Annahme derjenigen Gesetze der Zentralgewalt zu empfehlen, welche hier zum Schutz der freien Beratungen erlassen worden und den besten Erfolg haben; ja, es ist zugleich der energische Beistand der Zentralgewalt zur Unterdrückung der demokratischen oder eigentlich anarchischen Bestrebungen in Berlin zugesichert worden. Nun ist Bassermann freilich mitten in den Ausbruch des Kampfes hineingeraten und wird schwerlich eine Autorität dort finden, mit welcher er verhandeln kann, dagegen wird seine Anwesenheit in Berlin als Zeuge der dortigen Ereignisse und ihrer weiteren Entwicklung sehr nützlich sein, damit er als solcher hier die lügenhaften Gerüchte, die sich gewiß bald verbreiten werden, gleich zu widerlegen vermag.

Am meisten macht mir die Komposition des neuen Ministeriums Sorge; das ist doch eines der unhaltbarsten, welches auf dem Boden einer konstitutionellen Monarchie gewachsen ist, und ich weiß nicht, ob ich den Mut der Männer, welche es gewagt haben, ihre öffentliche Stellung so preiszugeben, oder die Beschränktheit mehr bewundern soll, mit welcher ich sie die Aufgabe eines konstitutionellen Ministers und besonders im Dienst eines Königs, wie der unserige, auffassen sehe. Jedenfalls hat der König in seinem kleinen Finger mehr Geist und Fähigkeit als sein ganzes Ministerium in allen seinen Teilen, und es wird also nur darauf ankommen, wohin ihn sein Geist, seine Stimmung und seine Rechtlichkeit führen wird. Beharrt der König, wie ich noch immer hoffe, auf dem konstitutionellen Wege, so kann noch alles gut werden, insofern die Anarchie mit Stumpf und Stiel ausgerottet wird, und dann findet sich auch bald ein fähigeres Ministerium; sollte aber, was Gott verhüten möge, [der König] einen reaktionären Weg einschlagen, dann fürchte auch ich das Äußerste, weil diese Minister ihn dann schwerlich davon abhalten und daher mit ihm stürzen werden.

So steht also heute die Sache! Ich rechne darauf, fortwährend durch Sie, mein teurer Hegel, oder durch Theodor in Kenntnis erhalten zu werden; ... Für Eure persönliche Sicherheit sind wir bei der Lage Eurer Wohnung weniger besorgt, wenn Ihr Beruf ... Sie nicht in die Mitte des Kampfplatzes führen sollte, was ich aber doch nicht annehmen darf. — Ich befinde mich in einer ungeheuren Spannung, welche Sie auch diesem Briefe ansehen werden. —

... Gott schütze und behüte Euch! — Aber sein Segen ruhe zunächst auf unserem Vaterlande. Schreibt bald. Euer treuer Vater F."

(Fortsetzung folgt)

Digitized by Google

Einiges aus dem Leben der Fische

Von

Dr. Ludwig Scheuring,

Privatdozent für Zoologie an der Universität München

Das Leben der Fische spielt sich mit verschwindenden Ausnahmen im Wasser ab. Die Tiere sind in ihrer Körperform und Organisation und in ihren Lebens- und Stoffwechselvorgängen vorzüglich an dieses Medium angepaßt. Hier werden sie geboren, hier wachsen sie heran und finden hier ihren Tod, wenn sie nicht vorher in dem Magen eines Art- oder Gattungsgenossen oder in den Fanggeräten des Menschen ihr Dasein beschließen.

Die Fische besitzen zwei Organe, die sie sofort als typisch fürs Wasserleben angepaßt, erkennen lassen; erstens die Kiemen und zweitens die Schwimmblase. Die Kiemen stellen reich mit Blutgefäßen versehene, respiratorische Blättchen dar, die der Außenseite von Skelettbögen aufsitzen, die den vorderen Teil des Darmes stützen und zwischen denen Spalten, die sogenannten Kiemenspalten, sich nach außen öffnen. Sekundär wird bei den meisten Knochenfischen die ganze Partie von dem Kiemendeckel geschützt. Das durch das Maul aufgenommene Wasser wird durch die Kiemenspalten in rhythmischen Stößen nach außen gepreßt und umspült dabei die Sauerstoff aufnehmenden Flächen.

Die Schwimmblase ist eine häutige Ausstülpung des Darmes, die dorsal über demselben liegt und bald mit ihm durch einen offenen Gang kommuniziert oder nur noch durch einen bindegewebigen Strang mit ihm verbunden ist. Sie ist mit einem Gasgemisch (O u. N) in wechselndem Verhältnis gefüllt und hat den Zweck, dem Fisch durch Ausgleich seines spezifischen Gewichtes den Aufenthalt in einer bestimmten Wassertiefe zu erleichtern. Der Füllungsgrad der Schwimmblase wird reflektorisch geregelt und untersteht nicht, wie früher die Borellische Ansicht annahm, dem Willen des Fisches.

In ihrer Biologie sind die einzelnen Fischarten sehr verschieden voneinander. Die volkstümliche Unterscheidung in Raub- und Friedfische muß, vom wissenschaftlichen Standpunkt betrachtet, als ungenügend und ungenau angesehen werden. Sie nimmt nur Bezug auf die, für den Menschen nützliche oder schädliche Gewohnheit der verschiedenen Fischarten, sich zu ernähren, und man versteht unter Raubfischen solche, die vorzüglich von anderen, meistens für die menschliche Küche ebenfalls wertvollen Gattungsgenossen leben, während Friedfische solche sind, die ihre Nahrung mehr aus der für den Menschen nicht wichtigen Kleinfauna bestreiten. Es ist klar, daß aber diese Kleintierfresser vom zoologischen Standpunkt aus genau so gut zu den Raubfischen gezählt werden müssen. Als eigentliche Friedfische könnte man nur die geringe Zahl derer nennen, die sich ausschließlich von Pflanzen ernähren.

Wir wollen hier deshalb die Gruppe der Friedfische auflösen und lieber von Fischen sprechen, die Planktonfresser sind, also ihre Nahrung unter den

Digitized by Google

frei im Wasser schwebenden Kleintieren wählen, und von solchen, die am Grunde oder zwischen Pflanzen dort kriechende Würmer, Schnecken, Stachelhäuter, Krebstiere und Insekten auflesen. Wir wollen diese hier kurz als Kleintierfresser bezeichnen. Hierzu käme noch eine geringe Anzahl von Arten, die Aas suchen, und, wie schon erwähnt, einige Pflanzenfresser.

Die Mittel, mit denen die Fische ihre Nahrung aufsuchen, sind entsprechend der Verschiedenartigkeit derselben recht verschieden. Der Raubfisch muß ebenso wie der Planktonfresser über gute Sehfähigkeit verfügen, während die Kleintierfresser noch einen gut ausgebildeten Tastsinn besitzen müssen, um ihre Beute im Schlamm oder Sand zu erspüren, und für die Aassucher ein wohlentwickeltes Geruchsvermögen Bedingung ist. Die letzteren pflegen sich auch, da ihre Augen doch nur schlecht und unvollkommen ausgebildet sind, zu ihrem lichtscheuen Treiben meistens des Schutzes der Dunkelheit zu bedienen, während die gründelnden Wurm-, Schnecken- und Krebsfresser meist bei Tag und Nacht ihrer Nahrung nachgehen und die Raubfische und Planktonfresser durchweg ausgesprochene Tagtiere sind. Entsprechend ihrer Nahrung ist auch die Schwimmfähigkeit und sind die Organe der Nahrungsaufnahme recht verschieden. Während die Raubfische als rasche Schwimmer schlank und kräftig gebaut sind, finden wir bei den Bodenfischen eine mehr flache Gestalt, und während dort das Maul meist entständig ist (mit Ausnahme der Haifische), ist es hier sehr oft auf die Unterseite verschoben und kann häufig in mehr oder weniger ausgesprochenem Maße vorgestülpt werden. Bei den Raubfischen ist außerdem das Maul meist sehr groß, und die Kiefer sowohl als der Gaumen sind mit Hechelzähnen besetzt. Den Planktonfressern fehlen meistens die Zähne völlig, ebenso manchen Kleintierfressern. Viele von letzteren haben aber entsprechend ihrer ganz spezifischen Nahrung — ich denke hier an Echinodermenfresser wie Anarrhichas (der Meerwolf) oder Muschelfresser, Rhynodon — ein ganz eigentümlich ausgebildetes Gebiß zum Zertrümmern ihrer hartschaligen Beutetiere. Wieder andere wie die Weißfische besitzen im Maul keine Bezahnung, haben dafür aber im Schlund an dem ersten Kiemenbogen einen Kauapparat. Unter den Bodenfischen gibt es auch einige, die typische Raubfische sind, und die, wie Lophius (der Seeteufel) flach auf dem Boden liegen und ihre Beute durch rasches Zuschnappen mit dem außerordentlich großen, stark bewehrten Maul fassen; dieses ist dann nach oben gerichtet.

In ihren Beziehungen zu den Artgenossen zeigen die biologischen Gruppen ihre eigenen Besonderheiten. Die Raubfische, seien es agile Schwimmer oder tückische Wegelagerer, sind meist einzeln anzutreffen, nur die Liebe bringt sie jährlich in größere Schwärme zusammen, wie z. B. die Lachse. Ebenso finden sich die Aasfresser selten vergesellschaftet. Bei den Kleintierfressern und noch mehr bei den Planktonfressern treffen wir aber regelrechte Herden oder Schwärme. Das Problem der Herden- und Schwarmbildung stand ja schon oft zur Diskussion. Bei den Planktonfressern kann man sie vielleicht noch am einfachsten dadurch erklären, daß die Tiere ihrer Beute folgen, die infolge bestimmter Wasserströmungen

Digitized by Google

und selbständiger, von der Helligkeit abhängiger Wanderungen in bestimmte Zonen des Wassers zusammengedrängt werden, was auch zu einem Ansammeln der Fische in diesen Wasserschichten führen muß. Ich denke hier z. B. an die Schwarmbildungen, die die verschiedenen Felchenarten zeigen. Ebenso sind die großen Laichschwärme so vieler Fische leicht verständlich. Ich erinnere an die Herings- und Thunfischschwärme. Dagegen fehlt uns für das herdenweise Zusammenleben sehr vieler Kleintierfresser noch das biologische Verständnis. Ich denke hier an die Schulenbildung sehr vieler Jungfische und mancher Weißfischarten. Vielleicht dürfen wir in diesen Zusammenrottungen eine gewisse Schutzmaßnahme gegen Verfolger erblicken; wenigstens in den Fällen von Schulenbildung junger Fische, die von einem älteren Tier geführt werden, das auch seine Schutzbefohlenen zu verteidigen sucht, wie dies z. B. von einigen amerikanischen Autoren für Amiurus nebulosus (den Zwergwels) angegeben wird. Auch ist es ja bekannt, daß, wenn in Herden lebende Weißfische, z. B. Brachsen, ins Netz geraten und einer von ihnen ein Loch zum Entschlüpfen entdeckt, sie sicher alle durch dieses entweichen. Jedoch muß man auf der anderen Seite bedenken, daß Fische, in Klumpen und Zügen vereinigt, die Aufmerksamkeit ihrer Feinde viel leichter auf sich ziehen. Folgen doch die Tümmler und Delphine den Makrelen- und Sandspierlingsschwärmen, und machen sogar auf letztere, wie ich selber schon beobachten konnte, regelrechte Treibjagden.

Neben dem Hunger ist für die Fische, wie überall in der belebten Natur, die Liebe die stärkste Triebfeder, und so steht denn auch ein großer Teil der Lebensäußerungen der Fische unter dem Zeichen des Fortpflanzungstriebes. Er läßt, wie schon erwähnt, einzelstehende Räuber, wie z. B. die Vertreter verschiedener Welsarten sich zu Paaren zusammenfinden, er veranlaßt die großen scharenweisen Wanderungen in andere Regionen, und er hat bei manchen Fischen Instinkte zu einer ausgeprägten Brutpflege entstehen lassen.

Betrachten wir uns die Laichwanderungen einiger Fische näher. Die einfachsten und kleinsten Wanderungen führen unsere einheimischen Weißfische aus, die sich an flachen, gut bekrauteten und stark durchsonnten Stellen zusammenfinden und wo unter lebhaftem „Schlagen" und Liebesspielen das Laichgeschäft vonstatten geht. Es ist für den Beschauer ganz unterhaltsam dabei zuzusehen, wenn die sonst so trägen Karpfenmännchen sich im Plätschern und Springen um das schwere, laichreife Weibchen bewerben. Etwas größere Wanderungen führen diejenigen Fische aus, die „aufsteigen", d. h. vom Meere, von Seen und Flüssen und größeren Bächen in kleinere Wasserläufe und Rinnsale und versteckte Altwässer zu gelangen suchen, um dort in dem sauerstoffreicheren, reineren Wasser auf einer Kiesbank oder zwischen lockerem Gras- und Binsenbestand ihre Eier abzusetzen. Dieses Verhalten sehen wir bei Hechten, und vor allem bei den Salmoniden. Macht doch der Lachs die weite Reise von der Nordsee bis hinauf zu den Sturzbächen des Alpenvorlandes und überwindet dabei Stromschnellen und selbst kleinere Wasserfälle. Auf dieser Wanderung nimmt er, wie sehr viele Fische zur Laichzeit, keine Nahrung zu sich. Kein Wunder, daß

Digitized by Google

er auf dem Rückwege für die Fischer am Niederrhein kein lohnendes Fangobjekt ist. Denn aus dem fetten, schmucken Gesellen, der vor über einem Vierteljahr stromaufwärts wanderte, ist ein trockener, zäher, magerer Schlucker geworden.

Im Meere gesellen sich sehr viele Fische zu riesenhaften Schwärmen zusammen, um die einen nach tieferen Rinnen, die anderen nach flacheren mit Algen bewachsenen Uferstellen zu ziehen. So laichen z. B. sehr viele Schellfischarten und auch Schollen in der Nordsee zu großen Massen in den verschiedenen Depressionen des Meeresgrundes. Der Hering dagegen kommt in fast unermeßlichen Scharen von der Hochsee herein vor die Flußmündungen, um hier zu Milliarden seine Eier an den Pflanzenbeständen des brackigen Wassers anzukleben. Diese Schwärme sind oft so dicht, daß sich die einzelnen Tiere aus dem Wasser über die Oberfläche herausdrängen und man, wie ich selbst schon beobachtete, den Heringsschwarm auf große Entfernung bei ruhigem Wasser als ein breites, dunkel silberglänzendes Band erkennen kann.

Haben wir oben Fische gesehen, die zum Laichen „aufsteigen", so fehlt es auch nicht an solchen, die den umgekehrten Weg einschlagen. Der bekannteste und in seiner Biologie interessanteste Vertreter dieser Gruppe ist der Aal. Nach den neuesten Untersuchungen von Hjort, Schmidt, Ehrenbaum u. a. darf als die Wiege sämtlicher Flußaale der an den Atlantik angrenzenden Kontinente die Sargasso-See nord-nordöstlich von den Azoren angesehen werden. Hier finden sich die Eltern, um zu laichen, und gehen nach der Eiablage ein. Die jungen Aallarven, die den Erzeugern sehr unähnlich sind und lange Zeit als eigene Tiere unter dem Namen Leptozephalus beschrieben wurden, haben oleanderblattförmige Gestalt und führen ein rein pelagisches Leben. Mit den Meeresströmungen kommen die glashellen Larven den Küsten näher und bilden sich hier durch Reduktion ihres unpaaren Flossensaumes unter gleichzeitiger Streckung des Körpers zu den sogenannten „Glasaalen" um. Diese steigen in die Flüsse auf — sie sind unter dem Namen Glasaal oder Monteés bekannt — und wandern bis in die kleinsten Wasserläufe und Seen des Binnenlandes. Hier wachsen sie je nach den Futterverhältnissen in fünf bis zehn Jahren heran. Da erfaßt sie wieder der Wandertrieb, sie müssen wieder ins Meer zurück zu ihrer Geburtsstätte, wo sie nach einer einzigen Laichablage den Zweck ihres Daseins erfüllt haben und sterben.

Die Art und Weise der Laichablage ist bei den meisten Fischen die denkbar einfachste, abgesehen davon, daß ihr meist eine Art von Liebesspiel vorausgeht. Das Weibchen setzt die Eier einfach ins Wasser ab. Dies geschieht entweder durch den After oder durch eine dahinter liegende Öffnung, den Porus abdominalis. Nur selten sind beim Weibchen Legeröhren und beim Männchen Begattungsorgane entwickelt. Das Männchen schwimmt über die frisch gelegten Eier und besamt sie. Viele Fische kleben ihre Eier zum Teil einzeln, zum Teil in Klumpen oder Schnüren an Wasserpflanzen, Steinen oder Reisern fest, so z. B. Karpfen, Weißfische, Barsche und Heringe. Die Salmoniden dagegen legen die Eier in

Digitized by Google

flache Mulden im Kies, die beide Geschlechter vorher ausgewühlt haben. Damit haben die meisten Fische genug für ihre Nachkommen getan und sie bekümmern sich nicht weiter um dieselben, fressen sie höchstens später auf. Aber es gibt auch weit ausgedehnte Brutpflege bei manchen Arten. So baut der oben schon erwähnte Amiurus nebulosus eine Laichgrube, in der die Eltern die heranwachsende Brut bewachen. Später sammelt ein älteres Männchen die Jungen verschiedener Paare zu einer Schule und verteidigt sie gegen Angriffe. Andere Welsarten wurden schon beobachtet, daß sie ihren in niederem Wasser abgesetzten Eiern beim Rückgang des Wassers Sauerstoff durch Aufrühren des Wassers in den Laichgruben zuführten. Bekannt sind ja auch die Nester des Stichlings und seines Verwandten, und der Mut und die Tapferkeit, mit denen das Männchen diese verteidigt.

Häufig finden wir auch, daß eines der Eltern die Eier auf dem Körper mit sich herumträgt. So klebt sich bei einer Welsform aus Surinam (Aspredo laevis) das Weibchen die Eier auf den Bauch. Bei sehr vielen Büschelkiemern, so z. B. bei dem Seepferdchen, trägt das Männchen eine bauchständige Hautfalte, in die die Eier aufgenommen werden. Einige besorgte Eltern beherbergen die Jungen sogar im Maule. So hütet und schützt und ernährt bei einer Fischart aus dem Tiberias-See (Chromis paterfamilias) das Männchen die 200 Nachkommen eines Paares auf das vorsorglichste in seinem Maule.

Auf eine andere Weise sorgt unser einheimischer Bitterling (Rhodeus amarus) für seine Brut. Bei ihm ist die Befruchtung eine innerliche. Das Weibchen besitzt eine lange Legeröhre, vermittelst derer es die Eier durch die Öffnung der Schalenränder der Flußmuschel zwischen die Kiemenblätter derselben schiebt, wo sich die Brut entwickelt.

Auch lebendiggebärende Fische gibt es eine ganze Reihe. Bei ihnen muß ebenfalls die Begattung eine innerliche sein, und wir finden deshalb bei dem Männchen Kopulationsorgane in verschiedener Form und Zahl. Häufig treten Teile der Bauchflossen in den Dienst der Begattung, oder es werden an dem After Papillen zu diesem Zwecke ausgebildet. Daß z. B. manche Haifische lebendiggebärend sind, war schon Aristoteles bekannt, und er hat schon bei Mustelus eine plazentaartige Bildung beschrieben. Recht merkwürdig ist auch die Tatsache, daß bei dem häufig als Zierfisch gehaltenen Schwanzkärpfling (Girardinus caudimaculatus) durch bestimmte Freßzellen in dem Eileiter das Sperma, das nicht zur Befruchtung verwandt wird, verzehrt und dem Körper als Nahrung zugeführt wird.

Die Entwicklung der Eier verläuft je nach der Temperatur des umgebenden Wassers verschieden rasch, und nach mehr oder weniger vollständiger Aufzehrung des Dotters schlüpft das junge Fischchen aus. Häufig ist es noch mit Resten des Dotters behaftet, der dann an einer bruchsackartigen Hervorwölbung der Bauchwand zu erkennen ist. Meist ähneln die jungen eben ausgeschlüpften Fische in ihrer Form schon bald den Eltern; aber auch hier gibt es Ausnahmen. Die Plattfische (Pleuronectiden, Soleiden und Rhombeiden) sind

Digitized by Google

sehr flach und liegen mit der linken oder rechten Seite auf dem Grunde; das Auge der aufliegenden Seite ist nach der anderen hinüber gewandert und die Tiere sind völlig asymmetrisch geworden. Betrachtet man aber die Jungen, so sind diese noch völlig bilateral-symmetrisch gebaut. Sie leben pelagisch, und erst wenn sie zum Grundleben übergehen, wandert das eine Auge auf die andere Seite und sie nehmen nach und nach die typische Plattfischgestalt an.

Die flache Form darf sicher als eine Schutzanpassung an das Grundleben angesehen werden. Sie wird auch in anderen Klassen, z. B. bei den Rochen, angestrebt. Dort erfolgt die Abplattung jedoch nicht lateral, sondern dorsiventral. Durch die flache Gestalt wird erreicht, daß die Tiere sich fest an den Untergrund anschmiegen können, mit dem sie sich sogar häufig noch bedecken und so nur schwer zu entdecken sind. Erhöht wird diese Schutzanpassung noch dadurch, daß die Tiere die Fähigkeit haben, durch wechselnden Expansions- und Kontraktionszustand verschiedenfarbiger, in ihrer Haut liegender Pigmentzellen genau ihre Farbe der des Untergrundes anzupassen.

Andere Fische, die zwischen Tangen leben, sind geschützt durch lange, den umgebenden Pflanzen ähnliche Auswüchse und Anhänge der Flosse und des Körpers, wie z. B. Verwandte des Seepferdchens.

Der schon genannte Lophius piscatorius (der Seeteufel) besitzt auf der Dorsalseite seines breiten Schädels einige lange, aufrechtstehende Tentakel, an denen grell rotgefärbte Lappen hängen, die langsam bewegt werden. Durch sie werden andere Fische angelockt, die eine Beute vermuten und fallen beim Zuschnappen unfehlbar dem „Angler" zum Opfer.

Sehr viele pelagische Jungfische haben die Fähigkeit, sich an im Wasser treibende Gegenstände anzuschmiegen, wo sie dann bei ihrer hohen Durchsichtigkeit nur schwer zu entdecken sind. Diese Gewohnheit hat innerhalb mehreren weit voneinander entfernten Familien zu einem eigentümlichen Zusammenleben von Jungfischen mit Quallen geführt. Früher hatte man in diesem Verhältnis allgemein eine Symbiose erblickt. Ich konnte aber 1913—1914 nachweisen, daß es sich um einen echten Parasitismus des Fisches bei der Qualle handelt. So findet man in der Nordsee junge Wittlinge (Gadus merlangus) und junge Pferdemakrelen (Caranx trachurus) immer mit den Haarquallen (Cyanea) zusammen, aber der Fisch lebt nicht von den Nahrungsüberresten oder gar von den Parasiten der Qualle, wie die bisherige Ansicht war, sondern er nährt sich ausschließlich von den Eierstöcken derselben, verbirgt sich aber auch bei herannahender Gefahr unter ihren Schirm.

Auch im erwachsenen Zustande leben manche Fische mit anderen Tieren zusammen oder sogar in ihnen. So heftet sich z. B. der Schiffshalter (Echeneis remora) mittels einer Haftscheibe an größeren Fischen (z. B. an dem Thunfisch) fest und läßt sich von diesen transportieren. Der Fierasfer acus, ein im Mittelmeer häufiger Fisch, hat die merkwürdige Vorliebe, in den After einer Seegurke einzudringen und mit dem Kopf aus der Öffnung herauszuschauen. Häufig kommt es vor, daß mehrere Gäste die gleiche Herberge auf-

Digitized by Google

suchen, wodurch sich der Wirt etwas beengt fühlt und den Darm samt der lästigen Gesellschaft ausstößt und diesen später wieder regeneriert.

Es gibt auch Fälle, wo ein Fisch der Kommensale eines anderen ist. Wir haben ja schon gesehen, daß sich der Schiffshalter von anderen großen Fischen transportieren läßt. Das gleiche tut auch unser Flußneunauge (Petromyzon), das sich an andere Fische festsaugt und mit herumschleppen läßt. (In Fortbildung dieser Gewohnheit scheint bei nahen Verwandten, der Myxine, sich ein Parasitismus entwickelt zu haben.) Einige Fische leben sogar in den Körperhöhlen anderer Wirbeltiere. So hausen kleine Welsformen (Stegophilus, Vandellia) furchtlos im Maul einer großen Art (Platystoma), und Ophichthys bringt es fertig, in den Kiemenhöhlen des so gefräßigen Lophius zu wohnen. Ganz üble Angewohnheiten haben einige kleine Vandellia- und Cetopsis-Arten in Südamerika, die badenden Menschen und Tieren in die Harnröhre eindringen.

Wir haben bereits gesehen, daß sehr viele Fische zur Laichzeit keine Nahrung aufnehmen; andere dagegen pausieren mit dem Fressen während der ungünstigen Jahreszeit. So stehen z. B. die Karpfen im Winter ruhig an tieferen Stellen und machen dort eine Art Winterruhe durch. Andere Arten haben einen ausgesprochenen Winterschlaf. Sie wühlen sich in Schlamm ein und können unter Umständen sogar ein Einfrieren ohne Schaden ertragen. Ebenso sind sehr viele Fische befähigt, schlechte äußere Bedingung, wie Wassermangel im Sommer, besonders in den Tropen dadurch zu überdauern, daß sie sich im Schlamm einwühlen. Freilich müssen sie dann neben der gewöhnlichen Kiemenatmung noch Möglichkeit haben, den Sauerstoff der Luft auszunutzen. Dies geschieht bei einem Teil in ausgedehnten, labyrinthartigen Hohlräumen des Munddaches, z. B. bei Anabas und Periophthalmus, die ja auch bei Regenwetter häufig ans Land gehen, um hier dem Insektenfang obzuliegen. Andere besitzen eine sehr reiche Blutgefäßversorgung des Darmes, die sie befähigt, die durch das Maul in den Darm aufgenommene Luft zur Atmung zu verwerten (unsere einheimischen Gründlingsarten). Bei einer abseits stehenden Gruppe von Fischen, den Enteropneusten, die wir wohl als eine Art Überleitung zu den (geschwänzten) Amphibien ansehen dürfen, sind als seitliche Ausstackungen des Darmes zwei Lungensäcke gebildet, die wohl ein Homologon zu der Schwimmblase darstellen.

Das zeitweilige Unterlassen der Nahrungsaufnahme muß selbstverständlich auch einen Stillstand des Wachstums bewirken. Diese drückt sich am klarsten in der Struktur der Knochen aus, wo dann auf dem Schliff verschiedene stärker und schwächer durchscheinende Lamellen von Knochensubstanz aufeinander folgen und genau das gleiche Bild darbieten, wie die Jahresringe eines Holzgewächses. Vor allem durch die mühseligen und großzügig angelegten Untersuchungen der internationalen Meeresforschung ist der Beweis erbracht, daß wir es bei der Ringbildung in den Skelettbildungen (denn auch die Schuppen zeigen die Ringe) tatsächlich mit Jahresmarkierung zu tun haben. Sie geben einen

Digitized by Google

wertvollen Aufschluß über die Wachstumsgeschwindigkeiten und das Alter der Fische überhaupt.

Der Zuwachs der Fische ist bekanntlich sowohl von der Rasse (vgl. z. B. Bauern- und Edelkarpfen) als auch von den Nahrungsbedingungen und der Wassertemperatur abhängig. So konnte ich z. B. Schollen aus verschiedenen Gründen der Nordostsee und des Weißen Meeres untersuchen, die bei gleicher Größe Altersunterschiede von über vierzig Jahren aufwiesen.

Sind saisonelle Ruheperioden bei den Fischen allbekannt, so sind tägliche noch wenig beobachtet, scheinen aber ebenfalls weitverbreitet zu sein. So berichtet Gast von schlafähnlichen Zuständen, die er an Fischen in Neapel beobachtet hatte, und ich konnte in den Becken der biologischen Anstalt in Helgoland beobachten, daß Ctenolabrus rupestris abends hinter Steinen und Pflanzen sich verbargen und mit dem Bauche auf einer Unterlage ruhend unbeweglich stillstanden: sie gingen sozusagen schlafen.

Die Fortschritte der Photochemie in den letzten Jahren

Von

Prof. Dr. A. Byk (Berlin)

Man ist gewöhnt bei dem Worte Photochemie in der Hauptsache an die Chemie der photographischen Prozesse zu denken, weil die Photographie die einzige praktische Anwendung der chemischen Wirkungen der Lichtes darstellt. Da ist es vielleicht überraschend, daß die in der Lichtbildkunst benutzten Vorgänge bei den Versuchen, auf experimentellem und theoretischem Wege in das Wesen der chemischen Lichtwirkung einzudringen, eine verhältnismäßig geringe Rolle spielen. Dies liegt gerade an den Forderungen, die die Praxis der Photographie an die ihr dienenden stofflichen Umsetzungen stellt. Sie müssen, um den Bedürfnissen der Bildschärfe und der namentlich in der Kinematographie nötigen Schnelligkeit der Wirkung zu genügen, an sehr geringen Substanzmengen außerordentlich schnell verlaufen. Beides sind naturgemäß Umstände, die das Studium der den Prozessen zugrunde liegenden Gesetzmäßigkeiten erheblich erschweren, und man darf sich nicht wundern, wenn sich die wissenschaftliche Photochemie für ihre Zwecke im allgemeinen langsamere Vorgänge ausgesucht hat, bei der größere Stoffmengen in Wirksamkeit treten.

Es kommt hinzu, daß die Photographie ihren besonderen Zielen gemäß überwiegend eine bestimmte Seite der Erscheinungen in den Vordergrund stellt. Welche das ist, wird am deutlichsten durch einen Vergleich mit der Elektrotechnik, die nach einer gangbaren Einteilung in Schwach- und Starkstromtechnik zerfällt. Bei der Schwachstromtechnik, z. B. der Telegraphie oder den elektrischen Läuteanlagen, handelt es sich lediglich darum, auf hinreichende Ent-

Digitized by Google

fernung hin ein Zeichen zu geben, dessen Intensität gerade groß genug sein muß, um deutlich merkbar zu sein. Eine in Meterkilogramm oder Kalorien auszudrückende Nutzbarkeit wird von der Elektrizität in diesem Falle nicht verlangt. Ganz anders steht es in der Starkstromtechnik, wo sie Kraft, Licht und Wärme liefern soll und wo jeder Hausvater durch die regelmäßigen Rechnungen seiner Zentrale an den Arbeits- und Papiermarkwert der ihm gelieferten Elektrizität erinnert wird. Die Schwach- ist erheblich älter als die Starkstromtechnik, und es ist daher nicht merkwürdig, daß wir in der praktischen Photochemie bisher nur das Analogon der ersteren ausgebildet finden. Auch in der Photographie kommt es uns, ähnlich wie in der Telegraphie, lediglich darauf an, auf der Platte durch den Lichteindruck ein Signal der Helligkeitsverteilung des abzubildenden Gegenstandes zu erhalten, ohne daß wir vom Lichte irgendeine darüber hinausgehende Arbeitsleistung verlangen. Daß dieser Verzicht nur ein vorläufiger sein kann, geht, außer der entsprechenden Entwicklung der Elektrotechnik, vor allem daraus hervor, daß sich in der Aufspeicherung von Lichtenergie der Sonne in den Kohlehydraten der im Lichte wachsenden Pflanzen dauernd vor unseren Augen eine natürliche photochemische Arbeitsleistung allergrößten Maßstabes vollzieht, gegenüber der die Leistung aller irdischen Motoren vollkommen verschwindet.[1]) So hat sich denn auch die wissenschaftliche Photochemie nicht auf die bloße Tatsache der chemischen Lichtwirkung mit ihren Abstufungen, wie wir sie in der Photographie brauchen, beschränkt, sondern das Studium des Energieumsatzes bei photochemischen Vorgängen ist in wachsendem Maße besonders in den letzten Jahren die bevorzugte Fragestellung geworden.

Die ersten Beobachtungen, die auf einen Umsatz der Energie bei den photochemischen Veränderungen deuteten, liegen über ein Jahrhundert zurück und sind älter als die Entdeckung der Photographie, ja sogar der Daguerreotypie. Sie werden in dem sogenannten photochemischen Absorptionsgesetz zusammengefaßt, welches besagt, daß Licht nur dann chemisch wirken kann, wenn es von der getroffenen Substanz auch absorbiert wird.[2]) Soll also das Licht chemische Arbeit leisten, so muß dafür Lichtenergie verschwinden. Man hat sich im Anschluß hieran viel mit der Frage beschäftigt, welcher Prozentsatz der absorbierten Lichtenergie in dem chemischen Prozesse ausgenutzt wird. Der wesentliche Fortschritt, den hier die letzten Jahre gebracht haben, besteht in der Einführung der Quantentheorie, einer Vorstellungsweise, die für alle Atom- und Molekularprozesse, sowie diejenigen, die sich innerhalb des Atoms selbst abspielen, die herrschende geworden ist. Nach der rein energetisch-thermodynamischen Vorstellung, wie sie in der Photochemie früher üblich war, steht die Anzahl der umgesetzten Moleküle der lichtempfindlichen Substanz mit der dazu erforderlichen Lichtenergie nur in der indirekten Be-

[1]) Vgl. R. Luther, Aufgaben der Photochemie, Leipzig 1905, bei A. Barth.

[2]) Th. v. Grotthuß, 1818. Vgl. auch A. Byk, Zeitschrift für physikalische Chemie, Bd. 49 (1904), S. 680.

Digitized by Google

ziehung, daß die bei dieser Umsetzung aufgespeicherte chemische Nutzarbeit nicht größer sein darf als die Arbeitsfähigkeit des Lichtes. Bei hinreichend kleiner spezifischer Nutzarbeit des durch das Licht eingeleiteten chemischen Prozesses sollte hiernach eine gegebene Lichtmenge beliebig große Substanzmengen zur Umsetzung bringen können. Im Gegensatz hierzu stellt die Quantentheorie eine unmittelbare Beziehung zwischen der Lichtenergie und der Zahl der angegriffenen Moleküle her. Sie besagt nämlich, daß die Lichtenergie von den Molekülen nur in ganz bestimmten, der Schwingungszahl der betreffenden Lichtart proportionalen Quanten absorbiert wird. Die Zahl der photochemisch umgesetzten Moleküle kann dann also nicht größer sein als die Zahl der in der verfügbaren Lichtenergie enthaltenen Lichtquanten. Diese allgemeine quantentheoretische Vorstellung präzisiert das sogenannte photochemische Äquivalentgesetz[1]) dahin, daß die Zahl der photochemisch umgesetzten Moleküle einfach gleich der Zahl der absorbierten Quanten ist.

Der Prüfung dieser These sind die experimentellen photochemischen Untersuchungen der letzten Jahre hauptsächlich gewidmet gewesen. Die Schwierigkeit der Prüfung liegt dabei vor allem darin, daß wir bei chemischer qualitativer und quantitativer Ermittlung der Produkte einer Lichtreaktion gewöhnlich nicht mit dem primären Effekt des Lichtes zu tun haben, sondern daß sich an diesen auch im Dunkeln fortlaufende Prozesse anschließen. Typisch hierfür ist die im photographischen Negativprozeß benutzte Silberausscheidung aus einer Bromsilbergelatineplatte. Der eigentliche primäre photochemische Prozeß, der zum latenten Bilde führt, liefert nur Silberkeime, die erst durch den in der Dunkelkammer verlaufenden rein chemischen Prozeß der Entwicklung zur chemischen Analyse ausreichende Silbermengen ergeben. Man kann dann keineswegs erwarten, daß die Zahl der durch den reduzierenden Entwickler ausgeschiedenen Silberatome der Zahl der von der Platte absorbierten Lichtquanten gleich ist. Ähnliches gilt von anderen photochemischen Prozessen, bei denen sich eine rein chemische Folgereaktion an die primäre Lichtreaktion anschließt. Indes ist es bei einer Anzahl von Vorgängen gelungen, den photochemischen Primärprozeß zu fassen und an ihm das Äquivalentgesetz zu bestätigen, so etwa bei der infolge der Untersuchungen von Bunsen und Roscoe in der Mitte des vorigen Jahrhunderts klassisch gewordenen photochemischen Reaktion der Bildung von Salzsäure aus Chlorknallgas (einem Gemisch von Chlor und Wasserstoff). Gerade hier hatte sich die Ausbeute an Salzsäure außerordentlich viel größer ergeben, als man nach dem Äquivalentgesetz hätte erwarten sollen, eine Tatsache, die sich durch die Bemerkung erklärt, daß die primär durch Spaltung von Chlormolekülen entstandenen Chloratome unter fortdauender Rückbildung prinzipiell beliebige Mengen Chlorknallgas in Salzsäure verwandeln können. Daß die Menge der primär gebildeten Chloratome in der Tat dem Äquivalentgesetz entspricht, läßt sich nachweisen, indem man die im Lichte gebildeten Chloratome dazu benutzt,

[1]) A. Einstein, Annalen der Physik (4) Bd. 37 (1912), S. 832.

Digitized by Google

um aus Trichlorbrommethan Brom in Freiheit zu setzen.[1]) Auch die entsprechenden Reaktionen an den beiden anderen Halogenen Brom und Jod, bei denen aber das Licht nicht Bildung, sondern Spaltung der beiden Halogenwasserstoffe bewirkt, folgen dem Äquivalentgesetz.[2]) Nachdem so an geeigneten gasförmigen und flüssigen Reaktionen das Äquivalentgesetz bestätigt war, erschien auch eine Prüfung an den festen Systemen der photographischen Schichten, die, wie oben erwähnt, derartigen quantitativen Versuchen von vornherein größere Schwierigkeiten entgegensetzen, einigermaßen aussichtsvoll. In der Tat scheinen denn in neuester Zeit angestellte Versuche die Gültigkeit des Äquivalentgesetzes sowohl an Bromsilbergelatinetrockenplatten[3]) wie an Chlorsilbergelatineemulsionen[4]) (photographische Auskopierpapiere) zu bestätigen. Wenn wir also den heute erreichten Stand der wissenschaftlichen Photochemie charakterisieren wollen, so können wir sagen, daß bei den photochemischen und ebenfalls bei den im engeren Sinne photographischen Prozessen die energetisch-quantentheoretische Auffassung der Vorgänge einen ersten Erfolg errungen hat. Dabei bedürfen freilich noch mancherlei Punkte auch prinzipieller Art der Aufklärung, wie denn etwa der erfahrungsmäßige Einfluß der Farbe auf die Lichtempfindlichkeit nicht der vom Äquivalentgesetz geforderte ist, mit dem er vorläufig nur unter Hinzuziehung von Hilfshypothesen in Einklang gebracht werden kann.

Parlamentarische Episoden und Denkwürdigkeiten

Von

Professor Richard Eickhoff

Man darf es gewiß als eine betrübende Erscheinung bezeichnen, daß in unseren Tagen, wo die Volksvertretung in Deutschland endlich den ihr gebührenden Einfluß erlangt hat, das Niveau des Parlaments immer tiefer zu sinken scheint. Es ist hier nicht der Ort, den Gründen dieser betrübenden Erscheinung nachzugehen, die das politische Interesse in unserem Volke, das in der deutschen Republik endlich erwacht zu sein schien, nur aufs neue wieder zu lähmen, ja zu ersticken droht. Doch unwillkürlich wendet der alte Parlamentarier seine Blicke in die Vergangenheit, in der die Volksvertretung zwar nicht den Einfluß besaß, den sie in jedem modernen Staatswesen besitzen muß, in der aber ganz andere Männer als die Epigonen von heute im Parlament saßen, unter denen sich nur wenige Charakterköpfe

[1]) Nernst und Noddack, Physikalische Zeitschrift Bd. 21 (1920), S. 602.

[2]) E. Warburg, Zeitschrift für Elektrochemie Bd. 26 (1920), S. 56. Vgl. auch L. Pusch, ebenda Bd. 24 (1918), S. 336.

[3]) Eggert und Noddack, Physikalische Zeitschrift Bd. 22 (1921), S. 673.

[4]) F. Weigert, Physikalische Zeitschrift Bd. 22 (1911), S. 674.

Digitized by Google

befinden. Ich folge daher gerne der Aufforderung des Herausgebers dieser Zeitschrift, einige Episoden und Denkwürdigkeiten aus der Zeit meiner zwanzigjährigen parlamentarischen Tätigkeit zu schildern, die der Nachwelt überliefert zu werden verdienen.

I. Fürst Hohenlohes Abschied vom Reichstage.

Es war am 12. Juni 1900. Die große Flottenvorlage war glücklich unter Dach und Fach gebracht; es bedurfte nur noch der dritten Lesung, die, wie man glaubte, sich in aller Kürze abspielen werde. Aber es gab dennoch eine eingehende Debatte, an der sich außer dem Fürsten Hohenlohe noch zwei andere Redner, Freiherr v. Stumm und der alte Liebknecht, beteiligten, die gleich ihm zum letzten Male die Tribüne des Deutschen Reichstages betreten sollten. Zuerst verteidigte sich Stumm gegen die Angriffe, die gegen ihn und Krupp wegen der hohen Preise der Panzerplatten erhoben worden waren. Dann sprudelte der alte Liebknecht in seiner originell-paradoxen Weise eine Reihe von Argumenten gegen die Regierungsvorlage hervor, die er einen Raubzug am deutschen Volke nannte, und er warf der Regierung sogar „elenden Wortbruch" vor. Inzwischen hatte sich der Reichskanzler zum Worte gemeldet. Er war offenbar sehr sorgfältig vorbereitet, denn eine Zahl großer Blätter lag ausgebreitet vor ihm. Indem er an die Bemerkung Liebknechts anknüpfte, daß die Flottenbegeisterung erst seit Jahresfrist künstlich im deutschen Volke entfacht worden sei, erklärte er es für erforderlich, die Entstehung der Flottenvorlage unserem Volke nochmals ins Gedächtnis zurückzurufen. Und nun suchte er aus der Geschichte der letzten fünfzig Jahre den Nachweis zu erbringen, daß die Begeisterung für eine deutsche Flotte stets mit den Einheitsbestrebungen unseres Volkes Hand in Hand gegangen, daß der Ruf nach einer Flotte immer dann hervorgetreten sei, wenn sich das Streben nach einheitlicher Gestaltung Deutschlands geltend machte. Nach den Siegen von 1870 — so fuhr der Fürst fort — sei die Forderung nach einer deutschen Flotte aufs neue aufgetreten. „Man war einig in der Überzeugung von einer Notwendigkeit derselben, die denn auch von da an in ihrer Entwicklung stetig fortgeschritten ist. Meinungsverschiedenheiten traten seitdem auf nur in bezug auf die Größe der Flotte und die Höhe der zu verwendenden Mittel."

Der Reichstag hatte den Worten des greisen Redners mit der größten Aufmerksamkeit gelauscht. Ich war, um ihn besser verstehen zu können, von der linken Seite des Hauses auf die rechte hinübergegangen und stand an der Treppe, die zur Rednertribüne hinaufführte, wenige Schritte unterhalb des Redners, der von seinem Platze aus sprach. Der Fürst hatte einige hübsche Bemerkungen gemacht; er sprach von der Zeit des Bundestages: „Damals lebten wir still und harmlos (Heiterkeit); wir hatten materiell befriedigende Zustände, wenig Schulden, verhältnismäßig wenig Steuern, wir hatten keine Agrarier (Heiterkeit), wenn es auch den Grundbesitzern, besonders

Digitized by Google

in den zwanziger Jahren, herzlich schlecht erging. Wir hatten keine Sozialdemokraten, vor allem keine Sorgen der auswärtigen Politik . . ." So leitete er seine Betrachtungen allmählich zur Gegenwart hinüber. Plötzlich stockte der Redner. Ich sah, wie er hastig in seinen Papieren suchte und offenbar das Blatt nicht finden konnte, auf dem die weiteren Notizen standen, denn die Gabe der freien Rede war dem Fürsten nur in bescheidenem Maße verliehen. Im Saale herrschte plötzlich eine so peinliche Stille, wie ich sie nur noch einmal wieder erlebt habe. Keiner der sonst so geschäftigen Geheimräte rührte sich, um dem alten Herrn behilflich zu sein. Ich selbst glaubte das vergeblich gesuchte Blatt zu sehen und war fast versucht, es dem Fürsten zu reichen. Da erscholl plötzlich aus den Reihen der Antisemiten, die sich auch diesmal nicht verleugnen konnten, der Ruf: „Lauter!" — Eine allgemeine Entrüstung machte sich bemerkbar. Aber der Reichskanzler hatte sich inzwischen gefaßt: er warf einen milden Blick aus seinen klugen, schönen Augen nach der Seite hin, von der der Ruf gekommen war, und fuhr ruhig fort: „Ich glaube damit alles Wesentliche gesagt zu haben, was ich auf dem Herzen hatte." Der stenographische Bericht enthält diesen Satz natürlich nicht. Dann schloß Fürst Hohenlohe mit dem Ausdruck der Hoffnung, die er nach dem Gange der zweiten Lesung zu hegen berechtigt sei, daß die große Majorität des hohen Hauses seine Auffassung teile und der Reichstag in gewohntem Patriotismus seine Beschlüsse zum Wohle des Vaterlandes fassen werde.[1])

Als er geendet, schien den Zuhörern ein Alp von der Brust zu fallen, und die Entrüstung über den unqualifizierbaren Zwischenruf machte sich in kräftigen Ausdrücken Luft. Der nachfolgende antisemitische Redner fand natürlich kein Gehör: seine Worte gingen in der allgemeinen Unruhe völlig unter. Dann folgte noch ein kurzes Nachgefecht, und die Flottenvorlage wurde in namentlicher Abstimmung mit großer Mehrheit angenommen. Nachdem das Haus noch schnell die nach der Geschäftsordnung notwendigen Geschäfte erledigt hatte, verlas der Reichskanzler die kaiserliche Botschaft, die die Sitzungen des Reichstages für geschlossen erklärte, und das Haus ging mit dem üblichen Kaiserhoch auseinander. Am Abend dieses Tages aber gab Fürst Hohenlohe, der dabei eine erstaunliche Frische zeigte, im Garten des Reichskanzlerpalais seinen letzten parlamentarischen Abend und machte in der liebenswürdigen Weise, die dem feinen Weltmann eigen war, die Honneurs des Hauses. — Wenige Monate darauf nahm er seine Entlassung, und kaum war ein Jahr verflossen, da ruhte der Fürst schon in der stillen Familiengruft zu Schillingsfürst. Die Zeitungen waren damals voll von Erinnerungen an den Verstorbenen, der, wie selten einer, auf ein langes und glückliches Leben hatte zurückschauen dürfen. Der Fürst war bekanntlich von

[1]) Auf einer der letzten Seiten des zweiten Bandes von Hohenlohes Memoiren findet sich die Rede abgedruckt. Und in einem unterm 13. Juli 1900 an den Prinzen Alexander gerichteten Briefe heißt es: „Es war doch ein guter Gedanke, die Rede noch zu halten."

Digitized by Google

1868 bis 1881 auch Mitglied des Reichstages für den 3. Wahlkreis (Oberfranken) Forchheim und bekleidete eine Zeitlang das Amt des ersten Vizepräsidenten. Aber wie der so weltkluge und welterfahrene Mann als Präsident nicht sonderlich geschickt gewesen sein soll, so trat er auch sonst parlamentarisch kaum je hervor: am parlamentarischen Leben fand er offenbar ebensowenig Gefallen, wie er es überhaupt liebte, öffentlich aufzutreten; ein Redner ist er darum auch niemals gewesen. Das trat so recht zutage, als Fürst Hohenlohe im Jahre 1894, für ihn selbst völlig unerwartet, auf den Posten des höchsten Reichsbeamten berufen wurde. Zwar unterzog sich der damals schon Fündundsiebzigjährige den Pflichten seines neuen verantwortungsvollen Amtes mit der ihm eigenen Gewissenhaftigkeit. Allein im Reichstage erschien er nur selten und überließ, auch wenn er anwesend war und, seiner Gewohnheit gemäß mit dem Rücken gegen den Präsidialtisch gelehnt, den Ausführungen der verschiedenen Redner mit aufmerksamem Ohre folgte, die Verteidigung der Regierungsvorlagen meist seinem Sprechminister, dem Grafen v. Posadowsky, oder in Vertretung der auswärtigen Angelegenheiten dem Grafen v. Bülow, der im Jahre 1899 von seinem Botschafterposten in Rom nach Berlin ins Auswärtige Amt berufen worden war und ein sichtliches Vergnügen daran fand, mit Männern wie Eugen Richter und Bebel die Klinge zu kreuzen; denn verschiedenere Charaktere, als Fürst Hohenlohe und sein Nachfolger im Reichskanzleramte waren, hat es wohl selten gegeben. Noch sehe ich den kleinen, fast unansehnlichen Mann mit dem schönen Charakterkopf und den klugen und zugleich so gütigen Augen, dem jede Pose verhaßt schien, leibhaftig vor mir. Und wie er mir, als er noch auf Erden wandelte, stets als das Urbild eines echten Edelmanns von vornehmster Gesinnung erschien, so ist mir dieses Bild auch heute noch, wo schon über zwei Jahrzehnte seit seinem Rücktritt von der öffentlichen Bühne dahingegangen sind, in lebendiger Erinnerung geblieben.

II. Eine ergreifende Szene.

Ich habe im Laufe der Jahrzehnte, in denen ich parlamentarisch tätig war, mancher spannenden und aufregenden Sitzung beigewohnt — ich erinnere nur an die Kämpfe um den Zolltarif und die sogenannte Lex Heinze — aber keine dieser vielen Sitzungen hat sich meinem Gedächtnis so unauslöschlich eingeprägt, wie die Sitzung vom 5. April 1906, in der sich eine geradezu ergreifende Szene abspielte.

Auf der Tagesordnung stand die Marokkopolitik, und der Reichskanzler Fürst v. Bülow hatte den Reigen mit einer Rede eröffnet, die Wort für Wort wohl vorbereitet und abgemessen, kurz und knapp, kühl und nüchtern war und — sein sollte. Ich gehe hier auf den Inhalt dieser Rede nicht näher ein, in der der Reichskanzler darlegte, daß Deutschland sich in Marokko nicht als quantité négligeable behandeln lassen dürfe und das Ziel der deutschen Politik, den internationalen Charakter der Polizeiorganisation und

Digitized by Google

den Grundsatz der offenen Tür, fest im Auge behalten müsse. Dieses Ziel ist denn auch, wie man sich erinnern wird, erreicht worden. Der Reichskanzler fand bei dieser seiner Politik die Zustimmung sämtlicher „bürgerlichen" Parteien des Reichstages, wenn es auch an kritischen Bemerkungen nicht fehlte. Zunächst erklärte namens der führenden Partei, des Zentrums, Freiherr v. Hertling seine Zustimmung zu der Politik des Reichskanzlers. Nach dem Redner des Zentrums, der unsere ganze auswärtige Politik in den Kreis seiner Erörterungen gezogen hatte, begann Bebel, als der Führer der zweitgrößten Partei, mit einer abfälligen Kritik unserer Marokkopolitik, die aber ihre Wirkung schon deshalb verfehlte, weil der Redner sich viel zu sehr in Einzelheiten verlor. Ich beobachtete von meinem Platze, wie der Reichskanzler sich anfangs eifrig Notizen machte, während Bebel sprach, dann aber sich in seinen Sessel zurücklehnte und die Augen zu schließen schien. Plötzlich veränderte sich seine Gesichtsfarbe, sie wurde fahl und gelb, und ich glaubte deutlich zu sehen, daß der Reichskanzler im Begriffe stehe, vom Stuhle zu sinken. Sofort machte ich die in der Nähe sitzenden Abgeordneten Bassermann und Bachem darauf aufmerksam und stürzte mit letzterem zum Reichskanzler empor, der noch gerade von Herrn Bachem vor dem Umsinken behütet wurde, während ich Herrn v. Loebell auf die Gefahr hinwies, in der der Reichskanzler schwebe, denn die Herren vom Bundesratstisch, die hinter dem Kanzler saßen oder standen, hatten von seinem Zustande offenbar nichts bemerkt. Nun entstand, wie man sich denken kann, im Saale eine riesige Aufregung. Der Abgeordnete Bebel unterbrach seine Rede und blickte mit bleichem Antlitz auf den Reichskanzler, der mit geschlossenen Augen in seinem Sessel lag und den nun die rasch herbeigerufenen ärztlichen Mitglieder des Reichstages umstanden. Dann wurde die Sitzung aufgehoben, die Abgeordneten verließen den Saal, die Tribünen wurden geräumt, und den Reichskanzler trug man aus dem Saale in das Zimmer des Präsidenten, wo er sich von seiner Ohnmacht langsam erholte. Als dann die Sitzung nach einer Viertelstunde wieder eröffnet wurde, war das Interesse an den Verhandlungen dahin, und das menschliche Empfinden über den tragischen Zwischenfall beherrschte alle Gemüter. Der Abgeordnete Bebel, der seine Rede wieder aufgenommen hatte, sprach nur noch wenige Minuten und brach dann in dem richtigen Gefühle rasch ab, daß in diesem Augenblicke sich jede weitere Kritik verbiete. Man sah es ihm deutlich an, wie auch ihn die tragische Szene ergriffen hatte. Alle anderen Redner, die nach ihm sprachen, beschränkten sich auf kurze kritische Ausführungen.

Man weiß, wie schnell sich Fürst v. Bülow von der schweren Erkrankung erholt hat, die ihn vor fünfzehn Jahren so plötzlich ereilte. Er verdankt seine völlige Wiederherstellung der Kunst eines ausgezeichneten Arztes, des Herrn Renvers, den selbst das Todesgeschick schon lange getroffen hat. Indem er sich ihm ganz anvertraute, seine Anordnungen strenge befolgte, genas Fürst v. Bülow so rasch, daß er sehr bald wieder, auch im Reichstage, seinen

Digitized by Google

ganzen Mann stand und noch in demselben Jahre 1906 jene viel berufene Blockpolitik zu inaugurieren vermochte, über deren Zusammenbruch im Sommer 1909 ich noch berichten werde. Fürst v. Bülow steht heute schon im 73. Lebensjahre und erfreut sich völliger geistiger und körperlicher Frische. Gewiß wird er allezeit dankbar des Mannes gedenken, der in der schwersten Stunde seines Lebens sein Retter geworden ist.

III. Die Novembertage 1908.

Wer erinnert sich nicht dieser dunklen Tage des deutschen Verfassungslebens, in denen dem deutschen Volke so recht vor Augen geführt wurde, wie verhängnisvoll, wie verderblich das persönliche Regiment des Monarchen nachgerade für Volk und Herrscher geworden war? Die großen Debatten, die am 10. und 11. November 1908 im Reichstage über dieses persönliche Regiment geführt wurden, knüpften an ein im „Daily Telegraph" veröffentlichtes Kaiserinterview an, das in der ganzen Welt das größte Aufsehen erregt hatte. Daß der leitende Staatsmann dabei den schwersten Stand hatte, braucht nicht erst gesagt zu werden. Natürlich genügte seine Rede den Gegnern der von ihm Ende 1906 inaugurierten Blockpolitik nicht, obwohl er, wie jeder objektiv Denkende anerkennen mußte, so aufrichtig und so freimütig sprach, wie es ihm nur möglich war; und wenn man mit Recht behauptete, er habe nicht auf alle aus dem Hause an ihn gerichteten Fragen geantwortet, so beweist sein Schweigen nur, daß er die Grenze dessen erreicht hatte, was er öffentlich zu sagen imstande war. Oder konnte der verantwortliche Staatsmann wirklich mehr tun als die feste Überzeugung aussprechen, die er „in diesen schweren Tagen gewonnen habe", daß die Einsicht von der tiefgehenden Erregung, dem schmerzlichen Bedauern über diese Veröffentlichungen „Seine Majestät den Kaiser dahin führen wird, künftig auch in seinen Privatgesprächen sich diejenige Zurückhaltung aufzuerlegen, die für eine einheitliche Politik, die für die Autorität der Krone unerläßlich ist"? Und konnte man vom Reichskanzler mehr verlangen, als daß er diesen Worten, die keiner seiner Vorgänger vor dem Reichstage offen auszusprechen gewagt hatte, die Versicherung hinzufügte: „Wäre dem nicht so, so könnte weder ich noch einer meiner Nachfolger dafür die Verantwortung tragen"? Kann man in der Tat konstitutioneller sprechen, als Fürst v. Bülow es damals getan hat? Ein Redner des Zentrums bezeichnete denn auch den 10. November als einen Markstein in der parlamentarischen Geschichte Deutschlands. Das war sicherlich keine Übertreibung, denn die Verhandlungen bedeuteten in jedem Falle einen Sieg des konstitutionellen Gedankens in unserem Vaterlande. So durfte man damals wenigstens hoffen, wo man das Wort: „So kann es nicht weitergehen," fast täglich aus dem Munde eines Ministers hören konnte. Es ist dennoch „so weiter gegangen" — bis zum traurigen Ende. Der Reichskanzler selbst meinte in resigniertem Tone: „Wie lange mir es möglich ist, noch im Amte zu bleiben, steht dahin." Und der mir befreundete,

Digitized by Google

im vorigen Jahre leider schon verstorbene Prinz Heinrich zu Schoenaich-Carolath sagte damals zu mir: „Passen Sie auf, jetzt ist er angeschossen, und es wird nicht mehr lange dauern, so wird er fallen." Noch kein Jahr ging ins Land, und Fürst v. Bülow schied aus seinem Amte, dessen hervorragendster Verweser er seit dem Fürsten Bismarck gewesen war.

Ich glaubte auch diese parlamentarische Episode den Lesern ins Gedächtnis zurückrufen zu sollen, denn sie wirft ein grelles Schlaglicht auf die jüngste Vergangenheit und läßt uns erkennen, daß es auf die Dauer doch nicht „so weiter gehen" konnte und das System Wilhelms II. über kurz oder lang zusammenbrechen mußte.

IV. Das Ende der Bülowschen Blockpolitik.

„Die Regierung hat durch eine konservativ-liberale Parteikombination nicht nur die Liberalen zu politischer Mitarbeit, zur Anerkennung staatlicher Notwendigkeiten, sondern auch die Konservativen zu gesunder Fortentwicklung führen wollen." Mit diesen Worten kennzeichnete Fürst v. Bülow in seiner großen Rede vom 16. Juni 1909, die sein parlamentarischer Schwanengesang werden sollte, das Wesen der Blockpolitik, die so scharfe Widersacher — und nicht nur auf der Rechten — gefunden hat. Und was ihn letzten Endes zu dieser Politik, die gewiß ein gewagtes Experiment war und schon darum keine lange Dauer versprach, bestimmt hat, das hat er in derselben Rede in dem Satze ausgesprochen: „Den liberalen Geist aus unserer Gesetzgebung und unserem öffentlichen Leben auszuschalten, würde ich für ein historisches Unrecht halten und für einen politischen Fehler." Es handelte sich in den parlamentarischen Kämpfen jener Tage bekanntlich um die Reichsfinanzreform, und die Entscheidung gegen den Reichskanzler fiel bei der Erbanfallsteuer, wenn die Mehrheit auch nur ganz gering war. Der Abgeordnete Bassermann meinte damals mit Recht, das Zentrum habe nun dem leitenden Staatsmanne die Quittung für die Dezemberauflösung des Jahres 1906 erteilt. Und Herr v. Heydebrand, der Führer der Konservativen, sprach mit einer geradezu verblüffenden Offenheit. Indem er unumwunden zugab, daß die Erbanfallsteuer die einzige allgemeine Besitzsteuer unter all den anderen sogenannten „Besitzsteuern" sei, erklärte er mit aller Ruhe, die Konservativen hätten sie nicht nur aus sachlichen, sondern auch aus politischen Rücksichten abgelehnt, weil sie eine solche Steuer nicht in die Hände einer auf dem allgemeinen und gleichen Wahlrecht beruhenden parlamentarischen Körperschaft legen wollten. Ist eine eigensüchtigere, rücksichtslosere Klassenpolitik überhaupt denkbar? Aber Herr v. Heydebrand fügte noch hinzu, die konservative Partei habe die Bahnen der Blockpolitik verlassen, weil der leitende Staatsmann sich mit dem Liberalismus „identifiziert" habe: „Eine liberale Ära, die von konservativen Kräften gestützt war, hat die Welt noch nicht gesehen, und daß wir uns in dieser Situation Ihnen nicht zu Willen gezeigt haben, das war unser Recht, von dem wir uns nichts nehmen lassen."

Digitized by Google

Diese Worte des konservativen Führers haben mich damals mit großer Genugtuung erfüllt; denn sie bestätigten die Richtigkeit des Standpunktes aller liberalen Anhänger der Blockpolitik untrüglich; diese Politik, die Fürst v. Bülow, der allezeit ein konservativer Staatsmann, aber zugleich ein durchaus moderner Mensch war, mit dem 13. Dezember 1906 begann, bedeutete in der Tat den Beginn einer liberalen Renaissance; einzig und allein die Furcht vor einer liberalen Ära hat die Gegner des Liberalismus, Konservative und Zentrum, damals wieder zusammengeführt. Diese Furcht zog sich auch wie ein roter Faden durch die Rede des Freiherrn v. Hertling, der zwar triumphierend meinte, die große liberale Partei sei nicht gekommen, dann aber den Liberalen zurief: „Gründen Sie diese große liberale Partei; dann wird bei der großen konservativen Partei, die dann auch entsteht, das Zentrum zur Stelle sein." — Es ist infolge des Krieges und der Revolution alles anders gekommen: heute ist das Zentrum völlig demokratisiert, und die konservativen Elemente sind aus ihm verschwunden.

Nach der Niederlage des Reichskanzlers und dem Ende seiner Blockpolitik war alle Welt gespannt, was er tun, ob er die parlamentarischen Konsequenzen ziehen oder sich unter das Joch der konservativ-klerikal-polnischen Mehrheit beugen werde, die die Reichsfinanzreform in wenigen Tagen ganz verunstaltet hatte. Diese Frage wurde in allen parlamentarischen Kreisen aufs lebhafteste erörtert. Da ich während meiner parlamentarischen Tätigkeit zum Fürsten v. Bülow von jeher persönliche Beziehungen gepflogen habe, so erwog ich damals den Gedanken, ihm zu schreiben und ihn zu bitten, dem reaktionären Gesetzeswerk seine Unterschrift zu versagen. Doch ich gab diesen Gedanken bald wieder auf: wußte ich doch längst, daß der Fürst ein wirklicher Staatsmann und kein Minister gewöhnlichen Schlages sei. Da war ich eines Abends in dem gastlichen Hause eines in der Berliner Gesellschaft auch heute noch wohlbekannten Mannes, des Generalkonsuls Eugen Landau. Eine große Gesellschaft war versammelt, und nach Tisch wurde natürlich die Frage des Tages, wie sich der Fürst v. Bülow verhalten werde, lebhaft erörtert. Ich äußerte u. a., daß ich die Absicht gehabt habe, an den Fürsten zu schreiben. Da war es der damalige Vertreter der „Kölnischen Zeitung" in Berlin, Herr v. Huhn, ein Freund des Gastgebers, der mich dringend aufforderte, meine Absicht doch noch auszuführen. Am anderen Morgen tat ich es, durch die Gründe des Herrn v. Huhn bewogen, sofort, und Fürst v. Bülow hat mir auch für meinen Brief in der ihm eigenen liebenswürdigen Weise gedankt, wenn er seinen Entschluß sicherlich auch schon vorher gefaßt hatte. Er schied aus seinem Amte, das er Herrn v. Bethmann Hollweg überließ, den er, wenn ich nicht irre, dem Monarchen selber als seinen Nachfolger vorgeschlagen hatte. So ist er, wie er einem gemeinsamen Freunde gegenüber einmal scherzend sagte, „für den Liberalismus gestorben". Und mochte man seiner Blockpolitik, die doch nur eine Politik des Überganges von einer konservativ-reaktionären zu einer liberal-fortschrittlichen Politik war und sein

Digitized by Google

ſollte, auch noch ſo viel Übles nachſagen: man wird dennoch nicht beſtreiten können, daß ſie zur Stärkung des liberalen Gedankens ganz weſentlich beigetragen hat. Darum wird die Geſchichte dieſem konſervativen Staatsmanne, der ſich nach dem Worte des Herrn v. Heydebrand „mit dem Liberalismus identifizierte", dereinſt die Anerkennung nicht verſagen, daß er auch der liberalen Weltanſchauung den Einfluß auf unſer Staatsleben hat einräumen wollen, ohne den eine geſunde Entwicklung unſerer vaterländiſchen Zuſtände überhaupt unmöglich erſcheint.

Wolkenbrüche und andere große Regenfälle

Von

Dr. G. Wuſſow

Ungewöhnlich große Niederſchläge haben nicht allein ein wiſſenſchaftliches Intereſſe, ſondern ſie ſind auch für viele praktiſche Fragen von Wichtigkeit. Gerade das zunehmende Bedürfnis der Praxis, über die Jahres- und Monatsmengen des Niederſchlages hinaus Näheres über die Häufigkeit und Verbreitung großer Tagesmengen und kurzer intenſiver Regenfälle zu erfahren, hat Veranlaſſung gegeben, daß in neuerer Zeit dem Niederſchlage erhöhte Aufmerkſamkeit zugewendet wird. Sowohl Hann in ſeinem grundlegenden Lehrbuche der Meteorologie wie Hellmann in ſeinem umfangreichen und erſchöpfenden Regenwerke „Die Niederſchläge in den norddeutſchen Stromgebieten" weiſen auf die hervorragende Bedeutung hin, die ſehr große Regenmengen in kurzer Zeit für viele Fragen der Be- und Entwäſſerung, des Waſſerbaues, des Ingenieurweſens, wie Talſperren uſw. haben.

Starke Regenfälle von kurzer Dauer nennt man gewöhnlich Platzregen, ſolche von ganz ungewöhnlicher Intenſität Wolkenbrüche. Riggenbach wählte als Mindeſtgrenze der Platzregen bereits 1,7 Millimeter in 5 Minuten bis 20 Millimeter Regenhöhe oder Liter auf das Quadratmeter in einer Stunde dargeſtellt durch eine Gerade. (Ergebniſſe ſiebenjähriger Niederſchlagsregiſtrierungen in Baſel. Karlsruhe, 1898.) Das nordamerikaniſche Wetterbureau gibt als untere Grenze der „excessive rains" Mengen von 6,4 Millimeter in 5 Minuten bis 19,0 Millimeter in einer Stunde an. C. Goodman hatte in Wild's Repertorium für Meteorologie XV, Nr. 6, 1892 als Platzregen bereits „ſolche Niederſchläge bezeichnet, welche bei gleicher Stärke in einer Stunde 10 Millimeter ergeben". Symons gibt in ſeinem Jahrbuche British Rainfall für 1868 die erſte ſyſtematiſche Zuſammenſtellung großer Niederſchläge in kurzer Zeit und nimmt im Jahrgang 1872 Mindeſtgrenzen von 7,6 Millimeter in 5 Minuten bis 40,6 Millimeter in 2 Stunden an. Die angeführten Zahlen, welche Anhaltspunkte für die Beurteilung kurzer inten-

Digitized by Google

siver Regenfälle geben, gelten allgemein nur für die gemäßigte Zone, während man für die gewaltigen Regenmengen, die in den Tropen und Subtropen in kurzer Zeit niedergehen können, höhere Werte zugrunde legen müßte. Da einwandfreie Angaben über die Intensität starker Regenfälle nur auf Grund der Aufzeichnungen selbstregistrierender Regenmesser (Pluviographen) gemacht werden können und derartige Instrumente nur in geringer Zahl in tropischen Gegenden verwendet worden sind, liegen aus diesen Gebieten allerdings nur wenig genaue Messungen vor. Man muß sich meist mit den beobachteten Tagesmengen begnügen, doch auch diese lassen schon deutlich erkennen, welch ungeheure Wassermassen hier in kurzer Zeit niedergehen können. Im folgenden seien einige in den Tropen und Subtropen gemessenen Tagesmengen mitgeteilt: Delanasau auf den Fidschi-Inseln am 20. März 1871: 380 Millimeter; South Head, Port Jackson in Neu-Südwales am 15. Oktober 1844: 518 Millimeter in 22 Stunden; Crohamhurst in Queensland am 3. Februar 1893: 780 Millimeter; Maui auf den Hawai-Inseln am 16. April 1895: 537 Millimeter, Tanaba in Japan am 20. August 1889: 902 Millimeter; Baguio auf den Philippinen am 14. Juli 1911: 888 Millimeter; Nedunkeni auf Ceylon am 15. Dezember 1897: 807 Millimeter; Purneah in Nordbengalen am 13. September 1879: 889 Millimeter, Cherrapunji im Khasigebirge in Assam am 14. Juni 1876: 1036 Millimeter. Will man sich einen richtigen Begriff von diesen gewaltigen kurzen Tropenregen machen, so muß man beachten, daß die durchschnittliche Niederschlagsmenge eines ganzen Jahres im norddeutschen Flachlande 500—600 Millimeter beträgt.

In der weiteren Betrachtung soll von diesen Regengüssen der Tropen abgesehen und nur die großen Regenfälle der gemäßigten Zone, vor allem in Deutschland, die unser besonderes Interesse beanspruchen dürften, besprochen werden. Die Platzregen sind meist Begleiterscheinungen von Gewittern, sie fallen in unseren Breiten vorwiegend im Sommer und sind in bezug auf die Tageszeit nachmittags am häufigsten. Manchmal treten sie in Verbindung von Hagel und Sturm auf und richten dann gewaltigen Schaden an, der in den überwiegenden Fällen allerdings meist nur auf kleinere Gebiete sich beschränkt. Erfreulicherweise sind die ungewöhnlich starken Regenfälle nicht sehr häufig. Arendt hat in einer Abhandlung „Gewitter in verschiedenen Klimaten", die im vorigen Jahre in der „Deutschen Revue" veröffentlicht wurde, nachgewiesen, daß die meisten Gewitterregen in Deutschland nicht allzu ergiebig sind, denn die Prozentzahl der Fälle, in denen bei Gewitterregen 10 Millimeter Regenhöhe überschritten werden, erreicht kaum 10 Prozent. In einer Untersuchung über „die Häufigkeit und Verbreitung großer Tagesmengen des Niederschlages in Norddeutschland"[1]) habe ich gezeigt, daß an einer Station im Flachlande durchschnittlich etwa alle zehn Jahre, in

[1]) Abhandl. d. Preuß. Meteorol. Institt. 1920, Bd. VII, Nr. 1, 4°, 27 Seiten mit 8 Abbildungen.

Digitized by Google

Höhenlagen über 800 Meter etwa jedes Jahr mit einer Tagesmenge über 50 Millimeter Regenhöhe zu rechnen ist. Dagegen können vereinzelt auch in unseren Breiten Regenmengen niedergehen, die allerdings die tropischen Wolkenbrüche nicht erreichen, jedoch gelegentlich 200 Millimeter überschreiten.

Hellmann legte als untere Grenze der dichten Niederschläge folgende Mindestintensitäten in Millimetern pro Minute zugrunde:

Mindestdichte:	1—5	6—15	16—30	31—45	46—60 Min.	1—2	2—3	über 3 Std.
Dauer:	1,01	0,81	0,61	0,51	0,41	0,31	0,21	0,11

Haeuser verwendet in seiner umfangreichen und verdienstvollen Arbeit „Kurze starke Regenfälle in Bayern“ [1]) dieselben Werte als untere Grenze der Platzregen, während er für stärkere und stärkste Platzregen die doppelte Dichte, für sogenannte Starkregen die halbe Dichte annimmt. Bei dieser Festsetzung der unteren Grenzwerte der Regenintensitäten sind die Sprünge, die naturgemäß bei dem Übergange von einer Gruppe zur anderen auftreten, störend. Kaßner hat diesen Nachteil beseitigt, indem er unter möglichster Anlehnung an die Hellmannschen Werte für jede einzelne Minute neue Mindestwerte der großen Niederschläge bestimmte, die sämtlich auf einer glatt verlaufenden Kurve liegen. („Meteorol. Zeitschr.“ 1919, S. 125—132.)

Da bei diesen Werten zwischen der Regendauer und der Regenmenge keinerlei bestimmte Beziehung besteht, habe ich im neuesten Hefte der „Meteorologischen Zeitschrift“ 1922 vorgeschlagen, die unteren Grenzwerte so zu wählen, daß die Regenhöhe h durch einen einfachen Ausdruck dargestellt wird, der die Dauer t in Minuten enthält, so daß man die einer bestimmten Minutenzahl entsprechende Mindestmenge des Regens leicht berechnen kann. Man erreicht dies recht gut dadurch, daß man als Kurve eine Ellipse mit der großen Halbachse a = 1440, d. h. 24 Stunden × 60 Minuten, und der kleinen Halbachse b = 60 wählt, die in ihrem unteren Verlaufe mit der umhüllenden Parabel annähernd übereinstimmt. Für Regenfälle bis zu 2 Stunden Dauer — das sind mehr als 80 Prozent aller starken Regen — gilt dann die sehr einfache Formel:

$$h = \sqrt{5t}$$

Für Regenfälle von mehr als 2 Stunden Dauer ist der Ausdruck anzuwenden:

$$h = \sqrt{5t - \frac{t^2}{576}} \quad \text{oder} \quad h = \frac{1}{24}\sqrt{t(2880 - t)}$$

In der folgenden Tabelle sind die Kaßnerschen Zahlen (K) und die von mir vorgeschlagenen Werte (h) mitgeteilt:

---

[1]) Abhandl. d. Bayr. Landesstelle für Gewässerkunde, 4°, 60 Seiten Text und 242 Seiten Tabellen mit 252 Abbildungen.

Digitized by Google

Tabelle I

Dauer	Mindestmenge Millimeter		Dauer		Mindestmenge Millimeter	
Minuten	K	h	Std.	Min.	K	h
1	1,0	2,2	1	15	21,4	19,4
5	3,9	5,0	1	30	22,9	21,2
10	6,7	7,1	1	45	24,3	22,9
15	9,0	8,7	2	—	25,4	24,5
20	11,0	10,0	2	30	27,4	26,6
25	12,6	11,2	3	—	29,2	29,0
30	14,1	12,2	4	—	31,7	33,2
40	16,4	14,1	5	—	33,9	36,6
50	18,2	15,8	10	—	40,1	48,7
60	19,6	17,3	15	—	41,3	55,6

Auf Grund von 2086 im Jahrzehnt 1904—13 beobachteten oder registrierten dichten Regenfällen habe ich nachgewiesen, daß die Mittelwerte dieser heftigen Niederschläge sich durch eine Linie darstellen lassen, die allgemein gleich dem Anderthalbfachen der unteren Grenzwerte h ist. Ich habe diese Kurve als „untere Grenzlinie der sehr großen Niederschläge in kurzer Zeit" bezeichnet, während die Kurve, die den doppelten Werten von h entspricht, als „untere Grenzlinie der außergewöhnlich großen Niederschläge in kurzer Zeit", die als höhere Gewalt betrachtet werden können, zu bezeichnen ist. Im folgenden seien einige der größten in Deutschland beobachteten Regengüsse mitgeteilt:

Tabelle II.

Beobachtungsort	Staat bzw. Provinz	Datum	Niederschlagshöhe Millimeter	Niederschlagsdauer Std.	Min.	Intensität in der Minute Millimeter
		1—5 Minuten Dauer				
Wunderthausen .	Westfalen	29. 6. 1907	5,2	—	1	5,20
Waldesch . . .	Rheinland	1. 9. 1908	12,8	—	2	6,40
Torfhaus . . .	Hannover	2. 6. 1908	13,4	—	2	6,70
		6—15 Minuten Dauer				
Neu-Eggesin . .	Pommern	5. 6. 1912	27,1	—	6	4,52
Seifershau . .	Schlesien	12. 6. 1896	47,8	—	10	4,78
Laur	Sachsen	5. 6. 1895	29,8	—	6	4,97
		16—30 Minuten Dauer				
Erfde	Schlesw.-Holstein	8. 7. 1910	51,4	—	20	2,57
Oedingen . . .	Westfalen	20. 8. 1900	78,3	—	30	2,61
Groß-Maraunen	Ostpreußen	19. 5. 1898	81,2	—	30	2,71

Digitized by Google

Beobachtungsort	Staat bzw. Provinz	Datum	Niederschlagshöhe	Niederschlagsdauer		Intensität in der Minute
			Millimeter	Std.	Min.	Millimeter
31—45 Minuten Dauer						
Reith	Bayern	3. 7. 1914	96,0	—	45	2,13
Wartha . . .	Schlesien	16. 8. 1897	98,0	—	45	2,18
Niedermarsberg .	Westfalen	6. 8. 1897	103,0	—	45	2,29
46—60 Minuten Dauer						
Ramsloh . . .	Westfalen	24. 7. 1906	75,5	—	50	1,51
Bschorrwald . .	Bayern	17. 7. 1910	78,0	—	50	1,56
Neustadt a. H. .	Bayern	7. 9. 1886	98,0	—	60	1,63
1 Stunde 1 Minute bis 2 Stunden Dauer						
Upschört . . .	Hannover	14. 5. 1906	126,0	1	30	1,40
Bidingen . . .	Bayern	11. 6. 1912	137,0	1	15	1,83
Falleck	Bayern (Alpen)	1. 9. 1913	170,0	1	30	1,89
2 Stunden 1 Minute bis 3 Stunden Dauer						
Gereuth . . .	Bayern	3. 6. 1913	165,0	3	—	0,92
Frankenbrunn .	Bayern	12. 6. 1914	127,0	2	10	0,98
Görlsdorf . . .	Brandenburg	12. 6. 1889	132,3	2	15	0,98
Mehr als 3 Stunden Dauer						
Mücheln . . .	Sachsen	6. 6. 1896	118,2	3	15	0,61
Berlin	Brandenburg	14. 6. 1902	143,0	3	30	0,68
Triebel	Brandenburg	21. 6. 1895	142,6	3	30	0,68

Aus dieser Tabelle ergibt sich, daß derartig gewaltige Mengen in allen Gegenden Deutschlands, im Gebirge wie im Flachlande vorkommen. Sie zeigt ferner, daß die Intensität des Niederschlages mit seiner Dauer abnimmt. Daher ist es ein großer Fehler, der früher besonders in der Technik häufig gemacht wurde, Niederschläge von weniger als einer Stunde Dauer auf die Stunde als Einheit zu reduzieren, da hier Stundenmengen errechnet werden können, wie sie auch in den Tropen noch niemals vorgekommen sind.

Leider sind auch in Deutschland verhältnismäßig wenig Stationen mit registrierenden Regenmessern, deren Aufzeichnungen allein einwandfreie Angaben über kurze starke Regenfälle liefern, ausgerüstet. Zwar sind die Beobachter der zahlreichen Regenstationen gebeten worden, bei besonders starken Regen die Messung gleich nach dem Aufhören vorzunehmen und Messungs-

Digitized by Google

resultat nebst der Dauer des Regenfalles zu notieren. Viele Beobachter machen sich jedoch nicht die kleine Mühe, diese Sondermessungen vorzunehmen, vielfach sind sie auch verhindert, sie auszuführen, so daß nur ziemlich wenig derartige Messungsergebnisse bei den meteorologischen Instituten eingehen. Aus diesem Grunde habe ich mich bei meiner bereits erwähnten Untersuchung über die Häufigkeit und Verbreitung großer Niederschläge auf die an allen Regenstationen gemessenen Tagesmengen beschränkt und alle gemessenen Mengen über 50 Millimeter herangezogen. In diesen Tagesmengen sind allerdings nicht allein kurze ergiebige Niederschläge enthalten, sondern auch die starken Landregen. Während des Jahrzehntes 1904—1913 sind im Beobachtungsnetz des Preußischen Meteorologischen Institutes an rund 2600 Stationen 4124 Tagesmengen mit mehr als 50 Millimetern ermittelt worden, von denen 555 über 75 und 99 über 100 Millimeter Regenhöhe hatten. Auf die drei Sommermonate Juni, Juli und August entfallen von den 4124 Mengen 2644 oder 64,2 Prozent, auf die neun übrigen Monate 1480 oder nur 35,8 Prozent, was natürlich auf die häufigen starken Gewitterregen der Sommermonate zurückzuführen ist. Zerlegt man das untersuchte Gebiet in zwei Teile, östlich und westlich der Elbe, so ergibt sich der auffallende Unterschied, daß Ostdeutschland in den drei Hochsommermonaten 76,9 Prozent, Westdeutschland dagegen nur 53,1 Prozent aller Regenfälle über 50 Millimeter aufweist. Im ersteren herrschen die kontinentalen Sommerregen vor, während sich im letzteren der ozeanische Einfluß bemerkbar macht, so daß hier winterliche große Niederschläge, die meist als starke Landregen auftreten, recht häufig sind. Ordnet man sämtliche Mengen nach Schwellenwerten von 5 zu 5 Millimeter, so ergibt sich, daß die Häufigkeit der großen Tagesmengen mit zunehmender Intensität sehr schnell abnimmt. Die Abnahme erfolgt ähnlich wie es Hellmann an deutschen Stationen für Mengen bis zu 35 Millimeter, Blanford für Regenfälle in Indien und Hinrichs für einige Stationen Amerikas, Europas und Asiens nachgewiesen hat, in der Form einer Hyperbel, ohne jedoch eine reine Hyperbel zu sein. Am besten läßt sich die Abnahme der Häufigkeit durch die von Hinrichs angegebene Formel:

$$\log n = a - b\,(\log h)^3$$

darstellen, wenn n die Häufigkeit der Niederschläge von der Höhe h bezeichnet, und a und b Konstanten bedeuten, deren Werte für den vorliegenden Fall zu a=5,69 und b=0,52 berechnet wurden.

Mit wachsender Seehöhe nimmt sowohl die Häufigkeit wie auch die Intensität der Niederschläge allgemein zu. Die Maximalzone der starken Sommerregen liegt etwa zwischen 800—1400 Meter. In größeren Höhen nehmen die starken Regen wieder ab und in den größten Höhen fallen die Niederschläge meist nur noch als Nebelregen und pulverartiger Schnee. Die Maximalzone der winterlichen starken Niederschläge liegt bedeutend niedriger als die der sommerlichen, ihr Beginn ist in den einzelnen Gebirgen Deutschlands ver-

Digitized by Google

schieden und um so niedriger, je weiter man von Osten nach Westen fortschreitet; im rheinischen Schiefergebirge beginnt sie bereits bei ungefähr 400 Meter Seehöhe. Wie bereits erwähnt, ist im Flachlande durchschnittlich etwa alle zehn Jahre, in Höhenlagen zwischen 800 und 1400 Meter ungefähr jedes Jahr mit einer Tagesmenge über 50 Millimeter an einer Station zu rechnen. Mengen über 75 Millimeter treten entsprechend alle 50 Jahre bzw. alle 3 Jahre, und Regenfälle über 100 Millimeter in Höhenlagen über 800 Meter durchschnittlich alle 20 Jahre an einer Station auf. Im Flachlande sind Mengen über 100 Millimeter sicherlich viel seltener als bisher angenommen wurde. Aus den vorliegenden Beobachtungen ergibt sich, daß hier nur rund alle 300 Jahre mit einer derartig hohen Niederschlagsmenge im Durchschnitt gerechnet werden kann, was natürlich nicht ausschließt, daß einzelne Gegenden, wie z. B. das Tal der Sieber im Harz oder die an starken Niederschlägen reichen Höhen bei den ostpreußischen großen Seen häufiger von solchen gewaltigen Regengüssen betroffen werden als eigentlich ihrer Höhenlage entspricht.

Was die örtliche Verteilung der großen Niederschläge betrifft, so ist zu erwähnen, daß die meisten starken Regen an den Luvseiten (den vorherrschenden Winden zugewendeten Seiten) der Gebirge fallen, während die Leeseiten arm an solchen sind. Diese Erscheinung ist naturgemäß darauf zurückzuführen, daß bei diesen Gelände- oder Steigungsregen an den Luvseiten feuchte Luftmassen durch das ansteigende Gelände zum Aufstieg in kältere Schichten gezwungen werden, ihr Wasserdampf hier kondensiert und infolgedessen große Regenmengen fallen. Je steiler und je höher das Gelände ansteigt, um so häufiger und ergiebiger sind die großen Niederschläge. Neben der Bodengestalt übt jedoch auch die Bodenbeschaffenheit einen Einfluß auf das Auftreten starker Regenfälle aus. Seenreiche Gebiete, feuchte Flußniederungen und Moore begünstigen die Bildung starker Niederschläge. Daneben treten aber auch sandige Heideflächen durch zahlreiche intensive Regengüsse hervor, wie z. B. die sandige Johannisburger Heide in Ostpreußen, die Tucheler Heide, der sandige Fläming mit seinen östlichen Ausläufern in der Nähe des Spreewaldes, die Senner Heide im Teutoburger Walde. Diese sandigen Heideflächen geben an heißen Sommertagen große Wärmemengen an die über ihnen lagernden Luftschichten ab, so daß sich hier leicht lokale, aufsteigende Wirbel bilden können. Die Luft der Umgebung wird zum Ersatz der aufsteigenden Luft herangezogen, der Wasserdampf einer weiteren Umgebung steigt mit in die Höhe und kondensiert. Die Folge ist, daß an solchen an sich trockenen Orten häufig große Regenmengen fallen können, besonders wenn sich feuchte Gebiete in der Nähe befinden.

Im folgenden seien einige der größten bisher in Deutschland gemessenen Tagesmengen mitgeteilt, wobei das angegebene Datum den Tag der Messung bedeutet:

Digitized by Google

Tabelle III.

Beobachtungsort	Staat bzw. Provinz	Seehöhe Meter	Datum	Niederschlagshöhe Millimeter
Schlanstedt, Kr. Oschersleben	Sachsen (Prov.)	115	16. 5. 1889	153
Glatzer Schneeberg, Kr. Habelschwerdt	Schlesien	1217	20. 6. 1883	153
Wildgarten, Kr. Tuchel	Westpreußen	118	2. 8. 1896	154
Kirche Wang, Kr. Hirschberg	Schlesien	878	18. 7. 1882	154
Pirna	Sachsen (Staat)	120	10. 7. 1886	156
Harzburg	Braunschweig	244	3. 8. 1896	156
Flinsberg, Kr. Löwenberg	Schlesien	470	30. 7. 1897	158
Berlin	Brandenburg	38	14. 4. 1902	166
Hofsgrund	Baden	1146	9. 3. 1896	174
Kniebis	Baden	901	9. 3. 1896	175
Schneekoppe	Schlesien	1603	18. 7. 1882	178
Mühlberg a. Elbe, Kr. Liebenwerda	Sachsen	93	7. 7. 1906	178
Bielendorf, Kr. Habelschwerdt	Schlesien	695	10. 7. 1903	179
Hasserode, Kr. Wernigerode	Sachsen (Prov.)	270	8. 6. 1905	182
Schmiedeberg, Kr. Hirschberg	Schlesien	470	30. 7. 1897	187
Forstbauden, Kr. Hirschberg	Schlesien	855	30. 7. 1897	191
Schneekoppe	Schlesien	1603	2. 7. 1909	192
Schneegruben-Baude	Schlesien	1490	2. 7. 1909	220
Kirche Wang, Kr. Hirschberg	Schlesien	878	30. 7. 1897	220
Prinz Heinrich Baude	Schlesien	1410	30. 7. 1897	224
Wernigerode	Sachsen (Prov.)	232	8. 6. 1905	231
Schneekoppe	Schlesien	1603	30. 7. 1897	239
Büchenberg b. Wernigerode	Sachsen (Prov.)	500	23. 7. 1855	248
Zeithain-Gohrisch	Sachsen (Staat)	100	7. 7. 1906	260

Die meisten der angeführten starken Regengüsse sind an hochgelegenen Stationen gemessen worden, jedoch kommen auch im Flachlande ungewöhnlich große Mengen vor. Die heftigen Niederschläge im Gebirge fallen, worauf Hellmann zuerst hingewiesen hat, vorwiegend als starke Landregen von längerer Dauer und sind die Ursache umfangreicher Überschwemmungen. Doch sind natürlich auch im Gebirge sehr starke Gewitterregen keine Seltenheit, wobei häufig beobachtet wird, daß sie in Landregen übergehen. Die kürzeren Regengüsse sind in der Ebene gewöhnlich als Begleiterscheinung von Gewittern am intensivsten, sie treten meist lokal auf, richten jedoch auf kleinerem Raume oft erheblichen Schaden an. Welche gewaltigen Wassermassen bei derartigen Regengüssen fallen können, lassen die Berechnungen erkennen, die ich für eine Reihe von heftigen Regenfällen angestellt habe. So lieferten die Wolkenbrüche, die mit Hagelfällen und bei heftigen Gewittern am 7. Juni 1905 in verschiedenen Gegenden Deutschlands niedergingen und schweren Schaden anrichteten, auf

Digitized by Google

einer Gesamtfläche von 36 800 Quadratkilometern 2358 Millionen Kubikmeter Wasser. Der starke Landregen, der am 14. Juli 1907 im östlichen Deutschland fiel und Überschwemmungen im Odergebiet im Gefolge hatte, brachte einer Fläche von 44 500 Quadratkilometern sogar eine Wassermenge von 2751 Millionen Kubikmeter. Die Edertalsperre, deren 12 Quadratkilometer großes Staubecken von einer 48 Meter hohen Mauer gesperrt wird, kann 202 Millionen Kubikmeter Wasser aufspeichern. Bei jedem der beiden angeführten Regenfälle ist also innerhalb 24 Stunden mehr als das Zehnfache an Regen niedergegangen, als diese gewaltige Talsperre, die zu den größten der Welt gehört, an Wasser aufnehmen kann.

Literarische Berichte

Rheinsberg. Ein märkischer Roman aus dem verklingenden Rokoko. Von Annemarie v. Nathusius. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Gebunden M. 90.—.

Der Abklang des ausgehenden Rokoko hat Annemarie v. Nathusius schon öfter beschäftigt. In dem Roman Rheinsberg griff sie mit kühner Hand aus der Fülle interessanter Männergestalten, deren gefestete Lebensauffassung sich dem Ideenwust des anbrausenden Umsturzes entgegenstemmt, den reizvollsten heraus: den bedeutenden, ein wenig wunderlichen Prinzen Heinrich, Friedrichs des Großen zurückgedrängten, genialen Bruder. In der ausgezeichnet wiedergegebenen Atmosphäre formeller Steifheit der kleinen Hofhaltung in Rheinsberg gedeiht, trotz des bedrohlich herüberklingenden Murrens der aufgewühlten Volksschichten, die heitere Vornehmheit sorgloser Lebenskünstler. Ihr oberflächliches Genießertum wird veredelt durch die kultivierte Geistigkeit ihres Herrn. Jeder einzelne der Getreuen, die sich in der an diesem Hofe traditionellen leisen Auflehnung gegen den königlichen Neffen auf dem Preußenthron um ihren Gebieter scharen, ist ein im innersten Wesen in seine Zeit verstrickter Charakter. Darum erstaunt es auch nicht bei den Kavalieren und Damen des Kreises, trotz der politischen Krisenstimmung jene innere Anteilnahme an Hofklatsch zu finden, eine ehrliche Freude am Intrigenspinnen. Der Verfasserin gewandte Feder versteht es auch, im Leser die Spannung zu erregen und wachzuhalten an dem Ausgang des Liebesidylls der schönen Marquise, die des Prinzen Louis Ferdinand romantischem Zauber so gern erliegt. Obwohl diese Liebesgeschichte eigentlich nur um das Charakterbild Heinrichs gerankt ist, des gütigen und verständnisvollen Beschützers jeder geistreichen Geste und der Schönheit. Mit unendlich liebevoller Vertiefung ist die Szenerie geschildert, der liebliche See, der Park mit den vielen Erinnerungszeichen eines niemals anerkannten Kriegsruhmes des Besitzers, die stille Verträumtheit des um das Schloß geschmiegten Städtchens. Der Roman, obwohl im Verlauf der Handlung nicht historisch treu auf wahren Begebenheiten aufgebaut, liest sich dennoch wie ein Schicksal aus den Tagen des Kampfes zweier Kulturepochen. So ganz hat sich die Dichterin in den Rhythmus jener Tage eingelebt, daß Erfindung und wahres Geschehen zu harmonischem Zeit und Lebensbild zusammenschmelzen. Sp.

Herders Konversations-Lexikon. 3. Aufl., 2. Ergänzungsband. Erste Hälfte A bis K. Freiburg i. Br., Herder & Co. G. m. b. H.

Im Gegensatz zu den anderen, jetzt neu erscheinenden allgemeinen Sachwörterbüchern stellt das vorliegende Werk sich als eine reine Ergänzung der letzten Auflage des Herderschen Konversations-Lexikons dar. Mit Recht führt es deshalb in einer Sonderausgabe für solche, die das frühere Werk nicht besitzen, die Bezeichnung „Zeitlexikon". Hierin liegt eine selbst gewählte Beschränkung, aber auch zugleich eine nicht zu unterschätzende Eigenart. Mit dem Jahre 1910 als Ausgangspunkt gewährt das Werk einen vollständigen Überblick über die gesamte Entwicklung der Welt auf allen Gebieten für diese den Weltkrieg vorbereitende und einschließende Zeitspanne, so daß man es als die Darstellung einer einheitlichen und besonderen Geschichtsepoche betrachten kann.

Digitized by Google

Durch die zeitliche Beschränkung ist es möglich geworden, bei aller Schärfe der Darstellung doch eine gewisse sachliche Ausführlichkeit und auch eine kritische Stellungsnahme zu ermöglichen, insbesondere sind auch rein kulturelle und geistige Strömungen und Erscheinungen über den Rahmen der Realien hinaus in anerkenntniswerter und eigenartiger Weise berücksichtigt. Zahlreiche vorzüglich ausgeführte Karten, Abbildungen und Zeichnungen auf Sonderblättern und auch im Texte, sowie vorzügliche Tabellen erhöhen den Wert des Buches und lassen den Wunsch nach baldigem Erscheinen des zweiten Bandes laut werden.

Dr. A. L.

Runenhäuser. Von Ph. Stauff. Zweite durchgearbeitete und vermehrte Auflage. Guido v. List-Verlag, Berlin-Lichterfelde.

Dieses Buch erregte bei seinem ersten Erscheinen großes Aufsehen, in ihm wurde zum erstenmal bewiesen, daß die Balkenfügungen an den Giebeln unserer alten Fachwerkhäuser nicht etwa bloß zum Schmuck gemacht worden sind, sondern daß sie altgermanische Runen darstellen. Ob diese Runen, die wir heute an den Häusern aus dem fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert sehen, denn Runen sind sie ohne Zweifel, zu der Zeit, als sie entstanden, mit Bewußtsein gemacht worden sind, das heißt in der Absicht, den „Wissenden" irgendeine Kunde zu geben, das muß dahingestellt bleiben. Auf jeden Fall sind sie von einer früheren Zeit übernommen, und der Zimmermann hat sie, auch ohne daß ihm deren Bedeutung bekannt war, gern angebracht, weil sie ihm geeignet erschienen, den Giebel zu beleben. Bei den Bauten der neueren Zeit kann ja nicht mehr von Runen gesprochen werden, aber der Zimmermann von heute weiß immer noch etwas von Runen und spricht auch noch von einer gewissen Balkenfügung als von einem „Mannel". Stauffs Buch ist außerordentlich interessant und seine Beweisführung ist schlagend, wir können es allen denen warm empfehlen, die eine Freude an den schönen Fachwerkhäusern aus der alten Zeit haben. H. H.

Für Staat und Volk. Von Georg Michaelis. Eine Lebensgeschichte. Berlin, Furche-Verlag.

Die Lebensgeschichte des früheren Reichskanzlers Michaelis bietet keine politischen Ueberraschungen. Was darin über seine Reichskanzlerzeit erzählt wird, trägt wie das ganze Buch, das unter dem Motto steht: „Die Wahrheit macht frei", den Stempel ehrlicher, ungeschminkter Wahrhaftigkeit. Aber es tritt in seinem Werte zurück hinter der ansprechenden Darstellung der Lebensgeschichte des jetzt 64jährigen Mannes, in welcher die Reichskanzlerzeit nur eine kurze Periode von dreieinhalb Monaten ausmacht. Es wird ein Leben aufgerollt, das in vollster Harmonie und sehr selten getrübt durch Schicksalsschläge, in immer aufsteigender Entwicklung verlaufen ist. Es ist die glänzende Laufbahn eines preußischen Beamten, der im Dienst für Staat und Volk sich seine amtlichen Aufgaben größtenteils selbst gestellt und mit eindringendem Verstande gelöst hat und so in immer höhere Stellungen berufen wurde. Das Anziehende in diesem Buche liegt jedoch tiefer; es ist die innere Entwicklung des Menschen, der die Kraft zu seiner Arbeit aus der Tiefe des Gemüts, aus der Tradition der Familie, aus dem von ihm selbst und seiner Gattin geschaffenen idealen Familienleben, aus einer zur vollsten Ueberzeugung heranreifenden christlichen Lebensauffassung geschöpft hat.

Wie so viele höhere preußische Beamten entstammt Michaelis einer armen, aber angesehenen Beamtenfamilie. Früh des Vaters beraubt, aber unterstützt durch einflußreiche Verbindungen, verlebte er die Gymnasialzeit, deren typische Eigentümlichkeiten in der damaligen Zeit er schildert, ohne daraus besondere Anregungen zu schöpfen, in Frankfurt a. O., während ihm häufige Besuche auf Gütern das Landleben lieb und vertraut machten. Als Student der Rechte litt er unter der Flachheit des Korpslebens, dem er ernste Worte widmet, und auch als Referendar tritt er kaum aus dem gewöhnlichen Geleise heraus. Das ändert sich mit der Annahme einer Dozentenstelle an der deutschen Schule der Rechtswissenschaften in Tokio. Von jetzt ab wird er sich seines Berufes, dereinst als praktischer Verwaltungsbeamter seinem Vaterlande an hervorragender Stelle zu dienen, bewußt. Bezeichnend für seine Eigenart bleibt sein Selbstbekenntnis, daß er bei wirtschaftlichen Aufgaben, die an ihn herantraten, lediglich mit den Erwägungen des gesunden Menschenverstandes und unter Zurückstellung wissenschaftlichen und theoretischen Rüstzeuges vorgegangen sei und nachher feststellen konnte, daß das, was er getan und erreicht hatte, auch vor theoretischer und wissenschaftlicher Erkenntnis und rechtlicher Norm und Wahrheit bestehen konnte. Das Buch enthält eine Reihe von reizvollen Schilderungen der Reise nach Japan und von japanischen Zuständen. Nach seiner Rückkehr nach Deutschland wirkte Michaelis erst als Staatsanwalt, dann als Regierungsbeamter im Rheinland, wo er praktische Aufgaben der Land- und Finanzwirtschaft zu lösen Gelegenheit hatte, und in Westfalen, wo er

Digitized by Google

die Bedürfnisse des Volksschulwesens kennen lernte und dem damals bedeutendsten unter den lebenden Westfalen, dem Pastor v. Bodelschwingh, näher trat. In Liegnitz brach er mit dem hohlen Gesellschaftleben der Vorkriegszeit, das er gebührend geißelt, und wandte sich der evangelischen Gemeinschaftsbewegung zu, die fortan maßgebend für seine Lebensführung war. Die größten Verdienste vielleicht hat er sich in der Stellung als Oberkommissar erworben, in der er mit rastloser Energie weitausgreifende Maßnahmen traf, um den Strom an der Wiederholung seiner früheren Hochwasserverwüstungen zu verhindern. In seiner Stellung als Unterstaatssekretär im preußischen Finanzministerium tadelt er offen die Fehler der konservativen Partei, zu der er sich selbst bekennt, aber sein Einfluß war nicht weitreichend genug, um gegen diese Partei, welche ihre Machtstellung im öffentlichen Leben unbekümmert um die Zukunft aufrecht erhalten wollte, seine größere Auffassung in den Steuerfragen durchzusetzen. Und nun kommt die größte Zeit im Leben von Michaelis, die Zeit, in der er als Ernährungskommissar im Kriege mit Scharfblick und Energie unter Daransetzung seiner ganzen Person die Getreidezwangswirtschaft mit der Brotkarte einführte und so frühes Versagen des deutschen Volkes verhinderte. Diese Darstellung wird vielen Neues bieten. Wir hören, wie den wenigen eingeweihten Personen schon im Jahre 1914 das Schreckgespenst des Hungers vor Augen stand. Die Anklage gegen England, das die Hungerblockade über uns verhängt hat, kann nicht über die betrübende Tatsache hinweghelfen, daß durch die Verschleierung der wahren Lage das deutsche Volk in den Glauben versetzt wurde, daß der Krieg gewonnen werden könnte. Michaelis tadelt mit Recht als eine der schlimmsten Schäden des Krieges die amtlich geforderte und beobachtete Unwahrhaftigkeit. Wer war der „man", der die öffentliche Behandlung des Notstandes verbot? Interessante Briefe von einer in diese Zeit fallenden Reise nach Konstantinopel beleuchten von neuem die Unzulänglichkeit und Unzuverlässigkeit unserer Bundesgenossen. Das Kapitel über den Kaiser bringt weder Neues, noch rechtfertigt es seine Regierungsweise. Viel zu wenig ist noch über die Ereignisse in den einzelnen Landesteilen aus der Revolutionszeit bekannt geworden. Da ist es wertvoll, von Michaelis das Treiben auf dem Stettiner Oberpräsidium in dieser Zeit geschildert zu sehen. Höchst sympathisch ist alles, was Michaelis aus seiner unermüdlichen Arbeit in der Ruhestandszeit in Saarow erzählt. Da enthüllt sich wieder die ganze Reinheit des edlen Charakters dieses Mannes, dem soziale Arbeit zu leisten als höchste Pflicht und schönstes Vorrecht des Gebildeten und Hochstehenden erscheint. Möge den Bestrebungen des ehemaligen Reichskanzlers und Oberpräsidenten für die Wohlfahrt der notleidenden Studenten auf unseren Hochschulen weiterhin reicher Erfolg beschieden sein!

Arnold Sachse.

Diplomatische Aktenstücke zur Geschichte der Ententepolitik der Vorkriegsjahre. Herausgegeben von B. v. Siebert, ehemaligem Sekretär der kais. russischen Botschaft in London. Berlin-Leipzig, Vereinigung wissenschaftlicher Verleger.

Es ist unmöglich, an dieser Stelle irgendwie näher auf den überaus reichen Inhalt dieses 827 Seiten starken Bandes einzugehen. Es muß die Feststellung genügen, daß in ihm eine Fülle von Material geboten wird, das als glänzende Stütze für die Widerlegung der alleinigen deutschen Kriegsschuld verwendet werden kann. Damit bedeutet das Werk ein vorzügliches Hilfsmittel für unsere Verteidigung. Sehr schade ist nur, daß der Verfasser den Stoff gegliedert hat nach verschiedenen Materien. Er glaubte das tun zu sollen der Übersichtlichkeit halber, aber gerade dadurch ist die schlimmste Unübersichtlichkeit hineingekommen. Die verschiedenen Teilgebiete der internationalen Politik sind ja immer nur Glieder eines Systems und stehen in engster Wechselbeziehung. Weil der Verfasser nicht die zeitliche Anordnung gewählt hat, ist vieles Zusammengehörige auseinandergerissen und die Benutzung unangenehm erschwert worden.

W. W.

Wirklichkeit, Wahrheit, Wissen. Von Ludwig Fischer. Berlin, Ernst Siegfried Mittler & Sohn.

Man könnte das vorliegende Buch eine Kategorienlehre nennen, wenn nicht das Wort Kategorie der Regel nach im engeren Sinne gebraucht würde. Es handelt sich darum, einen höchst allgemeinen und einfachen Begriff, den „Urteilsbegriff", festzulegen und von ihm aus weitere Grundformen der Begriffsbildung abzuleiten. Alle diese Formen enthalten eine Spannung in sich, z. B. die Wesensformen den grundlegenden Gegensatz von Innen und Außen (Ich und Nicht-Ich), die organischen Formen den Gegensatz von Unterordnung und Ueberordnung, die Gemeinschaftsformen den Gegensatz von Geben und Nehmen. Eine solche begriffliche Durchdringung der Wirklichkeit, wie sie hier versucht wird, stellt in der Tat das letzte Ziel der Philosophie dar; der Verfasser hat es richtig gesehen und in ernster Gedankenarbeit zu erreichen gestrebt;

Digitized by Google

dem größeren Publikum empfiehlt sich sein Buch durch das Fehlen einer phantasievollen Metaphysik und die Klarheit des Ausdrucks. D.

Der Weg zur Kultur. Grundfragen der Pädagogik. Von Oskar Kutzner. Leipzig, Quelle & Meyer.

Trotz ihres Reichtums an Gedanken und Gesichtspunkten ist diese Schrift nur als ein Programm, als ein noch auszufüllender Rahmen zu werten. Für den Verfasser ist der Weg zur Kultur die Pädagogik. Er zeigt die außerordentliche Vielseitigkeit des ganzen Erziehungsproblems und lenkt die Aufmerksamkeit auf die große Zahl der Erziehungsfaktoren, vor allem Familie, Schule, Kirche, Staat. Was geboten wird, sind eigentlich nur die Linien eines Grundrisses, aber diese Linien sind sehr sicher gezogen und deuten schon auf ein künftiges großes, sturmfestes Gebäude.

Hans Zimmer.

Untergang. Historischer Roman aus den letzten Tagen des alten Jerusalems. Von Fritz Namenhauer. Halle a. d. S., Verlag von Richard Mühlmann (Max Große). Geh. M. 22.—, geb. M. 26.40, in Ganzleinenband M. 33.—.

Der Verfasser gibt eine meisterhafte Schilderung der Vorgeschichte und Zerstörung Jerusalems. Er stellt mit erschütternder Tragik dar, wie das Volk der Juden vor nunmehr zweitausend Jahren unter dem römischen Joche geseufzt und sich endlich, als es unerträglich wurde, mit letzter, verzweifelter Kraftanstrengung davon zu befreien versucht hat. Das äußerst fesselnd geschriebene Buch, das uns auch in glühenden Farben die märchenhafte Schönheit des Morgenlandes mit seinen prunkvollen Palästen inmitten paradiesisch-schöner Parkanlagen vor Augen zaubert, wird gewiß viele dankbare Leser finden.

Georg v. Siemens. Ein Lebensbild aus Deutschlands großer Zeit. Von Karl Helfferich. Bd. I., 1921, J. Springer, Berlin.

Der vorliegende erste Band der Biographie des Mannes, dem die Deutsche Bank ihren gewaltigen Aufstieg zum guten Teil verdankt, reicht bis zum Ende der siebziger Jahre, bis zur Sicherung der Stellung des 1869 gegründeten Unternehmens. Auch Siemens vorherige Erlebnisse, vor allem seine Tätigkeit im Auftrage seines Vetters Werner, seine verantwortungsreiche und schwierige Mission nach Teheran 1868/69, verdienen vollauf die eingehende Würdigung, die ihnen der Verfasser hat zuteil werden lassen. Die Schilderung der schweren Kämpfe, die während der ersten Jahre die Bank um ihre Existenz hat führen müssen, ist eine knappe und gute Veranschaulichung des ganzen deutschen Wirtschaftslebens dieser Zeit. Die leitende Idee bei der Gründung des Instituts war der Versuch, den deutschen Export- und Importhandel von England unabhängig zu machen, was Siemens zutreffend als ebensogroße nationale Tat bezeichnete, wie die Eroberung einer Provinz. Der Aufbau auf das überseeische Geschäft, ohne daß deshalb das inländische vernachlässigt wurde (ihm wurde durch die Einführung des Depositenverkehrs starker Impuls gegeben), hat die Bank leichter über die schwere Krisis der Gründerzeit hinwegkommen lassen als die meisten anderen Finanzinstitute.

Es ist sehr zu wünschen, daß der zweite Band, der die großen Unternehmungen der Bank mit politischem Einschlag, vor allem die orientalische, behandeln soll, nicht allzulange auf sich warten lassen wird.

W. W.

Mimik und Physiognomik. Von Dr. Theodor Piderit. Detmold, Meyersche Hofbuchhandlung.

Das altbekannte Werk wird jetzt von neuem der Leserwelt vorgelegt. Gewiß hätte es gründlich bearbeitet und in Uebereinstimmung mit dem gegenwärtigen Stand der hier in Frage kommenden Wissenschaften gebracht werden können. Aber es schadet auch nichts, daß es so geblieben ist wie es war, denn der Wert des Buches liegt ja nicht in den literarischen Auseinandersetzungen, sondern in den eigenen Beobachtungen und in den Tafeln. Unter Mimik versteht Piderit den Zusammenhang zwischen den Spannungen gewisser Gesichtsmuskeln und gewissen seelischen Erregungen, unter Physiognomik die Lehre von den bleibenden Zügen des Gesichts, die durch häufige Wiederholung mimischer Züge entstehen. Es entsprechen sich daher: Mimik der Augen, des Mundes usw. und Physiognomik der Augen, des Mundes usw. Ueber alles dies enthält das Buch manche gute und zutreffende Bemerkung. D.

Katholische Kirche und moderner Staat. Von Karl Boeckenhoff. Neu bearbeitet von Albert M. Koeniger. Köln, J. P. Bachem.

Läßt man die grundsätzliche Frage zur Seite, wie man sich zu den Machtansprüchen der katholischen Kirche gegenüber ihren eigenen Angehörigen und dem heutigen Staat stellt, dann kann man das Werk als wissenschaftliche Leistung nur anerkennen, da es einerseits den Stoff trotz seines Um-

Digitized by Google

fangs gründlich verarbeitet hat und die wesentlichen Fragen klar herausschält, und da andererseits die Verfasser einen versöhnlichen Standpunkt einnehmen und den Ansprüchen des Staates bei aller grundsätzlichen Gegnerschaft gegen die heutige Staatsauffassung nach Möglichkeit entgegenzukommen suchen. So bemühen sie sich denn auch, dem Syllabus eine möglichst milde Deutung zu geben, wie ja überhaupt der Syllabus neben den Rundschreiben der Päpste Leo XIII. und Pius X. und dem neuen seit Pfingsten 1918 gültigen Codex juris canonici die wichtigste Quelle zur Beurteilung des Verhältnisses von Kirche und Staat ist. Zur Kennzeichnung dessen, wie scharf trotzdem der Gegensatz ist, möge hier nur eine Stelle angeführt werden, die sich auf die kirchlichen Ansprüche gegenüber der Schule bezieht. Nachdem vorher die Sätze des Syllabus Nr. 45, 47, 48 angeführt sind, die den Ausschluß der Kirche von dem Schulwesen verwerfen, fährt das Werk fort: „Positiv bestimmt demgegenüber der Kodex in Konsequenz des Rechtssatzes, daß es der Kirche Recht und Pflicht sei, alle Völker in der evangelischen Lehre unabhängig von jeglicher weltlichen Gewalt zu unterrichten, näherhin. „Es ist das Recht der Kirche, Schulen jeglicher Disziplin und nicht bloß Volks-, sondern auch Mittel- und höhere Schulen zu errichten." Geschieht aber die Errichtung von irgendwelcher anderer Seite, so wahrt sie sich betreffs des Religionsunterrichts das Recht des unmittelbaren Einflusses und der Aufsicht, betreffs des übrigen Unterrichts das negative Recht der Ueberwachung, daß nichts gegen Glauben und gute Sitten Anstößiges gelehrt werde oder geschehe." Zu welchen Folgerungen dieser letzte Satz führt, ist klar ersichtlich.

Hiermit komme ich zu dem Punkt, weshalb das Buch hier eine so ausführliche Würdigung erhalten hat: Bei der Bedeutung, die heute die katholische Kirche in Deutschland gewonnen hat — man denke an die Entwicklung der Zentrumspartei —, und zwar für das ganze innerstaatliche Leben, ist es für jeden, der sich mit Politik näher beschäftigt, nun auch notwendig, die geistigen Grundlagen der Zentrumspolitik kennen zu lernen, und zwar aus einer unbedingt zuverlässigen Quelle. Vergleicht man dazu die drei Kapitel des Werkes: Die katholische Kirche und die Staatssouveränität; die katholische Kirche und der Interkonfessionalismus des modernen Staates; die katholische Kirche und die Trennung von Kirche und Staat, so sieht man, man hat so ziemlich das ganze Kulturprogramm des Zentrums vor sich. Schneider.

Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten)

Bolingbroke, Lord, Das Bild eines patriotischen Königs. Ein Brief über den Geist des Patriotismus. Zwei Schriften. Uebertragen und eingeleitet von Gertrud Bergmann. Leipzig, Philipp Reclam jun.

Classen, Walther, Das bürgerliche Mittelalter. Hamburg, Hanseatische Verlagsanstalt. M. 18.—.

Cohn, Willy Dr., Die Geschichte der Sizilischen Flotte unter der Regierung Konrads IV. und Manfreds (1250—1266). Berlin, Carl Curtius. Geh. M. 32.—.

Delbrück, Hans, Ludendorffs Selbstporträt. Berlin, Verlag für Politik und Wirtschaft. M. 25.—.

Düsing, Professor Dr. K., Einsteins Relativitätslehre. Leipzig, Dr. Max Jänecke. M. 15.40.

Ernsthausen, Adolf v., Balkanerinnerungen. Detmold, Meyersche Hofbuchhandlung.

Eßlen, Joseph Bergfried, Professor, Die Valutazölle der Gegenwart. Ein Beitrag zur Theorie der Außenhandelspolitik. Jena, Kommissionsverlag von Gustav Fischer.

Feldkeller, Paul, Graf Keyserlings Erkenntnisweg zum Ueberfinnlichen. Die Erkenntnisgrundlagen des Reisetagebuchs eines Philosophen. Darmstadt, Otto Reichel Verlag. M. 60.—.

Freie Bahn, Hamburger Halbmonatsschrift für Wirtschaft und Kultur. Offizielles Organ der Ueberseewoche Hamburg. Herausgegeben vom Norddeutschen Hansabund. Pro Heft M. 4.—, vierteljährlich M. 20.—.

Fritzsche, Robert Arnold, Hermann Cohen aus persönlicher Erinnerung. Berlin, Bruno Cassirer. M. 12.—.

Grabowsky, Robert Dr., Die Geheimnisse des Ueberfinnlichen. Ein grundlegender Neubau der Wissenschaft und Kunst des innerlich-überfinnlichen Lebens der höchsten Wissenschaft und Kunst. Radebeul-Dresden, Verlag Paul Drache. M. 5.—.

Digitized by Google

Hefele, Hermann, Literatur und Dichtung. Stuttgart, Fr. Frommanns Verlag (H. Kurtz). Brosch. M. 6.—.

Helander, Sven., Hauptamtl. Dozent der Nationalökonomie und Leiter der Handelshochschulkurse zu Gothenburg. Schwedens Stellung in der Weltwirtschaft. Jena, Kommissionsverlag Gustav Fischer.

Hörtnagl, Hans, Gymnasial-Professor i. R, Bausteine zu einer Grammatik der Bildsprache. Als wissenschaftliche Grundlage zur Wesensbestimmung, Deutung der Wertung der Bildreden: Der Vergleiche (Gleichnisse), Bildsprüche, Fabeln, Allegorien und insbesondere der evangelischen Parabeln. Innsbruck, Universitätsverlag Wagner. M. 60.—.

Kassner, Rudolf, Die Grundlagen der Physiognomik. Leipzig, Insel-Verlag.

Lammasch, Marga und Hans Sperl, Heinrich Lammasch, Seine Aufzeichnungen, sein Wirken und seine Politik. Wien und Leipzig, Franz Deuticke. M. 40.—.

Lipps, Theodor, Die ethischen Grundfragen. Zehn Vorträge. Leipzig, Leopold Voß. Geb. M. 60.—.

Literarischer Handweiser, Kritische Monatsschrift. Herausgegeben von Dr. Gustav Keckeis. 2. Heft, Februar 1922. Freiburg i. Br., Herder & Cie., G. m. b. H., Verlagsbuchhandlung.

Mausbach, Josef, Professor Dr., Der Geist Dantes und unsere Kulturaufgaben. Köln a. Rh., J. P. Bachem. Brosch. M. 6.—.

Paira, Carl, Professor Lic., Staat und Kirche bei Alexander Vinet. Stuttgart-Gotha, Verlag Friedrich Andreas Perthes, A.-G. M. 24.—.

Pick, Behrendt, Die Münzkunde in der Altertumswissenschaft. Stuttgart-Gotha, Verlag Friedrich Andreas Perthes, A.-G. M. 10.—.

Revue de Hongrie, Consacrée aux Questions Politiques et Economiques de L'Europe Danubienne. Budapest I, Tigris Utca 6.

Ringling, Adolf, Ueber die Behandlung der Nervenleidenden durch Regelung des Seelen- und Körperlebens. Magdeburg, Verlag R. Zacharias.

Schaeffer, Albrecht, Parzival. Ein Versroman in drei Kreisen. Leipzig, Insel-Verlag.

Schöndorf, Friedrich, Dr., Die Gerichtspraxis in Rußland als Rechtsschöpferin. Leipzig, B. G. Teubner. Kart. M. 15.—.

Schreiber, Georg, Dr. phil. et theol., Professor, Deutsche Kulturpolitik und der Katholizismus. Freiburg i. Br., Herder & Cie., G. m. b. H. M. 33.—, geb. M. 44.—.

Solms, Bernhard, Ansprache. Gehalten am 10. März 1922 an die ohne Unterschied des Standes zu einem gemeinsamen Familienabend versammelten Einwohner von Arnsberg, einer ehemaligen Klostersiedlung in Oberhessen. Freiburg i. Br., Pontos-Verlag.

Stieler, Karl, Gedichte. Mit einer Einleitung, Erläuterungen und Wörterverzeichnissen herausgegeben von Fritz Gundlach. Siebenter Band: I. Wanderzeit, II. Ein Winteridyll. Leipzig, Philipp Reclam jr.

Sylvester, Dr. Janus, Aristokratie und Sozialismus. Eine Kulturphilosophische Studie. Freiburg i. Br., Julius Boße. M. 15.—.

Traeger, Paul, Die Deutschen in der Dobrudscha, zugleich ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Wanderungen in Osteuropa. Stuttgart, Verlag Ausland und Heimat. M. 42.—.

von Unruh, Fritz, Stirb und Werde. Eine Ansprache zur Frankfurter Goethewoche. Frankfurt a. Main, Verlag Englert und Schlosser. M. 4.—.

Vogt, Friedrich, Französischer u. deutscher Nationalgeist im Rolandslied und im Nibelungenlied. Rede zur akademischen Feier der Reichsgründung am 18. Januar 1922 gehalten. Marburg, N. G., Elwertsche Verlagsbuchhandlung. (G. Braun.) M. 5.—.

Wasserzieher, Ernst Dr., Woher? Ableitendes Wörterbuch der deutschen Sprache. Berlin, Ferd. Dümmlers Verlag. Geb. M. 28.—.

Rezensionsexemplare für die „Deutsche Revue" sind nicht an den Herausgeber, sondern ausschließlich an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart zu richten.

Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Justizrat Dr. A. Löwenthal in Frankfurt a. M.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten. Übersetzungsrecht vorbehalten.

Herausgeber, Redaktion und Verlag übernehmen keine Garantie für die Rücksendung unverlangt eingereichter Manuskripte. Es wird gebeten, vor Einsendung einer Arbeit bei dem Herausgeber anzufragen.

Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart

Digitized by Google

Der Kriegslärm von 1875

Von

Dr. G. v. Schoch, Gen. d. Inf. a. D.

Die europäische Krisis von 1875 ist sowohl von deutschen wie französischen Forschern zum Gegenstand eingehender Studien gemacht worden; Professor A. Wahl führt in seinem Buche „Vom Bismarck der 70er Jahre" die Ansichten auf, die Daudet, Wertheimer, Egelhaaf, Hanotaux, Matter und Dreux geäußert haben;[1]) hierzu kommt noch seine eigene Auffassung und die in Plehns Buch „Bismarcks auswärtige Politik nach der Reichsgründung". Also eine Fülle von Erklärungsversuchen, von denen nur die beiden letzten im ganzen genommen übereinstimmen, obwohl die beiden Autoren völlig unabhängig voneinander zu Werke gegangen sind. Wenn ich im folgenden eine neue Auffassung des Anlasses zu der Krisis zu vertreten versuche, so bin ich hierzu durch die Heranziehung dessen gekommen, was in den „Bismarck-Erinnerungen des Staatsministers Freiherr Lucius von Ballhausen" über die Krisis gesagt ist. Plehn, der in tiefer Trauer über Deutschlands Zusammenbruch den Tod gesucht hat, ist dieses für die Kenntnis von Bismarcks Politik so aufschlußreiche Buch nicht mehr vorgelegen; Professor Wahl ist es erst nach Abschluß des Manuskriptes seiner obengenannten Schrift zugegangen, so daß er nur in einigen Anmerkungen darauf hinweisen konnte.[2])

Es ist zweifellos sehr richtig von dem eben genannten Autor gesehen, daß er die Krisis von 1875 als eine Episode innerhalb der großen Kampfpolitik Bismarcks gegen den Ultramontanismus betrachtet. Bismarck bekämpft den Ultramontanismus, den in Deutschland die Zentrumspartei vertritt, weil er überzeugt ist, daß diese im Bunde mit den partikularen, den Bestand des Reiches bedrohenden Kräften steht, ja diese Kräfte selbst größtenteils verkörpert; deshalb stützt er sich auf die Nationalliberalen; denn diese haben nicht nur das Reich freudig anerkannt, ja mitzuschaffen geholfen, sondern sie wurzeln,

[1]) Seite 101 des Buches.

[2]) Vgl. den Aufsatz von Wahl, „Neue Bismarck-Literatur", im Januarheft 1921 der „Preuß. Jahrbücher".

Copyright 1922 by Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart

Digitized by Google

soweit ihre liberalen Anschauungen in Betracht kommen, in den Ideen der Aufklärung, in westeuropäischer, zum mindesten nicht kirchenfreundlicher Gesinnung, sind also brauchbare Bundesgenossen für den Kampf des Kanzlers gegen die klerikalen Machtansprüche. Er bekämpft diese aber nicht nur im Innern des Reiches, er will sie auch durch seine Außenpolitik treffen; der österreichische Gesandte in Berlin, Graf Károlyi, urteilt hierüber in einem Bericht vom 9. Januar 1875 an Andrássy übertreibend und gehässig: „Sein (Bismarcks) Streben geht dahin, jede Regung des katholischen Gewissens auch in anderen Ländern zu verfolgen und zu hemmen."[1]) Der außenpolitische Kampf des Kanzlers richtet sich natürlich in erster Linie gegen den Vatikan, in dem er den Urheber des ganzen Streitfalles, den Rückhalt der ultramontanen Kreise Deutschlands, den Feind des neuen, protestantischen Kaisertums erblickt. Deswegen soll der Riß, der sich zwischen dem italienischen Königtum und dem Vatikan aufgetan hat, erhalten bleiben, deswegen soll Rußland, das seit dem Aufstand Polens von 1863 gegen die katholische Geistlichkeit des Landes scharf vorging und mit dem Papst im Streite lag, weil er sich des polnischen Klerus annahm, in diesem Kampfe bestärkt werden. Eine Annäherung Rußlands an das überwiegend klerikal gesinnte und revancheluſtige Frankreich soll verhindert, ein enger Anschluß des Zarenreiches an Deutschland erreicht werden.

Als neutral mußten England und Österreich-Ungarn angesehen werden. In England war das konservative Kabinett, das seit Frühjahr 1874 an der Regierung war, in den Kulturkampf nicht hereinzuziehen; es mag in einem von den häßlichsten Verleumdungen Bismarcks strotzenden Brief Geffckens an seinen Freund Morier, den englischen Gesandten in München, die einzig richtige Behauptung gewesen sein, daß der deutsche Kanzler Gladstone wieder gerne am Ruder sehen würde, weil dieser nach seinem Rücktritt eine Streitschrift gegen den Vatikan veröffentlicht hatte.[2]) Ebensowenig wie von England konnte Bismarck von Österreich erwarten, daß es ihn im Kampfe gegen den Klerikalismus unterstützen werde; das erlaubte der überwiegend katholische Charakter der Donaumonarchie nicht. Wir werden sehen, daß Bismarck kurze Zeit die stärksten Befürchtungen hegte, der gut katholische Monarch des Landes werde auf die Seite seiner Feinde treten.

Als diese betrachtete Bismarck Belgien und Frankreich. Ersteres deswegen, weil belgische Bischöfe und angesehene Leute des durchaus klerikal gesinnten Königreiches mehrfach für die gegen die Staatsgewalt sich auflehnenden preußischen Geistlichen Partei ergriffen hatten, ferner weil Belgien sich weigerte, gegen den Kesselschmied Duchesne vorzugehen, der sich zur Ermordung Bismarcks erboten hatte, wobei die belgische Regierung geltend machte, das belgische Strafgesetzbuch biete keine Handhabe zu einer Straf-

[1]) Wertheimer, Graf Andrássy, II, S. 220.

[2]) Memoirs and letters of the honourable Sir Robert Morier, II, S. 335.

Digitized by Google

verfolgung. Bei Frankreich lagen die Verhältnisse verwickelter. Dort hatte der Klerikalismus unter der Präsidentschaft Mac Mahons, wie schon angedeutet, das Heft in den Händen; Bismarck nahm gegen ihn Stellung, weil er auch hier Sympathien für die unbotmäßigen deutschen Geistlichen vorfand. Im Februar 1874 hatte die Königin Viktoria in einem von dem damaligen liberalen Außenminister Lord Granville entworfenen Briefe an Kaiser Wilhelm, in dem sie diesen zur Erhaltung des Friedens mit Frankreich zu ermahnen sich bemüßigt fühlte, zugegeben, sie wisse wohl, „welch eine aufreizende Sprache zum Teil in der französischen Presse und auf den Kanzeln gesprochen werde", ferner erwähnt, „daß die französische Regierung alles mögliche getan habe, um den religiösen Fanatismus des Klerus zu zügeln."[1]) Am 11. März 1875 beklagte sich der französische Außenminister Herzog von Decazes bei dem britischen Botschafter in Paris, Bismarck maße sich eine unvernünftige und unmögliche Kontrolle über die Prälaten und auch die Laien der katholischen Kirche an.[2]) Hierbei hatte der Herzog die Vorstellungen der deutschen Regierung an Belgien und die Mitteilung hierüber an Frankreich im Auge.

Bismarck wollte ein Wiedererstarken Frankreichs verhindern; er glaubte, daß man dort in der Armee und in monarchischen Kreisen zum Revanchekrieg dränge; er begünstigte deshalb die Republikaner, wobei wiederum der Kulturkampf insofern hereinspielt, als die republikanische Partei eben im Kampf mit den Klerikalen lag. Um die Revanchelust in Frankreich zu dämpfen, war es Bismarcks Bestreben, Frankreich zu isolieren, ein Bündnis Frankreichs mit einer europäischen Großmacht zu verhindern. Schon damals spukte der Gedanke eines französisch-russischen Zusammengehens; nicht nur die Republik suchte Anlehnung an des mächtige Zarenreich, sondern auch in diesem gab es Leute, die die Freundschaft mit Frankreich befürworteten.[3])

Um ein derartiges Zusammengehen zu verhindern und Rußland wieder ganz an Deutschland heranzuziehen, entsandte Bismarck im Februar 1875 den jungen Diplomaten Radowitz nach Petersburg; seine Mission hatte, wie wir durch Wertheimers Buch über Andrássy wissen, nicht den erwünschten vollen Erfolg. Der Zar zeigte sich entgegenkommend, weniger aber Gortschakow, der leitende, höchst einflußreiche Minister.

Die Spannung, die zwischen Deutschland und Frankreich bestand, wurde im Frühjahr 1875 erhöht dadurch, daß Frankreich eine Reorganisation seiner Armee vornahm. Bismarck beantwortete die französische Maßnahme großer Pferdeankäufe dadurch, daß er am 4. März ein Pferdeausfuhrverbot erließ. Hierdurch wurde in Frankreich eine starke Beunruhigung hervorgerufen; der französische Außenminister versuchte, allerdings vorerst völlig vergeblich, Eng-

[1]) Fitzmaurice, Granville, II, S. 115—116.

[2]) Lord Lyons, A record of british Diplomacy by Lord Newton, S. 328. Ich zitiere nach der einbändigen Ausgabe von 1916; die Ausgabe in zwei Bänden konnte ich in München nicht auftreiben.

[3]) Newton, S. 289, gibt dies schon für das Jahr 1872 zu.

Digitized by Google

land gegen Deutschland in Bewegung zu setzen.[1]) Am 13. März bewilligte die französische Kammer das große Cadregesetz, durch das die Stärke der Armee infolge von Errichtung vierter Bataillone wesentlich gesteigert wurde. Die von deutscher Seite hierwegen geäußerten Befürchtungen waren insofern nicht ganz zutreffend, als gleichzeitig die Zahl der Kompagnien von sechs auf vier herabgesetzt wurde; aber die Stärke der Kompagnien wurde erhöht. Daß das Gesetz geeignet war, Unruhe in Deutschland zu erzeugen, das erkennt auch der französische Historiker Dreux an, indem er schreibt, die deutschen Ausführungen in dieser Hinsicht hätten, wenn auch stark übertrieben, doch nicht ganz der Begründung entbehrt.[2])

Nun ist aber außerordentlich merkwürdig, daß Bismarck, der doch auf die französischen Pferdeankäufe sofort mit einem Gegenschlag geantwortet hatte, weder in der Presse noch sonst irgendwie alsbald Vorstellungen gegen die doch ungleich mehr ins Gewicht fallende Heeresvermehrungen der Franzosen erheben ließ; erst nach drei Wochen begann die offiziöse Presse auf die Bedeutung der französischen Rüstungen hinzuweisen, wobei ein mit diesen nicht in unmittelbarem Zusammenhang stehendes Ereignis die Veranlassung gab. Die späte Aufnahme des Kampfes gegen die französische Heeresvermehrung muß bei der Beurteilung der Krisis von 1875 ganz besonders im Auge behalten werden.

Das erwähnte Ereignis war die Zusammenkunft Kaiser Franz Josephs mit dem König von Italien in Venedig, die am 5. April stattfand. Bismarck hatte dringend gewünscht, daß Kaiser Wilhelm eingeladen werden sollte;[3]) das wurde dadurch vereitelt, daß die Vorbereitungen vor Deutschland streng geheim gehalten wurden.[4]) Nun schöpfte Bismarck Verdacht; er vermutete, daß die beiden Herrscher eine ablehnende Haltung zum Kulturkampf einnehmen, ja sogar ein Bündnis mit Frankreich eingehen würden. Unter dem 20. März schreibt Hohenlohe: „Wenig Wert legte er (Bismarck) auf die Allianz Österreich-Frankreich-Italien, da wir mit Österreich mit 400000 Mann fertig werden könnten".[5])

In den nächsten Tagen muß Bismarck in seinem Argwohn bestärkt worden sein. Nunmehr erschienen die bekannten Zeitungsartikel, in denen auf die gespannte Lage, ja auf die Möglichkeit eines Krieges hingewiesen wurde. Am 31. März veröffentlichte die „Kölnische Zeitung" einen „Wiener Brief", in dem ausgeführt wurde, daß dem europäischen Frieden von Frankreich Gefahr drohe. Es handle sich dort um eine möglichst rasche „Rehabilitierung", ohne daß auf die Schaffung von etwas Bleibendem Bedacht genommen werde. Gemeint ist, daß die französische Heeresreorganisation lediglich für den Re-

[1]) Newton, S. 328.

[2]) Dreux, Dernières années de l'ambassade en Allemagne de M. Gontaut-Biron, S. 81, Anm.

[3]) Lucius, S. 73.

[4]) Wertheimer II, S. 207.

[5]) Hohenlohe, II, S. 152.

Digitized by Google

vanchekrieg, nicht für die Stärkung der europäischen Stellung Frankreichs ins Werk gesetzt werde. „Wenn Frankreich den Krieg jetzt oder bald ins Auge faßt, allein wird es nicht vorgehen." Es besteht eine Solidarität der katholischen Mächte gegen die protestantischen. Österreich und Italien, hier liege der „dunkle Untergrund der Besorgnisse", die man in Berlin wegen der Zusammenkunft in Venedig hege. Die Seele der „Liga" sei der mit Italien ausgesöhnte Papst, wie die „Voce della Verità" ausplaudere. Solange Andrássy am Ruder bleibe, sei diese Liga eine Schimäre. Andernfalls sei eine Abschwenkung Österreichs von Deutschland und Rußland zu Frankreich und Rom zu erwarten. In Österreich vergesse ein Teil der Aristokratie die Herrschaft über Italien und Deutschland nicht, in der Armee gebe es einflußreiche Stimmen, die den Römer in Frankfurt und die böhmischen Schlachtfelder nicht verwinden könnten. Österreich, Italien und der Papst im Bunde miteinander sei die zweite Auflage einer Verschwörung, die mit Weißenburg und Wörth in die Nacht zurückgekrochen sei.

Daß dieser „Brief" offiziös war, also von Bismarck veranlaßt, dürfte außer allem Zweifel stehen; ich pflichte hierüber vollständig der Ansicht des Professors Wahl bei. Die „Kölnische Zeitung" hätte, weil sie damals des öfteren offiziöse Mitteilungen erhielt, sicher nicht gewagt, einen Aufsatz zu bringen, der das größte Aufsehen in ganz Europa hervorrufen mußte, wenn sie hierzu nicht einen Auftrag erhalten hätte.

Am 8. April erschien in der „Post" der bekannte Artikel: Ist der Krieg in Sicht? Diese Überschrift steigerte die Erregung, die bereits infolge des „Wiener Briefes" der „Kölnischen Zeitung" entstanden war, in hohem Grade. Der Artikel begann damit, daß sich seit Wochen der politische Horizont mit dunklem Gewölk bezogen habe. Dann wies er auf den Aufsatz der „Kölnischen Zeitung" hin, auf das durch französische Pferdeankäufe veranlaßte Ausfuhrverbot, auf die Verstärkung der französischen Armee durch das Cadregesetz, auf die Tatsache, daß die französische Presse die Monarchenzusammenkunft in Venedig „mit unverhohlenem Jubel" begrüßt habe. Die „Post" sei in der Lage, diese Ausführungen durch einige Bemerkungen teils zu ergänzen, teils zu berichtigen. Mac Mahon habe, indem er eine längere Dauer der Präsidentschaft beantragte, den Revanchekrieg als Staatsoberhaupt zu erleben gewünscht, in der französischen Armee herrsche der Gedanke vor, eine Krone müsse auf dem Schlachtfelde erworben werden oder könne doch am besten von einer siegreichen Armee vergeben werden. Hingegen sei das Bündnis der Republikaner mit den Orleanisten nicht aus dem Motiv der Vorbereitung des Rachekrieges entstanden, vielmehr hätten die Republikaner, deren Einsicht anerkannt wird, auf diese Weise Mac Mahon an den Rechtsboden der Republik binden wollen. „Den Ausführungen der ‚Kölnischen Zeitung' über Österreich und Italien haben wir nichts hinzuzusetzen. Wenn wir demnach unsere an die Spitze gestellte Frage: Ist der Krieg in Sicht? beantworten sollen, so müssen wir sagen: Der Krieg ist allerdings in Sicht, was aber nicht ausschließt, daß die Wolke sich

Digitized by Google

wieder zerstreut." Dann heißt es, es werde nicht allzu leicht sein, Andrássy zu stürzen; in Heereskreisen bestehe die Neigung zu einer Aktion. Und in Italien sei der größte Teil der höheren Klassen zu einem Bündnis gegen Deutschland bereit, wenn das Papsttum, ohne den Nationalstolz zu hindern, der Stolz der Nation sein wolle (d. h. auf seine weltliche Macht zu verzichten bereit sei). Der Entschluß zu diesem Bündnis sei in diesem Augenblick noch nicht gefaßt. „Ob Frankreich, ohne die österreichisch-französische Bundesgenossenschaft sicher zu haben, den Krieg beginnen würde, läßt sich nicht sagen." Der Artikel schließt damit, es sei nicht angebracht, „der deutschen Nation zu verschweigen, welches ihre Situation ist und welchen Gefahren ihre Staatsleitung zu begegnen hat. Es ist nötig, daß wir alle lernen, unsere Lage zu würdigen und unser Benehmen jeden Tag danach einzurichten."

Drei Tage später, am 11. April, äußerte sich die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung",[1]) das amtliche Regierungsorgan, zu dem Artikel der „Post" wie folgt: „So angemessen es sein mag, die verschiedenen Eventualitäten der politischen Verhältnisse besonnen in Erwägung zu ziehen, so darf doch das Urteil über die Lage der Dinge nicht verdunkelt werden durch ungewisse Annahmen, denen es an genügenden Voraussetzungen gebricht. Die Betrachtung, der wir gestern in der „Post" begegnet sind, enthält allerdings nach einer Seite hin manches Wahre, verbindet aber damit eine so sorgenvolle Ansicht von der Gegenwart und eine fast melancholische Auffassung der Zukunft, der wir widersprechen müssen, zumal unsere jetzigen internationalen Beziehungen keineswegs so ungünstig sind als sie dort erscheinen." Die Maßnahmen Frankreichs trügen allerdings einen beunruhigenden Charakter. Nicht solide Herstellung der Wehrkraft, sondern Rüstungen ad hoc würden betrieben, deren Zweck keinem Sehenden verborgen bleibe. „Dagegen entspricht unseres Erachtens der Seitenblick auf Österreich-Ungarn nicht der Sachlage. Daß es in beiden Ländern eine päpstliche Partei gibt und die Jesuitenzöglinge nicht Deutschlands Freunde sind, weiß alle Welt. Glücklicherweise ist in beiden Ländern der Einfluß dieser Richtung nicht stark genug, um dem Einvernehmen der Regierung des Kaisers Franz Joseph und des Königs Viktor Emanuel mit dem Deutschen Reich Eintrag zu tun, befreundete Verhältnisse zu trüben, deren sich Deutschland zu beiden Staaten erfreut."[2])

Dieser Aufsatz des amtlichen Blattes zeichnet die Weltlage ganz anders als die beiden vorausgehenden Kampfartikel: Die Annahme einer Verschwörung Österreichs und Italiens gegen Deutschland, einer „Liga", wird als unrichtig hingestellt, lediglich Frankreichs Verhalten als bedrohlich bezeichnet. Aber war das, was die „Kölnische Zeitung" und die „Post" über diese Liga

[1]) Der Artikel ist vom 10. April datiert.

[2]) Der Artikel der „Post" ist in Hahn, „Fürst Bismarck", II, S. 774, dann in den Erinnerungen von Lucius der Hauptsache nach abgedruckt. Für die beiden anderen Kampfartikel muß man die Originale der Zeitungen nachsehen. Der Verfasser des Artikels der „Post" war der Journalist Konstantin Rößler, wie längst feststeht.

Digitized by Google

gesagt hatten, wirklich eine völlig mißverständliche Auffassung von Bismarcks Ansichten? Ist Bismarck, wie Professor Wahl meint, von seiner offiziösen Presse so schlecht bedient worden, daß von dem Artikel Rößlers „sofort ein erheblicher Teil einfach zurückgenommen werden mußte"? Mit anderen Worten: haben Rößler und der Verfasser des Artikels in der „Kölnischen Zeitung" ihre Angaben über Österreich und Italien sich lediglich aus den Fingern gesogen? Ich meine, vor einer solchen Auffassung hätte schon die oben angeführte Äußerung Fürst Hohenlohes vom 20. März bewahren müssen, nach der Bismarck eine österreichisch-italienisch-französische Allianz als nicht gefährlich erklärt hatte, da man Österreich mit 400 000 Soldaten entgegentreten könne. Aber hören wir nun, was Lucius unter dem 11. März — dem Tage, an dem, wie erinnerlich, die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" das Wort ergriffen hatte — aufgezeichnet hat.

„Der Artikel der ‚Post' (Ist der Krieg in Sicht?)", so schreibt der Minister, „war von Konstantin Rößler geschrieben, und zwar vom Auswärtigen Amt nicht inspiriert, aber gern gesehen. Bismarck, welchen ich am 11. April sah, meinte: ‚Es ist mir lieb, daß er in einem unabhängigen Blatt, nicht offiziösem, steht, und daß ich ihn nicht zu verantworten habe. Es ist ganz nützlich, wenn gelegentlich einmal ein recht helles Schlaglicht auf die verwirrte Situation geworfen wird. Von Krieg ist gar keine Rede.'"

„Nach Tisch kam die Rede wieder auf den ‚Post'-Artikel, welcher zwar ohne sein Zutun erschienen, doch geeignet sei, eine nützliche, friedliche Wirkung zu üben. Wenn man in Österreich die Ansicht gewinne, daß man auf diesem Wege in Frankreich kriegerische Gelüste begünstige, werde man sich besinnen und einlenken. Die österreichische Armee sei in einer sehr schlechten Verfassung und die französische auch noch an Offizieren und Unteroffizieren sehr schwach. Man könne den Krieg von 1866 in sechs Wochen wiederholen, nach Wien ziehen oder die Österreicher, welche jeden verrieten, nach der ersten gewonnenen Schlacht sich selbst zum Alliierten machen und dann links abschwenken gegen Frankreich."

Lucius verzeichnet zu diesem Gespräch: „Vielleicht vermutet man hier das Bestehen eines österreichisch-französisch-italienischen Bündnisses unter ultramontanen Auspizien eingeleitet oder schon abgeschlossen."[1])

Dieser letzte Satz scheint mir der Schlüssel zu sein zu dem Verhalten Bismarcks in den kritischen Tagen von Ende März bis zum 8. April.

Der deutsche Kanzler vermutet, daß in Venedig Abmachungen getroffen werden zu einer Einkreisung Deutschlands. Dem kann er unmöglich ruhig zusehen. Er läßt eine entschiedene Warnung an Österreich ergehen, es möge sich auf derartiges nicht einlassen, oder wenn schon die ersten Schritte getan sein sollten, sich die Folgen klar vor Augen stellen, und diese Folgen sind — der Krieg. Nicht ein Krieg, den Österreich nach Belieben herbeiführen oder unterlassen kann; nein, Deutschland wird zum Schwerte greifen, wenn

[1]) Lucius, S. 71/72.

Digitized by Google

die Koalition zustande gekommen sein sollte. Die Rüstungen von Frankreich aber, die bisher nur mit dem Pferdeausfuhrverbot, nach dem Zustandekommen der Armeeverstärkung fast gar nicht bekämpft worden waren, erscheinen *jetzt*, da die Koalition wie eine drohende Wetterwolke am politischen Himmel steht, in einem ganz anderen Lichte als bisher; sie sind geeignet, Österreich und Italien den Anschluß an Frankreich nahezulegen; umgekehrt muß natürlich die Revanchelust, die ja dort tatsächlich in Armeekreisen besteht, ganz außerordentlich wachsen, wenn Österreich und Italien Fühler nach Frankreich ausstrecken. Deshalb nunmehr die scharfe Stellungnahme gegen die französischen Rüstungen. Die Hauptrichtung aber, nach der die beiden ersten Kampfartikel zielen, geht, das muß nachdrücklich hervorgehoben werden, *nach Österreich*.

Wie ist nun die Berichtigung zu erklären, die der dritte Artikel, jener der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung" vom 11. April brachte? Sehr einfach so: Bismarck hat sich überzeugt, daß sein Verdacht eines Einvernehmens von Österreich und Italien im deutschfeindlichen Sinne nicht zutreffend war; folglich mußten die Hinweise hierauf, die Rößler mit Billigung oder besser gesagt auf Veranlassung Bismarcks gebracht hatte, aus der Welt geschafft werden. Man könnte sagen, Bismarck hat nicht so sehr Rößler, sondern sich selbst berichtigt.

Bismarck muß unmittelbar nach dem Erscheinen des Artikels der „Post" erfahren haben, daß seine Voraussetzungen über deutschfeindliche Abmachungen in Venedig nicht zutrafen. Schon am 9. April konnte die „Allgemeine Zeitung" darauf aufmerksam machen, das Programm für die Reise des deutschen Kronprinzen nach Italien, in dem ein Besuch bei dem italienischen Kronprinzenpaar vorgesehen sei, vertrage sich schlecht mit der Idee einer italienisch-österreichisch-französischen Liga. Die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" brachte am 10. April — also einen Tag vor dem dritten Kampfartikel — folgende Nachrichten: „Die Mehrzahl der österreichischen Blätter, wohl in Vertretung des überwiegenden Teiles der öffentlichen Meinung, weist mit ganzer Entschiedenheit auf die Unerschütterlichkeit des Bandes hin, das Österreich gleichzeitig in herzlichster Weise auch mit dem Deutschen Reiche verbindet. Die ‚Neue Freie Presse' bezeichnet die in der französischen Presse laut gewordenen gegenteiligen Äußerungen als die Ausgeburt einer krankhaften Phantasie. Von den Blättern, welche sich mit der Entrevue (von Venedig) beschäftigen, sei heute nur der uns keineswegs allzu freundliche ‚Standard' erwähnt, welcher erklärt, daß der Kaiser von Österreich und der König von Italien sich in Venedig *am allerletzten gegen Deutschland* (diese letzten Worte sind in der ‚Norddeutschen Allgemeinen Zeitung' gesperrt gedruckt) verschwören werden. Alberne Voraussetzungen dieser Art könnten nur in französischen Gehirnen Platz greifen, denn Italien habe nicht die geringste Veranlassung, sich gegen Deutschland feindselig zu stellen." Man sieht, dem offiziösen Artikel ist gut vorgearbeitet worden.

Digitized by Google

Auffallend ist, daß Wertheimer in seinem Werk „Graf Andrássy“ zwar der Krisis von 1875 ein ganzes Kapitel widmet, über die Angriffe auf Österreich-Ungarn aber mit nur wenigen Worten hinweggeht. Er berichtet, daß der Gesandte der Donaumonarchie, Graf Károlyi, mit Bismarck bald nach dem Erscheinen des Artikels der „Post“ eine Besprechung hatte, „um zu erfahren, ob Deutschland die Absicht habe, Frankreich anzugreifen.“[1]) Man darf wohl behaupten, daß hierbei oder schon früher die Begegnung in Venedig und die Haltung Österreichs zur Sprache gekommen sein wird. Ein gewisses Licht fällt auf die Angelegenheit durch einen Brief, den Bennigsen an 10. April an seine Frau schrieb; er erzählt, daß er an diesem Tage bei Bismarck eingeladen war; der Kanzler habe die Gräfin Károlyi, die Gemahlin des österreichischen Gesandten, zu Tisch geführt.[2]) Diese Einladung, die wohl schon am Tage vorher und natürlich auch an den Gatten der Gräfin erfolgt sein wird, wenn auch Bennigsen dessen Anwesenheit nicht erwähnt, dürfte beweisen, daß Bismarck *schon am 9. April* von seinem Verdachte gegen Österreich abgekommen ist. Für ihn hat die europäische Krisis nur ein paar Tage lang gedauert.

Wie ist es nun zu erklären, daß in dem dritten Artikel, jenem der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung“, nicht auch die gegen Frankreich wegen seiner Rüstungen erhobenen Anklagen abgeschwächt wurden? Nun, Bismarck konnte doch nicht ankündigen lassen: Jetzt, da ich sicher bin, daß in Venedig keine Verschwörung gegen Deutschland stattgefunden hat, sind mir die Rüstungen Frankreichs gleichgültig. Das Thema war einmal angeschnitten, es konnte, da ja die Verhältnisse in Frankreich während der wenigen Tage der Krisis keine Veränderung erfahren hatten, nicht plötzlich fallen gelassen werden. Zudem mochte es Bismarck mit Recht nur für vorteilhaft ansehen, wenn die französische Heeresverstärkungen nicht weiter fortgesetzt würden, wenn die Revanchelust einen Dämpfer erhielt. Es fügte sich das ganz von selbst in seine bisherige Politik ein, die, wie oben dargelegt, darauf abzielte, Frankreich nicht zu groß werden zu lassen, damit es nicht bündnisfähig werden könnte. Und ebenso paßte ein derartiges Verfahren in die damals für den Kanzler in erster Linie stehende Kulturkampfpolitik, da in Frankreich der Klerikalismus Oberwasser hatte.

Wie die Stimmung gegen Frankreich in den nächsten Bekanntenkreisen Bismarcks zu der Zeit war, als der Kanzler sich soeben von der loyalen Haltung Österreichs überzeugt hatte, davon gibt der Schluß des erwähnten Briefes Bennigsens vom 11. April ein Bild: „Mit den Kriegsgerüchten ist es zur Zeit noch nichts; die Franzosen rüsten aber derartig, daß es doch in den nächsten Jahren wieder zum Kriege kommen kann.“

Damit sind wir noch einmal beim 11. April angelangt. Wenn man die Erzählung von Lucius überprüft, so mag sich im ersten Augenblick der Gedanke aufdrängen, daß ein Widerspruch zwischen den Äußerungen Bismarcks *vor*

[1]) Wertheimer, II, S. 229.
[2]) Oncken, Bennigsen, II, S. 280.

Digitized by Google

und nach Tische bestehe. Zuerst sagt er: „Von Krieg ist gar keine Rede" — was mit dem Schlusse des Bennigsenschen Briefes übereinstimmt —, später kommt er, obwohl er das Bestehen einer feindseligen Haltung Österreichs als ausgeschlossen erachten muß und offiziös eine dementsprechende Erklärung schon tags vorher hatte abgehen lassen, dennoch auf die Aussichten eines zunächst gegen Österreich und dann gegen Frankreich zu führenden Krieges zu sprechen. Das ist wohl so zu erklären, daß diese Betrachtungen nur als ein Kommentar zu dem Artikel der „Post" aufzufassen sind — „nach Tische kam die Rede wieder auf den ‚Post'-Artikel" — schreibt Lucius, und daß die Zuhörer durch die vor Tisch gefallenen Versicherung: „Von Krieg ist gar keine Rede" und den Artikel der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung" ganz bestimmt wissen mußten, es könne sich eben nur um eine Erläuterung zu dem früher in der „Post" erörterten, jetzt aber als unzutreffend gekennzeichneten Bild der europäischen Lage handeln.

Hatte der Artikel der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung" vom 11. April zwar über die Beziehungen zwischen Deutschland einerseits, Österreich und Italien andererseits Beruhigung geschaffen, sein scharfer Ton gegen Frankreich mußte auffallen. Allein schon vier Tage darauf, am 15. April, wurde es für alle Welt deutlich, daß eine Kriegsgefahr nicht bestehe. Kaiser Wilhelm zerstreute alle umlaufenden Gerüchte, indem er dem französischen Militärattaché Polignac, den er auf einem Balle traf, erklärte: „Man hat uns entzweien wollen"; er sprach dann über einige Zeitungsartikel und schloß die kurze Unterredung mit den in nachdrücklichem Tone geäußerten Worten: „Nun ist alles erledigt, völlig erledigt." Auch zu dem österreichischen Militärbevollmächtigten hatte der Kaiser am Morgen dieses Tages gesagt, daß von einem Kriege zwischen Deutschland und Frankreich keine Rede mehr sein könne; der Zwischenfall sei abgeschlossen; Polignac erfuhr dies auf dem erwähnten Balle. Ähnlich hat sich Kaiser Wilhelm auch zu dem österreichischen Botschafter geäußert. An dem gleichen Tage, dem 15. April, hatte der deutsche Staatssekretär des Äußeren, Bülow, mit dem französischen Gesandten Gontaut eine Unterredung, in der er ebenfalls betonte, daß die Beziehungen zwischen Deutschland und Frankreich nichts zu wünschen übrigließen und mit den Worten schloß: „Mögen hundert Jahre Frieden zwischen unseren Ländern herrschen; das ist mein ganzer Wunsch!" Gontaut berichtete nun völlig beruhigt nach Hause.[1])

Nach diesen Äußerungen des Kaisers und Bülows mußte jeder Zweifel an der Friedfertigkeit Deutschlands ausgeschlossen sein. Daß eine europäische Krisis bestanden habe, mußte jetzt fraglich erscheinen; zum mindesten mußte auch von denen, die an sie geglaubt hatten, nunmehr zugegeben werden, daß jeder Konfliktstoff aus der Welt geschafft sei, von dem Fortbestehen einer Krisis also nicht die Rede sein könne. Für die französische Regierung kam als weiteres beruhigendes Moment hinzu, daß der Zar sich dem französischen Gesandten

[1]) Dreux, S. 85—87. — Plehn gibt irrtümlich für diese Vorgänge den 14. April an.

Digitized by Google

General Le Flô gegenüber für die friedliche Gesinnung der Regierung Kaiser Wilhelms verbürgt hatte.[1])

Den Präventivkrieg gegen Frankreich hat Bismarck niemals gewollt. Wäre es anders, er hätte mit den alarmierenden Artikeln nicht gewartet, bis ihm die Haltung Österreichs und Italiens bedrohlich erschien, er wäre alsbald nach der Bewilligung der französischen Heeresverstärkung in irgendeiner Form gegen Frankreich vorgegangen. Seine vielfachen Verwahrungen gegen die Unterstellungen, er habe Frankreich 1875 angreifen wollen, so in der Reichstagsrede vom 9. Februar 1876, in dem Brief an Kaiser Wilhelm vom 13. August 1875,[2]) in den „Gedanken und Erinnerungen",[3]) erhalten eine neue Stütze durch die Aufzeichnung von Lucius, wonach der Kanzler am 11. April 1875 erklärte: „Von Krieg ist gar keine Rede."

Daß die beiden Kampfartikel der deutschen offiziösen Presse in erster Linie nicht gegen Frankreich, sondern gegen Österreich gerichtet waren, ist — ebenso wie von der Forschung — auch von den Zeitgenossen nicht völlig klar erkannt worden; die Franzosen glaubten sich bedroht; dies und namentlich das französische Intrigenspiel, das nach der vollständigen Klärung der Lage am 15. April einsetzte und in der Aktion Gortschakows im Mai seinen Gipfelpunkt fand, haben die Blicke von dem Ausgangspunkt der ganzen Krisis abgewandt. Anders war lange Zeit die Auffassung in England. Lord Derby, der englische Staatssekretär des Äußeren, versicherte dem französischen Diplomaten Gavard, der für den verstorbenen französischen Botschafter die Geschäfte der Gesandtschaft in London führte, am 8. April, also kurz nach der Veröffentlichung des „Wiener Briefes" in der „Kölnischen Zeitung", daß man in Deutschland Besorgnis vor einer Koalition hege und eine solche vereiteln wolle.[4]) Nach dem Erscheinen des Krieg-in-Sicht-Artikels meinte der „Economist", der Schlag sei mehr gegen Österreich und Italien gerichtet als gegen Frankreich.[5])

Am 28. April hatte Gavard abermals eine Unterredung mit Lord Derby; auf die Frage, wie die deutschen „überstürzten" Rüstungen zu erklären seien, antwortete Derby: „Sie wissen, daß die Begegnung in Venedig große Mißstimmung in Berlin verursacht hat; die Gereiztheit des Fürsten Bismarck wurde sehr bemerkt ... Man glaubt, daß das Gewitter, das bald Frankreich, bald Belgien zu bedrohen scheint, über Österreich hereinbrechen wird. Nachdem dieses mit Gewalt aus Deutschland hinausgedrängt wurde, wirft man ihm jetzt vor, daß es seine Bundesgenossen und sein Aktionsfeld nicht mehr in Deutschland sucht." ... Zum Schlusse hat Derby bemerkt, daß Bismarck von der Besorgnis vor einer Koalition erfüllt zu sein scheine. Gavard berichtete über die Unterredung nach Paris, wobei er betonte, daß nach Ansicht des englischen Staats-

[1]) Staatsarchiv, Bd. 48, S. 66.
[2]) Gedanken und Erinnerungen II, S. 177/78.
[3]) Ebenda, II, S. 175/176 und 231.
[4]) Gavard, Un diplomate à Londres, S. 23.
[5]) Ebenda.

Digitized by Google

sekretärs weder Frankreich noch Belgien, sondern Österreich bedroht sei. Er machte hierbei die Bemerkung, daß in einem kurz vorher geschriebenen Artikel des „Spectator": „Deutschland und Österreich", dieselbe Meinung vertreten worden sei, die Derby ihm gegenüber ausgesprochen hatte: Besorgnis vor einer Koalition — so äußere sich das englische Blatt — sei für die deutsche Heeresverstärkung das Motiv; Bismarck fürchte Frankreich nicht, solange es keine Verbündete habe; er wolle sich (durch Eroberungen im Westen) kein zweites Polen schaffen. Die baltischen Provinzen könnten nur durch einen langen Krieg mit Rußland gewonnen werden, der ein russisch-französisches Bündnis hervorrufen würde. Bliebe Österreich, Bismarck könne mit einem kurzen Vormarsch seinem Reiche zehn Millionen Deutscher hinzufügen, die das freudig begrüßen würden. Deutschland könne sich von Hamburg bis Triest erstrecken, ehe die benachbarten Armeen im Felde zu erscheinen vermöchten, und mit dieser Vergrößerung brauche das Reich keine Koalition mehr zu fürchten.[1]) Auch am 30. April blieb Lord Derby Gavard gegenüber auf seiner Ansicht stehen, daß Österreich bedroht sei,[2]) und noch am 6. Mai erklärte er dem französischen Diplomaten, daß die ersten Schläge, wenn Bismarck den Krieg wolle, gegen Österreich gerichtet sein würden.[3])

Derbys Auffassung gründete sich auf die Berichte, die der englische Gesandte in Berlin, Lord Odo Russell,[4]) schickte. Bei diesem ist der Gedanke, Bismarck wolle Österreich angreifen, zu einer Art von fixer Idee geworden. Schon am 20. Februar 1874, also zu einer Zeit, die mehr als ein Jahr vor den Presseangriffen auf Österreich lag, schrieb er in einem eingehenden Gedankenaustausch mit Lord Lyons, dem englischen Botschafter in Paris, Bismarck wolle die deutschen Kleinstaaten beseitigen und die deutschen Provinzen Österreichs annektieren; er werde einen weiteren Krieg entfesseln, aber nicht gegen Frankreich, sondern gegen Österreich.[5]) Nach dem Alarmruf der „Post" glaubte Russell

[1]) Gavard, S. 238—240.

[2]) Ebenda, S. 241.

[3]) Ebenda, S. 241—244.

[4]) In Anmerkung 1 zu S. 46 seines Buches „Vom Bismarck der 70er Jahre" sagt Professor Wahl über den englischen Botschafter: „In zahlreichen diplomatischen Aktenstücken und von allen nichtenglischen Historikern immer irrtümlich ‚Lord' Odo Russell genannt." Bismarck, der über die Titelfrage der bei Deutschland beglaubigten Diplomaten gewiß zutreffend unterrichtet war, schreibt in dem Briefe an den Kaiser vom 13. August 1875: „Lord" Odo Russell (Gedanken und Erinnerungen II, S. 178). Lord Newton nennt diesen, als er von seiner Tätigkeit im Jahre 1873 spricht, „Lord", und sagt in einer Fußnote: Formerly Mr. Odo Russell (S. 307). Auch Lord Fitzmaurice gebraucht in seiner Biographie Granvilles die Bezeichnung „Lord", z. B. II, S. 73; ebenso Egerton in seiner Kolonialgeschichte (S. 314). Nach der „Deutschen Revue" vom Jahre 1888, S. 59, hat Russell den Titel „Lord" im Jahre 1871 erhalten. Die „National Biography" enthält zwar hierüber nichts; Lord Amphthill ist er nach deren Angabe 1881 geworden, aber es dürfte nach all dem Angeführten feststehen, daß Professor Wahl mit seiner Bemängelung der „nichtenglischen Historiker" im Unrecht ist.

[5]) Newton, S. 317.

Digitized by Google

zwar, daß es dem deutschen Kanzler mit der Kriegsdrohung nicht Ernst sei, aber in späteren Berichten — vermutlich kennen wir nicht alle — kommt er immer wieder auf seine alte Auffassung zurück; so schreibt er am 6. Mai an Lord Derby, Österreich sei ein Hindernis auf dem Wege der Entwicklung Deutschlands geworden, das Bismarck zu beseitigen suchen werde,[1]) und am 8. Mai meint er abermals, Bismarck wolle die kleineren deutschen Staaten „mediatisieren" und Österreich schwächen, um ein Bündnis mit diesem Staate für Rußland, Frankreich und Italien wertlos zu machen.[2]) Am 15. Mai berichtet er, der Zar — der mit Gortschakow in Berlin gewesen war, bei welcher Gelegenheit der russische Kanzler sich bekanntlich als Friedensstifter aufspielte, obwohl selbst nach Ansicht des Bismarckhassers Geffcken dort nichts Derartiges zu tun war[3]) — habe ihn um eine offene Äußerung ersucht, ob Bismarck Anschläge gegen Österreich im Schilde führe. „Ich sagte ihm," so schreibt Lord Odo an Lord Derby, „welche Wünsche die Nationalpartei hege" — welche Partei damit gemeint ist, ist gänzlich unverständlich — „und was sie von ihrem Führer Bismarck erwarte, und daß ich glaube, er betrachte eine Schwächung Österreichs als eine Stärkung Deutschlands. Der Zar dankte mir und sagte, obwohl ihm von vielen Seiten dahin lautende Verdachtsgründe zugegangen seien, so könne er doch nicht an eine derartig große Perfidie glauben."[4])

Es ist schwer zu verstehen, wie es kam, daß die englischen Diplomaten so lange an ihrer Auffassung festhielten. Glaubten sie nicht an die Versicherung der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung" vom 11. April, daß die Beziehungen Deutschlands zur Donaumonarchie durchaus freundschaftlich seien, so war es doch wirklich nicht schwer, sich hierüber Klarheit zu verschaffen. Am 6. Mai sagte Lord Derby zu Gavard, er habe mit dem deutschen Botschafter, Graf Münster, „über die Alarmrufe gesprochen, die man in Deutschland wegen der Rüstungen Frankreichs künstlich erzeuge".[5]) Nun, wenn der Lord, wie erwähnt, in eben dieser Unterredung Gavard versicherte, die ersten Schläge bei einem Kriege würden gegen Österreich gerichtet sein, warum hat er dann nicht den deutschen Botschafter gefragt: Wie stehen Sie mit Österreich? Warum hat er nicht Lord Odo Russell beauftragt, sich bei seinem österreichischen Kollegen in Berlin, Graf Károlyi, über diese Frage Aufschluß zu erholen? Er hätte sicher eine völlig befriedigende Antwort erhalten. Auch Gavard ist es aufgefallen, daß Lord Derby mit dem österreichischen Botschafter in London, Graf Beust, zwar über die französischen Befürchtungen, mit keinem Worte aber über die Gefahr gesprochen hat, der nach seiner Ansicht Österreich ausgesetzt war.

Wenn man so sieht, daß die englische Diplomatie steifnackig an einer einmal gewonnenen Ansicht festhält, ohne zu bedenken, daß in der Politik wie im

[1]) Newton, S. 335.
[2]) Ebenda, S. 336.
[3]) Morier, II, S. 252.
[4]) Newton, S. 339.
[5]) Gavard, S. 244.

Digitized by Google

Kriege die Lage von heute auf morgen wechseln kann, so ist deswegen noch nicht erwiesen, daß sie von vornherein auf einer falschen Fährte war. Sie sah, wie ich glaube, den Anfang der ganzen „scare" richtig, ihre Auffassung deckt sich mit dem, was wir durch den Fürsten Hohenlohe und den Minister Lucius wissen. Und insofern kann sie, indes nur, wie ich ausdrücklich betone, für das erste Stadium der Dinge, also für deren Ablauf bis zum 11. April, als Stütze für meine in diesem Aufsatz niedergelegte Anschauung herangezogen werden.

Ich fasse zusammen. Bismarck glaubt, die Bildung einer Koalition gegen Deutschland verhindern zu müssen. Seine Nerven waren damals unter der ungeheuren Last des Kulturkampfes überreizt;[1]) er unterlag dem „cauchemar des coalitions", einer Vorstellung, die ihn zuweilen überkam in der Sorge um das von ihm geschaffene Reich, wie er später dem Grafen Schuwalow sagte.[2]) Wäre sein Argwohn Wirklichkeit geworden, dann wäre er nicht der Mann gewesen, ruhig zuzuwarten, bis die Maschen des Einkreisungsnetzes geschlossen waren; er hätte losgeschlagen wie Friedrich der Große im Jahre 1756. Jedoch die Kampfartikel vom 31. März und 8. April haben ihre Schuldigkeit getan; „die verwirrte Situation", wie der Kanzler zu Lucius sagte, ist geklärt. Österreich und Italien wird am 11. April sozusagen ihr Wohlverhalten bescheinigt, zu einem Kriege fehlt jede Veranlassung. Denn Frankreich allein ist nicht bedrohlich. Da es aber rüstet und mit dem Revanchegedanken spielt, so wird es im Interesse des Friedens zum Maßhalten in seinen Rüstungen ermahnt. Daß auf deutscher Seite jede feindliche Absicht gegen Frankreich fehlt, beweisen die Äußerungen Kaiser Wilhelms und Bülows vom 15. April.

(Schluß folgt)

Richard Wagner und Fürst Hohenlohe-Schillingsfürst

Von

Dr. S. Haussmann

Der erste Aufenthalt Richard Wagners in München (vom 4. Mai 1864 bis zum 10. Dezember 1865), der in dem Leben des großen Meisters eine so überaus wichtige Bedeutung hatte, hat immer noch keinen völlig erschöpfenden, völlig unparteiischen Historiker gefunden. Namentlich ist bis zum heutigen Tage eine alte Streitfrage noch nicht gelöst: Hat sich der Komponist in seinem persönlichen Verkehr mit seinem königlichen Gönner und Freunde tatsächlich auf das rein künstlerische Element beschränkt, hat er tatsächlich keinerlei politischen Einfluß geltend gemacht, wie er selbst mehr als einmal feierlich erklärt hat? Die Regierung ihrerseits hat einmal, im Februar 1865, in ihrer offiziösen

[1]) Berichte des Grafen Károlyi vom 6. und 20. Februar 1875. Wertheimer, II, S. 221.
[2]) Gedanken und Erinnerungen, II, S. 224.

Digitized by Google

„Bayerischen Zeitung“ nur eine etwas gewundene Erklärung abgegeben: „Unseres Wissens, und wir glauben, gut unterrichtet zu sein, ist der Einfluß, den man dem berühmten Komponisten in einem so ungewöhnlichen Grade zuschreibt, ein sehr begrenzter, und zwar ein rein idealer, der lediglich in dem Effekte besteht, den dessen Kompositionen durch ihren poetischen Reiz auf eine ideal angelegte Natur üben, ohne dieses eng begrenzte Gebiet zu überschreiten. Möge man nicht von einem Einflusse reden, der tatsächlich nicht besteht und nicht bestanden hat.“ Hier wird nur erklärt, daß der Komponist einen politischen Einfluß nicht besitze und nicht besessen habe; es wird dagegen nicht erklärt, daß der Komponist auch niemals versucht habe, einen solchen politischen Einfluß auszuüben. Ich habe noch oft und viel mit einem nahen Freunde Richard Wagners, mit dem Maler und Kunstschriftsteller Friedrich Pecht in München, verkehrt, der mir öfter erzählte, daß Wagner durch die gegen ihn gerichteten Angriffe allerdings oft genug gezwungen worden sei, auch kräftig in rein politische Verhältnisse einzugreifen. Und der vor nicht langer Zeit als Neunzigjähriger gestorbene Münchener Professor Hyazint Holland hat mir auf Grund persönlicher Erinnerungen wiederholt versichert, daß Wagner sogar sehr viel Politik getrieben habe. Wie reimt sich das zusammen? Die Lösung dieses scheinbaren Rätsels ist sehr einfach: mir ist sie namentlich durch das Verhältnis Richard Wagners zu dem Fürsten Chlodwig von Hohenlohe-Schillingsfürst gegeben worden.

Während des ersten Aufenthalts von Richard Wagner in München ist Fürst Hohenlohe niemals persönlich mit ihm zusammengetroffen. Der Fürst, den ich als Statthalter in Elsaß-Lothringen zu Straßburg kennen lernte, hat mir einmal im Laufe der Unterhaltung erzählt, er hätte damals mehrfach Gelegenheit gehabt, mit dem großen Komponisten bekannt zu werden; er habe auch jederzeit den hervorragenden Künstler in ihm geschätzt, was er aber von zuverlässiger Seite über dessen Lebensgewohnheiten erfuhr, das habe so abstoßend auf ihn gewirkt, daß er grundsätzlich jeder persönlichen Begegnung aus dem Wege gegangen sei. Als dann Wagner am 10. Dezember 1865 aus München entfernt war, hat Hohenlohe einmal, wahrscheinlich am 11. April 1866, da er an einem Diner bei dem Könige teilnahm, sich dahin ausgesprochen, daß er die Entfernung Wagners eigentlich für recht unnötig halten müsse. Das wurde in den politischen Kreisen Münchens alsbald bekannt, in denen damals die persönlichen Beziehungen Wagners zum König immer als Faktor der politischen Berechnungen verwertet wurden. Anfang Juni erzählte man sich allgemein, die Fortschrittspartei habe sich mit Fürst Hohenlohe verständigt und wolle ihn zum Ministerkandidaten machen, mit dem Programm der sofortigen Rückberufung Wagners (vgl. dazu die „Denkwürdigkeiten des Fürsten Chlodwig von Hohenlohe-Schillingsfürst „unter dem 7. Juni 1866). Unter dem 5. Juli 1866 erzählt dann Hohenlohe in seinen eben erwähnten „Denkwürdigkeiten“, jemand, der nicht ohne Einfluß sei, habe die Idee gehabt, ihn, den Fürsten, als Kultusminister vorzuschlagen und habe in dieser Hinsicht

Digitized by Google

bei ihm anfragen lassen: „Ich habe aber gedankt, da ich erstens jetzt nicht Minister werden will, zweitens nicht mit diesen Kollegen und drittens nicht Kultusminister, wo ich mich vor Intrigen aller Art nicht hätte retten können. Das Kultusministerium hat noch dazu die Musikanstalten unter sich, wo ich dann noch das Vergnügen hätte, mit Richard Wagner und seinen Freunden in Konflikt zu kommen. Ich wäre wie verraten und verkauft."

Am 3. November 1866 verhandelte dann Oberst-Stallmeister Graf Holnstein in direktem Auftrage des Königs mit Fürst Hohenlohe wegen Übernahme des Ministeriums: Hohenlohe solle Minister des Äußern und Ministerpräsident, gleichzeitig auch Kronoberstkämmerer des Königs werden. Aus den Äußerungen Holnsteins entnahm Hohenlohe, daß der Wunsch des Königs, ihn zum Minister zu machen, auf seiner Passion für Wagner beruhe. Der König erinnerte sich, daß Hohenlohe einmal die Entfernung Wagners als etwas Unnötiges bezeichnet hatte, und hoffte, daß ihm Hohenlohe als Minister die Rückkehr Wagners ermöglichen würde. „Ein Wagner-Ministerium zu bilden," bemerkt Hohenlohe in seinen Denkwürdigkeiten unter dem 3. November 1866, „dazu habe ich aber keine Lust, wenn ich auch die Rückkehr Wagners später für kein besonderes Unglück halte." Am 22. Dezember desselben Jahres verhandelte noch der Kabinettssekretär Lutz mit dem Fürsten endgültig wegen Übernahme des Ministeriums; er gab dem Fürsten den Rat, in seinem Schreiben an den König wegen Wagners nichts zu erwähnen, dessen Rückkehr vor dem Frühjahr nicht in Frage kommen werde. Man sieht hieraus, daß die Frage der Rückkehr Wagners nach München sich wie ein roter Faden durch die ganze Entwicklung der Ministerkandidatur Hohenlohes hindurchzieht, und es ist daher sehr begreiflich, wenn mir der Fürst in der erwähnten Unterredung in Straßburg dem Sinne nach folgendes gesagt hat: „Mit einem Haar hätte mir Herr Wagner, ohne daß wir uns persönlich kannten, mein ganzes Ministerium in Bayern vereitelt. Bei allen Verhandlungen ward immer sein Name an erster Stelle genannt, und es hatte ganz den Anschein, daß ich eigentlich einzig und allein zu dem Zwecke berufen werden solle, dem großen Komponisten wieder ein behagliches Dasein in München zu bereiten. In gegnerischen Kreisen, in den Reihen der ultramontanen Partei, wurde schon ziemlich allgemein spöttisch davon gesprochen, daß ich Minister von Wagners Gnaden werden solle." Es ist daher sehr wohl zu verstehen, daß Hohenlohe unter diesen Umständen eigentlich sehr wenig Lust hatte, das bayerische Ministerium zu übernehmen; nur das immer weitere Entgegenkommen des Königs und die dringenden Zureden seiner politischen Freunde, wobei namentlich der immer noch viel zu wenig gewürdigte Ministerialrat v. Völderndorff eine besondere Rolle gespielt zu haben scheint, vermochten endlich den Fürsten dazu zu bestimmen, dem Staate das Opfer zu bringen, das die Übernahme des Ministeriums unter den gegebenen Verhältnissen darstellte; Hohenlohe hatte sich überzeugen lassen, daß die Reformen in seinem Sinne, die Annäherung an

Digitized by Google

Preußen und die rasche Ausbildung der bayerischen Truppen nach preußischem Muster eine Lebensfrage für Bayern bildeten.

Nicht lange nachdem Hohenlohe das Ministerium übernommen hatte, am 17. Januar 1867, richtete Richard Wagner aus Luzern einen längeren Brief an einen Münchener Bekannten, an den praktischen Arzt Dr. Schanzenbach, der in der Residenz eine hochangesehene gesellschaftliche Stellung einnahm und sich namentlich der Kundschaft der gesamten vornehmen Welt erfreute. Schanzenbach war auch der Vertrauensarzt von Fürst Hohenlohe. Bezeichnend dafür ist, was der Fürst in seinen „Denkwürdigkeiten" unter dem 11. Oktober 1866 von Schanzenbach erzählt: Er habe Schanzenbach rufen lassen, um Philipp Ernsts (seines ältesten Sohnes) Knie zu untersuchen; „Schanzenbach ging gleich auf die Politik über, hatte eine Atmosphäre von staatsmännischer Wichtigkeit um sich. Er sei jetzt vierzehn Tage fast jeden Abend mit dem König bei Prinz Paul Taxis, dem Ordonnanzoffizier des Königs, zusammengekommen. Alle Mißgriffe und Unterlassungen des Königs wurden durch das Kabinett veranlaßt. Pfistermeister und Lutz (die beiden Kabinettssekretäre des Königs) haben den König absichtlich isoliert, um ungestört ihr Protektionswesen treiben zu können, in Gemeinschaft mit von der Pfordten und Bomhard. Der König wußte von dem Trauergottesdienste für die Armee nichts. Pfistermeister hat den König abgehalten, der Beerdigung des Generals Zoller beizuwohnen, die Spitäler zu besuchen usw. Es scheint, daß Schanzenbach mit dazu beigetragen hat, dem König die Augen zu öffnen. Dann hat der König den früheren Minister Neumayr (ehemals Gesandter in Stuttgart und Minister des Innern) konsultiert und kam zu dem Entschluß, das Kabinett zu ändern und Tauffkirchen und Feilitzsch zu berufen. Die Verhandlungen schweben noch. Von der Pfordten wird gehen müssen, und der König will mich an seiner Stelle haben." Der Brief Richard Wagners an Dr. Schanzenbach vom 17. Januar 1867, dessen Original sich im Besitze der Frau Eugenie Knorr in München befindet, ist für seine Beziehungen zum Fürsten Hohenlohe wie überhaupt für die Frage sehr wichtig, ob und wie sich Wagner zu den politischen Angelegenheiten gestellt hat, weshalb ich den Brief hier wörtlich wiedergebe.

„Geehrter Herr!

Die Versicherungen ernstlichster und angelegentlicher Teilnahme für mich, welche Ihr letztes, höchst dankenswertes Schreiben enthält, verpflichten mich Ihnen von neuem und veranlassen mich um so mehr zu einigen weiteren Mitteilungen, als ich zu erkennen glaube, daß bei Ihrem warmen Gefühl für den König und sein Land und bei der günstigen Stellung, in der Sie sich jetzt zu einem höchst einflußreichen bayerischen Staatsmann[1]) befinden, diese Mitteilungen, indem ich sie Ihnen mache, mich von einer Last befreien, die ich bisher durch mein Schweigen mir auferlegen mußte, weil ich niemand ersah,

[1]) Fürst Hohenlohe.

Digitized by Google

dem ich, ohne meinen erhabenen Freund selbst zu berühren, über das, was mich bedrückte, mich mitteilen konnte.

Sie werden bereits erfahren haben, daß auf meine herzliche Vorstellung deshalb Seine Majestät darein willigt, daß ich Ihn erst nach dem Schluß der Kammersession — etwa Ende März — besuche: dem gleichzeitig neu bekräftigten Wunsche meines Gönners, das gegen meinen Willen mir aufbewahrte Grundstück in München dann wieder zu beziehen, um dauernd daselbst mich niederzulassen, werde ich nicht entsprechen, und deshalb mich nun schriftlich über die Gründe hierzu erklären müssen, da der viel geeignetere mündliche Verkehr hierüber dem Fürsten von Hohenlohe Verlegenheiten bereiten könnte. Ich werde mich bemühen, meine Weigerung, dem königlichen Wunsche zu willfahren, so zu motivieren, daß daraus dem Fürsten Hohenlohe nicht der mindeste Schatten entsteht, welcher in das so höchst nötige Vertrauen des Königs zu seinem ersten Minister fallen könnte. Ich werde zugleich meinem erhabenen Freunde genau zeigen, wie Er sich volle Beruhigung und Befriedigung in betreff der von Ihm so feurig und leidenschaftlich ausdauernd gehegten Wünsche für das Gedeihen künstlerischer Schöpfungen und Leistungen zu verschaffen habe, deren Bedeutung von Ihm ebenso kräftig und innig erkannt ist, als sie von Seinen seitherigen Beamten, sowie von den bisher in München bestellten Kunstpflegern verkannt und gelegentlich verhöhnt wird. — Die in bezug hierauf zu treffende Übereinkunft wird zugleich dazu dienen, mir einige nötige Ruhe und genügende Befriedigung zu geben, so daß mein Verhältnis zu dem Könige von Bayern einen für keinen Minister der Welt anstößigen und selbst die pöbelhaft verhetzte öffentliche Meinung wohl beschwichtigenden Anschein gewinnen soll. Und daß es eben nur diesen Anschein gewinne, kann mir, der ich durch jenes außerordentliche Verhältnis in einen Kreis von Beunruhigungen und Agitationen gezogen worden bin, denen ich durch jede Vorkehrung auf das angelegentlichste auswich, und der ich dadurch auf eine Weise gepeinigt worden bin, daß ich die gemeinste bürgerliche Not dem vorzuziehen gesonnen bin, nur erwünscht sein und einzig erstrebenswert dünken. — Dies was mich betrifft.

Anders aber erkenne ich die Aufgabe des Mannes, der sich berufen, sowie der Eigenschaften und des Willens mächtig fühlt, dem bayerischen Staat zu der ihm schmählich verloren gegangenen Würde zu verhelfen. Diesem muß es ersichtlich sein, daß die seit anderthalb Jahren gegen mein Verhältnis zum König von Bayern gerichteten Agitationen, Motive und Tatsachen in sich schließen, welche ihm nicht nur nicht zu ignorieren, am allerwenigsten zu sekretieren, sondern im Gegenteil auf das kräftigste an das Licht zu bringen und der strengsten Ahndung der Gerechtigkeit zuzuweisen seien. Oder glaubt der Fürst von Hohenlohe, daß in Bayern ein kräftigendes und heilsames Staatsregiment herzustellen sein wird, wenn die dem Königlichen Ansehen und der monarchischen Würde jahrelang zugefügten schamlosen Verunglimpfungen und Preisgebungen nicht in der Art gerächt würden, daß vor allem die Königliche Würde fest und

Digitized by Google

ehrfurchtgebietend als einziges und letztes Palladium des so sehr bedrohten bayerischen Staates anerkannt sei?

Ganz unzweifelhaft ist der Fürst von Hohenlohe nicht dieser Meinung, und es würde mir gewiß sehr übel stehen, wollte ich gerade Ihn erst darauf hinzuweisen mich genötigt dünken, wie der bayerische Staat nur durch seine Dynastie, diese Dynastie nur aber durch die unantastbare, ehrfurchtgebietende persönliche Würde des Trägers der Krone erhalten bleiben kann. Allein, er könnte der Meinung sein, daß gerade Sein Verhältnis zu mir die Würde des Königs nachteilig berührt habe; wenigstens daß dieses Verhältnis zur Verunglimpfung des Königlichen Ansehens Veranlassung gegeben habe, und deshalb es rätlich sei, gerade die Bedeutung dieses Verhältnisses zu sekretieren. Es würde diese Ansicht dann leider nur eine Befangenheit voraussetzen, die dem Gegner jeden Augenblick wieder Macht über die Bemühungen des Fürsten nach anderen Seiten hin geben würde, und deshalb erachte ich es für notwendig, daß Seine Durchlaucht hierin ebenso klar sehe, als es nötig ist, daß er offen und ohne Scheu handle. Wenn gleich ich nun annehmen darf, daß der wahre Sachverhalt beim Verlauf jener Agitationen und die wirklichen Motive derselben keinem aufmerksamen Beobachter unklar geblieben sind, und jeder Hellsehende deutlich erkannt hat, daß es hierbei unmittelbar auf die Demütigung, endlich die Beseitigung des Königs abgesehen war, und mein Verhältnis zu ihm nur aus dem Grunde zum Vorwand dieser Agitationen verwendet wurde, weil es am leichtesten war, über einen so schwierig zu beurteilenden Menschen, als welcher ich namentlich auch der herrschenden geistlosesten bureaukratischen Kaste erscheinen muß, nach jeder Seite hin die öffentliche Meinung zu verwirren: so bitte ich Sie doch, dem Fürsten von Hohenlohe, da Ihnen dies ohne Aufsehen zu erregen möglich ist, auf vertraulichem Wege zu seiner Orientierung mitzuteilen, was ich nach innerstem Antriebe demjenigen mitzuteilen mich gehalten fühle, von dem ich Heilung für die angerichteten namenlosen Beschädigungen der Königlichen Würde erwarte. Hierbei übergehe ich, weil sie jedem Wohlwollenden und Klarblickenden von selbst offen liegen muß, eine allgemeine Charakterisierung meiner Beziehungen zum Könige von Bayern zu geben, und begnüge mich, um die Lage zu bezeichnen, in welche mein Königlicher Gönner durch seine bisherige Umgebung und Beamtung gebracht wurde, mit der Wiedergabe folgender erlebter Vorgänge. Bei meinem Besuche in Hohenschwangau im November 1865 eröffnete mir der Kabinettssekretär Lutz die Tendenzen der damaligen Königlichen Regierung (in der unverhohlenen Absicht, meine Mitwirkung dazu zu erlangen) dahin, daß, da man sich auf Österreich nicht verlassen könne und noch weniger mit einem deutschen Parlament zu tun haben wolle, eine Übereinkunft mit Bismarck und der neuen preußischen Tendenz im Gange sei, vermöge deren man zugleich beabsichtige, die bayerische Verfassung auf ihre Gestalt von vor 1848 zurückzuführen; da es sich hierbei um die Wiederherstellung der vollen Königlichen Macht handelte, werde ich — so meinte Herr Lutz — als besonderer Freund des Königs gewiß hierin gern

Digitized by Google

mit der aktuellen Regierung gehen. Ich bemerkte hiergegen einzig, daß diese Eröffnungen gänzlich zwecklos seien, da ich nichts mit der Politik zu tun hätte und namentlich auf die Interessen des bayerischen Staates mich nicht verstünde; gewiß würde es mir aber wünschenswert erscheinen, wenn dem König mit der Zeit wenigstens so viel Macht zugesprochen würde, um die Gehalte seiner armen Hoforchestermusiker nur auf ein schickliches Maß verbessern zu können. Da ich hier gegen Schwierigkeiten der allerernstlichsten Art vorfand, konnte ich dem König nicht anders raten, als sich nach einem besonderen Sekretär für die Ausführung seiner Verordnungen in Kunstangelegenheiten umzusehen. Es kam hierbei ein, mir persönlich durchaus unbekannter, Ministerialsekretär Riedel in Vorschlag. Über diese meine vermeintliche Einmischung in den Bestand des Königlichen Kabinetts geriet man nun in die wütende Bestürzung, welche sich sofort in den bekannten Agitationen des Volksboten offenbarte, in denen der König, wie Sie wissen, ungescheut dem Gespött und der Lächerlichkeit zugleich mit preisgegeben ward. Ich ersah gegen diese in keinem Staate und in keiner Geschichte mir noch vorgekommene, geradeswegs unglaubliche Unverschämtheit keine andere Rettung, als dem König sofort eine gänzliche Erneuerung seines Kabinettsekretariates anzuraten: da ich keinen Menschen kannte, den ich ihm vorschlagen konnte, auch ersah, daß der junge Monarch gänzlich ohne die nötige Personenkenntnis war, geriet ich darauf, ihm den Versuch gerade mit demselben Neumayr anzuempfehlen, welchen jene Herren ebenso angelegentlich aus dem Königlichen Vertrauen zu entfernen gesucht hatten; worauf mir jedoch der König erwiderte, daß dieser Neumayr ihn beleidigt habe, und seine Berufung unmöglich sei. Hiermit schwieg ich: es erfolgte, was Sie wissen. Sie kennen ebenso die Agitationen, welche dem Besuche des Königs in Luzern im vorigen Mai folgten: nur um das Wohl meines erhabenen Freundes besorgt, riet ich ihm, bei der vorwaltenden Krisis, sich die Voten der tagenden bayerischen Kammern für sein Verhalten zur Richtschnur zu nehmen. Ich erfuhr, daß die Kammern durch Vorspiegelung einer mit „150 000 Mann echelonierten Armee" von Herrn von der Pfordten sich zu akklamierenden Voten für denselben hatten bestimmen lassen, und mußte zusehen, wie der junge Monarch diesem Menschen, dessen bismarckische Tendenz mir durch Lutz ein halbes Jahr zuvor enthüllt worden war, und der nun aus seiner Feigheit und Unfähigkeit Bayern in einen Krieg verwickelte, der dem Lande 60 Millionen und Land- und Ehrenverlust bringen sollte, ein überströmendes Lobschreiben zustellte, weil — er eben von allen Seiten verraten und betrogen war. Ich schwieg — aber ich litt mehr als irgendein bayerischer Untertan leiden konnte. Da teilt mir — nach dem Frieden — der König durch den Telegraphen — durch den Telegraphen! — seinen Entschluß mit, die Krone niederzulegen und — zu mir zu kommen! So weit hatten also diese Elenden den einzigen deutschen Monarchen gebracht, auf den jeder, der ihn näher kennt, noch die letzte Hoffnung für Deutschland begründen muß!! — Ich erklärte ihm, daß ich gänzlich vor ihm verschwinden würde, wenn er seinen Entschluß ausführte: in meiner Verzweiflung gab ich ihm

Digitized by Google

dagegen den einzigen Rat, sofort dem Fürsten von Hohenlohe sich anzuvertrauen, ihm seine Lage zu entdecken und seinen Rat über dieselbe sowie über die Angelegenheiten des Landes einzuholen. — Dem Könige war dieser Rat nicht recht: die Hauptkunst derjenigen, die ihn bisher zu beherrschen suchten, war gewesen, ihn nicht gegen Ideen und Prinzipien einzunehmen, denn dazu waren sie zu geistlos und ungebildet, sondern gegen diejenigen Personen, die ihrer Macht irgendwie gefährlich dünkten. Ich bestand auf nichts, erklärte selbst auch den Fürsten in keiner Weise zu kennen, sondern seinen Namen nur genannt zu haben, weil er eben mir auch, und zwar in guter Bedeutung, genannt worden war. Doch verwies ich von neuem darauf, daß dem jungen Monarchen vor allem ein unabhängiger Mann, der wirklich eine Meinung und einen Willen habe, nottue, und daß ein solcher Mann, wenn nicht irgendwo ein intelligentes und moralisches Genie auftauche, mit einiger Sicherheit nur in den Reihen der echten und wirklichen Aristokratie, in hoher persönlich mächtiger Stellung anzutreffen sein könnte; was aber dem durch das bureaukratische Regime so tief gesunkenen Bayern jetzt unerläßlich sei, wäre eben ein solcher Staatsmann, der, wenn er Rücksichten nach außen zu nehmen habe, zu gleicher Zeit auch von außen Rücksichten auf sich in Anspruch nähme. Hierauf schwieg der König. Ich sah dem immer größeren Verfall der politischen Lage Bayerns und der Königlichen Würde zu; der Schmerz überwältigte mich: ich konnte es nicht mehr ertragen, geflissentlich oder ungeflissentlich in der Neigung des Königs zu mir und meiner Kunst von der öffentlichen Meinung Europas den Grund der Schwäche seiner Regierung bezeichnet zu ersehen, und erklärte meinem Freunde nun, daß ich für immer von ihm scheiden, jeder seiner Wohltaten entsagen und gänzlich vor ihm verschwinden müßte, wenn er sich nicht zu Entschlüssen aufraffe, die seinem Lande zum Heil gereichten. Sie kennen den Erfolg hiervon. Der Fürst Hohenlohe steht jetzt da: in seine Hände ist das Wohl Bayerns gelegt. Wenn nun der verdrängte Feind mich als die Ursache dieser Veränderung bezeichnet, so frage ich den Fürsten Hohenlohe, ob er Grund hat, sich meines Einflusses auf das Gemüt des Königs zu schämen, und ob es nicht vielmehr an ihm, dem Fürsten, sei, frei zu bekennen, daß ich mir ein Verdienst um das Land Bayern erworben habe?

Doch, so ist es nicht gemeint, daß ich Dank, Anerkennung, ja nur öffentliche Beachtung für meine Dienste verlange. Ich pflege mit Absicht meine größte Abgeschlossenheit, um auch nie nur in die leiseste Versuchung zu geraten, über meinen Anteil an der Wendung der Dinge in Bayern mich in irgendwelcher Weise zu erkennen zu geben. Daher habe ich selbst auch Ihnen diese Bekenntnisse nur gemacht, nachdem ich erkannt, daß Sie Ihrer Gesinnung nach ein gleiches Interesse mit mir haben, nichts davon in die Öffentlichkeit gelangen zu lassen: nur das mögen Sie begreifen, daß es mir daran liegt, den Fürsten von Hohenlohe genau davon unterrichtet zu wissen. Meine Absicht bei diesem Wunsche ist, ihm dadurch die nötige Kraft zu geben, deren er bedarf, um den nichtswürdigen Machinationen der Feinde des geliebtesten Königs die Stirn zu bieten; und ich

Digitized by Google

glaube, daß ihm diese Kraft nicht aus einer ängstlichen Verhehlung meines Verhältnisses zum Könige erwächst, sondern ganz entschieden nur dadurch, daß er am rechten Ort und bei rechter Gelegenheit den Elenden zeigt, wie die Sachen stehen. Vor allem aber wünsche ich eines: daß der Fürst dem Könige Ruhe verschafft und das entwürdigte Ansehen des Monarchen stark aufrichtet. Als eine fortbestehende Schmach für den König betrachte ich aber, daß die entlassenen Verräter noch jetzt mit allen Zeichen und Merkmalen der Königlichen Gnade obenauf stehen, statt mit den Zeichen, die ihnen gebühren, gebrandmarkt, dahin geschickt zu werden, wohin sie gehören. Ich frage, woher soll das Volk seine Meinung, sein Urteil nehmen, wenn statt Strafe für Verbrechen die höchsten Belohnungen erfolgen? Wenn dagegen den verräterisch gepflegten Vorurteilen fortgesetzte Nahrung dadurch gegeben wird, daß man die Wahrheit der Verhältnisse verschweigt oder unerörtert läßt? Ich erwähne einen Fall: Noch hat der König nicht wagen dürfen, einem großen, hochverdienten Künstler, einem untadelhaften Ehrenmann und echten Edelmann, Herrn Hans v. Bülow, den geringsten Orden als Auszeichnung zuzustellen, während mit den höchsten Orden in einer alles verletzenden Prodigalität verfahren wird, und einem Menschen, dem nach meiner wohlbegründeten Ansicht wegen Hochverrats das Zuchthaus gebührt, der erbliche Adel zuerkannt wird? Was soll das Volk hierzu sagen? Muß es nicht glauben, Herr v. Bülow sei ein anrüchiger Mensch? Oder — wenn es zu viel Grund hat, das Gegenteil zu glauben, was soll es dann vom König, was von seinen Räten denken?

Doch nun genug. Was ich auf dem Herzen hatte, dessen habe ich mich zur Genüge befreit: an dem Fürsten Hohenlohe sei es nun, nach eigenstem Ermessen als vornehmer, edler Herr, der endlich den Platz des bisherigen diplomatischen Lohndieners einnimmt, zur Ehre seines Königs und seines Landes aus meinen Mitteilungen gutdünkenden Vorteil zu ziehen. Was ich für meine Person — und zwar unter allen Umständen — mir einzig vorbehalten wünsche, habe ich Ihnen früher und heute im Eingange dieses Schreibens aufrichtig mitgeteilt. Was darüber hinausgeht, betrifft nur meine Wünsche für das Heil des Königs, den ich liebe und dessen Land ich zu allernächst nur um dieser letzten und schönsten Hoffnung meines Lebens willen beglückt wünsche.

Verzeihen Sie die große Bemühung, die ich Ihnen mit diesem Briefe mache; erhalten Sie mir Ihr Wohlwollen und seien Sie meines Dankes und meiner aufrichtigen Hochachtung versichert!

Luzern, 17. Jan. 1867. Ihr sehr ergebener
Richard Wagner."

Dieser Brief ist gewiß nach mehr als einer Richtung, insbesondere aber für die uns hier interessierende Frage wichtig, ob und inwieweit Wagner auch Politik getrieben habe. Daß er solches in weitestem Umfange getan hat, dafür ist doch dieser Brief für sich allein ein völlig ausreichender Beweis. Wenn er dafür bekannt gewesen wäre, daß er jeder Politik so völlig fernbleiben wolle,

Digitized by Google

wie er selbst immer wieder versichert hat, wie wäre es da zu verstehen, daß der Kabinettssekretär Lutz, wie Wagner selbst in diesem Briefe erzählt, an ihn mit dem Gedanken herantrat, für das bayerische Ministerium seine politische Mitwirkung herbeizuführen, die natürlich nur in der persönlichen Beeinflussung des jungen Königs bestehen konnte? Bemerkenswert ist dann die außerordentlich große Sorgfalt, die der ehemalige Revolutionär Wagner hier für die Wahrung der königlichen Würde an den Tag legt: ohne dem großen Künstler irgendwie zu nahe treten zu wollen, darf man es wohl für ganz selbstverständlich halten, daß diese große Sorgfalt lediglich aus der Tatsache hervorgesprossen ist, daß der junge Bayernkönig der Person Wagners das überaus große Wohlwollen entgegengebracht, ihm alle materiellen Sorgen des Alltags abgenommen hat. Überaus bezeichnend ist seine Abneigung gegen die „geistlose bureaukratische Kaste“ und sein leidenschaftlicher Haß gegen den Minister von der Pfordten, den „diplomatischen Lohndiener“, den „Verräter“, dem eigentlich „das Zuchthaus gebührte“, und bezeichnend ist sein dem jungen König gegebener Rat, sich nach einem besonderen Sekretär für die Kunstangelegenheiten umzusehen, sein Vorschlag, das ganze Kabinettssekretariat zu erneuern. All das geht bei Wagner nicht etwa aus tieferen politischen Erwägungen hervor, sondern lediglich aus der Tatsache, daß diese Beamten ihm bei seinen künstlerischen Plänen hindernd in den Weg getreten sind, womit sie doch nichts weiter als ihre verdammte Pflicht und Schuldigkeit getan haben. Der künstlerische Gedanke Wagners, durch den König in München ein prachtvolles Festspielhaus errichten zu lassen, wie er selbst es später in Baireuth ausgeführt hat, war zweifellos groß und ebenso zweifellos hätte seine Verwirklichung der Stadt München zum allergrößten Vorteil gereicht. Es war aber ebenso zweifellos nur die treueste Pflichterfüllung, wenn der Kabinettssekretär Pfistermeister seinen königlichen Herrn darauf aufmerksam machte, daß die dem König zur Verfügung stehenden Mittel für das Unternehmen nicht ausreichten: dem König standen zur freien Verfügung etwa 300 000 Gulden im Jahre, die Ausführung des Unternehmens hätte aber mehrere, rund 5, Millionen erfordert; der Gedanke Wagners hätte also gar wohl auf privatem Wege, durch Bildung einer kapitalkräftigen Gesellschaft, niemals aber durch den König verwirklicht werden können. Und wenn Minister von der Pfordten es mit großer Sorge mit ansah, daß der jugendliche König immer mehr in den künstlerischen Plänen und Dingen aufging, daß er sich immer weniger um die politischen Fragen kümmerte, wenn er dem entgegenzuarbeiten bestrebt war, so hat er damit doch auch nur seine einfache Pflicht erfüllt. Dazu kam freilich noch ein besonderer Umstand: der Minister hatte es mit allmählich immer wachsendem Unmut erleben müssen, daß die Wünsche und Beschwerden Wagners nicht durch diesen persönlich, sondern immer nur durch Frau Cosima v. Bülow an ihn herangebracht wurden; und es war nur zu begreiflich, wenn er einmal im großen Ärger hierüber der Frau Cosima die Frage entgegenhielt, in welcher Eigenschaft, mit welchem Rechte sie eigentlich als Vertreterin der Interessen Wagners komme, warum dies Wagner

Digitized by Google

nicht persönlich tue. Das hatte Wagner in wahre Wut versetzt, er hatte das als die größte persönliche Beleidigung empfunden, daher also rührte der leidenschaftliche Haß gegen den Minister, auch hier wieder war keineswegs von wohlverstandenen politischen Erwägungen, sondern nur von verletztem persönlichem Interesse, man möchte fast sagen von verletzter persönlicher Eitelkeit die Rede.

Und nun insbesondere die Stellung Wagners zum Fürsten Hohenlohe! Wagner versichert selbst in dem Briefe, daß er mit Politik nichts zu tun habe, daß er namentlich auf die Interessen des bayerischen Staates sich nicht verstehe: er lenkt die Aufmerksamkeit des jungen Königs auf Fürst Hohenlohe, obwohl er, wie er selbst naiv und ausdrücklich in seinem Briefe bemerkt, „den Fürsten in keiner Weise kennt," von seinen politischen Fähigkeiten und Plänen gar keine Ahnung hat. Er bringt also bei dem Könige den Fürsten Hohenlohe als leitenden Staatsminister in Vorschlag, nicht in der wohlüberlegten Erwägung, daß Hohenlohe für die bayerische Politik der richtigste Mann sei, die größten politischen Fähigkeiten, die richtigsten politischen Ziele habe, sondern einzig und allein, weil er in Erfahrung gebracht hat, daß Hohenlohe sich mit seiner, Wagners, Rückkehr nach München einverstanden erklärt hat. Damit fällt mit einem Male das entscheidende helle Schlaglicht auf die ganze Stellung Wagners zur Politik überhaupt.

Wagner war so überzeugt von der Hoheit seiner künstlerischen Mission, daß er sich ganz selbstverständlich für berechtigt hielt, andere Anforderungen an das Leben zu stellen als der gewöhnliche Durchschnittsmensch. „Ich bin anders organisiert," schreibt er einmal selbst, „Schönheit, Glanz und Licht muß ich um mich haben! Die Welt ist mir schuldig, was ich brauche. Ich kann nicht leben auf einer elenden Organistenstelle wie Ihr Meister Bach." Er wollte Einheit in sein Leben und seine Kunst bringen. Er mußte die Kulissen seines Lebens, seine Wohnung und Kleidung ebensogut in das Gesamtkunstwerk einbeziehen, wie bei der Aufführung im Theater Malerei und Maschinerie über der Schulung von Sängern und Orchester nicht vergessen werden. Dem entspricht auch seine Stellung zur Politik. Seine eigene Person ist für ihn der Mittelpunkt, der Ausgangspunkt, der Maßstab für alle Verhältnisse, die Politik als Selbstzweck existiert für ihn nicht, sondern nur in ihrer unmittelbaren Rückwirkung auf seine eigene Person. Ihn kümmern nicht die öffentlichen Interessen des Staates und der Bevölkerung, er hat überhaupt kein Verständnis für die allgemein politischen Fragen, für die Befähigung, für die politischen Pläne und Ziele des Staatsmannes, für die amtlichen Verpflichtungen des Beamten, für ihn kommt auch die Politik nur als Mittel und Zweck zur Förderung seiner Kunst und zur schönen Ausgestaltung seines eigenen Privatlebens in Frage. Er tritt seinerzeit in Dresden als Revolutionsheld auf die Barrikade, weil die ganze Inszenierung, der fürchterliche Spektakel, das dröhnende Geläute der Glocken, die Flinten- und Kanonenschüsse seiner künstlerischen Empfindung reiche Anregung geben. Da nun aber der junge idealistische Bayernkönig es

Digitized by Google

für seine Pflicht hält, dem großen Meister die Sorgen für das Alltagsleben abzunehmen und ihm ein behagliches, schönes Dasein zu bereiten, da wird der ehemalige Barrikadenheld zum begeisterten Anhänger und Verehrer des Königtums, da empfindet der frühere Revolutionär und jetzige Monarchist eine ängstliche Sorge, daß die königliche Würde von dem banausischen Beamtentum nicht genügend gewahrt wird. Minister von der Pfordten begeht das fluchwürdige Verbrechen, die öffentlichen, staatlichen Interessen des Bayerlandes höher zu stellen als die Privatinteressen des Herrn Wagner, außerdem hat er nach Wagners Meinung die seinem Herzen nahestehende Frau Cosima persönlich schwer beleidigt, das genügt natürlich für Wagner, den Minister mit dem grimmigsten Haß zu verfolgen und, soweit wie nur möglich, den jungen König gegen seinen Staatsminister zu beeinflussen. Den Fürsten Hohenlohe kennt er gar nicht, von seiner politischen Stellung, von seinen politischen Fähigkeiten hat er gar keine Ahnung. Hohenlohe hat sich aber einmal dahin ausgesprochen, daß die Entfernung Wagners aus München eigentlich unnötig gewesen sei: Wagner erfährt das, und das genügt für ihn, den Fürsten Hohenlohe dem jungen König als Minister vorzuschlagen. Der königliche Kabinettssekretär hat sich unter völlig ausreichender sachlicher Begründung den hochgespannten künstlerischen Plänen Wagners hindernd in den Weg gestellt, das genügt für Wagner, um die gänzliche Beseitigung dieser verständnislosen banausischen Beamten von dem König zu verlangen, für ihn sind lediglich aus dem einen rein persönlichen Grunde diese Beamten des königlichen Kabinettssekretariats allesamt nur unfähige, unbrauchbare Bureaukraten!

Man könnte versucht sein, all das als ungewöhnliche persönliche Eitelkeit oder als Größenwahn zu bezeichnen und Wagners ganzes politisches Verhalten als Gewissenlosigkeit zu brandmarken und zu verurteilen. Man darf aber andererseits immer wieder die Tatsache nicht unberücksichtigt lassen, daß Wagner sehr berechtigt war zu der Empfindung, er sei mit einer besonders hohen künstlerischen Mission auf die Welt gekommen und dürfe daher nicht als gewöhnlicher Durchschnittsmensch eingeschätzt werden. Auch ist es bei seiner ganz eigenartigen Stellung zur ganzen Außenwelt und insbesondere zur Politik völlig zweifellos, daß er bona fide sagen konnte, er stehe aller Politik völlig ferne: alle rein politischen Fragen, die mit seiner eigenen Person nichts zu tun hatten, kamen für ihn gar nicht in Betracht, streng sachliche politische Erwägungen haben bei ihm gar keine Rolle gespielt, für ihn kam immer nur in Frage, wie die einzelnen politischen Persönlichkeiten auf seine eigenen persönlichen Angelegenheiten einwirken werden. Er ist also, so sehr er auch die Politik zur Förderung seiner Privatzwecke in Bewegung zu setzen versuchte, doch in der Tat ein völlig unpolitisches Menschenkind gewesen.

Digitized by Google

Chemie und Technik

Der Werdegang ihrer Beziehungen

Von

Prof. Dr. Gustav Fester (Berlin-Frankfurt a. M.)

Die moderne chemische Großindustrie weist von anderen Gewerbszweigen tiefgreifende strukturelle Unterschiede auf, die mit ihrer Entstehung und Entwicklung auf das engste zusammenhängen. Sie stellt sozusagen eine höhere Stufe der Rationalisierung dar und sie zeigt eine weit innigere Durchdringung der Empirie mit wissenschaftlichen Momenten, worin letzten Endes ihre ganze Daseinsmöglichkeit und das Geheimnis ihrer großen Erfolge begründet liegt. Chemische Industrie ohne wissenschaftliche Chemie ist undenkbar, und nur dadurch, daß diese Vorbedingung erfüllt war, konnte die rapide industrielle Entwicklung seit Anfang des vorigen Jahrhunderts zur Tatsache werden, wenn auch bei dem eigentlichen Übergange zur Großindustrie mehr wirtschaftlich-technische Momente ausschlaggebend gewesen sind.

An sich ist die Beziehung zwischen chemischer Technik und chemischer Wissenschaft bereits zwei Jahrtausende alt; allerdings sind die beiden Entwicklungslinien bis zur Neuzeit meist unabhängig voneinander verlaufen und haben sich nur hier und da enger berührt. Das zunächst lediglich empirisch arbeitende Gewerbe ist naturgemäß der reinen, nur um ihrer selbst willen tätigen Wissenschaft weit vorangegangen, und auch die chemischen Gewerbszweige, d. h. solche, bei denen stoffliche Änderungen vorgenommen werden — wie beispielsweise Keramik, Metallurgie, die Bereitung gewisser Farben und pharmazeutischer Mittel —, reichen bis weit in die vorchristlichen Jahrtausende hinauf. Auf der Grundlage einer solchen gewerblichen Tätigkeit, und zwar in dem industriell führenden Lande des Altertums, in Ägypten, ist auch der Anfang einer chemischen Wissenschaft entstanden. Aus sakralen Bedürfnissen heraus, getragen von einem geistig hochstehenden Priestertum, hatte sich dort im Laufe der Zeit eine hoch entwickelte Tempelindustrie herausgebildet, die in der Gewinnung und Verarbeitung der Metalle, im Färben von Stoffen, Steinen und Glas bereits ein respektables Maß von chemischen Kenntnissen zu entfalten vermochte. Die Papyrusfunde ermöglichen uns ein genaues Bild von dieser eigenartigen Gewerbsgattung zu machen und zeigen auch, daß der Grundzug des Ganzen bereits ein bewußtes Fälschertum, ein Ersetzen von edlem Material durch unechtes gewesen ist, so beispielsweise der Ersatz von Gold durch minderwertige Legierungen, von echtem Purpur durch billigere Farbstoffe und von Edelsteinen durch gefärbtes, minderwertiges Material. In dieser Fälscherkunst haben wir auch die Wurzel der wissenschaftlichen Alchemie zu suchen, deren Vertretern allerdings im Gegensatz zu dem vorgenannten Fall in der Mehrzahl wohl der gute Glaube zugebilligt werden muß: Wenn es gelang, aus zwei Metallen eine Legierung mit anderen

Digitized by Google

Eigenschaften herzustellen, so war, da ja der Begriff des chemischen Grundstoffes im heutigen Sinne nicht existierte, tatsächlich nach der damaligen Auffassung ein neuer Stoff gewonnen, es hatte eine Metallverwandlung stattgefunden. War die neue Legierung goldähnlich, so hatte man tatsächlich Gold gemacht, oder wenn auch das Ziel nicht ganz erreicht war, so erschien doch die Möglichkeit gegeben, durch Abänderungen der Versuchsbedingungen zu echtem Golde zu gelangen. Die Entstehungszeit der Alchemie sind die ersten nachchristlichen Jahrhunderte gewesen, und zwar entwickelte sich diese seltsame Wissenschaft in dem Schoße alexandrinischen Gelehrtentums aus der oben erwähnten Sakraltechnik unter Durchsetzung mit christlich-gnostischen und orientalischen Religionselementen, sowie mit altgriechischer Philosophie und Naturforschung. Trotz ihres mystischen Charakters ist die Alchemie doch echte Wissenschaft gewesen, d. h. der Erkenntnisdrang hat bei ihr sicher im Vordergrund gestanden, und auch hinsichtlich des Goldmachens kamen die materiellen Tendenzen erst in zweiter Linie. Ihr Hauptverdienst war es, die wissenschaftliche Laboratoriumstechnik, das chemische Experiment geschaffen zu haben, welches das allem Experimentellen und Induktiven abholde klassische Griechen- und Römertum auf chemischem Gebiete jedenfalls kaum gekannt hat.

Seit der frühen alchemistischen Periode haben sich die Wege von Technik und Wissenschaft im wesentlichen getrennt. Ist die letztere durch die Vermittlung syrischer Gelehrter zu den Arabern gelangt, wodurch sie vor den Stürmen der Völkerwanderung bewahrt und dann erst ein halbes Jahrtausend später über Spanien und Süditalien den west- und mitteleuropäischen Völkern bekannt wurde, so ist die chemisch-technische Tradition auf italienischem Boden, wohin sie während des Kaisertums verpflanzt worden war, wohl stets lebendig geblieben; teilweise ist dieses chemische Kunstgewerbe während des frühen Mittelalters auch von den Byzantinern, den Erben der Alexandriner, wieder nach Italien gebracht worden. Technische Rezeptbücher des europäischen Mittelalters, die zunächst völlig frei von alchemistischem Wuste sind, zeigen vielfach wörtliche Übereinstimmung mit den aus den Papyrusfunden bekannten ägyptisch-hellenistischen technischen Vorschriften. Der Zusammenhang mit den sakralen Bedürfnissen tritt auch hier in die Erscheinung, da die immer wieder in den verschiedenen Vorschriften behandelten Metall- und Mosaikarbeiten, Glasmalerei, Färberei und Edelsteinimitation auch hier vorwiegend für kirchliche Zwecke bestimmt sind.

Daß der Einfluß der Alchemie auf die Technik — abgesehen von der Metallurgie — zunächst nicht größer gewesen ist, hängt wohl mit ihrer einseitigen, ausschließlich im Dienste der Metallverwandlung stehenden Entwicklungstendenz zusammen. Erst als die Blütezeit der eigentlichen alchemistischen Forschung vorüber war, die aus der Hand großer Gelehrter mehr und mehr in die von Schwindlern und Betrügern überging, als Humanismus und Renaissance das Dunkel scholastischer Studierstuben zu erhellen begannen, hat die auf neue Basis gestellte chemische Wissenschaft erneut befruchtend auf die Technik zu wirken

Digitized by Google

begonnen. Es ist dies die Periode gewesen, die man in der Geschichte der Chemie als Iatrochemie zu bezeichnen pflegt und die mit dem Namen des sagenhaften Basilius Valentinus (dessen Schriften von dem Ratskämmerer Thölde verfaßt sind), mit Paracelsus und Glauber verknüpft ist. Diese Epoche (16. bis 17. Jahrhundert) brachte die Gewinnung wichtiger neuer Substanzen auf chemischem Wege für die Zwecke der medizinisch-pharmazeutischen Verwendung, und damals bildeten sich die Apotheken, die sich bisher vorwiegend auf die Gewinnung und Zubereitung von den natürlich vorkommenden Katerialien beschränkt hatten, zu einer Art von kleinen chemischen Fabriken aus.

Im wesentlichen aber ist das chemische Gewerbe der vergangenen Jahrhunderte unbeeinflußt von wissenschaftlichen Untersuchungen auf rein empirischem Wege langsam weiter fortgeschritten. Metallurgie, Färberei, Glasindustrie und Keramik haben bis in die neuere Zeit hinein gegenüber den technischen Errungenschaften des Altertums verhältnismäßig geringe Fortschritte gemacht, wenigstens wenn man das rapide Entwicklungstempo des 19. Jahrhunderts damit vergleicht. Was man in den früheren Jahrhunderten als chemische Industrie in engerem Sinne bezeichnen konnte, d. h. die Gewinnung von Salz, Pottasche, Salpeter, Alaun, Vitriol und Mineralfarben, wie sie uns in den Schriften des Italieners Biringuccio und des sächsischen Arztes Agricola geschildert wird, ist zumeist in enger Anlehnung an die Erzgewinnung und Metallurgie ausgeübt worden. Auch die erste Darstellung und Anwendung der Mineralsäuren, die als stärkste Agenzien den Schlüssel zu unzähligen chemischen Operationen bilden, ist meist nicht selbständig erfolgt, sondern sie wurden bis in das 18. Jahrhundert fast nur nebenbei von metallurgischen Betrieben (für die Goldscheidung) oder als Laboratoriumspräparat der Apotheken dargestellt.

Wirtschaftliche und politische Momente waren es, die den chemischen Gewerben zu einer gewissen Verselbständigung verholfen haben, und zwar hat der Übergang vom handwerksmäßigen Betrieb zur Manufaktur auch selbständige kleine chemische Betriebe seit dem 16. und 17. Jahrhundert entstehen lassen. In den großen Seehandelsplätzen, zuerst in Venedig, dann später in den niederländischen Städten sind in engster Anlehnung an Handelsunternehmungen auch chemische Betriebe entstanden, welche teilweise der Aufbereitung ausländischer Importartikel dienten, teils im Anschluß an eingeführte Materialien Ergänzungsprodukte herstellten, endlich auch Hilfsstoffe für neu aufblühende Gewerbszweige, namentlich die Textilindustrie, fabrizierten. Als Beispiele mögen die Raffination des Borax und Kampfers dienen, die Gewinnung von Bleiweiß und Zinnober im Anschluß an die importierten natürlichen Farbmaterialien und die Herstellung der Salpetersäure für die Metallscheidung und das Hutmachergewerbe.

Gerade die Bedürfnisse der Textilindustrie sind die wichtigsten Stimulantien für die Entwicklung der chemischen Industrie vom 17. bis zum 19. Jahrhundert gewesen. Es gilt dies nicht nur für die Fabrikation der Mineralsäuren — beispielsweise das von den Indigofärbern verwendete Vitriolöl und die für die Bleicherei benutzte gewöhnliche Schwefelsäure —, sondern vor allem auch für die

Digitized by Google

durch Leblanc am Ende des 18. Jahrhunderts begründete Sodainduſtrie, mit der zum erſten Male eine chemiſche Großinduſtrie auf den Plan tritt. Geboren iſt dieſe Induſtrie aus der allgemeinen techniſchen Umſtellung der Wende zum 19. Jahrhundert heraus, im Zuſammenhang mit der durch die Einführung der Kohle als Energielieferant bedingten Mechaniſierung und Intenſiwierung des Produktionsprozeſſes und weiter im Zuſammenhang mit der Erſetzung der haltbareren, aber teureren einheimiſchen Geſpinſte durch die raſcheren Erſatz erfordernde, dafür aber infolge des günſtigeren Bodenerträgniſſes der ſubtropiſchen Länder reichlicher vorhandenen und billiger zu beſchaffenden Baumwolle. Dieſer gewaltige Aufſchwung der Textilinduſtrie, der namentlich in England zu Anfang des 19. Jahrhunderts vor ſich ging, mußte naturgemäß auch von einer entſprechenden Steigerung der Erzeugung der Hilfsſtoffe begleitet ſein, von denen die unmittelbar zum Bleichen der Baumwolle und mittelbar zur Seifenfabrikation benötigte Soda an erſter Stelle ſteht. Vorbedingung aber ſolcher Entwicklungsmöglichkeiten ſind die Fortſchritte der wiſſenſchaftlichen Chemie geweſen, in der ſchon mit Robert Boyle der induktive Gedanke zum Siege gekommen war und die durch Lavoiſiers Arbeiten über die quantitativen Vorgänge bei chemiſchen Reaktionen einen gewiſſen krönenden Abſchluß erhalten hatte. Ohne dieſe Klarheit über das Weſen der chemiſchen Prozeſſe und über die zahlenmäßigen Verhältniſſe, in denen die Körper zu Verbindungen zuſammentreten, wäre auch die rationelle Durchführung chemiſcher Prozeſſe im großen unmöglich geweſen. Und noch in anderer Weiſe iſt die chemiſche Technik von der Wiſſenſchaft unterſtützt worden: vom Ende des 18. Jahrhunderts ab haben wir, beſonders in Frankreich, eine ſyſtematiſche experimentelle Schulung für den techniſchen Nachwuchs. Damals erſt bildete ſich der Beruf des Chemikers heraus, der jetzt in der Induſtrie an die Stelle des rein empiriſch arbeitenden Meiſters tritt und der von nun ab als der eigentliche Träger der chemiſchen Technik zu gelten hat.

Gegenüber den weſteuropäiſchen Ländern war Deutſchland, das in induſtrieller Hinſicht (beiſpielsweiſe in Berg- und Hüttenweſen) im Mittelalter führend geweſen war, im Laufe der Zeit ſtark in den Hintergrund getreten. Die nationale Zerriſſenheit, die Verwüſtungen des Dreißigjährigen Krieges, die Verödungen der alten Handelsſtraßen ſeit der Entdeckung der Seewege haben das ihrige dazu beigetragen, um nicht nur in wirtſchaftlich-induſtrieller Hinſicht, ſondern auch in der experimentellen Naturwiſſenſchaft, die ja im wirtſchaftlichen Nährboden wurzelt, Deutſchland gegenüber ſeinen glücklicheren Rivalen weit zurücktreten laſſen. Das klaſſiſche Zeitalter mit ſeiner Blüte von Dichtung und Philoſophie weiſt in der experimentellen und angewandten Wiſſenſchaft auch nicht annähernd gleichwertige Leiſtungen auf; es war dies eine Periode, für die als beſonders charakteriſtiſch der naturwiſſenſchaftliche Expreſſionismus eines Hegels zu gelten hat. Auf chemiſchem Gebiete iſt es in Deutſchland erſt Juſtus v. Liebig geweſen, der den ausländiſchen Vertretern ſtreng induktiver Forſchung wieder würdig zur Seite tritt. Eine ſeiner Großtaten war auch die Schaffung

Digitized by Google

des deutschen Chemikerstandes mit der Begründung seines Unterrichtslaboratoriums in Gießen, womit man den in Frankreich und England vorhandenen Vorsprung einzuholen begann. Damit war die eine Vorbedingung des Aufblühens der chemischen Industrie in Deutschland gegeben, und nicht viel später folgte als zweite die wirtschaftspolitische Einigung durch den Zollverein, dessen segensreiche Wirkung sich in den nächsten Jahrzehnten durch das Entstehen einer Anzahl größerer chemischer Fabriken dartat.

Die enge wechselweise Durchdringung von Wissenschaft und Technik — die mit den Namen Liebig, Runge, Wöhler, A. W. v. Hofmann, Kékulé verknüpft ist — feierte ihre größten Triumphe in der seit den sechziger Jahren neu entstehenden organisch-chemischen Großindustrie, die angewandte Wissenschaft in strengstem Sinne darstellt, da bei ihr die Empirie völlig zurückgetreten ist und ihre Fabriken nichts anderes sind, als in riesenhafte Ausmaße übersetzte chemische Laboratorien. Gleichzeitig mit diesem Hervortreten der organischen Industrie vor der im wesentlichen abgeschlossenen anorganischen Großindustrie der Säuren und Alkalien geht auch die industrielle Führerschaft von Frankreich und England auf Deutschland über. Wirtschaftliche Momente sind es jetzt kaum gewesen, welche diesen Wechsel bedingt haben — denn wo waren diese Vorbedingungen günstiger als in England, dem ersten Kohlen- und Textillande der Welt —, sondern in erster Linie muß wohl die deutsche psychische Struktur dafür verantwortlich gemacht werden, welcher die für die organisch-chemische Industrie unerläßliche, stark wissenschaftlich gerichtete und streng methodische Arbeitsweise besonders zu liegen scheint. Im Gegensatz hierzu vermochte dem auf das unmittelbar Nutzbringende gerichteten praktisch-nüchternen Sinn des englischen Industriellen der Zweck der oft jahrelang vergeblich arbeitenden und große Kosten verschlingenden Fabriklaboratorien oft nur schwer einzuleuchten. Dieser Unterschied in der deutschen und englischen industriellen Denkungsweise ist während des Krieges gerade auf der Gegenseite immer wieder hervorgehoben worden, und es wird sich zeigen, ob man drüben die nunmehr richtig erkannten Lehren in die Praxis umzusetzen imstande sein wird, und ob es bei uns möglich sein wird, die Führerschaft in dieser Hinsicht auch in Zukunft aufrecht zu erhalten.

Diese wissenschaftliche Durchdringung der chemischen Industrie, die namentlich durch die zahlenmäßig bedeutende und qualitativ überragende Stellung des Chemikers gegenüber der Masse der ungelernten Arbeiter zum Ausdruck kommt, ist für diesen ganzen Industriezweig gegenüber anderen besonders charakteristisch. Den wissenschaftlichen Fabriklaboratorien — gewissermaßen ein Stück in die Industrie verpflanzte Hochschule — ist die Unzahl neuer Farbstoffe und pharmazeutischer Präparate zu verdanken, welche die deutsche chemische Industrie im Auslande berühmt gemacht haben. Der enge und lebendige Zusammenhang mit der Hochschule tritt in doppelter Weise in Erscheinung. Einmal ist eine ganze Reihe der bedeutendsten Hochschullehrer — beispielsweise Baeyer, Emil Fischer, Ehrlich — mit der glanzvollen Entwicklung der organischen Großindustrie unmittelbar durch Erfindungen verknüpft, und ferner haben sie mittelbar durch

Digitized by Google

die Schulung ganzer Generationen von Chemikern zum Gedeihen der Werke beigetragen. Die Geſchichte einzelner wichtiger Produkte zeigt deutlich dieſe enge Beziehung zwiſchen Forſchung und Praxis: ſo mußte beiſpielsweiſe beim Alizarin die wiſſenſchaftliche Aufklärung der Konſtitution durch Graebe, beim Indigo durch Baeyer vorangegangen ſein, ehe an die Fabrikation dieſer Farbſtoffe gedacht werden konnte. Baeyer ſelbſt hat auch die Indigoſyntheſe noch durchgeführt, wenn auch ſein Verfahren ſich nicht in der Praxis dauernd behaupten konnte. Heumann hat dann ſpäter den richtigen Weg gewieſen, aber erſt durch die Arbeiten der wiſſenſchaftlichen Laboratorien der großen Farbenfabriken iſt die Aufgabe techniſch und wirtſchaftlich in vollkommener Weiſe gelöſt worden. Etwa um 1900, über zwanzig Jahre nach Baeyers Entdeckung und nach Aufwendung von 18 Millionen Mark für wiſſenſchaftliche und techniſche Vorarbeiten kam der erſte ſynthetiſche Indigo der Badiſchen Anilin- und Sodafabrik auf den Markt. Ein Jahrzehnt ſpäter betrug der Wert der Ausfuhr allein ſchon etwa 40 Millionen, und das Naturprodukt war faſt allenthalben verdrängt.

Ein anderes Beiſpiel für die enge Gemeinſchaftsarbeit zwiſchen Wiſſenſchaft und Technik bietet in allerjüngſter Zeit die Überführung des Luftſtickſtoffs in Ammoniak, die von Haber aus phyſiko-chemiſchen, theoretiſchen Erwägungen deduktiv abgeleitet und im Laboratoriumsmaßſtabe experimentell durchgeführt wurde, während die Übertragung des Verfahrens von der Größenordnung eines Grammes in die von Hundertauſenden von Tonnen wieder der Badiſchen Anilin- und Sodafabrik zu verdanken iſt. Das Eiltempo des Krieges hat dieſen Werdegang von der erſten Fabrikanlage mäßigen Umfanges in Oppau bis zu dem gewaltigen Leunawerk in erſtaunlich kurzer Zeit bewerkſtelligen laſſen.

Dem Techniker, der auch ein gewiſſes Verſtändnis für den Werdegang ſeiner eigenen Diſziplin beſitzt, erſcheint es deutlich, daß die chemiſche Technik offenbar wiederum an einem Wendepunkt ſteht. Die Glanzzeit der organiſchen Chemie, aus deren klaſſiſcher Periode der letzte große Führer, Emil Fiſcher, vor kurzem dahingegangen iſt, ſcheint im weſentlichen vorüber, und nach der Periode der raſch aufeinanderfolgenden Großtaten iſt der Ausbau in weſentlich ruhigeres Fahrwaſſer geraten. Der Weg der einfachen Syntheſe, der beliebigen Verkettung der Atome ſcheint nicht allzu viele Möglichkeiten mehr zu bieten, und ſtatt des Variierens in den anzuwendenden Stoffen tritt die Variation der obwaltenden Verſuchsbedingungen, d. h. der phyſikaliſchen Umſtände durch die Einbeziehung bisher wenig ausgenutzter Gebiete der Wirkungen hohen Druckes, hoher und tiefer Temperaturen, des Lichtes und des elektriſchen Stromes. Dieſes die organiſche Periode ablöſende phyſiko-chemiſche Zeitalter — etwa ſeit zwei bis drei Jahrzehnten — macht auch die Umſtellung der wiſſenſchaftlichen Ausbildung und Arbeitsmethoden notwendig. Die außerordentlich einfache Apparatur von Laboratorium und chemiſcher Fabrik — die gewiſſermaßen durch das Reagenzglas ſymboliſiert wird — muß einer apparativen Ausgeſtaltung weichen, die höchſtes konſtruktives Können vorausſetzt. An die Stelle des rein-organiſchen Chemikers wird mehr und mehr der Phyſikochemiker treten und an die des

Digitized by Google

Chemikers in der Fabrik der Ingenieurchemiker oder, da sich selten die doppelte Begabung so in einer Person vereinigt finden wird, wie beispielsweise bei dem Erbauer des Leunawerks, muß ein noch weit innigeres Zusammenarbeiten des Chemikers und des Ingenieurs in der Technik vor sich gehen. Die konstruktive Durcharbeitung der oft noch recht primitiven und die Eierschalen des Laboratoriums an sich tragenden Apparatur der chemischen Fabriken wird die rationellere Durchführung alter Prozesse — beispielsweise deren bessere wärmewirtschaftliche Durchbildung — und auch die Inangriffnahme neuer Probleme ermöglichen, von denen die jetzt so aktuelle Auswertung der Kohle an erster Stelle steht. Diese Erkenntnis scheint sich mehr und mehr in Praxis und Wissenschaft durchzusetzen; es bleibt zu wünschen, daß auch im Unterricht die richtigen Folgerungen hieraus gezogen werden, um zu vermeiden, daß die chemisch-technische Führerschaft, einer der wenigen uns verbliebenen Aktivposten, in Zukunft an andere Nationen übergeht.

Über Blendung

Von

Professor v. Herrenschwand (Innsbruck)

Das Auge ist infolge seiner Lage an der Körperoberfläche vielfachen Schädigungen ausgesetzt, die teils allmählich in geringerer Intensität und durch längere Zeit, teils plötzlich mit größerer Gewalt einwirken. Die Schutzapparate des Augapfels, die knöcherne Augenhöhle und die Lider sind nicht immer imstande, einen vollkommenen Schutz auszuüben, so daß es dann angezeigt erscheint, sie durch Maßnahmen unsererseits in ihrer Wirksamkeit zu unterstützen. Selbstverständlich erstrecken sich diese nur auf solche Schädlichkeiten, die uns bekannt sind.

Die Gefahren, die dem Auge drohen, können es entweder allein direkt von außen her treffen oder eine Erkrankung des gesamten Organismus zieht das Auge in Mitleidenschaft.

Von den Erkrankungen, die von außen her das Auge treffen, kommen häufig solche in Betracht, die durch den Gebrauch bzw. durch den unzweckmäßigen Gebrauch unserer Augen entstehen. Da spielt das Licht eine große Rolle. Die Empfindlichkeit des Auges für Lichtreize ist eine außerordentlich große, und schon verschwindende Lichtmengen vermögen die Netzhaut genügend zu reizen, um eine Lichtempfindung hervorzurufen. Andererseits können wir eine große Helligkeit vertragen, ohne daß eine Schädigung des Auges einzutreten braucht, da die Natur durch gewisse Einrichtungen eine Anpassung des Auges an die gerade vorhandene Helligkeit ermöglicht.

Diese Anpassung hört aber in dem Augenblicke auf, in dem ein plötzlicher Übergang aus dem Dunkeln ins Helle oder aus schwachem in grelles Licht erfolgt,

Digitized by Google

und auch das Auge gibt dies durch eine unangenehme, oft schmerzhafte Reaktion kund. Da vermögen dann die regulierenden Apparate des Auges einen Ausgleich nicht mehr zu schaffen, und wir bezeichnen ein solches Vorkommnis als Blendung, die wir in der Form verschiedener Krankheitsbilder in ihren Folgen am Auge sehen können.

Eine der heftigsten Formen ist die sogenannte Schneeblindheit, die ja auch in Laienkreisen, insbesondere aber bei Touristen und Sportsleuten, wohl bekannt ist. Nach längerem Aufenthalt im Schnee, der von Strahlen der Sonne beleuchtet ist, macht sich bald unter starker Rötung der Haut des Gesichtes eine heftige schmerzhafte Reizung des vorderen Augenabschnittes bemerkbar, die hauptsächlich die Bindehaut des Auges, die Regenbogenhaut und in schweren Fällen sogar die Hornhaut ergreift. Es besteht dann eine hochgradige Lichtscheu, Tränenfluß, Röte und manchmal auch Schwellung der Bindehaut. Ist die Hornhaut beteiligt, so macht sich dies durch eine hauchige Trübung ihrer oberflächlichsten Schichten bemerkbar. Der hochgradige Lidkrampf macht den Erkrankten unfähig, die Augen zu öffnen und zu sehen, so daß er nach dem Sprachgebrauch der Laien, aber nicht nach augenärztlichen Begriffen „blind" ist. Der Verlauf der Krankheit ist fast ausnahmslos günstig, Einträufeln von Kokain und Schutz gegen Licht mildern sofort die peinlichen Beschwerden. In den schwereren Fällen dauert es allerdings mehrere Wochen, bis eine vollständige Heilung eingetreten ist, namentlich bei jenen Fällen, in denen die Hornhaut beteiligt war, wie ich dies beispielsweise während des Krieges gegen Italien an der Tiroler Front beobachten konnte, wo die Soldaten durch lange Zeit unter den schwierigsten Verhältnissen in Hochgebirgsstellungen von über 2000 Meter der Sonne, dem Schnee und der Kälte ausgesetzt waren und infolgedessen an schweren Hornhautentzündungen mit Geschwürsbildung erkrankten, die eine dauernde Schädigung der Sehkraft des befallenen Auges zurückließen. Es ist auffallend, daß die Schneeblindheit vorzugsweise in den höheren Regionen auftritt, während sie in der Ebene nur selten zur Beobachtung gelangt. Es wird dies damit erklärt, daß die Hauptschuld an der Erkrankung den ultravioletten Strahlen zugeschoben wird, die in den Bergen infolge der verdünnten Luft eine stärkere Wirkung entwickeln sollen. Wahrscheinlich kommt aber doch auch noch ein Einfluß den Winden und der Kälte zu.

Eine in ihren Folgen ähnliche Blendungserkrankung kann durch das elektrische Licht erfolgen, wie sie beim Arbeiten im elektrischen Bogenlicht ohne die üblichen Schutzmaßregeln auftreten kann. Meist handelt es sich dann um Leute, die in ihrem Berufe damit zu tun haben. Ingenieure, Elektrizitätsarbeiter oder Seeleute sowie Personen, die sich mit dem Schmelzen von Metallen im elektrischen Bogenlicht beschäftigen, werden davon befallen. Die ersten Erscheinungen beschränken sich gewöhnlich lediglich auf die Netzhaut und bestehen in leichten Sehstörungen, in Sehen von farbigen Nachbildern und dunklen Flecken. Aber schon nach einigen Stunden verwandelt sich das Bild plötzlich. Unter heftigen Kopfschmerzen entwickeln sich ähnliche Erscheinungen, wie sie

Digitized by Google

bei der Schneeblindheit aufzutreten pflegen. Es beginnt ein äußerst unangenehmes Fremdkörpergefühl, als ob Tausende von feinen Nadelspitzen eingedrungen wären, ein heftiger Lidkrampf folgt, und bei gewaltsamem Öffnen der Lider stürzen Ströme von Tränen hervor. Die Haut des Gesichtes und der Hände ist rot, gespannt und heiß, die Lider sind geschwollen, die Bindehaut des Auges heftig gerötet. Manchmal tritt auch leichtes Fieber auf, kurz, wir sehen fast das gleiche Bild wie bei der Schneeblindheit, und der Unterschied besteht nur darin, daß bei dieser die von Schnee und Eis zerstreut abprallenden Lichtstrahlen durch viele Stunden wirken müssen, um diese Erkrankung hervorzurufen, während beim elektrischen Bogenlicht eine viel kürzere Zeit genügt, um so schwere Schädigungen zu erzeugen.

Noch rascher vermag eine andere elektrische Lichterscheinung eine schädigende Blendung der Augen hervorzurufen: der Blitz. Er stellt ja nichts anderes als einen riesigen elektrischen Funken dar. Allerdings muß da die Blendung in allernächster Nähe erfolgen, um schaden zu können, so daß hierbei nicht nur die Lichtwirkung allein, sondern auch die elektrischen Strahlen als solche in ihrer Wirkung in Betracht kommen. Leute, die vom Blitz getroffen wurden, zeigen manchmal eine heftige Lichtscheu, eine Röte der Bindehaut und der Lider, aber doch nicht in solch hohem Maße, wie bei der Blendung durch Schnee und durch die elektrische Bogenlampe, da ja auch die Einwirkung des Blitzes als Licht eine nur sehr kurze ist. Hingegen kommt es nicht selten bei vom Blitz getroffenen Personen zu feinen Linsentrübungen, die auf einer Schädigung des Linsenepithels durch die elektrischen Strahlen beruhen und nach deren Umfang eine mehr-weniger hochgradige Störung der Sehkraft zurückbleiben kann.

Die Schutzmittel gegen Schneeblindheit sind wohlbekannt und werden in der Form der Schneebrille angewendet. Meist sind es rauchgraue Glasbrillen von Muschelform, die die ultravioletten Strahlen abhalten. Da aber auch von der Seite her und an dem Brillenglase vorbei noch viel Licht in das Auge eintreten kann, empfiehlt es sich, durch lichtundurchlässige Stoffe, ähnlich wie bei einer Autobrille, das Auge allseits abzuschließen. Während für die Schneebrille ein rauchgraues Glas genügt, muß man zum Schutze gegen die Wirkung des elektrischen Bogenlichtes eine Schutzbrille von schwärzestem Glase verwenden, durch die das blendende Licht wie ein weit entferntes bleiches Lichtfünkchen empfunden wird.

Die bisher besprochenen Schädigungen des Auges durch Licht sind größtenteils der Wirkung der unsichtbaren ultravioletten Strahlen zuzuschreiben. Aber auch die sichtbaren Strahlen können eine Schädigung hervorrufen, von der jedoch nicht die äußeren Teile des Auges, sondern hauptsächlich die Netzhaut getroffen wird. Schon bei der Schneeblindheit wirken neben den ultravioletten Strahlen auch die sichtbaren mit, wobei sich die Schädigung der Netzhaut durch sie dadurch ausdrückt, daß der Schneeblinde den Himmel dunkelblau, ja schwarz sieht, eine Erscheinung, wie wir sie jederzeit in nicht so hohem Grade an uns selbst beobachten können, wenn wir eine hellere Fläche betrachtet haben und dann

Digitized by Google

gegen den Himmel blicken. Es besteht also infolge der Blendung der Netzhaut durch die sichtbaren Strahlen eine Unterempfindlichkeit derselben gegen schwächere Lichtreize. Eine solche Unterempfindlichkeit findet man aber auch unter anderen Umständen, wo an und für sich nur geringe Lichtmengen vorhanden sind, nämlich zur Zeit der Dämmerung und der Nacht. Man bezeichnet einen solchen Zustand dann als Nachtblindheit.

Wenn wir aus einem hell beleuchteten Zimmer in die dunkle Nacht hinaustreten, so können wir zunächst nur so wenig sehen, daß wir uns nur unsicher und tastend fortbewegen können. Aber schon nach wenigen Minuten haben sich unsere Augen so angepaßt, daß wir uns fast so sicher wie bei Tageslicht bewegen, die vorübergehende Nachtblindheit ist gewichen.

Es gibt aber nun Menschen, bei denen diese Unterempfindlichkeit gegen schwächere Lichtreize nicht weicht und unverändert bestehen bleibt, so daß solche Leute nach Einbruch der Dämmerung vollständig hilflos werden. Die Ursache der Nachtblindheit kann verschieden sein, doch gehören nicht alle Formen in den Rahmen unserer Besprechung, wie z. B. diejenigen, die auf krankhaften Veränderungen der Netzhaut oder der Aderhaut beruhen. Es gibt aber eine plötzlich entstehende Nachtblindheit, die uns hier besonders interessiert und bei der von vornherein krankhafte Veränderungen im Augeninnern nicht aufzufinden sind. Manchmal tritt diese Form der Nachtblindheit seuchenartig auf. Häufig werden Soldaten davon befallen, die nach schweren körperlichen Anstrengungen daran erkranken und von dem Anbruch der Dämmerung an sich nicht mehr allein weiter bewegen können und geführt werden müssen. So beobachtete ich im Jahre 1913 ein solches epidemisches Auftreten der Hemeralopie, wie die Nachtblindheit genannt wird, bei über 50 Mann eines Feldjägerbataillons in Innsbruck, die an die schweren körperlichen Anstrengungen bei den Übungen im Hochgebirge nicht gewöhnt waren, weil diese Mannschaften aus Galizien stammten. Außerdem handelte es sich um von Haus aus schlecht ernährte schwächliche Menschen. Ähnliche Beobachtungen wurden auch schon anderorts bei Soldaten und bei Kriegsgefangenen gemacht, ebenso an Seeleuten, namentlich dann, wenn diese letzteren durch längere Zeit kein frisches, sondern nur eingesalzenes Fleisch und Konservengemüse oder überhaupt ungenügende Nahrung erhalten hatten. In Rußland erkranken um die Osterzeit infolge der streng eingehaltenen siebenwöchigen Fasten die Landbewohner in großen Mengen an Nachtblindheit. Wir können daraus ersehen, daß bei dieser Form der Nachtblindheit der Ernährungszustand des Kranken eine große Rolle spielt. Aber dieser allein genügt nicht, um Nachtblindheit hervorzurufen, sondern es muß auch eine Blendung durch grelles Sonnenlicht hinzukommen, wie dies von den Erkrankten immer angegeben wird und wie es auch bei den von mir beobachteten Soldaten der Fall war, die im Hochgebirge stundenlang dem grellen Sonnenlichte ausgesetzt waren und wo einzelne Erfahrene von ihnen sich dadurch zu schützen wußten, daß sie ihre Kappe möglichst weit in das Gesicht schoben und dann von der Nachtblindheit verschont blieben. Also erst beide Momente zusammen, ein

Digitized by Google

schlechter Ernährungszustand, wie er ja auch nach erschöpfenden Krankheiten auftritt, und eine Blendung rufen das Krankheitsbild der Nachtblindheit hervor, indem die schlecht ernährte Netzhaut durch die erfolgte Blendung in ihrer Empfindlichkeit gegen geringere Lichtmengen geschwächt wird. Durch eine ausgiebige abwechslungsreiche Nahrung, namentlich durch Verabreichung von Fett in Gestalt von Lebertran oder gebratener Leber und durch die Verabreichung von frischem Gemüse sowie durch Schonung der Augen vor grellem Lichte pflegt diese Form der Nachtblindheit rasch zu verschwinden.

Eine andere Art von Blendung durch das Sonnenlicht erfolgt nicht durch das zerstreut von Schnee, Wasser oder Steinen zurückgeworfene Licht, sondern dann, wenn die Strahlen der Sonne die Netzhaut direkt treffen. Es ist dies ein Vorkommnis, das jeder von uns einmal an sich selbst beobachtet hat, wenn plötzlich durch eine bewegte Fensterscheibe, in der sich die Sonne gespiegelt hatte, Strahlen der Sonne in unser Auge unvermittelt eintreten. Es ist ein sehr unangenehmes Gefühl, das wir rasch durch krampfhaftes Schließen der Lider zu beseitigen suchen. Trotz des raschen Lidschlusses bleibt dann aber doch durch längere oder kürzere Zeit ein schwarzer Fleck vor unseren Augen als Nachbild und als Folge der direkten Bestrahlung der Netzhaut zurück. Eine so kurze direkte Einwirkung der Sonnenstrahlen auf die Netzhaut pflegt gewöhnlich keine schlimmeren Folgen nach sich zu ziehen. Aber bei jeder Sonnenfinsternis finden sich Leute beim Augenarzte ein, die durch unvorsichtiges Hineinblicken in die Sonne ohne Schutzgläser oft eine dauernde schwere Herabsetzung der Sehkraft erlitten haben, die auf eine direkte Schädigung der Netzhautelemente durch die Sonnenstrahlen zurückzuführen ist. Es ist ja bekannt, daß in früheren Zeiten in Asien von den eingeborenen Herrschern als Strafe die Blendung verhängt und in der Weise vollzogen wurde, daß der Verurteilte ein in einem Hohlspiegel aus poliertem Stahle sich spiegelndes Sonnenbild betrachten mußte. Es ist daher dringend notwendig, daß zur Beobachtung einer Sonnenfinsternis stets entweder eine angerußte Glasplatte oder dunkelfarbige Gläser zum Schutze der Augen verwendet werden.

Auch durch längere Betrachtung von starken, nicht abgeblendeten elektrischen Lichtern kann eine ähnliche direkte Schädigung der Netzhaut eintreten.

Die bisher besprochenen Formen von Blendung durch Licht können manchmal die schwersten Folgen nach sich ziehen, aber es gibt auch eine Blendung des Auges, der wir uns täglich aussetzen und die wir oft wegen ihrer geringeren Intensität kaum bemerken. Sie erzeugt auch keine sofort ausbrechende schwere Erkrankung, sondern nur einen Reizzustand und eine leichte Ermüdbarkeit der Augen. Allerdings handelt es sich meist in solchen Fällen um schadhafte oder überarbeitete Augen oder um besonders empfängliche Personen, zu denen die Blonden gehören, die infolge des geringeren Pigmentgehaltes der Augen mehr der Blendung und ihren Folgen ausgesetzt sind.

Aber auch durch die geschlossenen Augenlider kann noch viel Licht in das Auge eintreten, so daß wir, wollen wir einen tiefen und gesunden Schlaf genießen,

Digitized by Google

uns in einem dunklen Raume zur Ruhe legen müssen. Der unruhige Schlaf bei Kindern wird nicht selten dadurch verursacht, daß Strahlen einer im Schlafzimmer brennenden Lampe oder eines Nachtlichtes auf die Augen der Kinder fallen, die besonders dann leicht aus dem Schlafe geweckt werden, wenn im bisher dunklen Raume plötzlich ein Lichtstrahl ihre Augen trifft. Eine besondere Empfindlichkeit gegen Licht besteht auch nach der langen Nachtruhe, so daß bei plötzlichem Öffnen der verhüllenden Vorhänge das einströmende Tageslicht oft schmerzhafte Empfindungen hervorrufen kann. Eine Steigerung der Empfindlichkeit gegen Licht erfolgt dann, wenn auch nur geringfügige Lidrand- und Bindehautentzündungen vorhanden sind, auf die wir unsere Aufmerksamkeit zu richten haben. Namentlich bei Kindern sind sie häufig anzutreffen, und erst eine entsprechende Behandlung durch einen Augenarzt vermag dann die Lichtscheu zu beseitigen.

Das Lesen, Schreiben und die Nahearbeit im direkten Sonnenlichte bringen dem Auge unbedingt Schaden, weshalb wir unseren Arbeitsplatz bei Tage in das zerstreute Licht verlegen müssen.

Im Hochsommer ist die Blendung oft eine sehr unangenehme, wenn das von den weißen Häusern und vom Straßenpflaster zurückgestrahlte Licht von allen Seiten auf uns eindringt und es dann nicht mehr gelingt, durch die vorgeschobene Hutkrempe unser Auge abzublenden. Ist dieser Zustand unerträglich, so läßt sich eine dunklere Schutzbrille wohl nicht vermeiden, aber es besteht dann immer die Gefahr der Gewöhnung an dieselbe, so daß schließlich auch geringere Lichtmengen ohne Blendungserscheinungen nicht ertragen werden können.

Da unsere Arbeitstätigkeit meist länger andauert, als das volle Tageslicht herrscht, sind wir genötigt, des Abends und des Nachts eine künstliche Beleuchtung zu benützen. Diese ist den Augen nicht so zuträglich, da oft hart nebeneinander große Gegensätze von Hell und Dunkel auftreten. Durch die Fortschritte der Technik ist es aber heute gelungen, bei der künstlichen Beleuchtung Verhältnisse zu schaffen, die denen des Tageslichtes nach Helligkeit, Farbe und Gleichmäßigkeit sehr nahe kommen. Nur in einer Beziehung bleibt ein Unterschied bestehen, nämlich, daß wir wegen der geringeren Stärke der künstlichen Beleuchtung unsere Arbeit in den direkten Bereich des vollen Lichtes halten müssen, was wir beim Sonnenlichte zu vermeiden haben.

Die primitivsten Lichtquellen unserer Vorfahren waren Kienspäne, Fackeln, Talgkerzen, die allerdings im Laufe der Zeit gewisse Verbesserungen erfuhren, aber durch ihr Flackern ein fortwährend wechselndes und unsicheres Licht lieferten, bei dem die Ausführung von feineren Arbeiten unmöglich war. Erst durch die Einführung von Steinöl(Petroleum-)lampen wurde dieses Übel zum Teil beseitigt, bis es in der Neuzeit gelang, ein gleichmäßiges Licht zu erzeugen, wie wir es jetzt im Gasglühlicht und im elektrischen Lichte besitzen. Insbesondere das sogenannte Auerlicht, in dem ein mit besonderen Metallsalzen getränkter Strumpf von Baumwollfäden zum Glühen gebracht wird, liefert eine Lichtquelle, die unseren Anforderungen entspricht. Aber das Leuchtgas ist ein

Digitized by Google

gefährlicher Beleuchtungsstoff, da es reichlich die sehr giftigen Kohlenoxydgase enthält. Die Statistik liefert eine genügend große Zahl von Gasvergiftungen, die teils zufällig, teils absichtlich erfolgt sind. Ähnlich verhält es sich mit dem Azetylengas, das wieder durch seine leichte Explosionsfähigkeit gefährlich werden kann. Heutzutage sind wohl beide Arten der künstlichen Beleuchtung, wenigstens im Haushalte, durch das elektrische Licht verdrängt worden, das durch seine Gleichmäßigkeit und seine verhältnismäßige Billigkeit wohl das verbreitetste und beliebteste künstliche Beleuchtungsmittel darstellt.

Die byzantinische Welt

Von

Professor Carl Neumann (Heidelberg)

Für die Durchschnittsvorstellung bedeutet die byzantinische Welt nichts. Es sei denn, daß man sich des Schlagworts: Byzantinismus erinnert als eines politisch gefärbten „Ismus", der allerhand abscheuliche und hassenswürdige oder lächerliche Eigenschaften umgreift, als da wären: Servilismus, Hofmarschallwichtigkeit, panegyrische Lobhudelei, Hofschranzentum und Cäsaropapismus. In diesem letzten Wort steckt die Erinnerung, daß das zarische Rußland mit seinem Nebeneinander von theokratischem Absolutismus und weltfremder Mönchsdevotion, heiligem Synod und Höhlenklöstern, griechischer Orthodoxie und tolstoischem Urchristentum etwas dem Abendland Unverständliches, eben etwas Byzantinisches bewahrt und also gegen westlichen Humanismus und Überlieferungsbrüche von Reformation, Renaissance, Revolution etwas Urtümliches und Volkstümliches behalten hatte.

Wir wollen, um dieser Dunkelheit unseres politisch-historischen Wissens zu begegnen, zwei Probleme zur Sprache bringen. Erstlich die Bedeutung des Byzantinischen Reiches und die nie ausgefüllte Lücke, die sein Verschwinden gelassen hat. Zweitens die abendländische öffentliche Meinung, deren Ungunst die Katastrophe von Byzanz befördert hat.

*

Das Byzantinische Reich hat von der Gründung seiner Hauptstadt durch Konstantin den Großen 330 bis zu deren Eroberung durch die Türken 1453 elf Jahrhunderte Bestand gehabt. Wäre dieser Staat durch die Gunst eines Robinsondaseins auf einer englandartigen Insel belegen gewesen, so wäre seine lange Dauer kein Beweisgrund für die Güte seiner Lebenskräfte. Tatsächlich aber lag Konstantinopel mitten in der Brandung der Völkerwanderungen, die von Goten, Hunnen, Slawen und Madjaren bis zu den Kreuzzügen, Arabern und Türken stürmten und unablässig einander folgten. Aus

Digitized by Google

der Notwendigkeit der Dezentralisation der Verteidigungskräfte in diokletianischer Zeit hervorgegangen, die neben der alten Kaiserstadt Rom Hauptstädte und Grenzhauptquartiere von Trier an der Mosel bis zum Bosporus forderte, ist Konstantinopel, die anderen überragend, aufgeblüht, seit die „Barbaren" das weströmische Kaisertum gestürzt hatten. In den Mauern der Konstantinsstadt und dem wechselnden Bereich der Provinzen sammelte sich, was an kaiserlich römischer Überlieferung in Politik, Recht, Wirtschaft, Kunst und Wissenschaft lebenskräftig war. Zu diesem gewaltigen profanen Kapital der heidnischen Jahrhunderte gesellten sich die moralisch-religiösen Tatkräfte des Christentums. In den aufgeregten parlamentarischen Auseinandersetzungen der Konzile ist es gelungen, den neuen Glaubensstoff in Paragraphen zu fassen und zu einer Analogie des Korpus juris zu bewältigen. Was an persönlichem und widerspenstigem Christentum übrigblieb — und begreiflicherweise war das nicht wenig —, sah sich nach der furchtbaren Kraftprobe des Bilderstreits aus der „Welt" ausgestoßen und in Kloster- und Eremitenabgeschiedenheit verbannt. Der Römerstaat hatte sich das Christentum einverleibt und blieb in Byzanz Sieger. Im übrigen war das Reich genau wie Italien und Frankreich von barbarischen Ansiedelungen durchsetzt; doch wurden diese, von den Städten abgesehen, nicht romanisiert oder gräzisiert, sondern im Balkangebiet blieb das Slawische, im Osten das Syrische oder Armenische aufrecht. Über all diesen fremdrassigen Beständen lag — und das ist eine der großen weltgeschichtlichen Tatsachen — die dünne Herrscherschicht einer höhergebildeten, durch den Besitz von politischer Erfahrung, rationaler Wissenschaft und Technik überlegenen Minorität, der Rationalismus der Antike in Staat, Kirche und Kultur. Doch mit der Einschränkung, daß sich die Antike selber seit den letzten Jahrhunderten vor Christus mannigfach verwandelt hatte. Erstlich im Hellenismus, der den Osten griechisch zu machen unternahm, wobei in dem politisch unbegabten Volk der Griechen zu allerletzt ein griechischer haltbarer Staat erblühte, indem Byzanz aus dem „Romäerreich" in ein Griechenreich sich verwandelte. Selbst die lateinischen Pandekten, das Korpus juris hat sich in ein kaiserlich griechisches Recht, die sogenannten Basiliken übersetzen und verändern lassen müssen. Sodann war der Hellenismus ein Prozeß der Auseinandersetzung mit dem Orient, und auch hier folgte Byzanz dem geschichtlichen Zwang. So wie in der römischen Kaiserzeit ganz Südeuropa in der Erscheinung seines Landschaftsbildes durch Zypressen, „Zitronen und Goldorangen" orientalisiert und semitisiert wurde, so geschah es erst recht durch die religiöse Überflutung orientalischer Kulte, von denen das im Christentum verklärte Judentum Sieger blieb. Byzanz hat dem Christentum in Liturgie und Kult seine frühmittelalterliche Formung in orientalisierenden Kuppeldomen, in der Mystik mosaikfunkelnder Wandflächen, in Weihrauch und Kerzenglanz, in musikdurchtönter Stimmungsgewalt gegeben, und es ist durch alle Zeugnisse gesichert, daß es die Sinnen- und Seelenmacht dieses Kultes war, die die heidnischen Russen für die „orthodoxe" Religion gewonnen hat.

Digitized by Google

Bezeichnet man also Byzanz als eine Enklave oder Konserve der Antike im Mittelalter, so muß man sich diese Antike als mittelalterlich, mit mystischem oder magischem Gehalt gemengt, den Staat als durch Barbarenkraft erneuerungsfähig und lebendig erhalten vorstellen. So wie sich in der römischen Kaiserzeit die Kaiser, Generale und Bischöfe, die Väter der christlichen Kirche bereits aus Spanien, Illyrien, Palästina und Afrika rekrutierten, so sind die Erbauer der Sophienkirche, die Erfinder des griechischen Feuers Provinziale gewesen. Der Nährboden der Verjüngung reichte von der Donau bis Süditalien und zum Euphrat. Und so blieb das Reich auf ansehnlicher Kulturhöhe. Diese Kulturhöhe war mehr ein Aggregatzustand als eine organische Einheit, und daher mag es kommen, daß es nicht an politischem Genius, wohl aber an künstlerischem Genius fehlte, der nur als Inkarnation einheitlich völkischer Bildung möglich scheint. Ein Problem, über das ich mich früher in einer kleinen Schrift: „Byzantinische Kultur und Renaissancekultur" 1903 ausgesprochen habe. In dem mittelalterlichen Konstantinopel sah der fremde Pilger mit scheuem Staunen die Pracht römischer Kaiserfora mit einem Wald heidnischer Plastik und in den dunklen Kirchen die teuersten Reliquien der Christenheit nebeneinander. Alles das schillerte zwischen Heidentum und Christentum. Die kostbarsten Stücke wurden bis zum vierten Kreuzzug in Konstantinopel bewahrt: die Dornenkrone Christi, das Holz von seinem Kreuz, der Schleier Mariens. Aber der Sinn für Reliquien ist uralt. Pausanias erzählt, daß man in einem griechischen Tempel eine Schale zeigte, deren Rundung das Maß des Busens der schönen Helena wiedergab.

*

Als Konstantinopel den Türken anheimfiel, verlor Europa mit der Zitadelle der Antike zugleich seine starke Grenzfestung gegen Islam und Türken. Türkennot und der furchtbare Rückgang der Kultur von Albanien bis Kleinasien, Ruinen und Verwilderung beweisen, welcher Verlust der Untergang des Byzantinischen Reiches war. Seitdem ist Byzanz das Gespenst geworden, in dem ein getötetes Organ Europas als orientalische, als armenische, als palästinische Frage erscheint und nicht zur Ruhe zu bringen ist. Das völlige Auseinanderleben des abendländischen und des byzantinischen Mittelalters und die enorme politische Torheit, die jene Katastrophe geschehen ließ, hat eine doppelte Wurzel, eine geistliche und eine weltliche. Von Haus aus stand der römische und konstantinopeler Patriarch unter sich und mit den übrigen Patriarchaten gleich. Während des Bilderstreites erfolgte der gefährliche Schlag von Osten, daß der reiche Grundbesitz der römischen Kirche in den süditalisch-sizilischen Bereichen von Byzanz sequestriert wurde. Es war der Vorbote des kirchlichen Schisma des 9. Jahrhunderts, welches die orthodoxe und die römisch-katholische Kirche auseinanderriß und zu allen Zeiten eine Union unmöglich gemacht hat. Seitdem bestand für die kirchliche Einstellung des Abendlandes der Orient aus sarazenischen Heiden und byzantinischen Ketzern. Dazu kam der weltliche Gegen-

Digitized by Google

satz. Die Begründung des römischen Kaisertums deutscher Nation unter Karl dem Großen schuf eine unheilbare Nebenbuhlerschaft. Seitdem sah die blaublütige Legitimität am Bosporus voller Hochmut auf die barbarische Kaiserusurpation des Westens herab, die sie niederzuschlagen nach dem großen Anlauf Justinians auf Italien und Afrika nicht mehr die Kräfte hatte. Diesen Hochmut vergalt das Abendland mit zornigem und angriffslustigem Selbstbewußtsein. Ein italienischer Diplomat des 10. Jahrhunderts (der, selber höchst ungeistlich, die zeitübliche Uniform eines Bischofs trug), Liudprand von Cremona, hat im Dienst Ottos des Großen mit Konstantinopel verhandelt. Er hat seinen Bericht wie eine Karikatur behandelt, indem er das byzantinische Hofzeremoniell in dem Ärger, als Vertreter eines Emporkömmlings schlecht behandelt worden und bei der Tafelordnung im kaiserlichen Palast hinter Bulgaren und andere Wilde gesetzt worden zu sein, wie eine größenwahnsinnige und aufgeblasen lächerliche Theaterschmiere beschrieben hat. Diese Verstimmung blieb im Westen maßgebend und hat beiderseits feindliche „Mentalitäten" geschaffen, woran eheliche dynastische Verbindungen nichts geändert haben. Die waffenklirrende Feudalität des Abendlandes mit ihren irrationalen Standesvorurteilen, die wirtschaftlich agrarische Befangenheit auf der einen Seite, die rationelle Durchformung einer sehr viel älteren Kultur, ihr mobiler Reichtum, ihre intellektuelle Überlegenheit auf der anderen Seite machen es erklärlich, daß die öffentliche Meinung des Westens von byzantinischer Weichlichkeit, Verlogenheit, Verkommenheit sprach, Byzanz selbst aber all seine Antipathien in das Schlagwort: Barbaren zusammendrängte. Die Kreuzzüge haben die Feindseligkeit vermehrt und für Konstantinopel Völkerwanderungsgefahren heraufbeschworen. Die Kopflosigkeit ungeordneter Massenunternehmungen, die ihr Unglück byzantinischem „Verrat" zuschrieb, die Festsetzung normannischer, südfranzösischer, niederdeutscher Fürsten in Syrien und Palästina, steigerten das Mißtrauen auf beiden Seiten. Denn war nicht dieses okkupierte heilige Land noch vor hundert Jahren byzantinischer Boden gewesen, und war die Aufrichtung abendländischer Dependenzen nicht ein Eingriff in die unveräußerlichen Rechte des Ostreiches? Was wogen hundert Jahre schwankenden Besitzes in der bald zweitausendjährigen Geschichte römisch-byzantinischer Überlieferung? Niemand war im Abendland hellsehend genug, um in der Aufreizung des mohammedanischen Fanatismus, in der Schwächung des byzantinischen Reiches die Wegbereitung für den Islam zu fürchten. Der vierte Kreuzzug war der Gipfel einer kurzsichtigen Profitpolitik. Das halbbyzantinische Venedig, das seit über hundert Jahren kraft wucherischer Handesverträge das Ostreich ausbeutete und sich bereicherte, stellte ein Kreuzzugsheer in seinen Dienst und eroberte mit der ritterlichen Feudalität im Bund 1204 Konstantinopel. Die Teilung des Reiches dauerte sechzig Jahre. Als es von neuem erstand, war es ein Schatten seiner selbst. Die östliche Kleinstaaterei ohne politische Widerstandskraft, ohne politische Einsicht, fiel Stück für Stück den Türken in die Hände, bis der siegreiche Halbmond die Kreuze auf den Kuppeln der Konstantinsstadt

Digitized by Google

verdrängte und später in seinem Siegeslauf bis Wien vordrang. Die Türken vor Wien und die Franzosen in Straßburg sind ein bekannter weltgeschichtlicher Zusammenhang.

Wir haben gelernt, was Ideologien, Phraseologien, Lügen und Verleumdungen im politischen Arsenal bedeuten. Das Schicksal des Byzantinischen Reichs im Mittelalter ist für diese unsere verspätete Einsicht eine denkwürdige Lehre.

Oder wäre es so, daß die „Weltgeschichte", diese furchtbare Sphinx, jeder Ehrfurcht bar, alles Abgelebte und Verholzende zerstört, selbst um den Preis, daß weite Erdstrecken, Zeugen uralter Menschentätigkeit, brach liegenbleiben und zu Trümmern verwesen?

Eduard Flottwells Briefe aus der Paulskirche 1848/49

Herausgegeben und erläutert
von
Professor Dr. Manfred Laubert

(Schluß)

28. An Hegel. Frankfurt a. M., 14. November 1848.

Die Berliner Ereignisse, ganz besonders das neue Ministerium, unter welchem der Name Manteuffel[1]) wie ein böses Zauberwort auch hier alle Leute, selbst die besonneneren und unserem Herrscherhause treu ergebenen, in eine Art von Berserkerwut versetzt, haben nicht verfehlt, auch in der Nationalversammlung eine Menge leidenschaftlicher und unsinniger Anträge hervorzurufen. Kaum gelang es vorgestern, die Dringlichkeit derselben wenigstens für die sofortige Debatte abzuwehren und die Überweisung derselben an einen, für eine Kontroverse mit der sächsischen Regierung erwählten Ausschuß zu erlangen, dessen gutachtlicher Bericht aber schon gestern vorgetragen werden mußte. Nachdem sich acht Redner (unter diesen Vincke mit einer ausgezeichneten, wahrhaft klassischen Rede gegen den Antrag und für eine motivierte Tagesordnung) hatten hören lassen, drang man auf den Schluß und faßte mit 239 Stimmen gegen 189[2]) den Beschluß, dem Antrage der Majorität der Kommission beizustimmen, welcher dahin lautet:

1. Die Königlich preußische Regierung dahin zu bestimmen, daß sie die angeordnete Verlegung der Nationalversammlung nach Brandenburg auf-

[1]) Otto v. Manteuffel, 1805—1882, die Seele des neuen Ministeriums „der Tat".

[2]) Es handelt sich um die Anträge Wydenbrugk, H. Simon, Biedermann, Waitz und v. Maltzahn und Genossen. — Die geschilderten Vorgänge spielten sich in der Sitzung vom 14. November ab. Hiernach ist das Datum des Briefes in 15. November zu ändern. Die Rede Vinckes bei Wigard, V, S. 3277 ff.; die Abstimmung S. 3316 ff.

Digitized by Google

hebe, sobald solche Maßregeln getroffen sind, welche ausreichend erscheinen, um die Würde und Freiheit ihrer Beratungen in Berlin sicherzustellen.

2. Daß die preußische Krone sich alsbald mit einem Ministerium umgebe, welches das Vertrauen des Landes besitzt und die Besorgnis vor reaktionären Bestrebungen und Beeinträchtigung der Volksfreiheiten zu beseitigen geeignet ist.

Sie sehen ... aus diesem Beschluß, dessen Inhalt den Forderungen der linken Seite noch lange nicht genügte und daher auch viele Gegner gerade auf dieser Seite gefunden hat, daß die Sympathie der Reichsversammlung für die Berliner, sobald es gilt, dem Willen der Regierung entschieden entgegenzutreten und womöglich eine unheilbare Spaltung zwischen ihr und dem Volk hervorzubringen, nicht gering ist. Diese Sympathie würde aber in dem übrigen Teil der Versammlung doch wenig Anklang gefunden haben, wenn — wie gesagt — der Name Manteuffel nicht dem Vertrauen zu der Gesinnung und den Absichten der Krone auf eine wahrhaft stürmische Weise entgegengetreten wäre. Vincke hielt es deshalb für Pflicht, diesen Mann in seiner Rede auf eine edle und seinen eigenen Charakter ehrende Weise gegen die maßlosen Angriffe, welche besonders Heinrich Simon aus Breslau[1]) geltend machte, in Schutz zu nehmen.

Ich betrachte es hiernach als ein sehr günstiges Ereignis, daß man Herrn Bassermann dorthin gesendet hat, welcher durch seine politische Einsicht, sein klares, besonnenes Urteil und seine freisinnige und zugleich konservative Gesinnung sich ohne Zweifel dort ein starkes Vertrauen und Einfluß verschaffen und dann auch wieder nach seiner Rückkehr imstande sein wird, auf die hiesige Stimmung versöhnlich einzuwirken. Seinen Händen wird man die Ausführung des allerdings sehr anmaßenden und die konstitutionellen Rechte der Krone tief verletzenden Beschlusses der Reichsversammlung mit Vertrauen überlassen können; er wird gewiß den vorsichtigsten Gebrauch davon machen und besonders den delikaten Angriff auf die Wahl des Ministeriums geschickt abzuwehren wissen. Vielleicht findet der letztere auch bereits die Sache erledigt, denn ich hege noch immer die sichere Hoffnung, daß das Ministerium von selbst abtreten und einem anderen, weniger verhaßten, Platz machen werde. Von hier ist der Landrat v. Selchow[2]) aus Pommern durch ein Schreiben von Brandenburg dorthin berufen und wird vielleicht zum Minister des Innern ausersehen werden. Er steht dem Herrn v. Manteuffel in Kenntnissen und Geschäftsfähigkeit bei weitem nach; aber er ist ein sehr besonnener und fester Mann, von dem ich nur wünsche, daß sein pommersches Junkertum nicht zu feste Wurzeln in ihm geschlagen haben möge, um sich von vorneweg nicht gleich unmöglich zu machen.

---

[1]) 1805—1860, Kammergerichtsassessor, Mitglied der Westendhalle.

[2]) Landrat und Gutsbesitzer aus Rettkewitz, Abgeordneter für Lauenburg i. P.; Mitglied des Café Milani und stellvertretender Vorsitzender der Partei.

Digitized by Google

Ich hoffe, daß jetzt der Waffenkampf schon beendigt und nicht zu viele Opfer gefordert haben werde; denn ich kann mir nicht denken, daß der partielle Widerstand, den die Entwaffnung der einzelnen Korps finden wird, einen weitverbreiteten Zusammenhang finden sollte. Die Nationalversammlung aber wird doch wohl endlich zur Einsicht über das Törichte ihres Unternehmens gelangen oder sich durch Abbröckelung der besonneneren Bestandteile bis zu einer nicht mehr beschlußfähigen Minorität verringern. Aber dann tritt auch nach meiner Ansicht erst der wichtigste und für die Zukunft unseres Vaterlandes entscheidende Moment ein. Ich vertraue zwar dem ernsten Willen unseres Königs in Beziehung auf das Festhalten seiner Zusicherung recht viel; mögen aber seine Ratgeber und Umgebungen nur von dem nämlichen Willen erfüllt [sein] und der Stärke des Charakters nicht entbehren, welche in solchen Zeitpunkten notwendig ist, um das Gleichgewicht zu behalten und sich mit voller Seele und wahrhafter Gesinnung dem begonnenen Werke hinzugeben. — Aber was wird man mit den widerspenstig bleibenden Mitgliedern der Nationalversammlung und mit der großen Zahl richterlicher Beamter unter diesen anfangen, welche den revolutionären Antrag wegen der Steuerverweigerung eingebracht haben?[1]) Und wenn man die Versammlung auflöst, auf welchen Ersatz wird man dann zu rechnen haben? Diese Fragen und die politische Richtung des Kriminalgerichtshofes in Berlin, der alle Angeklagten freispricht, erregen noch viel bange Sorgen in mir!" Aufforderung, recht oft zu schreiben. „Robert Blum ist wirklich in Wien erschossen worden;[2]) ich kann es nur billigen, wenn ich auch für seine armen Kinder alles Mitgefühl hege..."

29. An Hegel. Frankfurt a. M., 19. November 1848.

„Bassermann hat uns gestern einen sehr ausführlichen, den Anordnungen unserer Regierung durchaus günstigen, aber dennoch höchst niederschlagenden Bericht über die Berliner Zustände erstattet[3])... Sein Bericht hat zu unserer (d. h. der Rechten) großen Befriedigung einen im ganz entgegengesetzten Sinn abgefaßten und auch auf eigene Anschauung der dortigen Verhältnisse gegründeten Antrag des Herrn v. Rappard[4]) (eines Mitgliedes der Linken) ganz vernichtet, so daß die Autoren des Antrages denselben zurückziehen wollten. Die Versammlung gab das aber nicht zu, weil der Antrag bereits der nämlichen Kommission zur Begutachtung überwiesen war, welche den früheren...

---

[1]) Mit dem Steuerverweigerungsbeschluß ging der trotz Verlegung der Versammlung nach Brandenburg in Berlin weiter tagende Rest der Kammer am 15. November bei Ankunft des zur gewaltsamen Auflösung entsandten Militärs auseinander.

[2]) Vgl. April-Heft S. 54, Anm. 1.

[3]) Der Reichsunterstaatssekretär Friedrich Bassermann von Mannheim, Mitglied des Kasinos, erwarb durch diesen Bericht Unsterblichkeit, denn er prägte darin das geflügelte Wort von den „Bassermannschen Gestalten"; vgl. Wigard, V, S. 5407.

[4]) Konrad v. Rappard, Gutsbesitzer und Abgeordneter für Angermünde, Mitglied der Westendhalle.

Digitized by Google

Bericht erstattet hatte, und weil wir wünschen, daß das neue Gutachten die Versammlung bewegen möge, der Berliner Rumpfversammlung ein entschiedenes Mißfallen mit ihrem Treiben auszudrücken, wovon man sich doch einen sehr günstigen Eindruck sowohl auf die öffentliche Meinung und Stimmung in Berlin als in den Provinzen würde versprechen können. Es werden deshalb heute abend in allen politischen Klubs Beratungen stattfinden; morgen teile ich Ihnen noch aus der Sitzung selbst Nachricht über den Erfolg mit.

Ich kann mir, auch nach Bassermanns Privatmitteilungen, die er mir gestern machte, nur von einer durch eigene Spaltung herbeizuführenden Auflösung der sogenannten Rumpfversammlung eine günstige Wendung der Krisis versprechen,[1]) denn von einer vernünftigen Überlegung seitens der Häuser dieser Versammlung und von einer darauf zu gründenden Nachgiebigkeit derselben scheint wohl gar nicht mehr die Rede zu sein; nur ihr eigener Übermut und ihre wahnsinnige Wut gegen die Regierung kann sie zertrümmern, und die öffentliche Meinung, welche sie unbegreiflicherweise jetzt noch gefangen hält, zu ihrer Verurteilung bewegen. Von seiten der Regierung läßt sich, solange noch diese Versammlung tagt und dergleichen Beschlüsse wie die Steuerverweigerung zutage bringt, eine Nachgiebigkeit unmöglich fordern; man kann höchstens wünschen, daß Wrangel Besonnenheit und Fassung genug behält, um ein blutiges Zusammentreffen zu verhüten, denn von einem solchen könnte man mit Rücksicht auf die Stimmung in den Provinzen jetzt doch nur die übelsten Wirkungen erwarten, weil der Waffensieg in Berlin doch nur mit ungeheuren Opfern erkauft worden wäre, welche wahrscheinlich das Signal zu einem Volksaufstande in mehreren Provinzen, namentlich in Schlesien und vielleicht auch in Sachsen und am Niederrhein und in Westfalen geben würde. Ich setze daher meine ganze Hoffnung auf die eigene Selbstvernichtung der Berliner Versammlung, weil ich es für unmöglich halte, daß die lauteren und insbesondere die Mitglieder der Rechten noch länger einer Gesellschaft mit den wahnsinnigen Führern der Linken werden angehören wollen. Es handelt sich jetzt ja schon um die Frage der Monarchie oder der Republik, und zwar der roten, und wie kann man da noch zweifelhaft sein!!

In unserer großen Versammlung wenigstens hat, durch die Bassermannsche Darstellung bewogen, die frühere Sympathie mit der Berliner Nationalversammlung einem gründlichen Abscheu gegen ihr gegenwärtiges Treiben Platz gemacht, und dieser Eindruck muß doch auch in der dortigen Bevölkerung sich geltend machen!

Meine Briefe an Sie müssen übrigens aufgehalten sein, wenn Sie sie noch nicht empfangen haben sollten, wie ich nach Friederikens Brief... bei-

[1]) Diese Selbstauflösung trat schon vor der gesetzlich ausgesprochenen in Brandenburg ein, da die Versammlung erst am 1. Dezember beschlußfähig wurde, dann die Linke Vertagung bis zum 4. forderte, und als die Rechte widersprach, durch eine Sezession neue Beschlußunfähigkeit herbeiführte. Der verbleibende Rumpf vertagte sich bis zum 7. Dezember.

Digitized by Google

nahe befürchten muß. Ich werde fleißig berichten und bitte nur ein gleiches zu tun ... Gott helfe weiter! Ich kann keine Nacht schlafen und bin in einer ungeheuren Spannung. — ...

Den Rappardschen Antrag lege ich bei, damit Sie sehen, welche verschiedenartigen Auffassungen man von Berlin mitbringt. Und auch die Bassermannsche Rede."

30. An Hegel. Frankfurt a. M., 24. November 1848.

„Sie werden durch Herrn v. Gagerns Eintreffen in Berlin sehr überrascht sein, und ich eile, Ihnen ... darüber den Aufschluß zu geben, den mir Herr v. Beckerath[1]) soeben vertraulich erteilt hat und den ich Sie also auch nur als einen solchen zu behandeln bitte. Herr Simson[2]) ist gestern nachmittag mit einem mündlichen Berichte plötzlich hier eingetroffen, daß er und Hergenhahn[3])

1. die Häupter der starren Opposition so entschlossen und so abgeneigt jeder Vermittlung gefunden, daß jeder Versuch von dieser Seite auf einen besseren Ausgang hinzuwirken, aufgegeben werden müsse.

2. daß sie aber auch die Überzeugung gewonnen hätten, daß das Ministerium und der König sehr wenig Neigung hege, sich eine Einwirkung der Zentralgewalt in diese innere Angelegenheit, wie man sie genannt habe, gefallen zu lassen, daß man vielmehr entschlossen sei, es nunmehr jedenfalls auf die Wiedereröffnung der ständischen Verhandlungen in Brandenburg ankommen zu lassen und äußerstenfalls zur Auflösung der Versammlung zu schreiten und eine Verfassung zu oktroyieren.

3. die Kommissarien wollten dahin bestimmte Instruktionen haben, wie sie in diesem Falle sich zu verhalten haben und ob sie mit Zurücklassung eines Protestes gegen diesen Entschluß der Krone ihre Rückreise antreten sollten. Simson hat dabei den dringenden Wunsch geäußert, daß statt seiner Herr v. Gagern dorthin gehen und seinen Einfluß auf die Person des Königs geltend machen möge, um ihn zu einer Änderung des Ministeriums zu bewegen und durch die Vermittlung des neuen entweder die Versammlung zu friedlichen Gesinnungen zu bewegen oder dieselbe aufzulösen und eine neue zu berufen, ohne eine Verfassung zu oktroyieren. Zu dieser Maßregel werde äußerstenfalls die Zentralgewalt ihre Zustimmung geben.

Hierauf hat sich nach langer Überlegung Gagern freiwillig entschlossen, mitzugehen; aber nicht in der Eigenschaft eines Reichskommissars, sondern

---

[1]) Herm. v. Beckerath, Reichsfinanzminister, Abgeordneter für Krefeld, Kasinomitglied.

[2]) Eduard (v.) Simson, damals Tribunalsrat und Professor in Königsberg i. P., gehörte der Versammlung als Abgeordneter für diese Stadt und Mitglied des Kasinos an.

[3]) August Hergenhahn, nassauischer Ministerpräsident und Abgeordneter für Wiesbaden, Kasinomitglied. Er und Simson waren als Reichskommissare nach Berlin gegangen. Erklärung Schmerlings in der Sitzung vom 18. November bei Wigard V, S. 3405.

Digitized by Google

als Privatmann, dem aber seine wichtige und bedeutende Stellung als Präsident der Reichsversammlung zur Seite steht, [um] dort sein Heil zu versuchen. Die Person der bereits ernannten Reichskommissarien soll dagegen nicht verändert [werden], diese vielmehr ihrer Instruktion gemäß weiter verhandeln.

Es ist dies ein sehr wichtiger und bedeutungsvoller Schritt, dem, besonders mit Rücksicht auf die Persönlichkeit des Königs, viele große Bedenken entgegenstehen. Er ist aber einmal geschehen, und wie ich mich überzeugt halten darf, von seiten des Herrn v. Gagern in der besten Absicht. Wir müssen also das Beste hoffen!

Vincke ist heute früh auch dorthin gegangen und wahrscheinlich um das Ministerium zu bilden;[1]) er ahndet nichts von der Reise des Herrn v. Gagern und wird durch dessen Anwesenheit in Berlin nicht wenig überrascht sein; möge er nur mit ihm nicht in unangenehme Berührung kommen, sondern sich mit ihm verständigen!"

Ich bitte den Gang der Sache wohl zu beachten. Behandeln Sie aber meine Mitteilungen als vertrauliche..."

31. An Hegel. Frankfurt a. M., 1. Dezember 1848.

„Ihre günstigen Mitteilungen und Äußerungen... über den Umschwung der öffentlichen Meinung in Berlin und in den Provinzen vermögen doch nicht meine ernste und dringende Besorgnis um die Entwicklung und den Schluß des Dramas, welches in Brandenburg seinen Anfang genommen, zu zerstreuen, solange das gegenwärtige Ministerium sich die Leitung desselben vorbehält. Dieses Hoffen und Harren auf die Vollzähligkeit der Versammlung von seiten der Regierung, diese Zähigkeit im Entschluß der schwankenden Mehrzahl der Abgeordneten, die offenbare Unsicherheit der Regierung über ihre ferneren Schritte bei dieser oder jener Eventualität, und vor allem der schon von Ihnen selbst angedeutete Mangel irgendeiner großartigen und Vertrauen erweckenden Persönlichkeit unter den Ratgebern und Lenkern gibt ein so trostloses Bild von den dortigen Zuständen, daß ich nur mit wahrer Betrübnis meines Herzens, ja mit wahrem Schmerz meine Blicke dorthin zu richten vermag. Ich bin wahrhaftig nicht einverstanden mit den Beschlüssen und den Bestrebungen unseres Parlaments und Ministeriums, in die dortigen Verhältnisse einzugreifen und sich einen Einfluß auf die Entschlüsse der Krone anzumaßen, der ihm nicht zusteht; ich habe ebensowenig die Reise des Herrn v. Gagern nach Potsdam gebilligt und mir davon kein günstiges Resultat versprochen; aber man durfte sich doch dadurch nicht zu einer gänzlichen Nichtbeachtung aller der Momente bestimmen lassen, welche hier, und ich darf wohl sagen in ganz

[1]) Verhandlungen mit Vincke wegen Übernahme des Ministeriums haben mehrfach in jener Zeit stattgefunden, was dann zu entsprechenden Gerüchten führte; vgl. Brief Nr. 33 und v. Petersdorff in der Allgemeinen Deutschen Biographie.

Digitized by Google

Deutschland, gerade gegenwärtig hervortreten, um unsere Regierung zu bestimmen, diesem Zustande so bald als möglich und selbst mit scheinbarer Aufopferung der Majestätsrechte ein Ende zu machen, weil davon die ganze Zukunft unseres Vaterlandes und ganz Deutschlands abhängt. Ich bin gewiß ein treuer und warmer Verteidiger der Rechte der Krone und habe keinem Beschluß des Reichstages meine Zustimmung gegeben, welcher diese antastet; aber ich kann doch auch von der anderen Seite meine Augen nicht verschließen gegen die unabweisbaren Forderungen der Gegenwart. Wenn ich sehe, was bei einer längeren Fortdauer dieses zweifelhaften Zustandes in Preußen auf dem Spiel steht, was dagegen unserem Vaterlande geboten ist, wenn es sich, gestützt auf eine feste Ordnung in seinem Innern und im festen Anschluß an Frankfurt, an die Spitze von Deutschland stellt und der anarchischen Partei entgegentritt, so beklage ich es doch, daß der König zu fest auf die (!) Wahrung seiner Rechte beharrt, und vor allem, daß das gegenwärtige Ministerium, geblendet von dem trügerischen Ausdruck einer Volkssympathie, die ihm doch nicht zur Seite steht, nicht selbst zu dem Entschluß gelangt, das edle Opfer, welchem es bisher seine ganze Existenz mit wahrhaft anerkennenswerter Treue geweiht, nicht auch durch seinen Austritt vollendet und dadurch die Erreichung des Ziels selbst herbeiführt,[1]) nach welchem es gestrebt hat. Die Nachrichten, welche Herr v. Gagern hergesendet hat, lauten sehr niederschlagend; es scheint, daß er keinen solchen Empfang gefunden, wie er ihn sich versprochen; das macht mich allerdings nicht irre, ich verdenke es unserem König nicht, wenn er im gerechten Gefühl seiner Würde dem Präsidenten der Reichsversammlung keinen ungebührlichen Einfluß gestattet; aber ich wünsche und hoffe sehnlichst, daß er, sobald die Reichskommission und Herr v. Gagern den Rücken wendet, seinen Entschluß fassen und zur Ausführung bringen werde. Ob Herr v. Vincke auf die Dauer das Ministerium zu leiten imstande sein werde, wer vermag das unter solchen Umständen vorauszubestimmen? Aber soviel ist doch gewiß, daß er durch seinen Geist und seinen festen Charakter der das Recht der Krone und des Gesetzes untergrabenden Partei mehr zu imponieren imstande sein wird, als irgend ein anderer, und ich würde daher jedenfalls raten, ihm das Heft in die Hand zu geben. Er hat hier wenigstens die Notwendigkeit einer starken Zentralgewalt für Deutschland und darum auch den festen Anschluß Preußens an dieselbe eingesehen und anerkannt und wird daher bei seinem Regierungsplan für Preußen diesen Gesichtspunkt im Auge behalten. Ich hoffe daher auch, daß sich unter seinem Banner eine hinreichende Zahl von Abgeordneten nach Brandenburg begeben und es ihm dann möglich machen werden, den Sitz der Versammlung wieder nach Berlin zu verlegen, nachdem sie sich erst in Brandenburg gehörig konstituiert haben wird. Es wird dann auch die Scheu vor der Inkonsequenz für viele Abgeordnete wegfallen, welche dem Ministerium Brandenburg nicht folgen zu dürfen glauben, während das Ministerium Vincke

[1]) Statt: zu vollenden und herbeizuführen.

Digitized by Google

wenigstens nicht von vornherein verurteilt werden und daher seine Anziehungskraft zu üben imstande sein wird.

Ihnen ... wünsche ich nur Kraft zur Ausdauer in Ihrem gegenwärtigen Verhältnis, welches neben vielem Schweren und Drückenden doch auch einen Reichtum von Erfahrungen bietet, wie man sie sonst in einem ganzen Lebensalter zu machen nicht imstande sein würde. Daß Sie sich dabei immer auf dem Standpunkt einer möglichst freien und unbefangenen Anschauung und Beurteilung der Zustände erhalten werden, dafür bürgt mir Ihr edler Charakter und Ihr klarer Blick. Wir vereinigen uns beide gewiß immer in dem innigen Wunsch, daß diese furchtbar ernste Zeit nicht bloß unserem Vaterlande dereinst zum Heil und Segen gereichen, sondern die ganze Menschheit in einen zu ihrer Entwicklung leitenden Bildungsgang führen möge! ... — Daß Ihnen Graf Brandenburg zusagt und Sie ihn ehren und achten, freut mich sehr; auch ich habe ihn immer für einen Ehrenmann gehalten und ihn sehr hoch geachtet."

Nachschrift: „Zur Beseitigung eines scheinbaren Widerspruchs, den Sie etwa zwischen diesem Briefe und meiner früheren Äußerung in betreff einer festen Stellung, welche sich die preußische Regierung hier zu verschaffen suchen sollte, finden möchten, bemerke ich folgendes:

Ich halte mich überzeugt (und habe dazu auch hinreichenden Grund), daß gerade dieser Beweis der treuen und festen Hingebung Preußens für die deutsche Sache und seines engen Anschlusses an die Zentralgewalt ihm die sichersten Waffen zur Geltendmachung der Forderung in die Hand geben würde, daß bei der Gründung des Verfassungswerkes und bei größeren Verwaltungsmaßregeln der preußischen Regierung ein[e] ihrer Macht und ihren äußeren Verhältnissen entsprechende Stellung und Mitwirkung eingeräumt werden möge; daß aber, solange noch das Mißtrauen gegen die Gesinnung der preußischen Regierung und der eifersüchtige Zwiespalt zwischen ihr und der Zentralgewalt besteht, jedes Bestreben der ersteren, sich einen mächtigeren Einfluß auf die deutschen Angelegenheiten zu verschaffen, als ein neuer Beweis der Überhebung und Anmaßung der preußischen Regierung betrachtet und mit feindseliger Gesinnung zurückgewiesen werden würde. Dann möchte es aber auch mit der Stellung der Regierung gegen die eigene Volksvertretung und das aufsätzige (!) Berlin eine sehr ungünstige Wendung nehmen, während gerade die Befestigung dieser Stellung durch den Beistand der Zentralgewalt das nächste und dringendste Ziel des Bestrebens unserer Regierung sein sollte. Ich kann daher die Beachtung meines Vorschlages nicht dringend genug empfehlen und beschwöre Sie, denselben, soweit Sie es vermögen, zu unterstützen. Flottwell." [1])

[1]) Anschauungen, wie sie hier und öfter in den Briefen dieser Tage zum Ausdruck gelangen und im folgenden auch bei Vincke vorausgesetzt werden, bestätigen die von F. Meinecke betonte Tatsache, daß sich „fast alle bedeutenden Preußen in der Versammlung und selbst solche reinen Politiker und Staatsmänner wie Vincke, Schwerin und Flottwell in den Bann der Lehre vom Opfer, das Preußen bringen müsse, ziehen" ließen.

Digitized by Google

32. An Hegel. Frankfurt a. M., 8. Dezember 1848.

„Sie können sich den Eindruck der stärksten Überraschung denken, den die neue Verfassungsurkunde[1]) auf mich hervorbrachte, wenn ich Ihnen sage, daß ich noch den Abend zuvor eine lange Unterredung mit Herrn v. Gagern hatte, in welcher er mir die Ergebnisse seiner Gespräche mit dem Könige, dem Prinzen[2]) und den Notabilitäten der Regierung wie der Nationalversammlung mitteilte und wobei nach seiner Überzeugung die Eventualität einer oktroyierten Verfassung nur die letzte sein könnte, welche man zu erwarten habe. Er war deshalb gestern, als ich ihn wieder sprach, sichtbar bewegt, ja ich glaube, verletzt durch den sich ihm aufdringenden Gedanken, daß man ihn getäuscht und ihm den schon lange vorbereiteten Plan absichtlich verborgen habe.[3]) Ich glaube, daß auch die beiden Reichskommissarien einen ähnlichen Eindruck in sich aufgenommen und in diesem Sinn hierher berichtet haben. In der Sitzung des Parlaments wurde denn auch von seiten der Linken nicht unterlassen, durch Herrn Wesendonk aus Düsseldorf[4]) den dringenden Antrag zu stellen, daß das Königliche Patent für null und nichtig erklärt werden möge, weil in diesem ganzen Verfahren nur ein Generalstreich der Krone, durch welchen die Vereinbarung mit der Nationalversammlung absichtlich vernichtet sei, erkannt werden könne. Der Antrag ist dem betreffenden Ausschuß überwiesen und wird ohne allen Zweifel nur die Tagesordnung zur Folge haben; aber es ist doch jedenfalls ein neuer Anlaß zu widerwärtigen und gehässigen Bemerkungen und zur Störung eines Einverständnisses mit unserer Regierung gegeben worden, dessen wir gerade jetzt sehr bedürfen. Ich will indessen keinen besonderen Wert auf diese Wirkung legen, wenn durch den Entschluß des Königs nur der Zweck der Beruhigung des Landes erreicht wird und die neuen Wahlen ungestört vor sich gehen. Auf mich persönlich hat der Inhalt der Verfassungsurkunde zunächst den Eindruck einer nur von der äußeren Notwendigkeit hervorgerufenen und keineswegs aus innerer Überzeugung und Übereinstimmung mit den eigenen Gesinnungen des Königs entsprungenen Maßregel hervorgebracht, welche deshalb auf der einen Seite das Vertrauen zu der Treue und Wahrhaftigkeit der Regierung nicht stärken, auf der anderen Seite dagegen eine entschiedene Unzufriedenheit mit den zu ausgedehnten und die Kraft der Regierung schwächen-

Auch Flottwell ist bereit, im Interesse der deutschen Sache gewisse Zugeständnisse Preußens in Kauf zu nehmen. Vgl. Meinecke, Weltbürgertum und Nationalstaat, 2. Aufl., München und Berlin 1911, S. 462.

[1]) Die „oktroyierte" Verfassung vom 5. Dezember.

[2]) Dem Prinzen von Preußen.

[3]) Über Gagerns Berliner Aufenthalt vgl. die Aufzeichnungen von Oberstleutnant Fischer bei Anna Caspary, Ludolf Camphausens Leben, Stuttgart 1902, S. 266 ff., Jürgens a. a. O., I, S. 316 ff., und G. Kaufmann in der Allgemeinen Deutschen Biographie, Bd. 49, S. 665. Gagern hatte namentlich am 26. und 27. November mit dem König verhandelt.

[4]) Hugo Wesendonk, Advokat, Abgeordneter für Düsseldorf, Mitglied des Donnersbergs.

Digitized by Google

den Bewilligungen erzeugen wird. Es scheint mir, daß man durch diese Verfassung die Erhaltung des Brandenburgschen Ministeriums viel zu teuer erkauft habe und daß man um einen solchen Preis doch wohl ein ganz anderes und viel mehr Vertrauen erweckendes Ministerium und dadurch zugleich ein viel größeres Maß von Vertrauen im Volke hätte erlangen können. Der erste Teil dieser Verfassung (die sogenannten Grundrechte) enthält eine genaue Abschrift der ersten Redaktion der hier angenommenen; wir haben gestern die zweite Redaktion, welche in mehreren Punkten eine präzisere und die ungemessenen Freiheiten etwas beschränkende Fassung enthält, in der Plenarversammlung beraten und es machte einen wunderbaren Eindruck, als einer der Abgeordneten von der Linken (Giskra)[1]) bei der Abstimmung rief: Ich stimme mit dem König von Preußen für die frühere Fassung! Wir wollen nun aber zunächst den Erfolg abwarten, den die Auflösung der Versammlung haben wird; geht diese ruhig auseinander und bewährt sich die Voraussetzung, daß die anarchische Fraktion derselben sich in der öffentlichen Meinung selbst vernichte und daß ihre Anhänger sich um ihren Einfluß auf das Volk gebracht haben, so will auch ich gern wieder Hoffnung zu einem glücklichen Erfolg fassen, welche jetzt noch etwas schwach ist, weil ich mir von einem notgedrungenen und von einem unfähigen Ministerium zu rechtfertigenden Entschluß, dem man kein volles Vertrauen schenken darf, auch keinen günstigen Erfolg verspreche. Der Schutzgeist unseres Vaterlandes hat ja aber schon so oft und in den gefahrdrohendsten Augenblicken über uns gewaltet, und ihm will ich daher auch gern in dieser gewaltigen Krisis, welche über unsere ganze Zukunft, über Thron und Volk entscheiden soll, vertrauen.

Auch unsere Nationalversammlung und das Ministerium nähert sich, in Beziehung auf Österreich, mit Rücksicht auf das Programm des neuen Ministeriums einem sehr entscheidenden Moment, indem, wenn man hier auf die § 2 und 3 des Verfassungsentwurfs[2]) (das Reich) mit Hartnäckigkeit beharrt (!), eine gänzliche Trennung Österreichs von Deutschland zu befürchten ist. Schmerling will deshalb sein Ministerium niederlegen, weil er als Österreicher es gerade in einem so kritischen Verhältnis, welches ihn mit seinem persönlichen Nationalgefühl in einen unversöhnlichen Konflikt setzen kann, nicht führen zu dürfen glaubt, und es ist daher stark die Rede davon, daß Herr v. Gagern an die

[1]) Karl Giskra, 1820—1879, Professor der Staatswissenschaften in Wien, Abgeordneter für Mährisch-Trübau, Mitglied des Württemberger Hofes.

[2]) Sie lauten nach dem Beschluß vom 27. Oktober: § 2. Kein Teil des deutschen Reiches darf mit nichtdeutschen Ländern zu einem Staate vereinigt werden. § 3. Hat ein deutsches Land mit einem nichtdeutschen Lande dasselbe Staatsoberhaupt, so ist das Verhältnis zwischen beiden Ländern nach den Grundsätzen der reinen Personalunion zu ordnen. — Dieses Programm stand in unlösbarem Gegensatz zu den Erklärungen, mit denen das neue österreichische Ministerium Schwarzenberg-Stadion vom 22. November hervorgetreten war und die die deutsche Frage bis zur inneren Erstarkung und Reform Österreichs und der deutschen Staaten vertagen wollte (Programm von Kremsier vom 27. November).

Digitized by Google

Spitze eines neuen Reichsministeriums treten soll, bei dessen Bildung die bisherigen Mitglieder, mit Ausschluß von Schmerling, wieder eintreten würden. So ungern wir Gagern von dem Präsidium der Versammlung scheiden sehen, so wird es doch wohl dahin kommen, weil gerade auch für das Ministerium kein passenderer Chef aufzufinden sein dürfte als er. In seine Stelle als Präsident der Reichsversammlung dürfte dann vielleicht W. Beseler[1]) aus Schleswig treten, der jetzt schon zum zweiten Vizepräsidenten gewählt ist, aber noch keine Gelegenheit gehabt hat, sein Präsidententalent zu entwickeln. — Mit dem Verfassungswerk schreiten wir übrigens sehr rasch vor und können nun wohl absehen, daß es bis zu dem Punkte der Organisation und Wahl der höchsten Gewalt binnen sechs Wochen fertig sein werde. — Dann aber möchte auch ich sehr gern wieder in einen amtlichen Wirkungskreis treten und lege es Ihnen ... ans Herz, dieses Ziel nicht aus den Augen zu verlieren. Ich fürchte nur, daß Herr v. Manteuffel sich das Oberpräsidium von Pommern zum Rückzugspunkte ausersehen haben und daß also auch diese Aussicht sich mir abermals verschließen werde ..."

33. An Hegel. Frankfurt a. M., 16. Dezember 1848.

„Es haben in diesen Tagen sehr interessante und vielleicht sehr erfolgreiche Verhandlungen im Ministerkonseil und in einzelnen Fraktionen der Versammlung — zum Teil auch auf Einladung der Minister mit ihnen — stattgefunden, zu welchen das Programm des österreichischen Kabinetts in betreff des Anschlusses Österreichs an Deutschland Veranlassung gegeben hat. Es war zu erwarten, daß die sehr unüberlegten Beschlüsse der Reichsversammlung hinsichts der § 2 und 3 des Verfassungsentwurfs über den Umfang und den Inbegriff des Reichs sehr unangenehme Erörterungen im österreichischen Reichstage und im dortigen Kabinett hervorrufen werde (!), weil dadurch dem letzteren in einem sehr ungeeigneten Zeitpunkt der Zwang auferlegt wurde, sich über die Stellung Österreichs zu Deutschland und zu seinen nichtdeutschen Landesteilen zu äußern und sich, wenn es mit den letzteren nicht in eine bloße Personalunion (ein ganz widersinniges Verhältnis!) zu treten entschlossen sei, von Deutschland ganz loszusagen. Eine hierauf Bezug habende, noch heftiger anregende Interpellation eines Abgeordneten (Roemer aus Stuttgard)[2]) legte dem Ministerium die unabweisliche Pflicht auf, den Gegenstand in seinem ganzen Umfange aufzunehmen und die Frage geradehin zur Entscheidung zu bringen, ob und in welchem Sinne mit dem österreichischen Kabinett Unterhandlungen angeknüpft werden sollen und welches Bundesverhältnis zwischen Österreich und Deutschland für das allein zulässige zu erachten und festzustellen sei? Bevor jedoch diese hochwichtige Frage in die Reichsversammlung gebracht werden sollte; hielt das Ministerium es für angemessen, mit einigen Mitgliedern der verschiedenen

[1]) Wilh. Beseler, 1809—1884, Advokat, Führer der schleswig-holsteinischen Bewegung, Bruder von Georg Beseler, gehörte der Versammlung ohne bestimmte Parteizugehörigkeit an. An Gagerns Stelle trat Simson.

[2]) Staatsrat Friedrich Roemer, parteilos.

Digitized by Google

Fraktionen der Versammlung (mit Ausschluß derjenigen, welche sich zur Linken bekennen) darüber in Beratung zu treten. In dieser Versammlung, zu welcher auch ich gehörte, erklärte nun zuvörderst Herr v. Schmerling, daß, man möge sich nun entschließen, wie man wolle, ihm sein nationaler Standpunkt nicht gestatte, ferner in dem Ministerium zu bleiben und in einen Konflikt mit seiner Landesregierung zu treten, welcher die wichtigsten Interessen seiner politischen Existenz betreffe und nach aller Wahrscheinlichkeit zu einem gänzlichen Ausscheiden Österreichs aus dem deutschen Bundesstaat führen, also auch den Austritt aller österreichischen Abgeordneten aus der Reichsversammlung zur Folge haben werde; er wünscht daher, daß man an einen Nachfolger denken möge, wobei dann von einer anderen Seite Gagern als künftiger Präsident des Konseils und Minister des Innern bezeichnet wurde. In der Versammlung kam es, wie gewöhnlich, zwar zu keiner Vereinigung über die Hauptsache; indessen konnte man doch annehmen, daß die Mehrzahl sich für eine Verhandlung mit Österreich und eventuell für Gagerns Eintritt in das Ministerium entschieden habe. Der letztere erklärte sich dazu bereit, jedoch nur unter der Bedingung, daß die Majorität der Reichsversammlung sich für die Annahme seines bei der Beratung über den Verfassungsentwurf vorgetragenen, aber wegen Mangels an hinreichender Unterstützung von ihm zurückgezogenen Antrags entscheide, wonach Österreich in seiner Totalität als selbständiger Staat außerhalb Deutschlands bestehen bleiben, mit dem Deutschen Reiche aber in eine feste und alle Verhältnisse umfassende staats- und völkerrechtliche (staatenbündische) Verbindung treten solle, ohne aber an der Verfassung des Deutschen Reiches einen unmittelbaren Anteil zu nehmen; daß dagegen die bisher zum Deutschen Bunde gehörig gewesenen Provinzen Österreichs auch in den engeren Bundesstaat des Deutschen Reichs eintreten und in dieser Beschränkung auch einen integrierenden Teil desselben bilden und also auch an den Rechten und Pflichten der neuen Verfassung partizipieren sollen.[1]) Diesen Antrag wolle Herr v. Gagern zu seinem Programm machen und in Übereinstimmung mit seinen übrigen Kollegen dasselbe der Reichsversammlung vorlegen.[2]) Eine spätere (viel kleinere) Versammlung preußischer Abgeordneter aus den verschiedenen Fraktionen mit Ausschluß der Linken, worin besonders die Frage verhandelt werden sollte, was man unter solchen Umständen und da der Austritt Österreichs aus dem Bundesstaat mit Sicherheit zu erwarten sei, für die künftige Stellung Preußens zu tun beschließe, hatte auch keinen rechten Erfolg, indem die verschiedenen Fraktionen, nach den Äußerungen ihrer Repräsentanten, sehr divergierende Ansichten sowohl über die österreichische Frage als über die Organisation des künftigen Reichsoberhauptes hegen und es sich daher noch nicht übersehen lasse, ob die Idee eines monarchischen Oberhauptes oder nicht vielmehr

[1]) Die Stellung Österreichs zu Deutschland sollte demnach also nur eine völkerrechtliche sein.

[2]) Gagern war mit seinem Programm zuerst im Oktober hervorgetreten.

Digitized by Google

die einer kollektiven Reichsgewalt den meisten Anklang finden werde. Heute erklärt nun Herr v. Gagern in der Reichsversammlung, nachdem der Reichsverweser das Ausscheiden des Herrn v. Schmerling und seines Unterstaatssekretärs v. Würth[1]) schriftlich angezeigt hatte, daß er zwar der Aufforderung des Reichsverwesers, in das Ministerium zu treten, genügt und sein Amt als Präsident der Reichsversammlung bereits abgegeben habe, daß er jedoch sich und dem Gesamtministerium die erforderlichen Erklärungen über die österreichische Frage und namentlich über die Roemersche Interpellation zum nächsten Montage noch vorbehalten müsse.

So steht nun heute diese für die ganze Zukunft Deutschlands und Preußens so hochwichtige Angelegenheit; sie wird, da das Projekt von Gagern, selbst wenn es in der Versammlung (was ich kaum glaube) eine bedeutende Majorität finden sollte, von dem österreichischen Kabinett und Reichstage ganz gewiß nicht angenommen werden und Österreich sich also von Deutschland, wenigstens politisch, wenn auch nicht in seinen kommerziellen und übrigen materiellen Interessen, scheiden wird, entweder zur gänzlichen Scheiterung der Vereinigung Deutschlands, also zu einem sehr unglücklichen und verworrenen Ausgange führen oder zur Erhebung Preußens als monarchisches Oberhaupt Deutschlands. — Der letzteren Eventualität stehen aber, wie ich heute auf sehr zuverlässigem Wege erfahren, sehr erhebliche Widersprüche seitens einiger Staaten, namentlich des bayrischen und des hannoverschen, entgegen; in Bayern tritt teils eine alte, in den Zollvereinsverhältnissen begründete Abneigung, teils ein konfessioneller Widerwille entgegen, in Hannover herrscht eine sehr unwürdige Jalousie und außerdem auch die Abneigung gegen den Zollverein vor, und ich sehe also nicht ab, wie die Sache sich gestalten werde, wenn nicht zwischen den Regierungen Preußens, Bayerns, Hannovers, Württembergs und Sachsens schleunigst eine Übereinkunft getroffen wird, nach welcher dieselben gemeinschaftlich der Zentralgewalt erklären, daß man sich durch die Reichsversammlung eine bestimmte Form für die künftige Reichsgewalt weder in Beziehung auf die Organisation noch in Beziehung auf die Wahl des Oberhauptes selbst aufdringen lassen werde und daß man sich demnach dahin geeinigt habe, daß zwischen diesen Regierungen eine Verabredung über die Form und die Wahl des Oberhauptes stattfinden werde, sobald die Verfassung beendigt und mit den Regierungen vereinbart sein werde.[2]) Ich sollte denken, daß dabei doch kein anderer Beschluß zustande kommen werde, als Preußen zum monarchischen Oberhaupt zu wählen und ihm einen aus den Gesandten der übrigen Mächte gebildeten Reichsrat, in welchem die anderen Könige, und zunächst Bayern, den Vorsitz zu führen haben, zur Seite zu stellen.

---

[1]) Joseph v. Würth, Schmerlings rechte Hand, Mitglied des Kasinos, Unterstaatssekretär im Ministerium des Innern.

[2]) Verhandlungen Preußens mit den süddeutschen Staaten fanden in der Tat statt; vgl. über sie und ihr Scheitern: F. Rachfahl, Die deutsche Politik Friedrich Wilhelms IV. im Winter 1848/49. München und Leipzig 1919, S. 18 ff.

Digitized by Google

Ich gebe Ihnen diese Ansicht hier und stelle Ihnen anheim, welchen Gebrauch Sie von derselben machen wollen; wir haben aber keine Zeit zu verlieren und die Vereinigung muß bald stattfinden, wenn nicht eine gänzliche Auflösung der Reichsversammlung, welche von der demokratischen Seite aufs stärkste angestrebt wird, und mit derselben ein unheilvoller Zustand eintreten soll. Wenn die Wahl des Präsidenten der französischen Republik, wie leider zu erwarten ist, auf Louis Bonaparte fällt, so haben wir den Krieg vor der Tür, und dieser findet dann ein zerrissenes Deutschland ohne Macht und Stärke, weil ihm die Einigkeit fehlt, und das Jahr 1849 kann dann sehr leicht die rote Republik erzeugen! — Die Gefahr ist groß und nahe; möge dies wohl beherzigt werden. —

Schreiben Sie mir bald, wie man dort die Sache ansieht, damit ich hier für die eine oder die andere Richtung zu wirken vermag...

Ach, wie sehne ich mich nach einem anderen Wirkungskreise!"

34. An Hegel. Frankfurt a. M., 23. Dezember 1848.

Vertrauliche Mitteilung eines am 22. eingegangenen Schreiben Manteuffels über die Vertretung des Oberpräsidenten in Westfalen und der von Flottwell erteilten Antwort. Bitte, den ferneren Gang der Sache „womöglich dahin zu leiten, daß mir ein genügender und mich beruhigender Bescheid zuteil werde. Möge dieser nun dahin ausfallen, daß gegen den Wiedereintritt in Münster nichts zu erinnern, oder daß über mich bereits eine andere Disposition getroffen sei, welche ich hier abwarten möge: so muß ich doch endlich erfahren, woran ich bin und was ich zu erwarten habe. Ich habe mich deshalb verpflichtet gehalten, meine Bereitwilligkeit, nach Münster zurückzukehren, auszusprechen, wiewohl mich, wie ich im Vertrauen bekenne, gerade meine Neigung nicht dorthin zieht; aber ich werde mich auch dort wieder einheimisch machen, wenn ich nur weiß, daß ich auf eine andere Bestimmung zu rechnen nicht habe. Wenden Sie aber vor allen Dingen die Anstellung eines katholischen Stellvertreters ab, denn sonst muß ich doch auf die Fortsetzung meiner dortigen Wirksamkeit Verzicht leisten; aber auch davon abgesehen, würde ich einen solchen Beschluß für höchst bedenklich, ja für die Autorität der Regierung gefährlich erachten."

Mitteilung, daß Flottwell zwei Schreiben Hegels durch Simson empfangen und sich mit Simson über die Berliner Verhältnisse unterhalten hat. „Wir stehen an einem Scheidewege, und die nächsten Wochen werden über die Geschicke Deutschlands und Preußens entscheiden. Unser Vaterland wird dabei allerdings keine Gefahr laufen, wenn die Wahlen zur bevorstehenden Versammlung nur einigermaßen konservativ ausfallen, und daran glaube ich auch nicht zweifeln zu dürfen. Erfolgt dann eine feste Vereinigung zwischen der Regierung und dem Volke, dann können wir getrost jeder Entwicklung der deutschen Verhältnisse entgegensehen."

Herzliches Lebewohl und Nachricht, daß sich Elisens Befinden nicht gebessert hat und daher ein trauriges Weihnachtsfest bevorsteht.

Digitized by Google

„Welche sonderbare Nachricht bringt die Kölnische Zeitung aus einem Berliner Korrespondenzartikel vom 18. d. M. wegen eines Ministerwechsels; Herr v. Vincke oder Herr v. Bodelschwingh! Das jetzige Ministerium soll ganz zurückgetreten sein.[1]) Daß Bonin das Finanzministerium nicht angenommen hat, scheint wohl ganz festzustehen.“[2])

35. An Hegel. Frankfurt a. M., 30. Dezember 1848.

„Sie haben ... durch Ihre Zeilen vom 28. ... noch vor dem Schluß des verhängnisvollen und alle Verhältnisse so tief erschütternden Jahres einen freundlichen Sonnenstrahl in mein umwölktes Dasein geleitet und dadurch meinen Blick in den neuen Jahreslauf erheitert. Nehmen Sie dafür meinen herzlichen und warm empfundenen Dank und zugleich den ebenso innigen Wunsch, daß es in dem neuen Jahre Ihnen nie an Stoff und Anlaß fehlen möge, Gutes zu tun und anderen Freude zu bereiten; ich wenigstens habe in meiner Wirksamkeit darin immer die Würze des Lebens gefunden.

Ich werde nunmehr alles Weitere ruhig abwarten und die Anfrage des Ministeriums nach unseren ganz übereinstimmenden Ansichten beantworten. Eine Versetzung nach Stettin wird mir jedenfalls sehr willkommen sein, wogegen die Rückkehr nach Münster mir zwar als eine Verpflichtung erscheint, der ich mich jedoch nicht mit Freudigkeit zu fügen imstande sein würde.

Vincke ist seit vier Tagen nach Berlin gereist; ich vermute, daß der König ihn gerufen hat, um seine Meinung und Ansicht über die Stellung Preußens zu der österreichischen und zu der sich daran knüpfenden Reichsoberhauptfrage zu erfahren, und da hat sich der König auch in der Tat an keinen besseren Ratgeber wenden können. Dieser Punkt ist in unserer Partei, deren Haupt Vincke ist, so gründlich durchsprochen, und Vincke hat sich namentlich mit einer Klarheit und Entschiedenheit darüber geäußert, wie ich ihn noch nicht habe sprechen hören, so daß ich mich nicht enthalten konnte, ihm meine volle Zustimmung noch ganz besonders zu äußern, was sonst nicht meine Sache ist. Ich wünsche nur, daß der König ihn nicht bloß höre, sondern auch nach gefaßtem Entschluß rasch und entschieden handle; denn es ist dringend notwendig, daß gerade in dieser Krisis Preußen ebenso offen als bestimmt seine Auffassung des deutschen Bundesstaates und seiner Regierung zu erkennen gebe und dadurch die anderen Staaten (von denen ihm vielleicht nur Bayern und auch dieses nur auf kurze Zeit abwendig sein dürfte) zu gleichen Erklärungen nötige, damit diesem Provisorium ein Ende gemacht werde, dessen Stellung zur Nationalversammlung immer peinlicher und bedenklicher wird. Österreich kann und wird nur vermöge einer besonderen Union dem weiteren Umfang des Deutschen Reichs

[1]) Die Nachricht war irrtümlich, vgl. Brief Nr. 30.

[2]) Die Verhandlungen mit Gustav v. Bonin, der wieder das Oberpräsidium von Sachsen übernommen hatte, führten nach Manteuffels Angaben vor allem deshalb zu keinem Ergebnis, „weil man höchsten Orts den Wiedereintritt des Herrn v. Bonin nicht recht wünscht“. Manteuffel an Zeschau, 4. Februar, bei Poschinger a. a. O., S. 74.

Digitized by Google

als treuer Bundesgenosse zutreten und Preußen als Oberhaupt des Reichs oder engeren Bundesstaates die Regierung übernehmen; anders kann und wird sich diese Frage nicht gestalten, aber man muß ihre Entscheidung nicht länger hinausschieben. Ich rechne dabei darauf, daß selbst zwischen Preußen und Österreich darüber bereits ein Einverständnis eingeleitet oder zustande gekommen ist; denn wenn das letztere sein Interesse richtig erkennt und zu wahren entschlossen ist, so kann ihm nichts erwünschter als ein solcher Anschluß und ein Bundesgenosse wie Preußen sein.

Gott schenke Euch ein heiteres Neujahrsfest; wir werden es zwar nicht heiter, aber doch mit Gottes Hilfe auch nicht hoffnungslos, sondern in Vertrauen und Liebe begehen! —

Mit Elisen ist's beim alten, ich habe noch einen zweiten Arzt (den Dr. Loewe aus Calbe,[1]) einen geistreichen und glücklichen Arzt, sonst Mitglied der Linken, aber eines der besten) zugezogen ..."

36. An Hegel. Frankfurt a. M., 5. Januar 1849.

„Damit Sie ... in fortdauernder Kenntnis von meinen Verhandlungen mit dem Ministerium rücksichtlich meiner ferneren Bestimmung bleiben, eile ich, Ihnen ... das vorgestern eingegangene (ganz einseitige und mich keineswegs zufriedenstellende) Schreiben des Herrn v. Manteuffel und die hierauf von mir dem Staatsministerium unter Adresse des Grafen Brandenburg eingereichte Erklärung, mit deren Inhalt und Fassung Sie und Skalley ohne Zweifel einverstanden sein werden, mit[zuteilen]. Tun Sie nun das Ihrige, um durch Herrn Kuehnes[2]) Mitwirkung (dem ich mich angelegentlichst und freundschaftlichst zu empfehlen bitte) die Sache in die gehörigen Wege zu leiten und insbesondere jede Disposition über die Verwaltung der Münsterschen Stelle vor der anderweiten Bestimmung über mich zu verhüten. Ich habe mich, wie Sie gewiß billigen werden, auch auf Grund des Artikel 83 der neuen preußischen Verfassungsurkunde[3]) gegen jede nachteilige Anordnung in Beziehung auf mein bisheriges Amt verwahren zu müssen geglaubt.

Gestern haben wir wieder einmal eine sehr unangenehme Sitzung (von 9 Uhr morgens bis 8 Uhr abends) in betreff des Wesendonkschen Antrags, die Kabinettsorder vom 5. vorigen Monats und die neue Verfassung für Preußen für null und nichtig zu erklären, ausstehen müssen. Wir aber glaubten, daß dieser in allen Beziehungen ganz unsinnige und erfolglose Antrag dem Gutachten der Kommission zufolge ohne erhebliche Diskussion nur die Tagesordnung zur

---

[1]) Wilhelm Loewe, Abgeordneter für Calbe, Führer der kleinen Fraktion des Nürnberger Hofes.

[2]) Ludwig Kuehne verwaltete vom 18. November 1848 bis 23. Februar 1849 kommissarisch das Finanzministerium.

[3]) Dieser Artikel setzt die Immunität der Abgeordneten fest und bestimmt ausdrücklich, daß sie weder für ihre Abstimmungen noch geäußerten Meinungen zur Rechenschaft gezogen werden dürfen.

Digitized by Google

Folge haben werde,[1]) und es hatte sich daher auch Vincke nur so spät erst als Redner für den Kommissionsbericht einschreiben lassen, daß er gar nicht mehr zu Worte kam. Die in der letzten Zeit stattgefundenen gerichtlichen Verfolgungen mehrerer Abgeordneten zu der letzten preußischen Nationalversammlung (insbesondere die sehr auffallende Arretierung des Temme in Münster) hatten aber eine so unangenehme Situation in einem großen Teil der Versammlung, vornehmlich auf der linken Seite, hervorgerufen, daß mehrere Redner mit Anträgen auf eine sehr boshaft motivierte Tagesordnung auftraten und dadurch eine lebhafte Diskussion erregten, welche eine mit Namensaufruf verbundene Abstimmung über sieben Anträge (mit Einschluß des Kommissionsantrags) zur Folge hatte. Diese währte beinahe vier Stunden und hatte den unerwarteten, aber sehr erwünschten Erfolg, daß sämtliche Anträge keine Majorität erhielten und mithin abgeworfen wurden. Es wurde demnach am Ende beschlossen, die ganze Sache auf sich beruhen zu lassen, also mit anderen Worten, zur einfachen Tagesordnung überzugehen. Unter den Rednern der linken Seite zeichnete sich besonders Heinrich Simon aus Breslau aus, welcher mit einer so boshaften als scharfsinnigen Dialektik der preußischen Regierung und namentlich dem jetzigen Ministerium eine Menge der härtesten und ungerechtesten Vorwürfe zur Last legte und am Ende selbst diejenigen Gerichtshöfe (insbesondere Obertribunal), welche sich gegen ihre Präsidenten und Mitglieder, deren Teilnahme an dem Steuerverweigerungsbeschluß und an dessen weiteren Verbreitung bekannt geworden war, tadelnd geäußert haben, mit dem Vorwurf einer schmachvollen Servilität belegte. Diese Rede, deren Verbreitung in unzähligen Exemplaren die linke Seite natürlich gleich veranstaltet hat, wird gewiß einen sehr unangenehmen Einfluß auf die öffentliche Stimmung in Preußen und namentlich auch auf die Wahlen ausüben.[2]) Ich setze Sie davon in Kenntnis mit dem dringenden Wunsch, daß durch einen amtlichen Artikel in den öffentlichen Blättern der ungünstige Schein, welchen jene Verfolgungen usw. auf die Regierung werfen, auf das entschiedenste von ihr möge abgewendet werden, was auch wohl sehr leicht geschehen kann, da, wie ich voraussetzen darf, das von den Gerichten eingeleitete Strafverfahren gewiß nicht von der Regierung provoziert, sondern nur von dem Staatsanwalt allein und in einzelnen Fällen vielleicht auch nur von den betreffenden Gerichten von Amts wegen eröffnet worden ist. Ich habe aus Münster noch keine nähere Mitteilung über die Gründe erhalten, durch welche sogar die Verhaftung des Temme veranlaßt worden ist, und muß die letztere selbst für sehr bedenklich erachten, wenn nicht sehr evidente Tatsachen vorliegen sollten, welche den Temme des Verbrechens des Hochverrats zeihen.[3]) Die heute eingegangene Vossische Zeitung hat einen

[1]) Der Antrag auf Übergang zur Tagesordnung fiel mit 202 gegen 230 Stimmen.

[2]) Diese Rede auch bei J. Jacoby: Heinr. Simon, II, Berlin 1865, S. 54 ff. — Das Amendement Simons wurde mit 236 gegen 158 Stimmen verworfen.

[3]) Oberlandesgerichtsdirektor Jodokus Temme, 1798—1881. Er wurde im Januar 1849 für Neuß in die Nationalversammlung gewählt, nach seiner Rückkehr in Münster

Digitized by Google

leitenden Artikel über diesen Gegenstand begonnen, der zwar in einem ganz guten Sinne abgefaßt ist, aber doch bis jetzt noch derjenigen Tatsachen ermangelt, durch welche jenes Verfahren im allgemeinen gerechtfertigt wird; ich hoffe, die Fortsetzung wird dieselben bringen.

Montag wird die Diskussion über die österreichische Frage beginnen und dieser dann wohl die Beratung über den Schluß der Verfassung (das Reichsoberhaupt) folgen. Zu dem Antrage auf die Erblichkeit der Kaiserwürde hat sich der Ausschuß nicht vereinigen können, und es bleibt daher die sehr kritische Frage über die Form der Ernennung (Wahl, Turnus usw.) jedenfalls offen! — Nun, Gott leite alles zum besten! Mein Vertrauen und meine Hoffnung ist nur auf ihn gerichtet; von der Einsicht und dem guten Willen der Beratenden und Beschließenden darf ich leider nicht viel erwarten."

Nachricht, daß es mit Elise noch immer auf dem alten Wege weitergeht und Flottwell zu fürchten anfängt, daß der seiner Familie so ungünstige Januar auch dieses Opfer fordern werde ... „Nirgends eine erheiternde Aussicht; nur aus uns selbst dürfen wir Trost und Mut schöpfen. — "

37. An Hegel. Frankfurt a. M., 16. Februar 1849.

„Eine doppelte Wahl (zu Meseritz und Bromberg), also ein zwiefaches Band alten Vertrauens gerade aus dem posenschen Lande, hat mich nach Berlin berufen, und ich werde ihm also unbedingt folgen. Freilich ist's jetzt, gerade jetzt für die preußischen Abgeordneten peinlich, Frankfurt zu verlassen; aber das Wahlgesetz (eines der wichtigsten) bringen wir noch vor der Abreise durch, und bevor die Oberhauptfrage in die Versammlung kommt, können wir noch nach Eröffnung der Berliner Kammer auf einige Zeit hierher zurückkehren; die (sic!) Eröffnung und dem, was sich daran knüpft, dem Adreßentwurf, wollen wir doch beiwohnen, und es dürfen also wohl nur ein paar Mitglieder der Ersten Kammer (Dahlmann und Scheller), welche zugleich Mitglieder des Verfassungsausschusses sind, hier zurückbleiben, um bei der zweiten Lesung des Verfassungsentwurfs in dem Ausschuß (wo ein paar Stimmen von großer Bedeutung sind) nicht zu fehlen. Zu einer Vertagung der Berliner Versammlung können wir aber nicht raten, sie könnte wieder viel Mißtrauen und Mißstimmung hervorrufen, und diese dürfen wir doch nicht ohne Not erzeugen.

Wir werden uns so einrichten, um Sonntags den 25. mit dem Mittagszuge von Merseburg ... in Berlin einzutreffen, damit ich noch an dem nämlichen Tage mich bei Herrn v. Manteuffel und Graf Brandenburg melden kann."

Es folgt die Bitte, für Quartier sorgen zu wollen.

„Wenn ich an Euch, die Kinder und die gute Mutter H.[egel] denke, geht mir das Herz aus Freude über! — Was liegt in dieser Zeit, welche uns getrennt hat, hinter uns und wieviel werden wir vielleicht noch miteinander zu tragen

---

von neuem verhaftet, von den Geschworenen jedoch nach neunmonatiger Untersuchungshaft freigesprochen.

Digitized by Google

haben! Aber wir wollen den höheren Beistand, der uns nicht fehlen darf, zu verdienen suchen!

Nun Gott befohlen! Grüßen Sie Theodor und alle Freunde! Euch aber schließt in seine Arme Euer Vater."

Experimentalphonetik und Sprachwissenschaft

Von

Prof. Dr. G. Panconcelli-Galzia, Universität Hamburg

Daß die experimentelle Phonetik die Wissenschaft von der Stimme und den Lauten ist, weiß heute mehr oder weniger jeder Gebildete.

Daß wir Stimme und Laute nicht mehr wie früher mit so groben subjektiven Mitteln, wie z. B. dem Gehör, untersuchen, sondern daß wir die Atembewegungen mit den Pneumographen auf das berußte Papier des Kymographions aufschreiben, die Tätigkeit der Stimmbänder photographieren, ja kinematographieren, die Bewegungen des Kehlkopfes, der Zunge, des weichen Gaumens usw. am Röntgenschirm verfolgen, daß wir imstande sind, bis 15 000 Doppelschwingungen in der Sekunde zu fixieren und so die Klangfarbe einwandfrei festzustellen, daß Phonograph und Grammophon von uns nicht allein abgehört, sondern auch mikroskopiert werden, das alles ist auch heute mehr oder weniger jedem bekannt, den sein Beruf auf phonetische Literatur hinweist.

Es ist auf diesem Wege gelungen, zahlreiche vom Standpunkte der reinen phonetischen Erkenntnis aus interessante Tatsachen festzustellen.[1]) Hiermit haben wir Theoretiker unserer Aufgabe genügt; dem Nichtphonetiker aber ist erst dann gedient, wenn diese Ergebnisse für ihn nützlich gemacht werden.

Wir haben schon lange bewiesen, daß die Ergebnisse der reinen phonetischen Forschung zahlreiche Anwendung finden, und zwar in der Psychologie, in der Sprachwissenschaft und Philologie sowie in der Pathologie einerseits, und andererseits auch in der Praxis, wie z. B. in der Stimmbildung, in der Behandlung von Sprachfehlern, im Taubstummen- und Schwerhörigenunterricht usw. Es wird für weitere Kreise der Gebildeten von Interesse sein, etwas Näheres zu erfahren, inwieweit die experimentelle Phonetik in der Sprachwissenschaft und Philologie Anwendung findet. Läßt doch dieses Gebiet besser als jedes andere den hohen Wert der Experimentalphonetik erkennen, denn Gegenstand der Sprachwissenschaft und Philologie ist nicht allein die Gegenwart, sondern auch die Vergangenheit.

---

[1]) Vgl. z. B. hierüber das Bändchen „Experimentalphonetik" der Sammlung Göschen.

Digitized by Google

Der Sprachwissenschaftler ebenso wie der Philologe streben hauptsächlich danach, festzustellen, wie und auf welchen Wegen sich die Laute überhaupt oder in einer bestimmten Sprache entwickelt und geändert haben, um den heutigen Stand zu erreichen, die heutige Form anzunehmen. Es ist also eine vorwiegend entwicklungsgeschichtliche Aufgabe.

An dieser Stelle wird mir der kritische Leser entgegenhalten: „Daß Sie den Sprachwissenschaftlern und Philologen nützlich, sogar sehr nützlich sein können, wenn es sich darum handelt, in lebenden Sprachen phonetische Erscheinungen zu untersuchen, das verstehe ich. Es sind doch vorhandene, greifbare Tatsachen, die selbstverständlich besser mit Apparaten und Instrumenten als wie bisher subjektiv untersucht werden können. Aber wie wollen Sie dem Sprachwissenschaftler oder dem Philologen helfen bei entwicklungsgeschichtlichen Fragen? Das sind Erscheinungen, die Jahrhunderte, ja sogar Jahrtausende zurückliegen; Sie können doch nicht die Leute ausgraben und durch Zaubermittel ins Leben zurückrufen, um sie grammophonisch aufzunehmen oder vor den Röntgenschirm zu stellen? Aber vielleicht wollen Sie nicht den jetzigen Sprachwissenschaftlern und Philologen, sondern eher den zukünftigen Generationen helfen, indem Sie heute alle möglichen Sprachen aufnehmen und untersuchen und die Ausmessungen sowie Bearbeitungen in Staatsarchiven aufbewahren? Im Jahre 3000 werden dann die Philologen diese Materialien bearbeiten... Ja, anders kann ich mir die Aufgabe nicht vorstellen, denn, wie gesagt, was tot ist, läßt sich nicht mehr herbeizaubern!"

Der kritische Leser mag sich beruhigen. Zum Teil hat er das Richtige getroffen, denn wir arbeiten tatsächlich auch für die Zukunft, und zwar in seinem Sinne. Aber andererseits irrt er sich bei der Annahme, daß wir den heutigen Sprachwissenschaftlern oder Philologen bei der Erforschung von Erscheinungen, die „Jahrhunderte, ja sogar Jahrtausende" zurückliegen, nicht helfen können. Es geht besser, als man glaubt, allerdings ohne Zaubermittel, in nüchterner, dafür aber zuverlässiger Weise...

Ich gebe zur Beantwortung folgende Erklärungen:

Die Paläontologie, die Geologie, die Phylogenie und Ontogenie, sowie zahlreiche andere Wissenschaften behandeln ihren Stoff, indem sie sich, grundsätzlich betrachtet, auf heutige Erscheinungen stützen, um Vorgänge, die vor unendlicher Zeit erfolgt sind, zu untersuchen, zu rekonstruieren, zu erklären. Kurz gesagt: die Gegenwart liefert ihnen den Schlüssel zum Verständnis der Vergangenheit.

Ähnlich liegen die Verhältnisse in unserem Falle. Haben wir vielleicht Veranlassung, anzunehmen, daß die Menschen vor Jahrtausenden ihre Lungen, ihren Kehlkopf, ihren Mund phonetisch völlig anders gebraucht haben als die heutigen Menschen? Nein! Um Licht in die Vergangenheit zu werfen, wollen wir also auch die Gegenwart benutzen.

Das geschieht in zweierlei Weise: durch die Beobachtung und durch das Experiment.

Digitized by Google

Erstens durch die Beobachtung. Wir benutzen die Apparatur der Experimentalphonetik, um die phonetischen Erscheinungen aller möglichen Sprachen zu untersuchen. Wenn wir bei dieser Arbeit mit offenen Augen vorgehen, werden wir finden, daß viele Erscheinungen, die von dem Sprachwissenschaftler und Philologen als Jahrhunderte oder Jahrtausende alt bezeichnet werden, heute noch eintreten, sich heute noch wiederholen. Bei solchen Beobachtungen muß man sich aber, wie schon Bacon warnt, vor einer sterilen, zwecklosen Arbeit hüten; man darf nicht, um weiter mit Bacon zu sprechen, wie die Ameise regellos allerlei sammeln, sondern man muß nach Tatsachen suchen, die besonders wertvoll und geeignet sind (praerogativae instantiarum). Derartige Tatsachen liefern uns die afrikanischen Sprachen in bedeutend größerer Fülle als alle übrigen Sprachen. Man lese die in der Hinsicht zwingenden Beweise, die Professor Meinhof, der bekannte Afrikanist der Universität Hamburg, in seinem lichtvollen Buch „Die moderne Sprachforschung in Afrika", Berlin 1910, gebracht hat. Sämtliche phonetische Faktoren: Farbe, Höhe, Stärke, Dauer spielen in diesen Sprachen abwechselnd die Hauptrolle, und wir stehen vor Erscheinungen, die uns Europäer in Erstaunen setzen, vorausgesetzt ... daß sie von uns wegen ihrer Neuheit nicht unbeachtet bleiben.

Wir haben in der Schule gelernt, daß φεύγω „fliehen", das perf. nicht φέφευγα, sondern πέφευγα bildet, weiter daß die „begnadigte" nicht χεχαρισμένη, sondern κεχαρισμένη heißt. Mit anderen Worten dürfen im Altgriechischen nicht zwei Aspiraten (φ bezw. χ) aufeinanderfolgen. Im Nyamwezi (Ostafrika) finden wir heute noch einen ähnlichen Vorgang, denn anstatt -thathu sagt man -dathu, statt -phitha sagt man -bitha und statt ithikha sagt man idikha. Also das Nyamwezi ist noch weiter gegangen als das Griechische, indem es den ersten Laut nicht nur unaspiriert, sondern stimmhaft sprechen läßt. Dadurch ist die Dissimilation noch vollständiger geworden. Weiter wissen wir, daß sich im Altgriechischen das auslautende m in n verwandelt. Dasselbe geschieht heute im Somali. Wir können also Vorgänge, die vor zirka zwei Jahrtausenden stattgefunden haben, heute noch genau verfolgen und uns die Ursachen heraussuchen, indem wir lebende Menschen mit unseren Apparaten genau untersuchen.

Im Griechischen heißt „fünf" πέντε und im Latein quinque, „Pferd" heißt ἵππος und im Latein equus. Also da, wo im Griechischen ein p steht, weist das Latein ein qu, also einen „k"-Laut, auf. Die Indogermanisten haben, um diesen Vorgang zu erklären, durch Rekonstruktion auf einen Urlaut p geschlossen, dessen Verschluß gleichzeitig am weichen Gaumen und auf den Lippen gebildet bzw. gesprengt wird; sie betrachten aber diesen Laut als fiktiv. In afrikanischen Sprachen kommt dieser labiovelare Laut im Ewe und im Jaunde und in anderen Sprachen vor. Man könnte also auch hier am Lebenden — wie ich es bereits gemacht habe — diesen Laut untersuchen und so diese Übergänge auch am Lebenden verfolgen.

Digitized by Google

Im Hebräischen wird ein Verschlußlaut (p t k; b d g) nach Vokalen zu einem Reibelaut (f s̱ χ; v ẕ γ). Im Hottentottischen wird b zwischen zwei Vokalen zu v (v von wie). Untersuchen wir nun am Lebenden, wie dieser Vorgang geschieht, dann wird es auch möglich sein, dem Lautwandel im Hebräischen näherzukommen.

Selbstverständlich behaupte ich nicht, daß nur in den afrikanischen Sprachen geeigneter Stoff zu finden ist. Ich habe z. B. bei der Untersuchung der heutigen italienischen Dialekte u. a. zahlreiche Winke bekommen für die Erklärung der Entstehung der Nasalvokale in den romanischen Sprachen, sowie des Überganges vom z. B. lateinischen maritima zum italienischen maremma usw. Ich meine nur, daß in afrikanischen Sprachen die oben erwähnten Prärogativen zahlreicher sind als in anderen Sprachen.

Bis hierher sind Erscheinungen untersucht worden, so wie sie uns begegnen. Wir waren also von dem Zufall des Suchens und von dem Glück des Findens abhängig. Das bedeutet ein großes Hemmnis, zumal nicht jeder in der Lage ist, Afrikaner zu untersuchen. Es steht uns aber ein weiteres Untersuchungsmittel, und zwar das Experiment, zur Verfügung. Während der Beobachter geduldig wartet, bis sich ihm das Gegebene bietet, ruft dagegen der Experimentator selbst die phonetischen Erscheinungen hervor. Das ist ein mächtiger Fortschritt in der Untersuchung, denn wir sind in der Lage, nach Belieben unsere Untersuchungen vorzunehmen.

Folgendes Beispiel eines phonetischen Experimentes hat Rousselot 1901 („La Parole") gegeben:

Im Altiranischen wurde im Laufe der Zeit stimmhaftes s (wie im deutschen Wort Rose) und sch (wie im französischen Wort je) zu stimmlosem s (wie in Roß) bzw. sch (wie in Schnee), wenn sie vor m und n standen. Wie ist es möglich, daß sich zwei dicht nebeneinander stehende sonst stimmhafte Laute so differenzieren, daß der eine von ihnen stimmlos wird? Für Rousselot war diese Frage von Anfang an nicht schwer zu beantworten, denn er wußte von seinen experimentalphonetischen Untersuchungen her, daß sich die Stimmbänder nicht immer in derselben Weise verhalten, so daß nicht alle sonst vom Ohr für stimmhaft gehaltenen Laute denselben Grad von Stimmhaftigkeit aufweisen. Untersuchungen von Mund und Kehlkopf an lebenden Sprechern hatten Rousselot bewiesen, daß es Menschen gibt, die ein nicht völlig stimmhaftes n bzw. s sprechen. Das Ohr verhält sich der Aussprache gegenüber verschieden, denn die Stimmhaftigkeit ist nicht etwas Absolutes, sondern etwas Relatives. Als Rousselot obiges Problem vorgelegt wurde, kam er sofort auf den Gedanken, daß die Annahme, daß obige beiden Laute stimmhaft seien, nicht richtig war. Er nahm sich vor, den ganzen Vorgang zu rekonstruieren. Er ließ Franzosen, Slawen und einen Deutschen eine Gruppe asna bzw. aschna (mit stimmhaftem s bzw. sch) ununterbrochen aussprechen, indem er Nase, Mund und Kehlkopf am Kymographion untersuchte. Bei den Franzosen und dem Slawen erschienen die Laute in voller Stimmhaftigkeit, dagegen bei einem Deutschen war die

Digitized by Google

Stimmhaftigkeit im Verhältnis schwächer. Als diese deutsche Versuchsperson aufgefordert wurde, obige Gruppe ununterbrochen in den Apparat zu sprechen, geschah folgendes: Am Anfang nahm sich die deutsche Versuchsperson zusammen und strebte danach, diese Lautgruppe nach französischer Art auszusprechen; die Apparate zeigten einen verhältnismäßig hohen Stimmhaftigkeitsgrad. Als der Deutsche aber die Lautgruppe längere Zeit wiederholt hatte, hörte das bewußte richtige Aussprechen auf, die Organe fingen an, wie sonst zu funktionieren, und so wurde bei dieser Versuchsperson aus der Gruppe asna mit einem stimmhaften s eine Gruppe asna mit einem stimmlosen s. Beide Laute, die bei dem Deutschen sowieso keine feste Stimmhaftigkeit aufwiesen, hatten sich gegenseitig dermaßen beeinflußt, daß einer von ihnen völlig stimmlos wurde. Rousselot war es also gelungen, die Erscheinungen wieder herzustellen.

Ich hoffe, durch obige Beispiele gezeigt zu haben, daß es der Experimentalphonetik möglich ist, der Sprachwissenschaft und der Philologie auch da behilflich zu sein, wo es sich um Vorgänge handelt, die einer früheren Vergangenheit angehören. Wenn vorhin erwähnt wurde, daß im Nyamwezi, im Somali, im Ewe und im Hottentottischen uns dieselben oder ähnliche Erscheinungen begegnen wie im Altgriechischen, Hebräischen usw., so ist damit selbstverständlich nicht gemeint — wie Professor Meinhof ausdrücklich sagt —, daß diese afrikanischen Volksstämme versprengte Griechen oder Hebräer wären! Es ist auch weiter nicht gemeint, daß die Vorgänge im Nyamwezi usw. unbedingt genau so wie im Griechischen usw. stattgefunden haben. Da, wo es sich um die Erforschung der Vergangenheit handelt, sind wir auf Tatsachen aus zweiter Hand angewiesen, die mit einer gewissen Zurückhaltung und Vorsicht behandelt werden wollen. Das wichtigste besteht darin — wie Meinhof mit Recht hervorhebt —, „daß wir Lautvorgänge in lebenden Sprachen beobachten können, die mit den in toten Sprachen vorliegenden identisch sind. Wir werden das Wesen dieser historischen Erscheinungen leichter auffassen, wenn wir das Wesen der heute noch vorkommenden Lautveränderungen verstanden haben". Durch die Beobachtung zuerst und sodann durch das Experiment ist man nicht mehr auf manchmal haltlose Vermutungen angewiesen, sondern gewinnt eine feste Unterlage für die in historischen Problemen unvermeidliche Rekonstruktionsarbeit.

Für die Beobachtung und das Experiment sind Apparate und Instrumente und ähnliche Vorrichtungen erforderlich, um die unzuverlässigen und unzulänglichen Sinneswerkzeuge zu unterstützen. Es ist daher wohl begreiflich, warum wir Experimentalphonetiker stets danach streben, unsere Untersuchungstechnik zu vervollkommnen und zu veredeln. Daher wird mancher Leser nicht mehr den Kopf schütteln, wenn er hört, daß wir in der Experimentalphonetik z. B. kinematographische Aufnahmen machen. Er wird sich darunter auch nicht mehr vorstellen, daß wir Neger bei ihren Tänzen kinematographisch aufnehmen und gleichzeitig ihr „barbarisches" Geschrei grammophonisch fixieren,

Digitized by Google

sondern es wird ihm verständlich werden, warum wir statt dessen lieber die Bewegungen ihrer Stimmbänder, ihrer Zunge, ihrer Lippen usw. im bewegten Lichtbilde festhalten.

Aus der Frühzeit des deutschen Liberalismus

Von

Professor Dr. Ludwig Bergsträßer (Potsdam)

I. Rottecks politische Entwicklung

Karl v. Rotteck ist im Jahre 1775 geboren. An den Pforten seiner Entwicklung steht die französische Revolution; er ist von ihr um so mehr beeinflußt, als seine Mutter eine französische Lothringerin war, aus altem Adel, die von Anfang an leidenschaftlich auf der Seite des alten Regimes stand; ihre Familie wurde von der großen Bewegung betroffen, ihre Schicksale in Rottecks Hause erörtert. Der Vater, Professor der Medizin, seiner Verdienste wegen geadelt, war ein Österreicher der josephinischen Zeit, d. h. mit einem starken Einschlag von reformerischem Sinn, doch eigentlich konservativ und ein treuer Anhänger des kaiserlichen Hauses. Die Universität, an der der junge Rotteck aufwächst, zeigt die scharfen Gegensätze orthodoxer und aufklärerischer Richtungen im Katholizismus, es ist eben die Zeit, wo die Wolf-Kantische Philosophie auch in diese Kreise dringt. Rotteck studiert Jurisprudenz, aber sein formgewandter lebhafter und — vielleicht ist es ein Erbteil französischen Blutes — stark logisch-konstruktiver Sinn kann an den Einzelheiten des römischen, deutschen und österreichischen Rechtes nicht viel Freude gewinnen; ihn interessiert mehr als der Wust der als zufällig empfundenen positiven Gesetzgebung das Recht, wie es sein sollte, die Rechtsphilosophie. Und je mehr er sie studiert, desto größer wird der Ekel vor dem zum Examen nötigen Gedächtniskram der Paragraphen. Es ist die Zeit des ausgehenden 18. Jahrhunderts, die naturrechtliche Schule ist noch in voller Blüte, die historische hat sich noch nicht angekündigt. Französische und deutsche Einflüsse kreuzen sich in ihm; er liest Montesquieu und Rousseau, aber mehr wie beide fesselt ihn doch Kant, den er aufs eifrigste studiert. „Ich beginne das kantische Fieber zu bekommen," schreibt er an einen Freund. Er kann kaum das Ende der Examina und des verfluchten juristischen Studiums erwarten, um sich ihm mit ganzer Seele hinzugeben. Im Sommer 1797 hat er den Abschluß seiner Studien erreicht. Die Thesen, die er für die Disputation aufstellte, zeigen ihn ganz im Banne des Naturrechtes, das er gegen einige ihm nicht anhangende Professoren verteidigte. Nationalwille, Menschenrechte, Volksglück sind etwa die Grundlagen der Anschauungen Rottecks in dieser Zeit; er ist ein begeisterter Anhänger der Revolution, aber nur insoweit sie auf diesen Grundlagen steht; er ist ein warmer Anhänger seines

Digitized by Google

angestammten Herrscherhauses, aber nur so lange es mit dieser Grundlage seiner Überzeugung vereinbar ist.

So ergab es sich notwendig, daß er zunächst zur Revolution in Gegensatz kommen mußte, als sie in eine despotische Schreckenswirtschaft auslief, noch mehr als sie zum Despotismus des Einzelnen führte; Rotteck ist immer ein erbitterter Gegner Napoleons gewesen; er war auch von dem Augenblick an ein Gegner der Franzosen, als diese ihre Herrschaft auf deutsches Gebiet ausdehnen wollten, seit dem Beginn der Offensive in den Revolutionskriegen; auch dieser Anschauung ist er zeitlebens nicht untreu geworden; noch in den dreißiger Jahren, als ihm Frankreich in anderer Beziehung vielfach ein Vorbild war, sprach er Lafayette gegenüber aus, daß Frankreich selbst die geistige Einwirkung, die es auf Deutschland habe, schädige und daß die deutschen Patrioten mit Recht unwillig gegen Frankreich würden, wenn sie dieses beständig seine verlangenden Blicke nach der Rheingrenze werfen sähen, „welche wir Frankreich nicht gewähren können, ohne das Herz des deutschen Landes und mit den wesentlichsten materiellen Interessen zugleich die Ehre der deutschen Nation aufzuopfern". [1]) Rottecks Nationalismus ist in seiner Begründung ein durchaus anderer als der historisch gerichtete der Romantik; er ist prinzipiell weit entfernt von der heutigen meist rassemäßigen, aber praktisch führt er zu einer ebenso starken Einschätzung des nationalen Momentes für die Politik, indem er neben das Recht des Individuums das der Volksgemeinschaft setzt als Recht der Selbstbestimmung, Selbsterhaltung und Selbständigkeit. Rotteck hat begeisterten Anteil genommen an Österreichs Kämpfen im Jahre 1796—1797; er hat dem Erzherzog Karl zugejubelt. Er war ganz von diesen Dingen erfüllt. „Wie kannst Du es eine artige Gesellschaft nennen" — schreibt er einem Freunde — „wo man Tarock spielte; eher ließe ich noch ein Damenspiel gelten, wo ich den Prinz Karl oder Wurmser vorstellte und nach Herzenslust in meinem Gegner den Moreau oder Bonaparte schlüge." Um so niederschlagender war es für ihn, als der Breisgau im Frieden von Campo Formio an den Herzog von Modena abgetreten wurde. Ihm schien es schnödester Undank gegen dieses Volk, das so treu am Kaiserhause gehangen hatte, daß es nun wider seinen Willen einen anderen Herrn bekam: „So weit hat die Liebe der Breisgauer zu ihrem dankbaren Landesherrn, ihre Treue und bezeigte Tapferkeit und ihr übel verstandener Patriotismus sie gebracht, daß sie nun wie eine Herde Schafe an einen bankrotten Italiener verhandelt werden." Sein unerbittlicher Haß gegen alle Kabinettspolitik, sein ewiges Mißtrauen in die Uneigennützigkeit der Regierenden mag durch dieses für sein Empfinden so schmerzliche Erlebnis gefestigt worden sein, wenn nicht hier die Ausgänge dieser Anschauung zu sehen sind.

Seine äußeren Verhältnisse litten unter der Unruhe der Zeit nicht, 1798 wurde der Dreiundzwanzigjährige Professor der Weltgeschichte an der Universität Freiburg und sein Leben hat sich nunmehr ganz in dieser Stadt abgespielt. 1818

[1]) Nachgelassene Schriften, V, S. 166.

Digitized by Google

ging er in die juristische Fakultät über als Professor der Staatswissenschaften und des natürlichen Rechtes.

Rotteck war kein Historiker; ihm war Geschichtswissenschaft nicht die Pflicht und Aufgabe, Tatsachen festzustellen und ihre Aufeinanderfolge zu erklären; ihm war sie vielmehr eine Lehrmeisterin für das Leben und eine Übermittlerin praktisch verwertbarer Erkenntnisse; er wollte durch die Geschichte zeigen, wie die Politik gestaltet werden müsse; so trägt er seine Anschauung gegenwärtiger Zustände in die Geschichte hinein, statt die Geschehnisse vergangener Zeit aus sich heraus zu entwickeln. Sein einziges historisches Werk, seine große Weltgeschichte ist ganz in dieser aufs Leben gerichteten Art verfaßt, ohne viel eigenes Quellenstudium, ohne Forschung; aber jeder einzelne Band ist ein getreues Stimmungsbild der Zeit, in der er verfaßt wurde. Rottecks Weltgeschichte kam der Zeitströmung entgegen, und sie ist damit selbst eine der bemerkenswertesten Äußerungen der liberalen Zeitströmungen geworden. Im Jahre 1811 erschien der erste Band; wer zwischen den Zeilen zu lesen verstand, der mußte bei der Schilderung Alexanders oder gar Cäsars an den Eroberer seiner Zeit denken, der mußte in diesem Werke mit wissenschaftlichem Gewande ein Kampfbuch gegen Napoleon erblicken; wenn er schildert, wie der unersättlichen Ländergier der römischen Politik die Freiheit der Welt zum Opfer gefallen, so mußte der Leser empfinden, daß damit seines Volkes Knechtung unter das Napoleonische Kaiserreich gemeint war. In einer der Vorreden zu den späteren Bänden hat Rotteck selbst gesagt, daß damals, als er die ersten schrieb, die Geschichte die einzig freie Künderin der Wahrheit gewesen sei und daß sein Hauptzweck war, seiner Gegenwart die Wahrheit zu sagen über sich selbst. Rotteck steht — und das wird unter dem Einflusse Treitschkescher Einseitigkeit fast immer verkannt — in den Jahren der Befreiungskriege in einer Linie mit all den anderen Rufern im Kampfe gegen Napoleon. Im Jahre 1814 hat er im Auftrage des Armeekommandos in Freiburg eine Zeitschrift herausgegeben, die ihren Titel „Teutsche Blätter" mit Recht trug und die sich den Beifall und die Mitarbeit aller Patrioten errang. Aufs entschiedenste ist Rotteck dafür eingetreten, daß alle alten deutschen Lande, daß Elsaß und Deutschlothringen wieder zurückgewonnen werden müßten. Um die Errungenschaften des Krieges zu sichern, will er ein einiges deutsches Reich. Wie er sich's im einzelnen dachte, wissen wir nicht, sicher ist nur, daß auch er Preußen den Hauptanteil an der Befreiung Deutschlands zusprach; er lebte in einer Begeisterung für Preußen. Dem Feldmarschall Blücher übersandte er in jenen Tagen die ersten Bände seiner Weltgeschichte mit einem überschwenglichen Briefe, in dem er aussprach, wie auch er in diesem Werke, so gut es unter dem Drucke ging, an der nationalen Aufgabe habe mitarbeiten wollen; ihm, der leider kein Preuße und vielleicht nicht mitberufen sei zum Genuß der im Norden errungenen Freiheit, ihm werde nichts so teuer sein als der Name Blücher![1]) Die Überzeugung, daß Preußen recht eigentlich

[1]) Nachgelassene Schriften, IV, S. 185.

Digitized by Google

die Befreiung Deutschlands zu danken sei, hat Rotteck immer gehabt. Im neunten Bande seiner Weltgeschichte spricht er sie noch aus; 1826, wo er zum preußischen Staate schon längst in einem anderen Verhältnisse steht, scheint ihm doch einer der vielen Mängel der Abmachungen des Wiener Kongresses darin zu liegen, daß Preußen damals einen zu schmalen Lohn bekam. Nach 1815 beginnt eine Wandlung seiner politischen Auffassung, wie sie bei den meisten Liberalen der Zeit, bei Karl Welcker, Weidig, den Burschenschaften, all den anderen ebenso festzustellen ist; bei Rotteck aber doch in einer ganz anderen und besonderen Art. Rotteck hatte schon feste und durch eifriges Studium erworbene politische Ansichten, als die Zeit der Not und der Erhebung über Deutschland kam; als diese Welle sich verlaufen hatte, blieb ihm keine innerliche Lücke, er kannte die Zeit, wo es keine Einheit gegeben hatte, und so empfand er weniger die nationale Enttäuschung und stärker den Gegensatz zwischen seiner Auffassung von Recht im Staatsleben und dem, was von den Regierungen geschah; sein Temperament, seine lebhafte Empfindung mag ein Teil dazu gewirkt haben, daß der Rückschlag bei ihm mehr erst nur nach der einen Seite ging. Rotteck wird nach 1815 ein Gegner der Regierungen, weil sie dem Volke nicht gaben, was nach seiner Anschauung dem Volke gehörte.

Man hat in diesem Rotteck der Zeit nach den Freiheitskriegen lange genug nur einen oberflächlichen Schwätzer, einen reinen Doktrinär und ganz unselbständigen Kopisten der Ideen der französischen Revolution gesehen. Treitschke behandelt ihn so und auch neuere Forschung (Adalbert Wahl in seinen Beiträgen zur deutschen Parteigeschichte) kommt von dieser falschen Auffassung nicht los, da er methodisch falsch sich darauf beschränkt, Rottecks Ideen mit dem zu vergleichen, was er den Geist von 1789 nennt und was vielleicht doch nicht dieser Geist ist.

Bei der Beurteilung eines Politikers aber muß doch als Grundregel gelten, daß man sich an die Taten, an den Praktiker halte und höchstens zu erweisen suche, wie die Theorie sich unter der Einwirkung der äußeren politischen Umstände gewandelt hat.

Wohl ist der Rotteck etwa des Jahres 1818 ganz der Anhänger des Vernunftrechtes, der Volkssouveränität, der Gewaltenteilung, der Beschränkung der Rechte des Herrschers, der Verehrer des Zeitgeistes; aber derselbe Mann weiß ganz genau, daß in der Theorie die Konsequenz leicht, die letzte Konsequenz zur Klarheit nötig, und er weiß doch, daß im praktischen Leben langsam zu verfahren ist und das Gewordene nicht einfach übersprungen werden kann.

Schon seine Theorie ist gemäßigt genug; Rotteck war nie Demokrat, er war immer Anhänger einer konstitutionellen Monarchie, wenn er sich manchmal für das republikanische System ausgesprochen hat, so heißt das nicht für einen Staat mit gewähltem Oberhaupt, sondern für ein System, wo die Volksvertretung die Leitung in Händen hat, parlamentarisches Regiment. Wie sehr er aller Demokratie abgeneigt war, ersieht man daraus, daß er, gerade um eine Pöbelherrschaft zu vermeiden, ein Gegner des allgemeinen Wahlrechts bis an sein

Digitized by Google

Lebensende blieb. Radikal war er nur in einem; was ihm als das unveräußerliche von jedem Staatsangehörigen zu beanspruchende Recht erschien, dessen Durchführung verlangte er unbedingt und sofort; dazu gehörte ihm vor allem Freiheit im Inneren, Freiheit der Gedanken und des Wortes. Seine Feindschaft gegen Preußen entsteht in den zwanziger Jahren, eben weil Preußen dem Volke keinen Anteil an der Regierung und vor allem weil es nicht Freiheit der Presse, Freiheit von der Zensur gab. Der Groll gegen Preußen hat eine persönliche Zuspitzung erfahren dadurch, daß in diesen zwanziger Jahren alle Schriften Rottecks in Preußen schlankweg verboten wurden, auch sein großes wissenschaftliches Werk, ihm das liebste seiner Geisteskinder, das Lehrbuch des Vernunftrechts und der Staatswissenschaften, das von 1829 ab in Stuttgart erschien und ebenso wie der Auszug aus seiner Weltgeschichte schon vor dem Erscheinen für ganz Preußen verboten wurde. Die Abneigung gegen Preußen steigert sich bei ihm so sehr, daß er auch die Versuche Preußens, an der Einheit Deutschlands weiter zu bauen, mißtrauisch betrachtete und gegen die Angliederung Badens an den Zollverein in den dreißiger Jahren seine Stimme erhob, weil er fürchtete, Preußen werde auf diesem Umweg Einfluß auch auf die innere badische Politik gewinnen und diesen Einfluß zur Unterdrückung aller liberalen Regungen benutzen. Da wird der frühere so nationale Rotteck, der selbst in der Ersten Kammer des Landtages von 1819 für Rechts- und Zolleinheit Deutschlands gesprochen hatte, allerdings einseitig und doktrinär. Aber Treitschke verzeichnet das Bild, wenn er mit moralischer Entrüstung das Wort des späteren Rotteck festnagelt: „Lieber die Freiheit ohne die Einheit, als die Einheit ohne die Freiheit". Er geht fehl, wenn er es als den Ausfluß eines kindisch beschränkten Partikularismus ansieht, denn es ist nur aus der Zeitlage heraus zu erklären, und die Entwicklung hat Rotteck und all den Liberalen recht gegeben.

Der Liberalismus der Restaurationszeit befindet sich zum bestehenden Staate in einem ähnlichen Verhältnis wie die deutsche Sozialdemokratie der Jahre nach 1878. Er wird von der Mitarbeit, von jeder praktischen Betätigung systematisch ausgeschlossen; ihm bleibt nur die Kritik. Und alle reine Kritik, die nicht die Möglichkeit hat, sich an den in praxi stets bestehenden Widerständen zu reiben und abzuschleifen, wird im widerstandslosen Raume reinen Gedankenspieles einseitig und irreal.

II. Friedrich Ludwig Weidig,
ein vormärzlicher Demokrat

Friedrich Ludwig Weidig [1]) wurde 1791 in Obergleen in Oberhessen geboren. Sein Vater war dort Oberförster und zog 1803, als der hessische Teil des Amtes Vogelsberg an Nassau kam, nach Butzbach, um den Dienst nicht wechseln

[1]) Weidigs ergreifendes Ende im Untersuchungsgefängnis veranlaßte teils gleich, teils einige Jahre später eine geradezu unendliche Flugschriftenliteratur. Zunächst gaben 1838 einige Freunde seine Gedichte und ein paar Predigten unter dem Titel „Reliquien Dr. Friedrich Ludwig Weidigs" zum Besten der Witwe heraus. Sie erschienen im

Digitized by Google

zu müssen. Hier besuchte der junge Weidig das Gymnasium. 1808 kam er nach Gießen auf die Universität. Auf seine jugendliche Entwicklung soll seine Mutter großen Einfluß gehabt haben; sie gehörte wie der Vater einer alten hessischen Beamtenfamilie an; eine geborene Liebknecht war sie die Tante des späteren Freundes von Marx und Bebel.

1808 kam er nach Gießen auf die Universität; er gehörte dort 1809—1811 der Landsmannschaft an und hat der Überlieferung nach in der damals schon aufkommenden Reformbewegung eine führende Rolle gespielt. Aus Laukhard und anderen Schilderungen ist die Verkommenheit damaligen Studentenlebens bekannt genug. Weidig war mit einigen Freunden bemüht, Gemeinheit und Trunksucht von der Universität zu entfernen und den Sinn für höhere geistige Werte zu wecken.

Verlag von Heinrich Hoff in Mannheim. Das Buch hat eine biographische Vorrede, die gleichlautet mit einem Aufsatz in den Zeitgenossen VI, der seinerseits von Carl Buchner ist. Nach Abschluß der ganzen gerichtlichen Untersuchung, die in einem großen Hochverratsprozeß in Gießen ihr Ende fand, ließ die hessische Regierung von dem Hofgerichtsrat Schäffer eine „Aktenmäßige Darstellung der im Großherzogtum Hessen in den Jahren 1832—1835 stattgehabten hochverräterischen und sonstigen damit in Verbindung stehenden verbrecherischen Unternehmungen" ausarbeiten, die 1839 in der Hofbuchhandlung G. Jonghaus in Darmstadt erschien. Sie bietet viel, wenn auch einseitig verarbeitetes Material. Dann schien die ganze Angelegenheit in Vergessenheit zu geraten, bis 1843 im Verlage des Literarischen Comptoirs in Zürich, einem der bekannten Flüchtlingsverlage, damals im Besitze von Julius Froebel, eine Broschüre erschien, „Der Tod des Pfarrers Weidig. Ein aktenmäßiger und urkundlich belegter Beitrag zur Beurteilung des geheimen Strafprozesses und der Zustände in Deutschland". Die Schrift behauptete, daß Weidig vom Untersuchungsrichter geradezu mißhandelt und in den Tod geprügelt worden sei. Wie sich später herausstellte, war sie von einem Freunde Weidigs, dem geflohenen früheren hessischen Leutnant Wilhelm Schulz, späteren Mitglied der Frankfurter Nationalversammlung, verfaßt, der direkte Mitteilungen der Brüder des Verstorbenen und die Akten seines Verteidigers hatte benutzen können. Die Schrift hatte die ausgesprochene Tendenz, durch Aufdeckung der unbegrenzten Möglichkeiten, die das geheime Strafverfahren für Schikane aller Art gab, der Bewegung für Schwurgerichte und öffentliches Verfahren neue Anregung zu geben und damit dem Liberalismus guten Agitationsstoff zuzuführen. Welcker in Heidelberg, der bekannte liberale Vorkämpfer in Baden, benutzte sie sofort, um in einer Schrift, „Die geheimen Inquisitionsprozesse gegen Weidig und Jordan", Karlsruhe 1843, die allgemeine Seite des speziellen Falles herauszuarbeiten. Der angegriffene Untersuchungsrichter Georgi wie die hessische Regierung verteidigten sich in mehrfachen Schriften. Die wichtigste ist die „Aktenmäßige Darlegung des wegen Hochverrates eingeleiteten Verfahrens gegen Weidig, verfaßt von Dr. Friedrich Nöllner, Hofgerichtsrat in Gießen", Darmstadt 1844, Verlag von Carl Wilhelm Leske. Dem Verfasser standen alle Akten zur Einsicht offen, ein Streben nach Objektivität ist vorhanden, wenn es auch manchmal nicht genügt; das Buch bringt auf 678 Seiten Text und 64 Seiten Anhang ein ungeheures und sehr wertvolles Material von Aussagen der verschiedensten Verschwörer. Zur Ergänzung und um sich durch diesen Band besser durchzufinden, lese man die „Kritik der aktenmäßigen Darstellung von einem praktischen Kriminalisten", Wiesbaden 1844, wohl die beste Schrift aus der ganzen unendlichen Reihe, aus der ich nur die wichtigsten anführe.

Digitized by Google

Einzelheiten sind uns leider nicht überliefert; so können wir auch nicht sagen, wie er sich zu dem lebendigen Nationalgefühl durchgearbeitet hat, das schon sein erstes politisches Auftreten charakterisiert. Die ersten politischen Eindrücke mag er im rheinbündlerischen Gießen empfangen haben; ein großer Teil der dortigen Professoren gehörte zu den begeisterten Anhängern Napoleons.

Sicher hat die Fremdherrschaft, wenn nicht seinen Nationalsinn erweckt, doch ihn erst zu einem wirklich bewußten, starken Gefühl erhoben. In einem Verhör hat er (Nöllner, S. 396) sich selbst darüber ausgesprochen: „Von der Zeit an, wo in mir die Liebe zu meinem deutschen Vaterlande lebendig wurde, hat der Schmerz über die unglückliche Lage desselben mein ganzes Gefühl ergriffen und ich habe bei allem meinem Tun und Lassen diesen einen großen Gedanken festgehalten, daß Deutschland ein starkes, glückliches und freies Volk werde. Mit dem tiefsten Schmerz durchdrang mich das Verhältnis der Dienstbarkeit, in welchem Deutschland zu Napoleon und Frankreich stand, mit dem aufrichtigsten Jubel meines Herzens begrüßte ich den Umschwung der Dinge, welcher jenem unglückseligen Zustande ein Ende machte." Einer Überlieferung zufolge hat Weidig schon an der österreichischen Erhebung von 1809 Anteil zu nehmen versucht. Sicher ist, daß er sich sofort 1814 mit voller Begeisterung der deutschen Bewegung anschloß. Er gehört zu den mitteldeutschen Politikern, die sich auf Arndts Weckruf hin zu einer politischen Vereinigung, den Deutschen Gesellschaften, zusammenschlossen. Bei den Untersuchungsakten, die auch in Hessen in der ersten Demagogenzeit aufgehäuft wurden, befindet sich noch die von Weidig geschriebene Stiftungsurkunde der Deutschen Gesellschaft zu Butzbach, deren Gründer er war. Einzelheiten über Weidigs Betätigung fehlen auch hier. Er hat oft mit den Brüdern Snell in Usingen Besprechungen gehabt.

Ob er wirklich, wie einer der späteren Freunde Weidigs, der Kommunist August Becker, in der Untersuchung aussagte, schon damals auf dem linken Flügel stand, ist nicht wahrscheinlich; eher daß er schon damals den preußischen Sendboten mißtraute. In den Jahren 1814—1815 hat er am „Rheinischen Merkur" mitgearbeitet.[1]) Nach vielen Zeugnissen blieb er immer ein Freund des Turnens und aller deutschen Art; er hat sich für die Volkslieder und Sagen seiner Heimat interessiert und als Lehrer in Butzbach seine Schüler für die Großtaten deutscher Geschichte begeistert. Von eigentlich politischer Romantik aber blieb er unberührt. „Als die Hoffnungen und Verheißungen, welche in der Zeit der Befreiung vom französischen Joche die Freunde des Vaterlandes durchdrangen, nicht in Erfüllung gingen, sah ich nur einen Weg, wodurch ein festverbundenes, starkes und freies Deutschland gewonnen werden könne, den Weg von ständischen Versammlungen in den Einzelstaaten, die das Band von Deutschland fester und fester knüpfen könnten, und der freien Presse, die es dem deutschen Volke möglich mache, seinen Willen auszusprechen, sein Recht zu fordern und

[1]) Reliquien, S. 6. Haupt (Follen, S. 111) berichtet, daß ein Aufsatz im „Rheinischen Merkur" gegen den Napoleonisten Crome (Sommer 1815), als dieser in Gießen seine Vorlesung wieder aufnahm, von Weidig verfaßt sei.

Digitized by Google

sein Heil zu gründen" — so schildert Weidig selbst die weitere Entwicklung. Das heißt, er wandte sich enttäuscht von den Regierungen ab, verzweifelte an ihrem guten Willen und hoffte eine Besserung nur noch vom Volke, vom Bürgertum aus. Der Übergang ist nicht schroff, Weidig wird noch kein Revolutionär, will noch eine friedliche rechtliche Entwicklung. 1817 in einem Erntelied heißt es noch:

„Gut und Blut in Waffentaten
Setzten Deutschlands Völker ein,
Fürsten, laßt die blut'gen Saaten
Reich an Erntesegen sein!
Gott ist mild, Gott ist gerecht —
Bauet neu das deutsche Recht!"

So nimmt Weidig lebhaften Anteil an der hessischen Verfassungsbewegung; er will als erster die Petition um Landstände, die an den Großherzog gerichtet wurde, unterschrieben haben, auch hat er veranlaßt, daß die Stadt Butzbach sich an den Grafen von Solms-Laubach wandte mit der Bitte, beim Großherzog seinen Einfluß für die Verfassung einzusetzen. Mit dem Eintritt Hessens in die Reihe der konstitutionellen Staaten glaubte wohl auch Weidig mit vielen anderen Vaterlandsfreunden, daß auf diesem Wege innerhalb der Einzelstaaten wesentliche Fortschritte in politischer Beziehung gemacht werden könnten, die indirekt dem ganzen Vaterlande wieder zugute kommen müßten; er hat für den Großherzog Ludwig, der die Verfassung gab, immer eine starke Anhänglichkeit gehabt. Die Zeit bis 1830 scheint für Weidig ein Lebensabschnitt gewesen zu sein, wo er sich ganz dem Amte widmete und dann auch ganz das junge häusliche Glück genoß. Als Rektor der Schule in Butzbach hat er nach allgemeinem Urteil Vorzügliches geleistet, durch seine Mildtätigkeit und Freundlichkeit war er da, wie später in seiner Pfarre, sehr beliebt, trotzdem er sich mit den Leuten nie gemein machte; auf seine Schüler hatte er großen persönlichen Einfluß, der vielfach die Schulzeit weit überdauerte.

Sein regstes Interesse blieb der Politik; an dem Freiheitskampf der Griechen nahm er innersten Anteil. Aktiv politisch betätigt scheint er sich erst wieder innerhalb der Bewegung zu haben, die die Julirevolution in Deutschland auslöste; auch diesmal gehen liberale und nationale Ziele und Wünsche nebeneinander. Weidig arbeitete wieder für mehrere Zeitschriften, vor allem aber suchte er die Wahlen zum Landtage zu beeinflussen; über das einzelne dieser Tätigkeit wissen wir nichts; sicher ist nur, daß er damals noch von allen gewaltsamen Schritten abriet, als nötig nur die Stärkung der Opposition im Landtage und als bestes Mittel hierzu die Verbreitung von Zeitungen, wie Wirths „Deutsche Tribüne", ansah. Jene aufgeregte Zeit führte besonders in der Pfalz zu einer starken Bewegung, die im Hambacher Fest ihren bedeutendsten Ausdruck fand; Weidig hatte zu den dortigen Führern Wirth und Siebenpfeifer Beziehungen; wieder wuchsen seine Hoffnungen, daß auf diesem Wege der Volksbewegung das alte Ideal des freien und einigen Deutschland könne verwirklicht werden; wieder wurde es

Digitized by Google

durch Maßnahmen der Regierungen zerstört; im Juli 1832 faßte der Bundestag Beschlüsse, durch die den Landtagen der Einzelstaaten ihre verfassungsmäßigen Freiheiten aufs stärkste beschnitten, alle politischen Vereine und Versammlungen verboten, alle Zeitungen und Flugschriften einer Zensur unterworfen, kurz, jede politische Agitation vernichtet wurde. Die Folge war ein allgemeiner starker Ruck nach links, eine Zunahme der radikalen Gesinnung; da überdies jede offene politische Arbeit untersagt war, flüchtete sich der Tatendrang und die Verärgerung in den Schatten geheimen Tuns und lichtscheuer Verschwörerarbeit; da man an einer ruhigen Weiterentwicklung verzweifelte, erhoffte man allein von gewaltsamen Erhebungen gegen die bestehende Gewalt noch Rettung aus der Unterdrückung; Weidig machte diese Entwicklung mit; er ist typisch für sie.

Das erste war, daß alle Radikalen in persönlichen Zusammenhang kamen, all die vielen Teilnehmer an Putschen in Norddeutschland, die Menge derer im Süden, die alles auf eine Karte zu setzen gewillt waren; Reisen hin und her, geheime Zusammenkünfte. Die Pläne verdichteten sich zu dem bekannten Frankfurter Putsch, dem kläglich endenden Sturm auf die Hauptwache; Weidig hat um ihn gewußt, Teilnehmer gingen bei ihm aus und ein, er hat widerraten, da er das Einzelunternehmen für aussichtslos hielt. Dagegen schien ihm eine allgemeine Erhebung in ganz Süddeutschland eine gute und hoffnungsreiche Tat. Auf geheimen Zusammenkünften wurde sie vorbereitet, Weidig selbst hat offenbar Anstalten getroffen, im geeigneten Augenblick Aufstände in Oberhessen zu entfachen; als das Attentat mißlang, kam es zu einer Untersuchung auch gegen ihn, die erfolglos verlief, in deren Zusammenhang er jedoch strafversetzt wurde als Pfarrer nach Obergleen, wo man ihn abgeschlossen genug und darum unschädlich glaubte. Doch die Agitation ging weiter; Weidig hatte in den Putsch von vornherein keine großen Hoffnungen gesetzt, er hielt das Volk noch nicht für vorbereitet genug. Ihm schien es nötig, erst weiteste Kreise nicht nur der Gebildeten, sondern auch besonders des Bauernstandes durch Flugschriften für eine Erhebung empfänglich zu machen. So ließ er zunächst 1833—1834 einige Flugblätter in Form von Zeitungsnummern und unter dem gemeinsamen Titel „Leuchter und Beleuchter für Hessen" erscheinen, in denen das politische System der Regierenden scharf angegriffen wurde; besonders das Blatt über die Landtagsauflösung 1833 erregte Aufsehen und hatte bedeutende Wirkung. Die Blätter erschienen in kleinen Auflagen in geheimer Druckerei und wurden zumeist heimlich vertrieben. Der Ton ist scharf, aber der Inhalt noch relativ gemäßigt, relativ besonders, wenn wir ihn mit der nächsten Flugschrift, dem „Hessischen Landboten" vergleichen, der 1834 in einer geheimen Presse in Offenbach hergestellt und insgeheim nach Gießen und nach Butzbach gebracht wurde; ebenso geheim wurde er dann auf dem Lande verteilt, den Bauern nachts ins Haus geworfen und vor die Tür gelegt. Sie machte wenig Eindruck, die meisten Exemplare wurden der Polizei von den Findern abgeliefert.

Ein Zeichen auch dies, wie unentwickelt die politischen Verhältnisse noch waren, wie wenig Anteil die weiteren Kreise des Volkes eigentlich damals noch

Digitized by Google

an der liberalen Bewegung hatten. Denn gerade diese Flugschrift war ganz auf die Interessen und den Gedankengang einfacher Leute zugeschnitten; sie ist in ihrem größten Teile nicht das Werk Weidigs, sondern des damaligen Gießener Studenten Georg Büchner.[1]) Dieser hatte, als er aus dem engen Leben des bureaukratischen Darmstadt nach Straßburg gekommen war, radikale und sozialistische Gedanken in sich aufgenommen und war dann, Anhänger für sie suchend, in Gießen in den Kreis der liberalen burschenschaftlich angehauchten Verschwörer eingetreten, obwohl seiner im Grunde aristokratischen Natur dieser Umgang wenig behagte und obwohl er von der Erfolglosigkeit des ganzen Vorgehens im Grunde überzeugt war. Von ihm stammt die erste Ausarbeitung der Flugschrift, an der charakteristisch ist, daß sie, statt dem politischen Willen allgemeine freiheitliche Ziele zu stecken, zum ersten Male die materiellen Interessen mit den revolutionären Ideen und Idealen in Zusammenhang bringt; er rechnet auf, daß 700 000 Einwohner des Großherzogtums Hessen 6 Millionen dafür zahlen, daß sie zu „Ackergäulen und Pflugstieren" gemacht werden, damit sie in Ordnung leben. „In Ordnung leben heißt hungern und geschunden werden." Es geht ein kommunistischer Zug durch dieses Blatt von acht Seiten Oktav; aber auch ein anarchistischer Zug, wenn die einzelnen Ministerien durchgegangen werden mit ihren Rechnungsposten und gezeigt wird, was mit den Schweißtropfen des Bauern geschieht. „Im Namen des Großherzogs sagen die Beamten. Dies ist ihr Feldgeschrei, wenn sie euer Gerät versteigern, euer Vieh wegtreiben, euch in den Kerker werfen. Der Fürst ist der Kopf des Blutegels, der über euch hinkriecht, die Minister sind seine Zähne und die Beamten sein Schwanz. Die hungrigen Mägen aller vornehmen Herren, denen er die hohen Stellen verteilt, sind Schröpfköpfe, die er dem Lande setzt. Der Fürstenmantel ist der Teppich, auf dem sich die Herren und Damen vom Adel und Hofe in ihrer Geilheit übereinander wälzen — mit Orden und Bänder bedecken sie ihre Geschwüre, mit kostbaren Gewändern bedecken sie ihre aussätzigen Leiber. Die Töchter des Volkes sind ihre Mägde und Huren, die Söhne des Volkes ihre Lakaien und Soldaten." Weidig, dem seine Gießener Anhänger diese Schrift zur Durchsicht gaben, war erst nicht mit ihr einverstanden, aber Gespräche mit dem Verfasser, sei's die glänzende Art seiner überzeugenden Rede, sei's auch der Gedanke, daß man kein Mittel unversucht lassen dürfe in der schweren Zeit, haben ihn schließlich bekehrt; er selbst hat die Schrift umgearbeitet und dann in Druck gegeben; sie wurde wesentlich verändert. Vor allem blieb die Kritik am Liberalismus selbst weg; der sozialistische Zug wurde gemildert, um nicht zu sagen unterdrückt, indem statt der Reichen, gegen die Büchner geschrieben hatte, die Vornehmen gesetzt wurden. Das entsprach Weidigs Ansicht; von einer hohen Auffassung der Moral durchdrungen, daneben von der unbedingten Richtigkeit seiner Anschauungen überzeugt, konnte er nicht glauben, daß ehrliche

[1]) Vgl. über ihn u. a. Georg Büchners Gesammelte Schriften. Berlin 1909, Paul Cassirer. Im ersten Band ein guter Lebensabriß vom Herausgeber Paul Landau.

Digitized by Google

und sittliche Menschen, wenn sie nur ihrer Vernunft folgten, Anhänger der Regierung sein könnten; er sah bei ihnen nur Interessen, Egoismus, Unsittlichkeit, die eine bessere Überzeugung für äußere Vorteile aufgebe, hierin ganz liberal, aber doch mit einer nicht gewöhnlichen Beimischung von Moralismus, die, verbunden mit einer tiefen supranaturalistischen religiösen Überzeugung, etwas Zelotisches bekommt. Wie eng sich bei ihm Gläubigkeit und politische Überzeugung verbinden, zeigt sich darin, daß er den „Landboten" mit Bibelsprüchen aufputzte.

Der gleichsam ethische Zug wahrer Überzeugungstreue mag es auch gewesen sein, der nicht nur Studenten, sondern auch einfachere junge Leute fast unwiderstehlich in seinen Bann zog und ihn so fast von selbst zum Haupte der hessischen Verschwörung machte; wenigstens sind alle Mitverhafteten in dem Prozesse von echter Anhänglichkeit zu ihm erfüllt. Noch eine andere Änderung ist wichtig, die Weidig an Büchners Manuskript vornahm und die seine ursprüngliche Tendenz fast umkehren mußte; er schob eine längere Stelle ein über die Schuld der Fürsten gegenüber dem Vaterlande, der deutschen Einheit und Freiheit: „Deutschland, unser liebes Vaterland, haben diese Fürsten zerrissen, den Kaiser, den unsere freien Voreltern wählten, haben diese Fürsten verraten, und nun fordern diese Verräter und Menschenquäler Treue von euch! Über ein kleines und Deutschland, das jetzt die Fürsten schinden, wird als ein Freistaat mit einer vom Volke gewählten Obrigkeit wieder auferstehen." — Die Einheit Deutschlands war es, was ihn eigentlich am meisten quälte, sagte der rote Becker später aus, und wirklich liegt hier der Schlüssel für Weidigs ganze Entwicklung, die schließlich zur revolutionären Propaganda der Tat führte; noch kurz vor dem Frankfurter Putsch sprach er sich nicht entschieden für die Republik aus und zitierte in einem Gespräch öfter den Ausspruch des Sokrates bei Xenophon, daß jede Staatsform schlecht und gut sein könne; damit stimmt überein, was er selbst in einem Verhör sagt, er habe den Vorbereitungen zu einer gewaltsamen Erhebung im Jahre 1833 hauptsächlich Beachtung geschenkt wegen der Angabe eines Teilnehmers, daß ein großer Teil des württembergischen Militärs für eine Änderung des öffentlichen Zustandes in Deutschland gestimmt sei. Für ihn ergab sich damit die Aussicht, daß der König von Württemberg, durch das Militär und die öffentliche Stimme fortgerissen, sich an die Spitze der Bewegung stellen könne, welche die Einheit Deutschlands durch ein gemeinsames Oberhaupt und einen aus Ober- und Unterhaus zusammengesetzten deutschen Reichstag durchsetzen werde. Auch andere bezeugten, daß Weidig eine Zeitlang gehofft habe, der König werde sich zum Kaiser von Deutschland ausrufen lassen. Stellen wir noch im Vorbeigehen fest, daß der Einheitsplan Weidigs ein Oberhaus enthielt, weiter daß er überliefertermaßen kein Anhänger des allgemeinen Wahlrechts war, so sehen wir, wie gemäßigt im Grunde seine Anschauungen waren, wie er nur durch den neuerlichen Druck der Regierungen zur Verzweiflung getrieben wurde, in der er die einzige Rettung darin sah, daß nach Vertreibung der Dynastien die deutsche Republik errichtet werde. Ein Durchgangsstadium in gewissem Sinne ist die

Digitized by Google

Anschauung, die er auch einige Zeit vertrat, er sei vorderhand durchaus nicht dafür in Deutschland das republikanische Prinzip einzuführen, sondern mehr die Monarchie, woraus dann später, wenn das deutsche Volk dafür empfänglich wäre, eine deutsche Republik entstehen solle (Nöllner, S. 304). Erst nach dem Erscheinen der Bundestagsbeschlüsse der ausgesprochene Radikalismus, dem jedes Mittel recht ist (ebenda, S. 321). Gerade weil er so alle Wandlungen des liberalen Ideals in sich vereinigt, ist Weidig für den ganzen Liberalismus bis zum Jahre 1848 eine typische Erscheinung.

Bei der Verbreitung einer zweiten Auflage des „Landboten", die mit einer Presse in Butzbach selbst hergestelllt worden war, wurde der Student Minnigerode in Gießen verhaftet; es war der Anfang einer großen Untersuchung, die auch auf Weidig ausgedehnt wurde. In Hessen gab es noch kein öffentliches Verfahren. Da die einzelnen Verhafteten leugneten und nicht überführt werden konnten, zog sich ihre Untersuchungshaft durch einige Jahre hin; dabei bot die damalige Gesetzgebung Handhabe, Versuche zur Erpressung von Geständnissen zu machen, was denn auch von den Untersuchungsrichtern benutzt wurde. Den Gefangenen wurde jede Lektüre entzogen, obwohl sie in Einzelhaft saßen, Weidig nicht nur der briefliche Verkehr mit seiner Frau erschwert und zuletzt abgeschnitten, sondern nicht einmal erlaubt, die nach Darmstadt Gekommene vom Fenster seiner Zelle aus zu sehen. Die Folge dieser Behandlung, zu der noch mancherlei Schikane und die Androhung körperlicher Züchtigung kam, die Folge dieser Behandlung, die keinen Unterschied zwischen einem wegen gemeinen Verbrechens zu Zuchthaus verurteilten und einem einer politischen Straftat noch nicht überführten gebildeten Manne machte, war, daß Weidig am 23. Februar 1837 Selbstmord beging. So endete ein Leben, von dem man wohl sagen kann, daß es unter anderen Umständen, in besseren politischen Verhältnissen ein Vorbild dafür gewesen wäre, wie der einzelne Staatsbürger, bei treuester Erfüllung seines Berufes, doch mit ganzer Seele Anteil nehmen kann am öffentlichen Leben.

Musik als Wissenschaft und Kunst

Von

Prof. Dr. Hermann Freiherr von der Pfordten

Daß die Musik eine Kunst ist, darüber besteht wohl kein Zweifel; das braucht nicht eigens behauptet und bewiesen zu werden. Ob und wie sie wissenschaftlich zu fassen sei, ist dagegen eine Frage, die immer wieder aufgeworfen und verschieden beantwortet wird. Die Musiker pflegen sich im allgemeinen ablehnend zu verhalten. Nicht alle urteilen so schroff wie Robert Franz, der den von ihm leidenschaftlich bekämpften Vertretern der Musikwissenschaft jeden Sinn und jedes Verständnis für seine geliebte Kunst ab-

Digitized by Google

sprach; aber ein gewisses Mißtrauen ist weitverbreitet. Der Musiker befürchtet wohl von seiten der Wissenschaft Ernüchterung, Ersatz der Phantasie durch Verstandesarbeit, Hemmung der freien Schaffenskraft. Er will sich in seine Kunst nichts dareinreden, ja nicht einmal sie von den Vertretern der Wissenschaft beurteilen lassen. Offenbar gibt es da Vorurteile zu berichtigen, und das um so mehr, als auch der Liebhaber geneigt ist, Partei zu ergreifen in einem Streit, den er kaum imstande ist zu verstehen, geschweige denn zu entscheiden.

Zunächst sei einmal zugegeben, daß Kunst und Wissenschaft zweierlei sind, auf den ersten Blick nichts miteinander zu tun haben, vielmehr scharf geschieden werden müssen und auf keinen Fall gedankenlos zusammengewürfelt werden dürfen. Ob aus dieser Getrenntheit ein unversöhnlicher Gegensatz zu folgern ist, das wird sich später ergeben; haben wir eine sichere Grundlage, so dürfen wir auch Folgerungen ziehen. Das gilt ganz allgemein von Kunst und Wissenschaft überhaupt. Die Wissenschaft arbeitet ernst und streng und darf sich nicht ins bodenlose Reich der Phantasie verlieren; die Künstler schaffen frei und folgen ihrem Genius, sie gehorchen inneren, ungeschriebenen Gesetzen. Wenn der Genius schweigt, wenn die Schaffenskraft erlahmt, wenn der innere Quell versiegt, dann kann die Wissenschaft auch nicht helfen; und umgekehrt: wenn gründliches Wissen und methodische Schulung fehlen, sind sie durch die blühendste Phantasie nicht zu ersetzen; der Begriff der Wissenschaftlichkeit muß uns ebenso heilig sein wie die echte Kunst. Bei der Musik kommt noch ein Umstand dazu, der nicht außer acht gelassen werden darf: wenn sie leben soll, bedarf sie nicht nur des schaffenden, sondern auch des nachschaffenden Künstlers; was der eine komponiert, das singen, spielen, dirigieren andere; dadurch wird die Frage noch verwickelter.

Der wissenschaftlichen Forschung zugänglich ist zunächst einmal das künstlerische Material. Die Musik ist die Kunst der Töne. Der einzelne Ton und die Beziehungen aller Töne untereinander sind zu messen und zu berechnen; es ergibt sich, daß unser Tonsystem nicht willkürlich zusammengesetzt, sondern organisch gegliedert ist. Damit ist der Grund gelegt für allen weiteren theoretischen Aufbau, für die Lehre von der Melodiebildung wie von der Harmonisierung, bis zu den letzten, schwierigsten Fragen nach dem Wesen der Tonalität. Das ist von großer Wichtigkeit weiterhin für die Beurteilung der Tonwerke, und zwar in doppelter Beziehung. Es läßt sich prüfen, ob und inwieweit sie den wissenschaftlich gewonnenen Anschauungen entsprechen; unter Umständen lassen sich künstlerische Fehler und Mängel wissenschaftlich begründen, wenn gegen Naturgesetze gesündigt ward. Andererseits mag es oft genug vorkommen, daß ein Tonwerk die Theorie Lügen straft; dann gilt es, sich zu bescheiden und zu erkennen, daß die Ergebnisse der Forschung noch lückenhaft sind und des ergänzenden Ausbaus bedürfen.

Der Erzeugung der Töne dienen alle möglichen Instrumente, die menschliche Singstimme inbegriffen. Ihr Bau und ihre Verwendung ist zwar vor-

Digitized by Google

wiegend technische Aufgabe; aber auch hier erweist sich die Wissenschaft als unentbehrliche Gehilfin der Praxis. Sie sichert die Bereitstellung alles dessen, was die Tonkunst braucht zu lebendigem Erklingen. Ob sie dann auch zur Verwendung der Ausdrucksmittel mitsprechen kann, ist schwieriger zu entscheiden. Ich gestehe, daß ich mir eine wissenschaftliche Klavier- oder Violinschule nicht recht vorstellen kann. Ich weiß wohl, daß neuerdings angestrengt daran gearbeitet wird, den Gesangsunterricht auf wissenschaftliche Grundlage zu stellen. Das mag sehr interessant und für einzelne Fragen auch vorteilhaft sein; ich glaube aber nicht, daß das Entscheidende damit erreicht wird; die Grenze scheint mir unverrückbar. Was die Praxis empfiehlt, läßt sich vielleicht wissenschaftlich erläutern und bestätigen, nicht aber durch gelehrte Forschung ersetzen.

Hauptgebiet der Musikwissenschaft ist und bleibt die Musikgeschichte. Die ganze reiche Entwicklung durch die Jahrtausende zu verfolgen, ihre Ursachen und Zusammenhänge aufzudecken, ihre treibenden Kräfte, ihre Richtung und ihr Ziel zu deuten, das kann nur der ernstesten, strengsten Forschung gelingen. Die Musikgeschichte ist eine junge Wissenschaft; erst recht spät hat sie methodische Sicherheit gewonnen. Infolgedessen hat sie mit besonders großen Schwierigkeiten zu kämpfen. Viel wertvolles Material ist verloren gegangen, viele Quellen sind verschüttet. Überall klaffen empfindliche Lücken, überall ist Unzulänglichkeit zu beklagen. Nur der Dilettant vermag sich leichten Sinnes darüber hinwegzusetzen; der Wissenschaftler bringt es nicht fertig, zu beschönigen oder willkürlich zu ergänzen. Unbestechliche Wahrheitsliebe führt ihm die Feder und zwingt ihn nur zu oft zu einem ehrlichen Bekenntnis: ignoramus, ignorabimus. Der Musikhistoriker arbeitet als Philologe, streng methodisch, mit dem ganzen Rüstzeug, aber auch mit dem ganzen Verantwortlichkeitsgefühl seiner wissenschaftlichen Schulung. Der Laie mag kaum ahnen, was das bedeutet.

Eine erschöpfende, allgemein befriedigende Darstellung ist gar nicht möglich. So wie der Musikfreund es sich wünscht und vorstellt, kann die Musikgeschichte nicht geschrieben werden. Vielmehr geht es hier wie in anderen Fächern auch: manche altüberlieferte Meinung muß als unerweisbar aufgegeben, manche liebgewordene Anschauung als unbegründet geopfert werden. Enttäuschungen sind unvermeidlich. Gar manches, was über jeden Zweifel erhaben schien, hält der wissenschaftlichen Prüfung nicht stand; vieles, was als unbedingt sichergestellt galt, erscheint in ganz anderem Lichte, sobald es näher untersucht wird. Viel zu viel war geschrieben und allgemein verbreitet worden zu einer Zeit, da die nötigen wissenschaftlichen Unterlagen noch fehlten. Der Fortschritt bestand vielfach in scheinbarem Rückschritt; immer wieder mußte von vorn begonnen werden. Und es ist wohl begreiflich, daß man sich darüber verwunderte und ärgerte. Wenn schon der Liebhaber, dann erst recht der Künstler konnte und wollte nicht einsehen, warum ein so grausam zerpflückendes Verfahren geboten sein sollte, das ihm ganz unnötig und verkehrt erschien. Und er ver-

Digitized by Google

wünschte wohl gar die Wissenschaft, die an der lebendigen Kunst wie an einem Leichnam operierte.

Nun ist eine Forderung sicher zu erheben: der Musikhistoriker muß Musiker sein; nicht zu komponieren braucht er, nicht zu singen und zu spielen, aber innerlich musikalisch muß er sein. Niemand kann eine Entwicklung begreifen, die ihm und seinem ganzen Wesen fremd ist, niemand ein Wachsen und Werden darstellen, das er nicht selbst miterlebt. Und es ist nicht zu leugnen, daß wir mitunter in Verlegenheit geraten, wenn die Musikwissenschaft unmusikalischen Eindruck macht. So empfand es Robert Franz. Er als Musiker war überzeugt, Bach und Händel besser und sicherer zu verstehen und wiederherstellen zu können als alle die gelehrten Herren, die über glänzendes wissenschaftliches Rüstzeug verfügten, aber keine Musiker waren. Mit seinen Waffen glaubte er sie zu schlagen: was sie erforschen wollten, das glaubte er zu erraten. Dieser Fall ist lehrreich. Gewiß sind auch der musikwissenschaftlichen Forschung scharfe, vielleicht enge Grenzen gezogen; nur darf eine gelegentliche Überschreitung derselben nicht zu einem unbedingten Verdammungsurteil führen. Dem leidenschaftlichen Künstler mag man es zugute halten; ruhige Überlegung wird das Richtige treffen.

Alle geschichtliche Forschung ist zunächst berufen, die Quellen zu bearbeiten und daraus die Darstellung der Entwicklung zu schöpfen. Je spärlicher sie fließen, desto schwieriger wird die Aufgabe sich gestalten. Aber selbst wenn sie überreich sprudeln, ist nicht alles aus ihnen zu gewinnen. Das Beste muß der Forscher selbst dazu tun. Der Buchstabe tötet, der Geist macht lebendig. Gilt das ganz allgemein, um wieviel mehr dann, wenn es sich um Kunst handelt, und nun gar um die eigenartigste von allen, um die Musik. Entscheidend wird immer sein, von welchem Geist die Forschung getragen ist. So widerspruchsvoll es klingen mag, so dürfen wir doch behaupten: ein mit allen Mitteln wissenschaftlicher Erkenntnis gestütztes Ergebnis kann falsch sein, weil es unmusikalisch ist. In solchem Fall wird der Musiker mit Recht sagen: ich kümmere mich um eure ganze Beweisführung nichts; ich weiß es besser. Was ihr da herausgebracht habt, kann nicht stimmen; wo der Fehler liegt, ist mir gleichgültig. Ich brauche euch überhaupt nicht; mir sagt's das Gefühl. Hier stehen wir in der Tat am Scheidewege.

Die Wissenschaft darf sich nicht vermessen, alle Rätsel lösen zu wollen. Wenn sie schon geschichtlich viele Fragezeichen stehen lassen muß, so wird sie um so vorsichtiger sein, wenn es sich um die Beurteilung der beobachteten Erscheinungen handelt. Die Ästhetik, die Lehre von der Wertung der Kunst, ist vielleicht das schwierigste und umstrittenste Gebiet, das es gibt. Und die Musikästhetik im besonderen hat bis heute noch nicht die festen Gesetze finden können, die als allgemein anerkannte Richtschnur zu dienen hätten. Das Verlangen danach ist groß und allgemein. Der Liebhaber möchte festen Anhaltspunkt haben, um sich ein Urteil danach zu bilden. Der Wissenschaftler will sich nicht damit begnügen, von Fall zu Fall gefühlsmäßig zu werten; er will

Digitized by Google

zusammenfassen, einordnen, vergleichen, beweisen. Dazu bedürfte er eben der sicher gültigen Grundlage; aber keine Philosophie will sie ihm liefern. Und nun kommt der Musiker und beansprucht für sich allein das Recht, uns zu sagen, was Musik sei und bedeute; und wiederum hat er recht von seinem Standpunkt aus. Wenn keine allgemeine Norm zu setzen ist, wer soll den einzelnen Fall beurteilen können? Doch wohl nur der Künstler selbst, der's nicht weiß, aber kann.

Das klingt sehr bestechend und beruht doch auf einem Irrtum, der zwar immer wiederkehrt, aber nicht allzu schwer aufzuklären ist. Es gilt zu unterscheiden. Gefühlsmäßig hat jedermann volle Freiheit, der Laie, der Fachmann, der Künstler, einer wie der andere. Nun soll versucht werden, über das Gefühlsmäßige hinaus zu möglichst festgegründeter Anschauung zu gelangen. Dazu ist dem Künstler eben seine Kunst viel eher hinderlich als förderlich. Alle Kunst und alle Kunstübung, die schaffende wie die nachschaffende, ist so persönlich, daß sie unbewußt befangen bleiben muß. Beweis dafür jedes Wort, das die Musiker aller Zeiten über Musik geredet und geschrieben haben; sehr wertvoll, oft wunderschön, aber im Grunde immer nur Selbstzeugnis, nicht Urteil über andere. Ähnlich läuft der Wissenschaftler Gefahr, vorgefaßter Meinung die Freiheit des Empfindens zu opfern. Statt zu erleben, konstruiert er; statt das Kunstwerk auf sich wirken zu lassen, preßt er es in die Schablone. Die Gesetze, die er sucht und aus der Kunst herauslesen müßte, will er schon kennen und bestätigt finden. Auch das macht befangen und einseitig. Vollends der Laie ist übel daran. Wahre oder falsche Bescheidenheit, Eitelkeit und mangelnde Lust oder Fähigkeit zu eigenem Nachdenken reißen ihn hin und her; die allgemeine Unsicherheit verwirrt ihn, und er weiß nicht, welchem der wechselnd ausgegebenen Schlagworte er folgen soll.

Ein ideales Zusammenwirken von wissenschaftlichem und künstlerischem Geiste allein bringt Rettung. So scharf wir Kunst und Wissenschaft trennen, sie sollen sich nicht befehden; so wenig sie sich gegenseitig ersetzen können, ebensowenig dürfen sie einander verneinen. Im Gegenteil: sie müssen zusammenwirken, wo sie nur können. Beiden wird das zum Heil gereichen. Der Vertreter der Wissenschaft wird erst dann das Höchste leisten, wenn er künstlerischen Geistes mindestens einen Hauch verspürt hat. Und je klarer er erkennt, wie weit seine Arbeit ihn trägt, je sorgsamer er Übergriffe vermeidet in das Reich, das der Künstler allein beherrscht, desto sicherer und wertvoller wird jedes Ergebnis sein, das er erzielt. Der Künstler aber wird alles dankbar willkommen heißen, was seine geliebte Kunst stützt und trägt, klärt und fördert. Ganz unverkennbar ist die Wertschätzung der Wissenschaft seitens der Künstler bedeutend gestiegen, seit sie den Wert allgemeiner Bildung überhaupt erkennen. Die Zeiten des ungebildeten Musikers sind für immer dahin. Nicht durch den Verstandesmusiker wird er zu ersetzen sein, sondern durch den schaffenden und nachschaffenden Meister, der musikalisches Fühlen und Denken vereinigt. Der Siegesflug des Genius wird durch Reflexionen niemals gehemmt werden dürfen;

Digitized by Google

aber gründliche Schulung und Bildung wird auch keine Fessel sein für seine Entfaltung; immer wieder wird er sich frei emporschwingen zur entscheidenden Tat.

Dem Laien aber, der mehr will als dankbar genießen, kann nicht dringend genug empfohlen werden, sich zum Kenner durchzuarbeiten. Auch ihm soll das freie eigene Gefühl nicht verloren gehen; nicht was andere meinen und sagen, soll er sich blindlings aneignen, sondern er soll die Fähigkeit erwerben, selbst den Weg der Erkenntnis zu beschreiten. Die Kunst ist es wert, daß er sich's sauer werden lasse. Darin erweise sich seine Liebe und Treue zu seinem Ideal, daß er mit aller Anstrengung es zu erfassen sucht, mit Anspannung aller geistigen und seelischen Kraft, über die er verfügt. Gegenüber unserem massenhaften Musikbetrieb, der so viel Zeit, Geld und Nerven kostet, ist die Mahnung berechtigt, die Musik ernst zu nehmen. Der Kunst und dem Künstler, dem Fachmann und dem Laien kann es nichts schaden, wenn von der Wissenschaft her der Geist der Strenge und der Gewissenhaftigkeit weht, nicht um die Freiheit zu ertöten, sondern um ihr die edelste Wirkung zu sichern. Es ist keine Überhebung, wenn wir dieses Ziel als deutsches Ideal bezeichnen und pflegen: Kunst und Wissenschaft vereint werden es erreichen.

Schwingungserscheinungen auf Schiffen

Von

Professor Dr.-Ing. F. Horn (Danzig)

Von den Bewegungen, welche ein Schiff im Seegange ausführt, kann man sich wohl am besten ein Bild machen, indem man folgende Überlegung anstellt:

Man denke sich das Schiff zunächst in ruhigem Wasser schwimmend. Wird es durch irgendwelchen einmaligen Anstoß aus seiner aufrechten Gleichgewichtslage heraus nach der Seite übergeneigt und dann sich selbst überlassen, so wird es zunächst, sofern es ein stabiles Fahrzeug ist, in seine Gleichgewichtslage zurückkehren, infolge der in ihm dann aufgespeicherten Bewegungsenergie aber darüber hinaus nach der anderen Seite ausschlagen. Denken wir uns ferner zunächst den ja tatsächlich vorhandenen Wasserwiderstand ausgeschaltet, so wird der Ausschlag sich bis zu einem Überneigungswinkel erstrecken, der ebenso groß ist wie der Ausschlagwinkel, von welchem aus das Schiff seine Bewegung von der anderen Seite her begonnen hat. In diesem Augenblick ist seine Bewegungsenergie aufgezehrt, da es sich nun aber wiederum nicht in seiner Gleichgewichtslage, sondern in einer übergeneigten Lage befindet, so hat es abermals das Bestreben sich aufzurichten, d. h. es kehrt seine Bewegung um, macht aber, wie in der ersten Phase seiner Bewegung, nicht in der aufrechten Lage halt, sondern

Digitized by Google

schwingt darüber hinaus und das Spiel beginnt von neuem. So würde, trotzdem weiter gar kein Impuls mehr wirkt, beim Fehlen des Wasserwiderstandes oder, allgemein gesagt, einer Dämpfung, das Fahrzeug dauernd um seine Gleichgewichtslage herumpendeln. Solche Bewegungsformen, welche in der Natur sehr vielfach vorkommen, nennt man ganz allgemein Schwingungen, und die beschriebene ist eine Schwingung einfachster Art, nämlich ein freies Ausschwingen um die Gleichgewichtslage herum, ohne Einwirkung einer anderen äußeren Kraft als lediglich der Schwerkraft. Man nennt solche Art von Schwingungen wohl auch freie oder Eigenschwingungen, weil es eben Schwingungen sind, welche der von äußeren Impulsen unbeeinflußte Körper ausführt.

Besonders wichtige Begriffe für die Kennzeichnung einer Schwingung sind ihre Schwingungsweite, auch Amplitude genannt, und ihre Periode.

Die Schwingungsweite bedeutet den größten Schwingungsausschlag. Bei der besprochenen einfachsten Schwingungsart ist er nach beiden Richtungen gleich groß und nur abhängig von der allerersten Auslenkung, von welcher aus die Bewegung begann.

Mit Periode bezeichnet man die Zeitdauer, in welcher nach Ausführung einer Hin- und Herschwingung, genannt Doppelschwingung, der schwingende Körper wieder in seine Ausgangsstellung zurückgelangt, von welcher aus die Zeit gerechnet wurde. Die beim freien Anschwingen eines Körpers auftretende Periode, seine Eigenschwingungsperiode, ist von seiner Form, Massenverteilung und seiner Aufhängungs- bzw. Unterstützungsart abhängig. Beim schwingenden Schiffe bedeutet dies, daß die Schwingungsperiode, abgesehen von der Massenverteilung, durch die Größe seiner Stabilität bedingt ist. Das ist ja auch ohne weiteres einleuchtend. Bei einem stabilen Schiff sind bei einer Auslenkung aus der Gleichgewichtslage die Kräfte, welche es wieder aufzurichten bestrebt sind, größer als bei einem weniger stabilen, infolgedessen wird im ersteren Falle das Aufrichten nicht nur, sondern auch die ganze Schwingungsbewegung schneller vor sich gehen und somit die Schwingungsperiode kürzer ausfallen als im zweiten. Man spricht im ersten Falle von einem steifen, im zweiten von einem weichen oder ranken Schiff. Es stehen sich hier bei der Wahl der Schiffsabmessungen, welche Einfluß auf seine Stabilität haben, zwei widerstreitende Tendenzen gegenüber. Einerseits muß das Schiff für seine Sicherheit gute Stabilität besitzen, andererseits macht ein sehr stabiles, d. i. steifes Schiff heftige Schwingungsbewegungen, welche von Besatzung und Passagieren unangenehm empfunden werden. Ein Ausweg läßt sich praktisch einigermaßen dadurch erreichen, daß man dem Schiffe eine Stabilität gibt, die zwar nicht dem Maße der aufrichtenden Kräfte nach, wohl aber dem Bereiche nach, über den sich bei Neigungen der stabile Zustand erstreckt, groß ist. Ferner spielt hierbei, wie schon angedeutet, die Massenverteilung eine erhebliche Rolle. Die Schwingungsperiode wird um so größer, die Bewegungen des Schiffes also um so weicher und angenehmer, je weiter im Mittel die Gewichte des Schiffes

Digitized by Google

von der Schwingungsachse, d. h. von dem bei der Schwingung in Ruhe bleibenden Punkt, entfernt liegen. Diese Möglichkeit ist z. B. bei schwer gepanzerten und armierten Kriegsschiffen ohne weiteres gegeben, weil hier die schweren Gewichte hauptsächlich in sehr großem Abstande von der Schwingungsachse sich befinden. Aber auch bei Handelsschiffen läßt sich dies durch Anordnung von hohen Aufbauten erreichen, welche ja bei Passagierschiffen bei dem großen Raumbedarf, den die Unterbringung von Hunderten und Tausenden von Passagieren erfordert, ohnehin erforderlich sind. Solche Schiffe können große Stabilität besitzen, ohne daß ihre Bewegungen heftig und unangenehm werden.

Ganz unabhängig ist die Eigenschwingungsperiode von der Amplitude; mag diese klein oder groß sein, die Periode ist praktisch immer die gleiche. Tritt nun bei der bisher beschriebenen Schwingungsbewegung eine Dämpfung in Erscheinung, wie sie beim schwingenden Schiff vornehmlich durch den Wasserwiderstand hervorgerufen wird, so ändert sich gegenüber den beschriebenen Verhältnissen die Periode nur geringfügig. Groß ist dagegen der Einfluß der Dämpfung auf die Amplitude. Diese nimmt, je nach dem Grade der Dämpfung, mehr oder weniger schnell von einem Ausschlag zum nächsten ab, bis sie schließlich nach Verlauf einer gewissen Zeit ganz verschwindet. Hierbei tritt also zu der bisherigen Wirkung der Schwerkraft die der Dämpfung durch den Wasserwiderstand hinzu, aber auch hier handelt es sich immer noch um ein freies Ausschwingen in ruhigem Wasser, ohne Vorhandensein von äußeren Impulsen.

Nun sind wir soweit, daß wir uns das Verhalten desselben Schiffes im Seegange klarmachen können. Die Wellenbewegung — die übrigens selbst wieder auf einer Schwingungsbewegung der einzelnen Wasserteilchen beruht, worauf aber hier nicht näher eingegangen werden soll — stellt einen periodischen, auf Änderung der seitlichen Überneigung des Schiffes wirkenden Impuls dar. Man kann sich dies leicht vorstellen. Rollt eine Welle von der Seite heran, so ist sie bestrebt, das Schiff nach der entgegengesetzten Seite überzuneigen. Der Impuls ist in dem Augenblick am größten, in welchem sich das Schiff an der Stelle der größten Wellenschräge befindet. Beim Weiterrollen der Welle kommt der Moment, in welchem das Schiff auf dem Wellenkamm liegt, dann ist momentan der äußere Impuls auf Null gesunken. Rollt die Welle dann weiter über das Schiff hinaus, so wirkt sie nun offenbar auf Überneigung des Schiffes nach der entgegengesetzten Seite als bisher, am stärksten wiederum dann, wenn es sich im Punkt der größten Wellenschräge befindet. Diese Tendenz dauert so lange, bis das Schiff im tiefsten Punkt des Wellentals liegt, worauf dann wieder die nächstfolgende Welle in demselben Sinne wie die erstgedachte zu wirken anfängt und so das Spiel von neuem beginnt. Wären die Profile aller aufeinanderfolgenden Wellen stets genau gleich, was ja in Wirklichkeit nicht zutrifft, der Einfachheit halber aber zunächst einmal angenommen werden möge, so hätten wir es mit regelmäßigen periodischen Impulsen zu tun. Als Periode des Impulses, hier also Wellenperiode, bezeichnet man die Zeit, welche beispielsweise zwischen dem Auftreffen der Wellenkämme

Digitized by Google

zweier aufeinanderfolgenden Wellen verstreicht. Die Wirkungen solcher Impulse sind recht interessant und auch ohne die Rechnungen, mit denen der Mathematiker den Erscheinungen auf den Grund zu gehen vermag, leicht verständlich. Das Ergebnis ist kurz folgendes:

Im Seegange führt das Schiff gleichzeitig zwei Arten von Schwingungen aus, die sich einfach übereinander lagern, ohne sich gegenseitig zu stören. Zunächst beobachten wir auch hier wieder die bereits beschriebenen Eigenschwingungen. Ihre Größe richtet sich nach der zufälligen Lage des Schiffes im Augenblick des Auftreffens der ersten Welle. Wären die Wellen alle genau von gleicher Form, d. h. die aufeinanderfolgenden Impulse alle gleich groß, so würden infolge der Wirkung des Wasserwiderstandes, wie oben beschrieben, die Eigenschwingungen dauernd abnehmen und somit nach Verlauf einer gewissen Zeit ganz erlöschen. In Wirklichkeit ist dies nicht der Fall, weil die Wellen stets mehr oder weniger große Verschiedenheiten aufweisen. Daher ist mit dem Vorhandensein von Eigenschwingungen auch im Seegange stets zu rechnen und die Verhältnisse, welche wir vorher auf Grund des Verhaltens der Schiffe beim freien Ausschwingen im glatten Wasser hinsichtlich ihrer Steifheit bzw. Rankheit erörtert hatten, treffen auch hier unverändert zu.

Zu diesen Eigenschwingungen tritt nun aber eine andere Art von Schwingungen hinzu, die sogenannten erzwungenen Schwingungen, welche unmittelbar auf die Wirkung der Wellenbewegung zurückzuführen sind. Diese Schwingungen gehen mit der Periode der Wellenbewegung vor sich, es wird dem Schiff also eine von seiner Eigenschwingungsperiode abweichende Schwingungsperiode aufgezwungen, daher der Name.

Diese beiden Schwingungsarten lagern sich also übereinander, wobei jede ganz unabhängig von der anderen vor sich geht. Diese Übereinanderlagerung zeitigt eine resultierende Bewegungsform eigentümlicher Art, im allgemeinen derart, daß von einem Zeitpunkt verhältnismäßiger Ruhe aus die Amplituden von einer Schwingung zur anderen dauernd bis zu einem Höchstmaß anschwellen, dann allmählich wieder bis auf ihren Kleinstwert herabsinken, worauf dann wieder die Steigerung beginnt usw. Jedem, der einmal zur See gefahren ist, ist dieses periodische An- und Abschwellen der Schwingungen wohl bekannt.

Nun ist aber noch etwas Wichtiges über die Größe der erzwungenen Schwingungen zu sagen. Diese ist natürlicherweise einmal abhängig von der Größe der Wellen, vor allem von dem Maße des größten Böschungswinkels des Wellenprofils, der schon genannten Wellenschräge, dann aber auch in besonders hohem Maße von dem Verhältnis der Wellenperiode zur Eigenschwingungsperiode. Den Einfluß dieses Verhältnisses wollen wir uns an drei Grenzfällen, die wir herausgreifen, klarmachen.

Als ersten Grenzfall nehmen wir an, daß das Verhältnis: Wellenperiode zu Eigenschwingungsperiode, sehr groß sei. Das bedeutet, daß ein sehr steifes Fahrzeug in sehr langen Wellen schwimmt. Denn je länger die Welle, je länger ist offensichtlich auch ihre Periode. Dann ergibt sich, daß der schwimmende

Digitized by Google

Körper sich stets genau in die Richtung der Vertikalen zur Wellenoberfläche einstellt, sich also deren Neigungen genau anpaßt. Dieser Fall wäre am reinsten etwa bei einem Floß verwirklicht, und es wird sich ja auch der Laie leicht vorstellen können, daß ein floßartiges Fahrzeug ein derartiges Verhalten zeigen muß.

Ist umgekehrt das Verhältnis: Wellenperiode zu Eigenschwingungsperiode, sehr klein, so bedeutet das, daß ein sehr rankes Schiff in verhältnismäßig kurzen Wellen schwimmt. Dann hat dies zur Folge, daß die erzwungenen Schwingungen praktisch sehr klein werden. Mit anderen Worten, die Wellenbewegung hat gar keinen oder doch nur sehr geringen Einfluß auf das Schiff, dieses ist lediglich, wie im glatten Wasser, Eigenschwingungen unterworfen, und auch diese würden infolge der Dämpfung fortfallen, falls nicht die tatsächliche Unregelmäßigkeit der Wellen immer etwas Anlaß zu Eigenschwingungen gäbe. Jedenfalls aber leuchtet ein, daß dieser Zustand ganz besonders erwünscht ist, und tatsächlich tritt er auch namentlich bei großen Schiffen, deren Eigenschwingungsperiode in der Regel sehr viel größer sein wird als die Periode der Wellen, mit denen man normalerweise praktisch zu rechnen hat, häufig wenigstens annäherungsweise in Erscheinung.

Eine besonders wichtige Rolle spielt nun noch der dritte Fall, den wir ins Auge fassen wollen, nämlich der, daß die Wellenperiode *gleich* der Eigenschwingungsperiode wird. In diesem Falle braucht dem Schiffe ja keine andere Bewegung aufgezwungen zu werden, die es nicht ohnehin von sich aus ausführen würde. Da unter diesen Umständen die Bewegungsmomente, welche durch die aufeinanderfolgenden Wellen auf das Schiff übertragen werden, im Takt der Schiffsschwingungen erfolgen, so leuchtet ein, daß die Ausschläge des Schiffs sich von einer Schwingung zur anderen dauernd — bis zu einer gewissen Grenze — vergrößern müssen, da ja, wie wir gesehen haben, bereits *ohne* äußere Anstöße die Schwingungen sich annähernd, von dem nicht sehr erheblichen Wasserwiderstand abgesehen, auf gleicher Höhe halten. Wäre kein Wasserwiderstand vorhanden, so würde dies infolge des steten Anwachsens der Schwingungsausschläge zum Kentern des Schiffes führen, aber auch bei der durch den Wasserwiderstand gegebenen Dämpfung werden die Schwingungen in diesem Falle des *Synchronismus* zwischen Impuls und Eigenschwingung besonders groß ausfallen und unter Umständen dem Schiff gefährlich werden können. Glücklicherweise kann sich ein Schiff, sollte es in eine solche schwierige Lage geraten, stets schnell und sicher daraus befreien, indem es seinen Kurs ändert. Denn wenn beispielsweise Übereinstimmung zwischen Wellenperiode und Eigenschwingungsperiode vorhanden ist bei quer kommenden Wellen, so ist eine solche nicht mehr vorhanden, sobald dieselben Wellen schräg von vorn oder von hinten kommen, weil im ersteren Falle dadurch, daß das Schiff den Wellen entgegenfährt, die relative Wellenperiode im Verhältnis zum fahrenden Schiff kürzer, im zweiten Falle, in welchem das Schiff den Wellen gewissermaßen fortläuft, länger wird. — Umgekehrt folgt aus dieser Überlegung, daß kein Schiff, mag seine Eigenschwingungsperiode auch an und für sich noch so günstig sein, davor sicher

Digitized by Google

ist, in Synchronismus mit den Wellen und dadurch in große Rollschwingungen zu geraten.

Was ist nun dagegen zu tun? Durch Kursänderung kann man sich zwar, wie eben angedeutet, vor unmittelbarer Gefahr sichern, man muß dann aber natürlich sehr unerwünschte Nachteile durch Umwege und Verspätung in Kauf nehmen, die man möglichst zu vermeiden suchen wird. Im übrigen tritt das Gefahrmoment, da es nur verhältnismäßig selten in Erscheinung tritt, im allgemeinen zurück gegenüber den sonstigen Nachteilen großer Rollschwingungen für Besatzung und Passagiere, welche sich besonders in Beeinträchtigung des Wohlbefindens und der Leistungsfähigkeit durch die Seekrankheit äußern. Man hat daher schon lange darüber nachgedacht, ob es nicht Mittel gibt, größere Rollbewegungen zu unterdrücken oder doch zu mildern.

Das einfachste Mittel besteht in der Anbringung von sogenannten Schlingerkielen. Diese bestehen aus längslaufenden Platten, welche in der „Kimm" des Schiffes, d. h. an der Rundung der Schiffsform zwischen Boden und Seitenwand, senkrecht zur Außenhaut angebracht sind und normalerweise etwa über die halbe Schiffslänge sich erstrecken. Es ist klar, daß solche Kiele bei entsprechender Höhe dem Schlingern des Schiffes einen Widerstand entgegensetzen und somit die Amplituden der Eigenschwingungen verkleinern werden. Tatsächlich ist durch Versuche festgestellt, daß dadurch die Ausschwingungszeit, d. i. die Zeit, binnen welcher das Schiff im glatten Wasser nach Beginn des Ausschwingens zur Ruhe kommt, bis auf die Hälfte und noch weniger herabgesetzt wird. Auch auf die erzwungenen Schwingungen, sofern diese im oder nahe dem Bereich des Synchronismus liegen — und dies ist ja gerade der wichtigste Fall — vermögen die Schlingerkiele günstig einzuwirken, indem sie die Schwingungsamplituden durchschnittlich bis auf etwa die Hälfte verringern. Es läßt sich freilich nicht leugnen, daß auch dann immer noch erhebliche Schwingungen übrig bleiben können.

Im ganzen haben sich die Schlingerkiele aber doch als so nützlich erwiesen, daß sie auf den meisten hochwertigeren Schiffen angewandt worden sind und noch angewendet werden. Man darf von ihnen nur nicht mehr erwarten, als sie nach Lage der Dinge, wie eben kurz angedeutet, zu leisten vermögen.

Auf ganz anderer Stufe stehen die zwei folgenden Dämpfungsmittel, die, trotz aller äußerlichen Unähnlichkeit, doch das Gemeinsame haben, daß innerhalb des Schiffskörpers schwingend angeordnete Massen eine Rückwirkung auf die Schwingungen des Schiffes selbst ausüben. Es sind dies der Schiffskreisel von Schlick und die Schlingerdämpfungstanks von Frahm. Beide stellen wissenschaftlich hochbedeutsame und hochinteressante Erfindungen dar, welche eine sehr weitgehende Abdämpfung der Schiffsschwingungen bezwecken. Während aber der Schlicksche Schiffskreisel sich in der Praxis wegen der nicht ganz einfachen technischen Ausführbarkeit nicht hat einbürgern können, sind die Frahmschen Schlingertanks schon mehrfach auf besonders hochwertigen Schiffen eingebaut und haben sich bewährt. Ich möchte mich daher begnügen, die Wirkungs-

Digitized by Google

weise dieser Tanks in kurzen Zügen zu kennzeichnen, zumal ihre Wirkungsweise für den Laien leichter verständlich ist als die des Schiffskreisels.

Die Tanks bestehen aus größeren, dicht an der Bordwand gelegenen Behältern, welche durch einen oder mehrere quer über das Schiff geführte Kanäle miteinander in Verbindung stehen. Die etwa bis zur halben Höhe gefüllten Behälter stellen samt den Verbindungskanälen ein System von kommunizierenden Gefäßen dar. Die Wassermenge in einem solchen, zunächst ruhend gedachten System führt, wenn durch irgendeinen Anstoß aus dem Gleichgewicht gebracht, wiederum Schwingungen um die Gleichgewichtslage aus und diese Schwingungen, deren Periode man durch geeignete Wahl der Abmessungen der seitlichen Behälter und der Verbindungskanäle, sowie auch der Füllung, nach Belieben festsetzen kann, werden, indem man ein solches System auf dem Schiffe einbaut, zur Beeinflussung von dessen Rollschwingungen ausgenutzt. Wichtig dabei ist ferner, daß die Behälter oben noch durch einen Luftkanal verbunden sind und daß der Luftdurchtritt durch ein Absperrorgan nach Wunsch reguliert werden kann.

Die Wirkung solcher Schlingertanks erstreckt sich sowohl auf die Eigenschwingungen als auf die erzwungenen Schwingungen. Auf erstere erweist sie sich bei richtiger Wahl der Verhältnisse als so kräftig, daß man direkt von einer Ausschaltung dieser Art von Schwingungen sprechen kann. Es gehört dazu jedoch eine passende Regulierung des Luftwiderstandes in dem Luftkanal durch das Absperrorgan. Ist kein Luftwiderstand vorhanden, so findet keine Dämpfung statt, sondern nur eine ziemlich beträchtliche Vergrößerung der Schwingungsdauer, die ja an und für sich auch schon wünschenswert ist. Wäre der Luftwiderstand anderseits unendlich groß oder doch so groß, daß die Bewegung der Wassermenge praktisch unterbunden wäre, so kann diese offenbar keine andere Rolle spielen als die eines festeingebauten Gewichts und somit kann auch von einer Dämpfung keine Rede sein. Zwischen diesen beiden Grenzfällen, in denen die Dämpfung gleich Null ist, liegt ein Zustand, in welchem ein größtes Maß von Dämpfung eintritt, und dieser günstigste Zustand muß durch Regulierung des Luftwiderstandes ermittelt werden. Es hängt dies damit zusammen, daß bei einem gewissen Grad des Luftwiderstandes die Schwingung der Wassermasse gegen die des Schiffes so verschoben wird, daß sie ihr am wirksamsten entgegenarbeitet. Einen wie hohen Grad der Dämpfung der Eigenschwingungen man auf diesem Wege erreichen kann, ersieht man beispielsweise daraus, daß, wie durch Versuch nachgewiesen, bei einem großen Schiffe von etwa 12 500 Tonnen Deplazement, welches mit Frahmschen Schlingertanks von insgesamt etwa 200 Tonnen Wasserinhalt ausgestattet wurde, der Schwingungsausschlag nach Verlauf einer einzigen Doppelschwingung auf den fünften Teil herunterging und auch bei einem sehr großen Anfangsausschlag nach eineinhalb bis höchstens zwei Doppelschwingungen die Schwingung praktisch erloschen war. Man ist daher in der Tat berechtigt, von einer Ausschaltung der Eigenschwingungen zu sprechen.

Digitized by Google

Es bleibt noch übrig, die Wirkung der Tanks auf die erzwungenen, d. h. durch die Wellenbewegung erzeugten Schwingungen kennen zu lernen. Da trifft man bei näherer Untersuchung auf die eigentümliche, aber einwandfrei und übereinstimmend durch Rechnung und Versuch nachzuweisende Tatsache, daß, im Falle die Schwingungsperiode des Tankwassers mit der der Wellen übereinstimmt, das Schiff selbst praktisch in Ruhe bleibt. Diese auffallende Erscheinung ist dadurch zu erklären, daß sich dann die Schwingung des Tankwassers in die dem Wellenimpuls entgegengesetzte Phase einstellt. Das heißt: in demselben Augenblick, in welchem beispielsweise die Welle ihr größtes Moment auf Überneigung des Schiffes in der einen Richtung ausübt, besitzt gerade auch der Tankwasserspiegel seine äußerste Neigung, jedoch so, daß das dadurch auf das Schiff übertragene Überneigungsmoment dem von der Welle ausgehenden entgegengesetzt ist. Man kann sich vorstellen, daß unter diesen Umständen, vorausgesetzt, daß die Abmessungen und der Wasserinhalt der Tanks einer der Berechnung zugrunde zu legenden maximalen Wellenschräge entsprechen, das Schiff selbst von den Schwingungen unberührt bleibt, weil die beiden Momente, welche auf Überneigung wirken und von den Wellen einerseits, von dem Tankwasser andererseits ausgehen, stets gleich groß und entgegengesetzt sind.

An und für sich würde ja nun das Eintreten eines solchen günstigen Zustandes, nämlich der Übereinstimmung zwischen den Schwingungsperioden der Wellen und des Tankwassers, eine Sache des Zufalls sein. Frahm selbst aber hat gleich von Anfang an folgendermaßen argumentiert: In so große Schwingungen, daß überhaupt die Anwendung von Dämpfungsmitteln wünschenswert wird, kann ein Schiff — und das wissen wir ja auch bereits nach den vorhergegangenen Feststellungen über die erzwungenen Schwingungen — nur bei oder nahe bei Synchronismus zwischen Schiffs- und Wellenschwingungen geraten. Wenn daher grundsätzlich die Abmessungen der Tanks so gewählt werden, daß die Eigenschwingungsperiode des Schiffes mit der des Tankwassers übereinstimmt, so wird für alle die Fälle, in welchen erhebliche Rollschwingungen auftreten können, selbsttätig der beschriebene günstige Zustand des Synchronismus zwischen Wellen- und Tankwasserschwingung geschaffen, durch welchen die erzwungenen Schwingungen des Schiffes so gut wie ausgetilgt werden. Unter diesen Umständen ist die Wirkung der Tanks in der Tat keine Zufallswirkung mehr, sondern es wird in allen Fällen, in welchen es überhaupt nötig ist, die denkbar wirksamste Dämpfung erzeugt.

Dies alles bezieht sich, wie gesagt, auf die erzwungenen Schwingungen. Fügt man dazu das, was vorher über die energische Wirkung der Tanks auf Unterdrückung der Eigenschwingungen gesagt war, so kann man im Gesamturteil nur zu der Überzeugung kommen, daß die Frahmschen Schlingertanks das gesteckte Ziel, nämlich eine weitgehende Dämpfung der Schlingerbewegungen, tatsächlich erreichen. Dies wird auch durch die Erfahrungen bestätigt, die mit Schiffen gemacht sind, welche mit solchen Tanks ausgerüstet sind. Daß trotzdem bisher nur eine verhältnismäßig geringe Zahl von Schiffen Schlingertanks

Digitized by Google

besitzt, liegt wohl hauptsächlich an der jahrelangen Unterbrechung der ganzen Entwicklung durch die Kriegszeit.

Jedenfalls erkennt man hieraus, daß der Kampf gegen die lästigen Rollbewegungen der Schiffe und gegen deren unangenehmste Folge, die Seekrankheit, nicht aussichtslos ist. Neuerdings hört man auch von einer neuartigen und überraschend wirksamen Lösung, welche ein Amerikaner namens Sperry für den Schiffskreisel als Schlingerdämpfungsmittel gefunden hat. So ringt auch auf diesem Gebiete der menschliche Geist kraft seiner wissenschaftlichen Schulung unablässig mit der Materie, und wenn diese hier, in Gestalt einer wild bewegten See, besonders ungefüge und ihr gegenüber das Menschenwerk, und mag es ein noch so großes, prächtiges und mit allen Errungenschaften der modernsten Technik ausgestattetes Schiff sein, besonders hilflos erscheint, so spornt die Schwere des Kampfes den Menschen auch wiederum zu besonderen Anstrengungen an, und manches Erfolges vermag er sich, wie wir gesehen haben, bereits zu erfreuen.

Oberammergauer Passionsspiele des 19. Jahrhunderts

Von

Dr. A. Dreyer

Fast drei Jahrhunderte weit reicht das Oberammergauer Passionsspiel zurück; ein frommes Gelübde zur Abwendung der Pest, dieser furchtbaren Geißel, die sich zu den blutigen Schrecken des Dreißigjährigen Krieges gesellte, hat es geboren. Voll herber Realistik wie die Mysterien des Mittelalters, schreckte auch die Ammergauer Passionstragödie vor unkünstlerisch, ja geradezu peinlich wirkenden Szenen nicht zurück. So blieb beispielsweise den Zuschauern lange Zeit die Annagelung Christi an das Kreuz mit allen umständlichen Einzelheiten nicht erspart. Vier Jahrzehnte lang (von 1634—1674) trat das Spiel alljährlich an die Öffentlichkeit, erst von 1680 an beschränkte man die Aufführungen auf je zehn Jahre. Der derbe Humor des Volkes wollte auch hier das Possenhafte, das Erheiternde nicht missen, und die langgeschwänzten Teufel und der rotbärtige Judas lieferten hinlänglich Stoff zu manchem lustigen Intermezzo, das schlecht in den Rahmen des ganzen Spieles paßte. Diese unwürdigen Beigaben waren im Zeitalter der Aufklärung der weltlichen und geistlichen Obrigkeit ein willkommener Anlaß zum Verbot desselben (1770). Doch die Zähigkeit der Oberammergauer errang ein Jahrzehnt später wieder die Erlaubnis zur Fortführung der Spiele. 1800 wurden sie neuerdings untersagt, doch für dieses Jahr noch gestattet. Elf Jahre später war (durch Vermittlung des Kronprinzen Ludwig, des späteren Königs Ludwig I.) der Fortbestand der Spiele gesichert.

Der Text, der 1740 im Stil des Jesuitendramas von einem Klostergeistlichen in Ettal umgedichtet worden war, wurde schon zu Beginn des 19. Jahrhunderts vereinfacht, „um die Geduld der Zuschauer nicht zu mißbrauchen", und 1811 von P. Ottmar Weiß von allen Überladungen und Überschwenglichkeiten, wie auch von allen derbkomischen Elementen gereinigt. Nur die lebenden Bilder und die Rollen der Schutzgeister blieben. Der Verfasser des Textes leitete selbst die Proben und gab der Bühne eine zweckmäßigere Einteilung.

Bald darauf erwachte das Verlangen der Ammergauer nach einem neuen Theater, das ihnen der dortige Benefiziat Unhoch für das Spieljahr 1820 schuf, allerdings im

Digitized by Google

„reinen Empirestil". Mit dem Jahre 1830 beginnt ein Wendepunkt in der Geschichte der Passionsspiele in Oberammergau. Wie die geistlichen Dramen des Mittelalters wurde auch diese Passionstragödie auf dem Kirchhof dargestellt. Um Raum für die Zuschauer zu gewinnen, riß man die Umfassungsmauer des Friedhofs nieder. Nun aber wurde das Theater auf den jetzigen Spielplatz verlegt. Der Besuch der Spiele war bisher auf die umliegenden Ortschaften beschränkt. Allmählich fanden sich auch Gäste von auswärts ein, darunter der Naturforscher Oken, der im „Bayerischen Volksfreund" einen eingehenden Bericht über die Aufführung entwarf. Nur mit manchen realistischen Szenen, wie mit der Geißelung des Heilands, war er nicht einverstanden. Auch Reisehandbücher erwähnen bereits diese Aufführungen, so Obernberg in seinem „Führer durch das bayerische Alpengebirge" (1832).

Im nächsten Spieljahr (1840) ging es wieder einen großen Schritt vorwärts, dank der Rührigkeit des Gemeindevorstehers Michael Diemer. Die Kostüme für die Statisten und Darsteller kleiner Rollen wurden früher von Nachbarorten (Ettal, Murnau, Landsberg u. a.) entliehen. Da 1834 der Ort Mittenwald bei Partenkirchen sein bisher gepflegtes Passionsspiel endgültig aufgab, übernahmen die Ammergauer die Garderobe und verschiedene Theaterrequisiten von Mittenwald. Die für den Schauspieler bei Lampenlicht unentbehrlichen Hilfsmittel: Perücken, künstliche Bärte und Schminke wurden nun abgeschafft, und die Spieler ließen sich Haar und Bart wachsen, wie ihre Rolle es vorschrieb. Michael Diemer und sein Freund, der Verleger Johann Lang, reisten 1840 selbst nach München und luden den Hof und den Adel persönlich zum Besuche des Spieles ein. Ihrem Rufe wurde auch Folge geleistet; denn nicht weniger als „22 Fürstlichkeiten" fanden sich ein, denen in Seide gebundene Textbücher überreicht wurden. Aber auch namhafte Münchener Schriftsteller erschienen als Gäste, so Guido Görres und Ludwig Steub, und warben in Zeitungen und Zeitschriften für das Spiel. Steub konnte sich allerdings mit der allzu naturalistischen Auffassung der Darsteller von der Ölbergszene bis zur Kreuzigung nicht befreunden. Seinem berechtigten Einwurf begegnete ein Kenner der bäuerlichen Verhältnisse mit den Worten: „Das Volk schenkt keinen Tropfen Blut her." Auch mit dem Text ist er nicht immer einverstanden und rügt unter anderem, daß der aufbrausende Kaiphas mit der für ein Passionsspiel verwunderlichen Entgegnung beschwichtigt wird: „Ereifern Sie sich doch nicht so, Herr Hoheprieſter!" Die Zahl der Vorstellungen wuchs, ebenso die Summe der Einnahmen und Ausgaben. Zu Beginn des 18. Jahrhunderts betrugen die letzteren 60 Gulden, 1811 1538 Gulden, drei Jahrzehnte später das Achtfache. Damals konnte bereits ein Überschuß von nahezu 4100 Gulden verbucht werden. Die Einnahmen waren in diesem Jahre schon auf 24 000 Gulden gestiegen. Zu Ende des 18. Jahrhunderts zahlte man für den ersten Platz nach Belieben, für den zweiten 12 und für den dritten 6 Kreuzer. 1850 bewegten sich die Preise für die drei ersten Plätze von 1 Gulden 12 Kreuzer bis 1 Gulden 48 Kreuzer, die der drei letzten von 15 bis 48 Kreuzer. Eine wirksame Überarbeitung des noch stellenweise von Anachronismen und Trivialitäten nicht freien Textes nahm um die Mitte des vorigen Jahrhunderts der Oberammergauer Pfarrer Daisenberger vor, der bis zu seinem Tode der tatkräftige Leiter und beratende Freund der Aufführungen blieb. Die Aufmerksamkeit weitester Kreise auf dieses geistliche Spiel lenkte 1850 Eduard Devrient durch seine warmherzigen Schilderungen in der „Allgemeinen Zeitung". „Von diesem merkwürdigen Volksschauspiel," meint er, „kann man nicht genug reden und schreiben, damit die Aufmerksamkeit recht allgemein darauf gerichtet und eine möglichst lebendige und vollständige Anschauung darüber verbreitet werde." Bald war der Name Oberammergau in aller Munde, und seit der Eröffnung der Eisenbahn von München nach dem Starnberger See und südwärts bis Murnau strömte eine alljährlich zunehmende Besucherschar nach dem idyllisch gelegenen Pfarrdorfe am Fuße des Kofels, die sich noch nach der Ausdehnung der Bahnlinie nach Oberau-Garmisch bzw. Murnau-Oberammergau (1890) ganz erheblich steigerte. Gelehrte berücksichtigten in ihren Abhandlungen das Spiel, Reiseschrift-

Digitized by Google

steller boten Führer durch Oberammergau und die Passionstragödie dar, und Volkserzähler wählten das Passionsdorf als Schauplatz ihrer Begebenheiten (Hillern, Ott, Maximilian Schmidt u. a.). Sogar die bayerische Regierung gefiel sich, wie Hermine Diemer erzählt, in den achtziger Jahren in der Rolle eines „Schutzgeistes" und wollte den Text und die Musik zu den Aufführungen von Münchener geistigen Größen umgestalten lassen. Allein darauf gingen die Oberammergauer, die zäh am Althergebrachten hängen, nicht ein. Nur die Reform der Bühne durch Meister Lautenschlager wurde dankbar angenommen. Daß der Massenbesuch der Fremden auch allerlei Mißstände brachte, war nicht zu verwundern. Wer an die unsinnige Verhimmelung der Hauptdarsteller, insbesondere des Christus, hauptsächlich durch Amerikaner und Engländer (und zwar schon gegen Ende des vorigen Jahrhunderts) denkt, den muß es schier wundernehmen, daß derartige Auswüchse einer vielleicht gutgemeinten Begeisterung an dem gesunden und natürlichen Volksempfinden der Oberammergauer wirkungslos abprallten. Findige Reporter wurden schon damals nicht müde, einen ganzen Romanzyklus über die schlichten Darsteller zu verbreiten. Mit Recht wehren sich die Oberammergauer dagegen. „Noch nie," sagt Joseph Schröder, „seit die Passionsspiele bestehen, ist ein Oberammergauer in die Welt hinausgezogen, um mit seinem Namen aus Passionsspielen Nutzen zu ziehen, obwohl es an lockenden Anerbietungen dazu nicht fehlte."

Literarische Berichte

Die Auswärtige Politik der Großmächte in der Neuzeit (1494—1919). Von Wolfgang Windelband. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Mitten im Weltkriege hat der Sozialist Paul Lensch in seinem kleinen Buche „Drei Jahre Weltrevolution" die „Blickpunkte, in denen noch ein Treitschke so viel glänzendes Licht zusammenfassen konnte", als zu eng empfunden und ein Zurückgehen auf Ranke festgestellt und gefordert, auf „den großen Geschichtschreiber, der von deutscher Geschichte schreibt aus einer Zeit, wo Deutschland noch in Weltproportionen dachte und arbeitete". Ein Rankesches Buch in diesem Sinne hat der Heidelberger Historiker Wolfgang Windelband verfaßt: „Die auswärtige Politik der Großmächte in der Neuzeit 1494—1919". In großen Linien, ausgehend von dem Einheitsideal des Mittelalters, einmündend in die Einheitshoffnungen unserer Zeit, ersteht vor dem Leser dieses Buches das Bild einer vierhundertjährigen europäischen Zersplitterung, unaufhörlicher Kämpfe um Macht und Vormacht, gegen Spanien, Frankreich, England und Deutschland, die schließlich mit der Ueberwindung der europäischen Hegemonie überhaupt, der Teilung des Planeten zwischen England, den Vereinigten Staaten und Japan enden. In ruhiger klarer Sprache, klug und vorsichtig urteilend, wird dies erschütternde Hin- und Herwogen des Ostens und Nordens gegen den Süden und Westen, des Ostens, Westens, Nordens und Südens gegen die Mitte erzählt; auch künstlerisch ist das Buch sehr erfreulich. Freilich schreitet Windelband politischen Zielen zu, da er, wie der Engländer Seeley, glaubt, daß die Geschichte die Beziehung zur Politik niemals aus den Augen verlieren dürfe, ein theoretisch anfechtbarer und praktisch gefährlicher Gedanke, gerade in Jahrzehnten politischer Entzweiung, in denen Politik fast immer mit Parteipolitik verwechselt werden muß. Indes überschaut Windelband einen so großen Zeitraum, daß er die Fehler, die von politischen Historikern nur allzuoft zum Schaden der Geschichte und der Politik begangen worden sind, vermeiden kann; er will nichts von vornherein beweisen, nichts angreifen oder verteidigen, sondern Klarheit über unsere Lage und über die Lage der Welt schaffen; er schreitet auf den Bahnen Leopold v. Rankes. Mit vollem Rechte behandelt Windelband nur die äußere Politik und läßt sie, bei den Ausmaßen seiner Darstellung selbstverständlich, mehr von den führenden Nationen als von führenden Männern bestimmen. Diese Betonung der äußeren Politik ist für deutsche Leser heilsam: in Umkehrung einer bekannten Diltheyschen Formulierung haben wir stets die äußere Politik als Funktion der inneren behandelt; der Zusammenbruch Deutschlands hängt mit diesem Fehler eng zusammen. Geradezu grotesk wirkt, selbst in

Digitized by Google

der ruhigen Darstellung Windelbands, die Verkennung und Verzerrung der Bismarckschen Politik durch die Epigonen; nicht in bösem Willen, sondern in unausrottbarer Torheit liegt unsere „Schuld". Diese Torheit, soweit theoretische Erkenntnis es vermöchte, zu bekämpfen, ist das Windelbandsche Buch wie geschaffen.

Fritz Endres.

Taylor-System für Deutschland. Grenzen seiner Einführung in deutsche Betriebe von Dr. Fritz Söllheim. München und Berlin, Verlag von R. Oldenbourg.

Die Technik hatte sich bis in die neueste Zeit fast ausschließlich um die Vervollkommnung der Maschinen gekümmert. In den letzten beiden Jahrzehnten wandte sie sich auch dem Arbeiter, dem Menschen an der Maschine, zu und schuf die „Wissenschaftliche Betriebsführung" oder, nach ihrem Hauptbegründer genannt, das „Taylorsystem". Es besteht vor allem in einer bis ins einzelste gehenden Beobachtung und zeitlichen Messung aller zu einer Arbeit nötigen Tätigkeiten und ihrem zweckmäßigsten Aufbau unter Ausschaltung jeder vermeidbaren Handlung und Bewegung. Die Technik sucht also die menschliche Tätigkeit an der Maschine zu vervollkommnen und hieraus ergeben sich einerseits die hohe soziale und kulturelle Bedeutung der wissenschaftlichen Betriebsführung sowie andererseits die vornehmlich aus Arbeiterkreisen stammenden Widerstände gegen ein Verfahren, das die Gefahr einer Ueberlastung der Arbeitskräfte birgt. Das vorliegende gut ausgestattete Werk ist wie bisher kein anderes geeignet, weitesten Kreisen ein Urteil über die Bedeutung und die Brauchbarkeit des Taylorsystems für deutsche Verhältnisse zu geben, die so ganz anders geartet sind als die amerikanischen, unter denen Taylor wirkte. Denn uns ist der Arbeiter mehr als eine Maschine, die man ausnützt, bis sie abgeschrieben ist. Darum lautet auch der Schluß der Söllheimschen Arbeit mit Recht: Der Taylorismus „hat für uns nur so weit Berechtigung, als er mit unserer sozialpolitischen Entwicklung und unseren ethisch-kulturellen Zielen nicht im Widerspruch steht. Die körperliche, geistige und sittliche Entwicklung unseres Volkes muß unser höchstes Streben bleiben".

Prof. Weyrauch.

Jugendzeit. Ein Beitrag zum Wiederaufbau Deutschlands. Von Constantin Noppel. Freiburg i. Br., Herder & Co.

Es ist ein Mitglied der Gesellschaft Jesu, das diese Schrift geschrieben hat. Zum ersten Male bringt Noppel, aber ohne jede Einseitigkeit, eine Uebersicht über alle die Gedanken, die dem Begriff „Jugendzeit" zugrunde liegen. Er zeigt Ziel und Grenze der Jugendzeit, die Durchführung der letzteren auf den einzelnen Gebieten des normalen Jugendlebens wie deren Anwendung auf die gefährdete und verwahrloste Jugend. Namentlich hier liegen heißumstrittene Probleme. Noppel behandelt sie mit Offenheit, Vorsicht und Takt.

H. Z.

Unter den Wilden. Entdeckungen und Abenteuer. Von Dr. Adolf Heilborn. Mit Illustrationen von Erich Sturtevant. (Bongs Jugendbücherei, Band 3.) Berlin, Verlag von Richard Bong.

Das vorliegende Buch enthält eine Sammlung von Entdeckungen und Abenteuern unter den Wilden, in deren Mittelpunkt der große Seefahrer James Cook steht. Adolf Heilborn, der selbst unter den Eingeborenen gelebt hat, war wie kaum ein anderer berufen, dieses Buch zu schreiben, denn er steht als führender vergleichender Ethnologe der Materie auch wissenschaftlich so nahe, um ohne weiteres Wichtiges von Nebensächlichem scheiden zu können. Seine Schilderungen vom Leben und Treiben der Wilden und ihren Beziehungen zu den ersten seefahrenden Europäern sind außerordentlich lebendig und glänzend, und das Buch kann als wertvolle Jugendlektüre warm empfohlen werden.

H.

Das Rätsel der Marneschlacht. Von Friedrich Kircheisen. Leipzig, Köhler.

Das so betitelte Buch enthält die Erinnerungen des Generaloberſten Freiherrn v. Hausen an den Marnefeldzug, mit einer einleitenden kritischen Studie von Friedrich Kircheisen, der als Herausgeber zeichnet. Weil Hausen am 12. September 1914 des Oberbefehles über die III. Armee enthoben wurde, so hat man ihn als schuldig an dem Verlust der Schlacht angesehen. Die „Erinnerungen" beweisen, daß Hausen ebenso wie Kluck, der Führer der I. Armee, den Franzosen gegenüber siegreich war, daß Hausen drauf und dran war, das französische Zentrum zu durchbrechen, und daß lediglich die weniger günstige Lage der II. Armee unter Bülow den Befehl zum Abbruch der Schlacht und zum Rückzug veranlaßt hat.

G.

Wagners Ring des Nibelungen. Aus der Sage neu erläutert. Von Prof. Dr. Ernst Meinck. 5 Teile. Liegnitz, Burmeister.

Der Verfasser ist als Sagenforscher geschätzt; er hat in einem früheren Werke die sagenwissenschaftlichen Grundlagen der

Digitized by Google

Ringdichtung untersucht, auch eine Schrift über Hebbels und Wagners Gestaltung des Nibelungenstoffes veröffentlicht. Seine Beiträge in Hans v. Wolzogens Baireuther Blättern (13, 33; 19, 233) sind von anerkannter Gediegenheit (siehe Wagner-Jahrbuch 1906, 534). Was es hier darbietet, ist eine eigen- und einzigartige Vertiefung in die Sagenwelt, aus der Wagner schöpfte. Dem Verfasser steht nicht allein die Kenntnis des allgemein zugänglichen Schrifttums, sondern ebenso der Volks- und Landessagen zu Gebote, wie sie noch heute lebendig fort- oder nachwirkt. Erst durch wechselseitig vergleichende Betrachtung der Sage und der Dichtung bekommt ein Hörer des Rings davon einen Begriff, welche Geisteskraft in Wagners Neugestaltung der Sage steckt. Auch das Verständnis für Wagners Sprache vertieft sich durch Befassung mit der alten. Meinck weiß aber außerdem die dichterische Schönheit fortwährend aus Parallelen anderer Meisterwerke der Weltliteratur hervorzuheben. Hierfür wählt er nicht bloß unsere deutschen Klassiker, sondern ebenso Shakespeare und die Griechen, namentlich Homer, Hesiod und die Tragiker. Die erstaunliche Belesenheit ermöglicht dem Verfasser, uns bei jeder Stelle und jeder Frage anzuregen und zu bereichern.

Dr. Grunsky.

Die Fahrt in die Zukunft. Von Hans Christoph. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. M. 80.—.

Die Zukunft, in die wir in diesem Buche nach halsbrecherischem Aufstieg in den Weltenraum hineinblicken, ist mit liebenswürdiger Ironie geschildert. Gerade weil der Verfasser die rechnerischen Ergebnisse der Einsteinschen Relativitätslehre in technische Wirklichkeiten umwertet und zu einem Ergebnis von abenteuerlicher Leistungsfähigkeit gelangt, ist es so überraschend und amüsant, am Schluß in ihm eigentlich einen Skeptiker gegenüber der übertrieben angewandten Technik zu finden. Wird die entgeistigte Gesellschaftsordnung eines bis ins kleinste durchgeführten Kommunismus, der die Menschheit in ein Stadium primitivster Lebenseinrichtungen zurückbringt, sehr launig geschildert, so ist es ernster gemeint, wenn der Zeitflieger seine Propeller rückwärts stellt und in das Ende unseres Jahrhunderts zurückrast. Da sieht man in einer Epoche höchster technischer Errungenschaften schon die Grundlagen jener künftigen Entwicklung gelegt. Denn die maschinelle Vollkommenheit erniedrigt den Menschen zum Handlanger und drückt sein geistiges und gefühlsmäßiges Niveau herab. Diesem Grundgedanken wird durch ein interessantes technisch-physikalisches Experiment und die spannende Handlung, der auch die liebenden Weltenraumpilger nicht fehlen, Ausdruck gegeben. Es ist zwar eine etwas drastische Art, Theorie in Praxis zu übertragen, aber sicher wird mancher durch diese populäre Unterrichtsweise eine deutlichere Vorstellung der Einsteinschen Gedankenwelt gewinnen als aus trockenen Zahlen. Die abenteuerliche Geschichte, die sich mit aller Selbstverständlichkeit über die Grenzen von Raum und Zeit hinwegsetzt, ist nicht nur belehrend, sondern im besten Sinne unterhaltsam.

Sp.

Das autistisch-undisziplinierte Denken in der Medizin und seine Ueberwindung. Von E. Bleuler. Berlin, Julius Springer.

Nicht nur der Titel, sondern auch der Inhalt dieses Buches ist eigenartig. Autistisch heißt bei dem Verfasser ein Denken, das auf Wünschen und Einbildungen, statt auf Wirklichkeit und Logik ruht (nach philosophischem Sprachgebrauch würde es zum emotionalen Denken zu rechnen sein); undisziplinirt wird es genannt, weil es nichtkausal, nachlässig, unaufmerksam ist. Ein solches Denken soll in der Medizin herrschen, zum Schaden der Wissenschaft und zum Schaden der Kranken. Die Nutzanwendung auf Behandlung und Vorbeugung — diese beiden Punkte dürften außerhalb des ärztlichen Standes am meisten interessieren — ergibt, daß die Mehrzahl der ärztlichen „Erfolge" lediglich jenem ungenauen, affektiv verfärbten Denken zuzuschreiben ist, keineswegs einer wirklichen Leistung. Man käme gewöhnlich ebenso weit, wenn man gar nichts täte. Das unnütze Medizinieren hat wohl der Arzneimittelindustrie, aber nicht den Kranken genützt. Ebenso unsicher ist die Wirksamkeit von Bädern und sogenannten physikalischen Behandlungsweisen; wir alle, Kranke wie Aerzte, sind eben allzu geneigt, anzunehmen, daß ein günstiger Ablauf durch die Behandlung, ein ungünstiger trotz der Behandlung erfolgt. Diese Skepsis — aufs engste der von Ottomar Rosenbach schon vor Jahrzehnten vertretenen Anschauung verwandt — macht merkwürdigerweise vor Alkoholenthaltsamkeit und Suggestion halt; hier scheint der Verfasser nahezu absolute Werte anzuerkennen. Im ganzen ist viel Richtiges in seinen Behauptungen, doch muß man sich die Frage vorlegen, ob nicht die Volksgesundheit Schaden leiden werde, wenn der einzelne sich des Arztes entwöhnte und dadurch z. B. rechtzeitige chirurgische Eingriffe unmöglich machte; ebenso muß die allgemeine seelische Beruhigung durch harmlose Maßnahmen außerordentlich hoch veranschlagt werden.

D.

Digitized by Google

Wein und Brot. Gedichte von Hermann Ploetz. Herausgegeben vom Kunstwart. München, Kunstwart-Verlag Georg D. W. Callwey.

Die Sammlung, durch Arno Holz dem Verlag empfohlen und von Hans Benzmann in einem ausführlichen Artikel gerühmt, verdient in der Tat alles Lob. Ploetz ist ein echter Dichter von tiefem Gemüt, reicher Phantasie und großer Sprachgewandtheit. Ein Mörike verwandter Geist. Er fesselt nicht weniger als dieser.

Dr. Ernst Müller.

Religion und Schule. Von Johannes Volkelt. Leipzig, Felix Meiner.

Das inhaltreiche und gedankenvolle Schriftchen des Leipziger Philosophen ist in der Sammlung „Philosophische Zeitfragen" erschienen, der wir schon einige vortreffliche Beiträge verdanken. Es beginnt mit der Feststellung einer religiösen Gewißheit, die dem Einzelnen auf Grund des unmittelbaren Zeugnisses seiner Innerlichkeit zuteil wird, schildert dann die Religion als Kulturmacht und Förderin der Sittlichkeit, und gelangt schließlich zu der Pflicht des Kulturstaats, das religiöse Leben in zweckentsprechender Weise zu fördern. Wichtig sind Volkelts Untersuchungen über die allgemeine Möglichkeit des Religionsunterrichts und über die Gestaltung des protestantischen Religionsunterrichtes im besonderen; auch an Ausblicken auf das Verhältnis der Arbeiter zu dem Problem und die gegenwärtige Lage überhaupt fehlt es nicht. So zeigt das Büchlein eine Lebendigkeit, die ihm viele Freunde zuführen wird.

D.

Kumbuke. Reisetagebuch eines Arztes aus Deutsch-Ostafrika. Von Aug. Hauer. Mit Bildern von Kurt Gregorius. Berlin, Dom-Verlag.

In diesem Buche sind die Tagebuchblätter vereinigt, die der Verfasser auf seinen Fahrten in Deutsch-Ostafrika während des Krieges aufgezeichnet hat. Es soll uns die Herrlichkeiten unserer geraubten Kolonie zeigen, damit wir sie nie vergessen. Hauer hat sich stets bestrebt, vielseitig zu sein und über den Dingen zu stehen. Mit offenem Blick und scharfem Urteil beleuchtet er die gesamte Umwelt sowie das Seelenleben und die Stimmungen seiner jeweiligen Umgebung und schildert so lebendig und plastisch, daß man ihm mit Spannung folgt. Von Politik und allem, was damit zusammenhängt, ist nur spärlich die Rede. An den wenigen Stellen, an denen Gefechtshandlungen herangezogen werden, dienen sie nur dazu, den Hintergrund für seelische Regungen und seiner Beobachtungen zu bilden. Was unsere Söhne im fernen Süden erlebt und erlitten haben, lernen wir aus dem Buche kennen, und wie sie das Land liebten, das uns nun verloren ist.

H.

Der erfolgreiche Kaufmann. Von O. S. Marden. Stuttgart, Julius Hoffmann.

Dieser trotz seines leichten, angenehmen, allgemeinverständlichen Plaudertones in systematischer Vielseitigkeit sehr ernst in die Tiefe dringende Ratgeber und Wegweiser für junge Kaufleute, namentlich Handlungsreisende, hat etwas Aufrichtendes, Mutmachendes, Rückensteifendes, Lebenbejahendes. Das vor allem ist es, was ihm gerade in der niederdrückenden Gegenwart ein frohes Willkommen bereiten wird, daneben die unnachahmliche Kunst Mardens, alte Weisheiten und Wahrheiten so vorteilhaft in ein neues Gewand zu kleiden, daß sie uns beinahe als neue Offenbarungen ansprechen. Für manch einen kann das Werk zum Lebensarzt werden, namentlich für Wissenschaftler oder Offiziere, die „umlernen" mußten und Kaufleute wurden.

H. Z.

Timm Kröger, Novellen, Gesamtausgabe. Sechs Bände. Braunschweig, Georg Westermann.

Meine erste Bekanntschaft mit Kröger habe ich in seiner Novelle „Um den Weggzoll" gemacht, und diese hat es mir gleich angetan, so daß ich mich fortab eingehend mit ihm beschäftigte. Und je mehr ich ihn gelesen habe, desto lieber ist er mir geworden. Wie Kröger beobachtet, wie er das niederdeutsche Volk in seinen Vorzügen und Schwächen kennt, wie er die Landschaft zu schildern versteht, das ist ganz vortrefflich. Der Zollhauswirt Peter Holling in der genannten Novelle zum Beispiel, eine Kohlhaas-Natur, und der Bauer Hans Rohwer sind zwei wundervolle markige Gestalten, die Kröger mit einer Plastik dargestellt hat, daß man sie nie wieder vergißt. Freilich, für Leser, die leicht unterhalten sein wollen, ist er nichts, die schreckt auch schon seine herbe und knappe Darstellungsweise ab. Aber Leser, die mehr suchen, kommen voll auf ihre Rechnung. Man muß sich ihn erarbeiten, dann hat man einen ungetrübten vollen Genuß von seinen Erzählungen. Es ist durchaus nicht der Fall, daß Krögers Kunst „von einer zu strengen Objektivität ist, um die Innigkeit des Empfindens zu übertragen". Man mag nur die Novelle „Der Schulmeister von Handewitt" lesen, um sich, namentlich am Schlusse der Erzählung, hiervon zu überzeugen. Wie viele norddeutsche Erzähler, hat Kröger auch einen allerdings ganz leisen Humor, aber wo dieser vorkommt, da wirkt er bezwingend. Kröger ist

Digitized by Google

es wert, daß man sich ihn zu eigen macht, und deshalb möchten wir unsere Leser eindringlich auf ihn aufmerksam machen.

H.

Beethoven. Von Gustav Erneſt. Berlin, Georg Bondi. 592 Seiten Breitoktav.

Das Schrifttum über Beethoven kommt so wenig zur Ruhe wie seine Musik: immer neue Geschlechter, Kreise, Persönen fühlen sich angeregt, ihr eigenes Bild von dem Gewaltigen zu entwerfen. Das Buch von Gustav Erneſt bewegt sich in wägender Mitte zwischen einer gedankenlosen Verherrlichung oder Schönfinderei und ihrem Gegenpol, der neuerdings hervorgetretenen Sucht, die Schwächen Beethovens mit hämischer Hand zu greifen. Ein sachlicher Zug, der mit volkstümlich gehaltener Zeichnung zusammenhängt, macht diese Lebensbeschreibung besonders erfreulich. Der Verfasser ringt ehrlich danach, dem so oft durchgearbeiteten Stoffe von neuem gegenständlich in Sprache, Anordnung, Beurteilung gerecht zu werden. Bei aller Ausführlichkeit verlautet über das Erbe des 18. Jahrhunderts und über die Anerkennung Beethovens im Laufe des 19. Jahrhunderts wenig. Die Romantik ist nicht allzu tiefgründig geschildert. Es kam dem Verfasser offenbar mehr darauf an, den Zusammenhang zwischen Beethovens Leben und Schaffen zu zeigen, als seiner Bedeutung für unser deutsches Geistesleben nachzugehen. Jenes ist ihm in hervorragender Weise gelungen. Mit der Einbeziehung der Werke in die Schilderung des Lebens kann der Leser durchaus zufrieden sein. Am Schlusse findet er noch eine zurechtweisende, mit kurzen Erläuterungen versehene Uebersicht über sämtliche Werke, auch Angaben über das Schrifttum und Verzeichnisse, welche Verständnis und Benützung des Buches erleichtern. Es kann mithin warm empfohlen werden.

Dr. Grunsky.

Zum „Untergang" des Abendlandes. Von Heinrich Scholz. 2. Auflage. Berlin, Verlag von Reuther & Reichard.

Das Interesse an Spenglers erstem Bande hat allmählich nachgelassen und auch die Flut der Gegenschriften ist zum Stillstand gelangt. Aber das Büchlein von Scholz soll, da nunmehr der zweite Band Spenglers erscheint, doch genannt und nachdrücklich empfohlen werden, denn es ist kurz, auf das Wesentliche gesammelt, übersichtlich gegliedert und klar geschrieben. Bei aller Schärfe der Urteile verkennt Scholz doch nicht die Leuchtkraft des Spenglerschen Buches und die Tatsache, daß in seinen Paradoxien vielfach wichtige und von der zünftigen Wissenschaft bisher vernachlässigte Probleme enthalten sind. Die Kritik schreitet in der Weise vorwärts, daß sie zunächst zeigt, wie der Satz vom Untergang des Abendlandes begründet wird, und dann zur Beurteilung dieser Begründung und der aus ihr gezogenen praktischen Folgerungen übergeht.

D.

Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten)

Anthes, Otto, Lübische Geschichten. Tübingen, Alexander Fischer Verlag. Geb. M. 30.—.

Behrmann, Dr. Walter, Im Stromgebiet des Sepik. Eine deutsche Forschungsreise in Neuguinea. Mit über 100 Abbildungen und einer Karte. Berlin, Verlag August Scherl G. m. b. H. Geh. M. 80.—, geb. M. 100.—.

Blos, Wilhelm, Württ. Staatspräsident a. D., Von der Monarchie zum Volksstaat. Zur Geschichte der Revolution in Deutschland, insbesondere in Württemberg. Stuttgart, Bergers Literarisches Bureau und Verlagsanstalt. Geh. M. 30.—, geb. M. 40.—.

Brandi, Geh. Regierungsrat Prof. Dr. Karl, Einführung in die Geschichtswissenschaft und ihre Probleme. (Schule und Leben. Schriften zu den Bildungs- und Kulturfragen der Gegenwart. Heft 7.) Berlin, E. S. Mittler & Sohn.

Crome, Friedrich Leonhard, Das Abendland als weltgeschichtliche Einheit. München, C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck. Geh. M. 100.—, in Pappband M. 140.—, in Leinenband M. 180.—.

Dostojewskij, Fjodor, Die Beichte Stawrogins. Drei unveröffentlichte Kapitel aus dem Roman „Die Teufel". Ins Deutsche übertragen von Alexander Eliasberg. München, Musarion Verlag. Geh. M. 24.—, geb. M. 48.—.

Eckart, Bruno, Meine Erlebnisse in Urfa. Potsdam, Tempelverlag. Kart. M. 9.—.

Eggert, Hans, Oberstleutnant a. D., Ludendorff als Mensch und Politiker. Eine Entgegnung auf Professor Hans Delbrücks Angriffe. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. Geh. 30.—.

Friedlaender, Dr. Erich, Wagner-Liszt und die Kunst der Klavierbearbeitung. Eine historisch-kritische Studie. Detmold,

Digitized by Google

Verlag der Meyerschen Hofbuchhandlung (Max Staerke).

Fullerton, Lady Georgiana. Unglaublich und doch wahr! Historischer Roman. Uebertragung von O. v. Leonrod. Köln, J. P. Bachem Verlagsbuchhandlung. Brosch. M. 65.—, geb. M. 95.—.

Gebhardt, Albert, Volkssolidarität oder Ausbeutung? Ein Dialog. Berlin W 35, Verlag der Kulturliga G. m. b. H.

Glücksmann, Adolf, Tragödie in Rawitsch. Ballade. Görlitz, Verlag „Görlitzer Volkszeitung".

Handte, Lisel, Der Weg. In Rhythmen aus Lenz gen Sommer. Tübingen, Alexander Fischer Verlag.

Herrmann-Ebbrecht, W., Erlösung. Variationen und Thema. Magdeburg-N., R. Zacharias.

Herzfeld, Dr. phil. Hans, Die deutsch-französische Kriegsgefahr von 1875. (Forschungen und Darstellungen aus dem Reichsarchiv, Heft 3). Berlin, E. S. Mittler & Sohn.

Jensen, Thit, Die Erde. Roman. Uebersetzt von Erwin Magnus. Leipzig, Verlag Dürr & Weber G. m. b. H. Geb. M. 50.—.

Jünger, Ernst, Der Kampf als inneres Erlebnis. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. Geb. M. 55.—.

Krane, Anna Freiin v., Das Mithras-Schiff. Roman aus dem fünften Jahrhundert. Köln, J. P. Bachem, Verlag. Geh. M. 62.—, geb. M. 75.—.

Kretschmer, Dr. Ernst, Körperbau und Charakter. Untersuchungen zum Konstitutionsproblem und zur Lehre von den Temperamenten. Mit 32 Textabbildungen. Berlin, Julius Springer. Geh. M. 84.—, geb. M. 126.—.

Künzler, Jakob, Seltsame Lebensgeschichte eines syrischen Mönchs. Potsdam, Tempel-Verlag. Kart. M. 12.50.

Lang, Martin, Walt in Tübingen. Jean Paul aus dem Stegreif nacherzählt. Mit 17 Federzeichnungen Tübinger Garten- und Weinberghäuser von Karl Biese. (Schwäbische Bilderhefte 1.) Tübingen, Alexander Fischer, Verlag. Geh. M. 24.—.

Levin, Herbert, Die Heidelberger Romantik. München, Verlag Parcus & Co. Geh. M. 50.—.

Linck, Otto, Die Flammende Kirche. Novellen und Erzählungen. Tübingen, Alex. Fischer, Verlag. Geh. M. 32.—, geb. M. 50.—.

Magyary, Dr. Géza v., Die internationale Schiedsgerichtsbarkeit im Völkerbunde. Berlin, Verlag Otto Liebmann.

Molo, Walter v., Im Zwielicht der Zeit. Bilder aus unseren Tagen. München, Albert Langen. Geh. M. 30.—, geb. M. 50.—.

Molo, Walter v., Till Lausebums. Romantisches Lustspiel. München, Albert Langen. Geh. M. 30.—, geb. M. 45.—.

Oberdeutschland. Eine Monatsschrift für jeden Deutschen. III. Jahrgang, 8. Heft: Der Schwarzwald. Mit einer Tafel und 33 Textabbildungen. Stuttgart, Verlag „Oberdeutschland" Strecker & Schröder G. m. b. H.

Pohle, Richard, Rußland und das Deutsche Reich. Bonn und Leipzig, Kurt Schroeder Verlag.

Rung, Otto, Der Paradiesvogel. Roman aus der Gegenwart. Leipzig, Verlag Dürr & Weber G. m. b. H. Geb. M. 60.—.

Schriften der Deutschen Gesellschaft für Politik an der Universität Halle-Wittenberg. Herausgegeben von Prof. Dr. Heinrich Waentig. Heft 2: Die Entwicklungsgeschichte der großen politischen Parteien in Deutschland. Bonn und Leipzig, Kurt Schroeder.

Schütze, Woldemar, England als Zeuge für Deutschlands Unschuld am Weltkrieg. Auf Grund einer amerikanischen Broschüre und an Hand englischer Dokumente und Beiträge bearbeitet und bis zur Jetztzeit fortgeführt. Berlin W 15, Verlag Hans Robert Engelmann.

Wanderbuch, Bayerisches. Band 1: München. Mit 40 Abbildungen, 2 Karten und 10 Grundrissen. München-Berlin, R. Oldenbourg. Geb. M. 85.—.

Welter, Nik., Ueber den Kämpfen. Zeitgedichte. Luxemburg, Verlag von P. Worré-Mertens.

Rezensionsexemplare für die „Deutsche Revue" sind nicht an den Herausgeber, sondern ausschließlich an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart zu richten.

Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Justizrat Dr. A. Löwenthal in Frankfurt a. M.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten. Übersetzungsrecht vorbehalten.

Herausgeber, Redaktion und Verlag übernehmen keine Garantie für die Rücksendung unverlangt eingereichter Manuskripte. Es wird gebeten, vor Einsendung einer Arbeit bei dem Herausgeber anzufragen.

Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart

Digitized by Google

Groß-Hamburg

Von

Wirkl. Geh. Rat und Gesandten a. D. Prof. Dr. E. v. Jagemann (Heidelberg)

Es dürfte beim jetzigen Stadium der Frage Groß-Hamburg angemessen sein, daß nach den Denkschriften der beteiligten Staaten auch einmal, in kurzer Darstellung, eine Orientierung der Zeitgenossen gegeben wird von einer keinem streitenden Teil zugehörigen, auch nicht örtlich oder sonst näherstehenden Seite. Ja man kann sich wundern, daß diese Angelegenheit von den geographisch entfernteren Deutschen her noch wenig oder gar keine Beleuchtung erfahren hat, als ob es eine Kirchturmssache wäre zwischen Hamburg und den holsteinischen und hannöverischen Nachbarn (um provinziell zu sprechen), die ihm nicht nur in die Fenster hineinschauen, sondern es als eine Umpanzerung umgeben, so daß ihm — ungewollt von ihnen — das natürliche Wachstum verschränkt ist.

Haben wir denn als Reste des alten Hanseatengeistes, der zu Deutschlands Größe und Wohlfahrt durch Jahrhunderte gewaltet und unendlich viel beigetragen hat, noch etwa allzuviele Säulen, so daß es gleichgültig wäre, ob die eine oder andere dem Zeitwandel verfällt? Ganz gewiß nicht! Eine dementsprechende Stellung als Gliedstaaten besitzen außer der genannten Großstadt nur Lübeck und Bremen noch. Man muß den Deutschen, bis in die bayrischen Alpen hinein, zurufen das altklassische Mahnwort „Tua res agitur!" Denn die Wirtschaft ist ein Gesamtleben und die Erhaltung dieser Städte in Kraft ein Reichsinteresse.

Allen Respekt vor dem Neugeist, der sich regt, auch aus Kiel einen Freihafen zu machen. Bei unserem Niedergang der deutschen Gesamtwirtschaft ist neue Aussaat und Knospe schon psychologisch ein Hochwert, auch wenn die Probe erst später abzulegen. Es wäre zu begreifen, wenn Freihafensbestrebung auch den Rhein herauf sich regen würde, trotz vieler Hindernisse, und ich gedenke aus den Kämpfen, die ich selbst in der Zeit von 1893 bis 1903 als badischer Vertreter in Berlin um die Erhaltung der damals angefochtenen gemischten Privattransitlager zu bestehen hatte, noch sehr lebhaft der Vorteile von Handelsfreiheiten in ihrer Rückwirkung auf die Gesamtheit und deren Wirtschaft. Es ist angezeigt, dabei hervorzuheben, daß niemand heller als Großherzog Friedrich I. von Baden, damals auch aus dem militärischen Interesse der Nahrungssicherung für den Kriegsfall, diesen Punkt erkannte.

Copyright 1922 by Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart

Digitized by Google

Aber nicht nur das Prinzip an sich, ein noch kräftiges Lebewesen vernünftigerweise zu erhalten, ist Ausgangspunkt der noch zu umgrenzenden Frage. Es darf ein Blick auf die historische Gerechtigkeit dem Staatsmann, innerhalb der nationalen Zusammengehörigkeit insbesondere, auch zugemutet werden, und egozentrische Strenge sollte dem Gemeingeist weichen. Das haben die Hansestädte bewährt, als in der neuen Gemeinschaft nach 1866 der Freihafenbesitz zu einer Streitfrage wurde.

Bekanntlich nicht ohne starken Druck der Präsidialgewalt hat Hamburg 1881 sein Recht, im weiten Umfang außerhalb der deutschen Zollgrenze zu bleiben, beschränkt auf das kleine Freihafengebiet und sich damit Reichszuschüsse zum Hafenumbau verschafft, freilich weil es befürchtete, sonst rein verlustweise es einzubüßen. In Artikel 34 der damaligen Reichsverfassung blieb auch ausgedrückt, daß das übrige Stück Freihafen „mit einem dem Gebiet entsprechenden Bezirk" ausgestattet sein soll. Darin liegt der Grundgedanke, daß der Hafen gebietlich im Wettbewerb lebensfähig bleiben solle. In der neuen Verfassung, Artikel 82, ist gegen Aufhebung der Freihäfen auch Erschwerendes bestimmt. Ein Hafen, der seinem Zweck nicht mehr entspricht, ist zwar immerhin noch etwas, aber nicht dasjenige, was, vom Standpunkt der Äquität betrachtet, er sein soll. Dieser Zweck ist im Wesen derselbe geblieben wie einst, eine freie Handelsbewegung durch Freiheit vom Zollwesen zu gewähren. Aber quantitativ ungeheuer verschoben. Ein- und Ausfuhr Hamburgs stieg ja von 1873 zu 1913 von zusammen 80 Millionen Doppelzentnern auf 459 und der Wert von 3855 Millionen Mark auf etwa 14 709. Selbstverständlich muß bei solchem Wachstum der Aufgabe auch der Hafen sich erweitern.

Dieser Umfang stellt zugleich ein wichtiges nationales Interesse dar. Denn der Anteil Hamburgs am deutschen Gesamthandel betrug z. B. 1912 bei der Einfuhr etwa 38 Prozent, bei der Ausfuhr 33 Prozent des Wertes, sein Seehandel speziell 53 Prozent. Am Gesamtaußenhandel der Welt war Deutschland mit 12½ Prozent beteiligt, davon Hamburg mit einem Drittel, stärker als ganz Rußland. Nun waren ja diese Ziffern leider nach unserem Zusammenbruch hinfällig, Hamburg fast fünf Jahre vom Weltverkehr abgesperrt. Aber sie sind ziemlich wieder eingeholt; die Rückeroberung des Geschäfts und der Wiederaufbau der Schiffahrt und die Mehrung des Handels sind im Gang. Der Erfolg hängt größtenteils ab von der Kraft und Wucht, die eingesetzt wird. Das ist eine Frage des internationalen Wettbewerbs, insbesondere gegenüber Antwerpen und Rotterdam. Sie kann nicht von Zwergkonkurrenten an Hafenplatz ausgefochten werden, sondern setzt große und einheitliche Macht, Mut und Erfahrung voraus. Vor allem muß das Hauptemporium mit genügendem Raum ausgestattet sein; mit Recht sagt der Hamburger Max Warburg, jede Ablehnung eines Platzbegehrens, weil im Hamburger Hafen das notwendige Gebiet fehle, bedeute einen Verlust für das deutsche Nationalvermögen.

Das hat Hamburg jedoch schon vor der Katastrophe erkannt. Schon 1915

Digitized by Google

wandte es sich an den Nachbarstaat und erhielt 1916 die Zusage der beteiligten Fachminister, sie würden einer Abtretung preußischer Gebietsteile keine grundsätzlichen Bedenken entgegenstellen, soweit zur Förderung der deutschen Schiffahrt und anderer gemeinsam preußisch-hamburgischer Interessen geboten. Durch technische Erhebungen verzögerte sich die Verhandlung und die Staatsumwälzung trat hemmend dazwischen, doch hat auch der Hamburger Arbeiter- und Soldatenrat in seiner Zwischenherrschaft dieselbe Farbe bekannt, wie zuvor der „ehrbare Kaufmann" und Senator in seiner spanischen Tracht. Es gibt in der Frage keinerlei Klassengegensatz; sie ist auch außerhalb Hamburgs von keinem Parteienkampf ergriffen.

Die Erörterung ward 1919 im Frühjahr wieder aufgenommen. Nun aber hatte das neue Reichsrecht die Frage inzwischen in einen größeren Rahmen gestellt. Das alte Recht kannte keine Reichskompetenz für innere Gebietsverschiebungen. Und für die Hamburger Frage würde ein Verfassungssatz etwa des Inhalts genügt haben:

„Erheischt ein dringendes wirtschaftliches Reichsinteresse eine Grenzverschiebung zwischen Nachbargebieten, so hat auf Anrufen der Regierung eines Teils der Reichsrat eine Vermittlung zu versuchen und, falls solche nicht zustande kommt, eine Abstimmung in der beteiligten Bevölkerung herbeizuführen. Erweist auch darnach eine Abhilfe sich als dringend und ausführbar, so ist von Reichs wegen dieselbe anzuordnen unter Überweisung der Frage begehrter finanzieller Ausgleichungen an den Staatsgerichtshof zum Entscheid nach Billigkeit."

Der Artikel 18 der Weimarer Verfassung geht aber viel weiter. Er proklamiert den allumfassenden Grundsatz: „Die Gliederung des Reichs in Länder soll, unter möglichster Berücksichtigung des Willens der beteiligten Bevölkerung, der wirtschaftlichen und kulturellen Höchstleistung des Volkes dienen." Die Verfahrensweise zur Durchführung braucht uns hier nicht im einzelnen zu interessieren, erweist sich aber als so schwierig, daß Professor Laun (Hamburg), mit Bezug auf das Stimmengewicht Preußens, als Gutachter schloß, trotz aller neuen Reichsnormen sei nach wie vor die Verhandlung mit diesem Staat der einzige gangbare Weg. Inzwischen hat übrigens ein Ausführungsgesetz (8. Juli 1922) die Stellung des Reichs dadurch gestärkt, daß ihm die Initiative zur Anordnung von Abstimmungen der Bevölkerung erteilt wurde.

Im Sinne jener Verfassungsbestimmung, zum Teil schon zuvor, schloß sich Koburg an Bayern, Pyrmont an Preußen an und fand die Thüringische Staatenvereinigung sich zusammen. Dazu regten sich allerhand Projekte, als da sind: Vernichtung kleinster Staaten, andrerseits Aufteilung unseres stärksten Gliedstaates Preußen in lauter Provinzialstaaten, hannöverische und hessische Restaurationsgedanken. Verschiedene Doktors Eisenbart wollten auch künstlich siamesische Zwillinge, auch selbst Vierlinge herstellen: süddeutscher Block, großer Rheinstaat, Großschwaben, Ehepaar Württemberg-Baden; manchmal recht geistreich, aber auch traumhaft und ohne historischen Sinn.

Digitized by Google

Doch richten sich diese Bemerkungen nicht gegen die eingesetzte „Zentralstelle für die Gliederung des Deutschen Reiches". Soweit ihr Wirken bekannt ist, befleißigt sie sich der Mäßigung.

Ferner hat mit jenem phantastischen Gesamtbilde die Frage Hamburg gar keine Gemeinschaft. Sie segelt eigentlich auf zwei Schiffen, einem kleinen und einem großen; so oft sich der Pilot für das große, auf dem Hamburg meines Erachtens mit Recht zu fahren wünscht, nicht findet, wird in Bescheidenheit das kleine nur geführt. Damit verhält es sich folgendermaßen:

Die Frage „Mittel-Hamburg", möchte man sagen, ist nichts weiter als daß ein Konfirmand, sechs Jahre nachher zum Mann geworden, unbedingt einen größeren Rock braucht und haben will. Die Frage Groß-Hamburg dagegen baut sich etwas mehr umfassend auf, aber ohne den weitgesteckten Idealismus, etwa das von ihr ständig befahrene Elbegebiet bis zum Meer zu bekommen, und ohne den Imperialismus, etwa die Provinz Hannover oder Schleswig-Holstein mittelbar beherrschen zu wollen. Ihr Ziel sagt nicht mehr, als im deutschen und eigenen Handelsinteresse, mit Entschädigung jeden Finanzverlustes dieser Provinzen oder Preußens, denjenigen geographischen Fehler der heutigen Landkarte auszugleichen, welchen die Sprache schon bekennt, indem sie die Nachbarstadt „Altona" benamste, d. h. allzunah. Imperialistisch auch insofern nicht, als die Volksstimme selbst dieser Stadt, sowie in Wandsbeck und in den nächsten Nachbardörfern, um die es sich noch handeln könnte, die Grenze gegen Hamburg beseitigt sehen möchte, wenn schon zum Teil nicht in einem Geben, sondern Nehmen von preußischer Seite. In Altona haben, nach seinem 250jährigen Stadtjubiläum 1920 die beiden städtischen Kollegien einstimmig den jetzigen Zustand verworfen, da die eigene Existenz auf die Dauer nicht zu erhalten sei. Nur über Harburg, das auch bei einem Groß-Hamburg in Betracht käme, scheinen keine schlüssigen Belege vorzuliegen.[1]) Es hat, wie Altona, einen Hafen ohne Erweiterungsfähigkeit.

Die kleine Lösung geht dahin: Hamburg erstrebt, gegen Gebietsabtretungen mehr ins Landinnere hinein, von Preußen die geringen Zwischeninseln

---

[1]) Das Material über die Frage besteht namentlich aus vielen Denkschriften. Diejenigen für Groß-Hamburg sind auf Seite 65 der Denkschrift des Hamburger Senats „Groß-Hamburg" vom September 1921 zusammengestellt, zu welcher in besonderem Band noch ein „Anhang" gehört, der Arbeiten von vielen Autoritäten, teils allgemein gerichtet, teils für die technischen Punkte enthält, sowie die Stimmen aus den Nachbarorten; sehr bemerkenswert ist der Aufsatz des Reichsministers Köster, S. 43 ff., welcher das Problem Groß-Hamburg als das einfachste der deutschen Neugliederungsprobleme bezeichnet. Die preußische Regierung hat am 27. Dezember 1921 eine Gegendenkschrift „Zur Frage einer Abtretung preußischer Gebietsteile an Hamburg" erscheinen lassen. Ebenso der Provinzialausschuß Schleswig-Holstein eine Verfechtung seines ablehnenden Beschlusses vom 19. November 1921, mit mancherlei Gutachten, darunter auch ein solches von Professor Jellinek-Kiel. Ein neues Werk von Reichsminister Professor Preuß-Berlin über Art. 18 RVf. konnte leider nicht mehr bei obigem berücksichtigt werden.

Digitized by Google

zwischen Norder- und Süderelbe, den sogenannten Geeſtrücken und eine Strecke Alſtertal. Der Hauptſache nach iſt dies zur Erweiterung von Hafenanlage, Induſtrie- und Siedlungsgelände durchaus nötig, ſonſt kann nichts geſchehen, und letztere iſt es auch ſelbſt, denn es mangelt derart an Platz für Umſchlag- und Stapelverkehr, und an den Kais, nach Abtretung unſerer Handelsflotte, liegen viel mehr kleine Schiffe als früher, die mehr Raum heiſchen. Zugleich aber iſt die Wohnungsfrage höchſt geſpannt und ſteht ſelbſtverſtändlich in enger Beziehung zur Hafenentwicklung.

Dieſe kleine Löſung wird als unbedingte Lebensnotwendigkeit, als das Mindeſtmaß des Erforderlichen für eine ordentliche techniſche Betriebseinheit bezeichnet. Groß-Hamburg dagegen bedeutet, wie im Sinn des Artikel 18 der Verfaſſung gelegen, aber lange vor ihr erſonnen, auf einer im ganzen gleichwohl eigentlich kleinen Erdſtelle die Fortbildung eines halben Zuſtandes zu einer Ganzheit, doch wäre ſchon die Löſung für den nördlichen Teil ein großes Stück, unter Ruhenlaſſen der Frage bezüglich der Südſeite (Harburg). Kommerziell und kulturell ſind die Städte und Dörfer nächſt Hamburg in unvollkommener Weiſe längſt Teile davon, einige als Sonderweſen auch äußerlich nicht mehr erkennbar, aber ſtaatlich iſt keine Einheit mit ihm und jedes Zuſammenwirken mit Mühen und Schwierigkeiten, Zeitverluſt und Koſten verknüpft, um ſo mehr als dieſe nächſte Umgebung zu verſchiedenen Provinzen gehört und eine Menge von Ämtern und Organiſationen — parlamentariſchen, behördlichen, kommunalen, freien — jeweils in Anſpruch zu nehmen iſt. Eigentlich ſoll Hamburg damit gar nicht vergrößert, ſondern aus der Vielheit, allen zugut kommend, ein marſchfähiges Ganzes geſchaffen werden, zur Erſtarkung aller Teile, insbeſondere auch zum einheitlicheren Hafenbetrieb. Die verſchiedenſten Wirtſchafts- und Verwaltungsfragen könnten dabei nur gewinnen. Dieſe Frucht, bereits herangereift, ſollte nur geringen Schüttelns bedürfen.

Daß bei ſolcher Lage Preußens Zähigkeit, der Zuſage von 1916 zuwider, ſogar gegen die „kleine Löſung" ſich ſperrt, iſt vom Außenſtehenden kaum zu begreifen. Denn die vorgebrachten Gegengründe decken den Widerſtand überhaupt nicht. Sie ſind teils nur formaler Art, ſo die Berufung darauf, daß Preußen den Beſtand der Provinzen nicht gegen den Willen von deren Bevölkerung antaſten könne. Was iſt Harburg, gemeſſen an der Bedeutung der Provinz Hannover? Die äußerſte Feder oben auf dem Hut! Und Altona, das ohne Staatszuſchüſſe ſein kommunales Leben nicht mehr erhalten zu können erklärt, gegen die meerumſchlungene Provinz ſelbſt, zumal wenn ihr in Kiel auf der Grundlage entbehrlich gewordenen Marinegebietes ein Konkurrenzfreihafen beſchert wird?

Man ſagt ferner, in derſelben Epoche, in der der Schöpfer der Verfaſſung ganz Preußen zuerſt zerteilen wollte, die Vergrößerung der Kleinſtaaten auf Koſten Preußens ſei eine Gefährdung des Einheitsgedankens. Soll der großzügige, vielen zu weitgehende Artikel 18 vor Preußen Gewehr bei Fuß

Digitized by Google

machen? In einer Sache, die dem Grundgedanken dienen kann, aus dem Gebiet eine höhere Leistung für Wirtschaft und Kultur herauszuholen, zugleich aber frei ist von dem Schatten einer willkürlichen Staatsmedikasterei im Großen? Die manchen erwünschte Entwicklung Deutschlands zum Einheitsstaat, wenn sie überhaupt, mehr als 1000jähriger Geschichte zuwider, kommt, wird dadurch nicht aufgehalten. Denn ein Groß-Hamburg ist zur einstigen Eingliederung als Reichsprovinz dann ebenso brauchbar wie andere Gliedstaaten.

Endlich sagt man, die ja unbestrittenen Unzulänglichkeiten des heutigen Zustandes für Hamburg und seine Nachbarschaft könnten anderweit behoben werden, und musterte dazu, mit Recht, die ganze juristische Apotheke. Schnell ist dabei erkannt worden, daß ein Kondominat Preußen-Hamburg über das Gesamtgebiet in Rede unerträgliche Reibungen ergäbe. Dagegen wurde empfohlen ein Zweckverbandsgesetz, dadurch also einen Dritten als Hafenherrscher zu schaffen, welcher aber, wenn man durch sein Kostüm durchsehen würde, doch nur dieselbe Zweiheit und virtuelle Abhängigkeit von den zwei Verbundenen wäre. Auch wurde die Möglichkeit vermerkt, auf die einschlägigen Gebietsteile Preußens von Hamburg Staatsdienstbarkeiten für Hafenbetrieb und Siedelung zu bestellen, so wie man völkerrechtlich ja Besatzungs-, Durchzugs-, Fischereirechte, Bahnhöfe auf fremdem Staatsgebiet, Kohlenstationen u. dgl. habe. Oder man könne durch preußisches Gesetz oder Staatsvertrag Hamburg Unternehmerkonzessionen auf den Nachbargebieten geben, wie ja überhaupt durch Staatsvertrag ohne Abtretung wichtige Stoffgebiete regelungsfähig sind. Gewiß kann man am Schreibtisch viel Schönklingendes der Art ausarbeiten. Aber in der Realität würden es leicht entweder totgeborene Kinder oder Zankäpfel mit unseligen Beschwernissen sein. Denn in den Endspitzen führt das alles nicht zu einer fragenfreien, reinlichen Lösung, sondern zum Zusammenregieren bzw. -verwalten einer Zweiheit auf einem Platz und zu allen erfahrungsmäßig damit verbundenen Mißlichkeiten.

Es ist logisch daher nur begreiflich, daß versuchsweise auch radikale Gedanken gesponnen werden, von denen der eine — Übergabe der großhamburgischen Häfen in reichseigene Verwaltung — die Mediatisierung (Verlust gerade der wesentlichsten Hoheitsrechte) der Hansestadt, der andere — Groß-Hamburg als preußische Provinz — die Depossedierung (Aufhebung der Staatseigenschaft) bedeutet, ersterenfalls wohl mit Verbleiben der Kosten bei den Eigentümern, letzterenfalls mit Verlust des Eigentums selbst für Hamburg. Ja in der Schleswig-Holsteinischen Provinzialschrift wird gesucht, den letzteren Gedanken durch eine Erweiterung plausibel zu machen, nämlich durch den größeren Plan, das gesamte Wirtschaftsgebiet an der Unterelbe, also auch von Hamburg bis ins Meer zu einer Einheit zu machen.

Während beim letzteren Gedanken das Bessere zunächst des Guten Feind wäre und in das Gebiet des Unvorbereiteten und Unbekannten führt, ist gegenüber dem unmittelbar vorangegangenen klar, daß Hamburg keine Lust zur Selbstenthauptung, weder in der einen, noch in der anderen Form haben

Digitized by Google

kann. Es hat bereits insbesondere gegen ein preußisches Groß-Hamburg geltend gemacht, daß dadurch der für die Aufgabe finanziell nötige Steuerertragsanteil in andere Hand und sein Auslandskredit sowie seine dafür ebenso nötige Ausnahmestellung somit verloren gehe, namentlich die Bewegungsfreiheit in Gesetzgebung und Verwaltung; die hamburgische Geschichte zeuge, daß alle wichtigen Dinge an Ort und Stelle schnell und sachkundig entschieden werden könnten; dafür könne die Gesamtautonomie einer preußischen Provinz keinen Ersatz bieten.

Hamburg hat allerdings aus sich heraus kein positives Recht auf Eintausch oder Abtretung preußischen Gebiets. Aber als Reichsglied darauf, daß das Reich zur Erhaltung der Wettbewerbungsfähigkeit seiner mächtigsten Handelsstadt und zur Ermöglichung der höchsten wirtschaftlichen und kulturellen Leistung im Sinne des mehrerwähnten Artikels 18 nicht ihm selbst die Mittel nehme, sondern den Weg gegenüber Preußen öffne. Es wäre eine diabolische Auslegung der Verfassung, an den bisherigen Höchstleistenden, weil er eine mäßige Erweiterung seines Gewandes braucht, mit Annexionsgedanken, daß der Große den wackeren Kleinen schlucke, heranzutreten.

Der hanseatische Geist, von Jahrhunderten her bewährt und vererbt, ist ein so wertvoller Besitz für ganz Deutschland, auch eine im Ausland hochgefeierte Flagge, daß es im Interesse des Reiches ein staatlicher Wahnsinn wäre, seiner Betätigung nicht die nötige Lebensluft von ein paar Quadratkilometern mehr zu gewähren, das Fluidum der Selbständigkeit auszulöschen und das stolze Emporium zu einer Provinzialstadt hinabsinken zu lassen, zumal in einer Zeit, welche die Hebung der Selbstverwaltung als ein allgemeines Ziel bekennt. Keine Bureaukratie, und wenn es die beste der Welt wäre, kann die kaufmännischen Fähigkeiten ersetzen, gerade für die Spezialaufgabe einer Hansestadt.

Dem Artikel 18 der Verfassung gegenüber aber heißt es „hic Rhodus, hic salta". Bei der Ergebnislosigkeit der bisherigen Verhandlungen zwischen beiden Teilen kann es nicht bleiben. Möge die neue Verständigungsaktion, welche nach Zeitungsnachrichten vom 19. Juli Reichsminister Köster eingeleitet hat, gute Früchte bringen!

Digitized by Google

Der Kriegslärm von 1875

Von

Dr. G. v. Schoch, Gen. d. Inf. a. D.

(Schluß)

Ein Nachspiel folgt. Ende April — der Zeitpunkt ist nicht genau festzustellen[1]) — hat Bismarck die deutschen Vertreter im Ausland angewiesen, auf die französischen Rüstungen bei den fremden Regierungen aufmerksam zu machen. Im Zusammenhalt mit den eben erwähnten, die Friedensliebe Deutschlands bekundenden Versicherungen ist das nicht als ein Vorstoß gegen Frankreich aufzufassen, sondern als eine Abwehr der Klagen der französischen Regierung über deutsche kriegerische Pläne und Vorkehrungen. Das erhellt auch daraus, daß um diese Zeit die deutsche Presse sich mit der französischen Heeresverstärkung fast gar nicht mehr beschäftigte.

So hätte Mitte April, längstens Anfang Mai Ruhe in Europa eintreten können, hätte nicht jetzt die obenerwähnte, von dem Herzog von Decazes eingefädelte Intrige eingesetzt, die schließlich zu einem Zusammengehen von Rußland, England und Italien gegen Deutschland geführt hat. Sie ist von Professor Wahl in lichtvoller Weise dargestellt worden; hier soll deshalb nur noch auf einzelnes eingegangen werden, was über das Verhalten der englischen Diplomaten durch das Buch von Newton, das Wahl nicht benützt hat, und durch die inzwischen von Buckle an Stelle des verstorbenen Monypenny fertiggestellte Biographie Disraelis[2]) bekannt geworden ist.

Der Gedanke, daß Rußland zugunsten des angeblich von Bismarck bedrohten Friedens eingreifen möge, wurde zum ersten Male von Lord Derby Gavard gegenüber am 30. April ausgesprochen.[3]) Am 3. Mai, als der englische Staatssekretär in einem völligen Wechsel seiner Anschauungen glaubte, daß Bismarck Frankreich angreifen wolle — später meinte er wieder, wie erwähnt, daß Österreich die ersten Schläge zugedacht seien — schrieb er an Lord Odo Russell: „Ist denn gar keine Hoffnung auf ein Eingreifen von Rußland, damit der Friede erhalten bleibt? Es kann nicht im Interesse Rußlands gelegen sein, daß Frankreich vernichtet und Deutschland allmächtig wird. Wenn der Zar sagen würde, es dürfe nicht zu einem neuen Kriege kommen, er würde das nicht gestatten, so würde Bismarck kaum einen Kampf gegen die miteinander verbundenen Mächte von Frankreich und Rußland aufnehmen. Ich sehe kaum einen anderen Ausweg, wie Unheil abgewendet werden kann, und wenn es beginnen sollte, wie würde es enden?“[4])

---

[1]) Dreux, S. 163, Plehn, S. 51.
[2]) Band V und VI des Gesamtwerkes, erschienen 1920.
[3]) Gavard, S. 241.
[4]) Newton, S. 334.

Digitized by Google

Am 6. Mai vertröstete Derby Gavard abermals auf den friedlichen Einfluß, den der Zar, dessen Absicht nach Berlin zu reisen, bekannt war, dort ausüben werde. Es ist merkwürdig, wie — man möchte sagen hilflos — sich der Außenminister der Großmacht England zeigt; der Gedanke, daß England, wenn es wirklich den Frieden für bedroht hielt, selbst einen Schritt zu dessen Aufrechterhaltung tun könnte, ist ihm offenbar gar nicht gekommen.

Der leitende Minister aber, Disraeli, war weniger zaghaft. Er schrieb am 6. Mai seinem Staatssekretär folgendes: „Ich hatte gestern eine Audienz. ... Sie (die Königin) war bereit, alles zu tun, was Sie und ich in dieser Sache von ihr verlangen könnten; sie würde, wenn wir wünschten, dem Kaiser Alexander schreiben usw. Sie sagte, die Kaiser würden sich in Berlin am Montag treffen und dort zwei Tage sein ..."

„Mein eigener Gedanke ist, daß wir für die Aufrechterhaltung des europäischen Friedens einen verabredeten Schritt tun sollten wie Pam,[1]) als er Frankreich den Willen zeigte und die Ägypter aus Syrien hinaustrieb."

„Es könnte eine Allianz zwischen Rußland und uns selbst für diesen speziellen Zweck geschlossen werden; andere Mächte, wie Österreich und vielleicht Italien, könnten zum Beitritt eingeladen werden."[2])

Dieser bisher nicht bekannte Brief läßt ersehen, daß das englische Kabinett nicht, wie man bis jetzt annehmen mußte, erst die Vorschläge abwartete, die Schuwalow am 8. Mai überbracht hat, sich somit nicht von Rußland ins Schlepptau nehmen ließ. Disraeli konnte, als er am 5. Mai der Königin Vortrag hielt, nichts von den Absichten Gortschakows wissen; auch die Zusicherung, die der Zar am gleichen Tage dem französischen Gesandten hatte übermitteln lassen, daß er Frankreich warnen werde, wenn es ernstlich bedroht sein sollte,[3]) konnte ihm natürlich noch nicht bekannt sein. Man hat es also mit einer Parallelaktion von England und Rußland zu tun. Dabei ist besonders bemerkenswert, daß der Gedanke einer europäischen Koalition, also einer Einkreisung Deutschlands, von Disraeli ausgegangen ist. Der Hinweis ist berechtigt, daß König Eduard VII. später in die Fußstapfen des englischen leitenden Ministers von 1875 getreten ist.

Gortschakow beabsichtigte, England durch Zusicherungen über die russischen Absichten in Zentralasien, insbesondere durch die Ankündigung, daß „die Armee des Kaspischen Meeres nicht auf Merw marschieren werde,"[4]) für seine Aktion gegen Bismarck zu gewinnen. Aber wie aus dem Briefe Disraelis an Derby hervorgeht, bedurfte es dieses Köders für den englischen Premierminister nicht; er hatte, wie wir sahen, schon vorher ein Zusammengehen mit Rußland beschlossen.

Am 8. Mai fand die entscheidende Besprechung zwischen Schuwalow und Derby statt, wie aus folgender Mitteilung Disraelis an Derby vom gleichen Tage

[1]) Palmerston; gemeint ist dessen Aktion gegen Mehemed Ali im Jahre 1840.
[2]) Buckle, V, S. 422.
[3]) Dreux, S. 128.
[4]) Ebenda S. 137.

Digitized by Google

hervorgeht: „Ich erwiderte der Königin, Schuwalow würde nach aller Wahrscheinlichkeit in diesem Augenblick mit Ihnen zusammen sein; ich würde ihr nach Windsor schreiben, nachdem ich Sie gesehen hätte; ferner, daß um 3 Uhr eine Kabinettssitzung stattfinde; wenn nötig, würde ich ihr hierauf schreiben. — Ich habe eben Odos Brief erhalten. Er bestimmt mich lediglich darin, den Kurs zu verfolgen, den wir gestern ins Auge gefaßt haben."[1])

Der Brief Russels besagte u. a., daß nach Mitteilung Schuwalows der Zar am 10. in Berlin eintreffen und auf der Aufrechterhaltung des Friedens bestehen werde, „selbst auf Kosten eines Bruches mit Deutschland"; er könne hierbei auf die Unterstützung Österreichs rechnen. Dann heißt es: „Wie Bismarck die Demütigung hinnehmen wird, sich von seinen Verbündeten, Rußland und Österreich sagen lassen zu müssen, daß er Frieden mit Frankreich zu halten habe, während er der Welt ankündigte, Frankreich sei zur Revanche bereit, ist schwer vorauszusagen. Aber wir dürfen nicht überrascht sein, wenn das den Ausbruch dessen herbeiführen sollte, was zu verhindern beabsichtigt ist. Ich hoffe und erwarte es nicht, aber ich würde eintretenden Falles nicht überrascht sein, weil Österreich wirklich sich mit Rußland zusammengefunden hat."[2]) Zum Schluß folgt der schon oben erwähnte Satz, Bismarck werde Österreich zu beseitigen suchen, da es ein Hindernis auf dem Wege der Entwicklung Deutschlands geworden sei.

Die Mitteilung Schuwalows über die Beteiligung Österreichs an dem russischen Schritt, die Odo Russell freudig begrüßte, traf bekanntlich nicht zu; Andrássy hat sich — im Gegensatz zu Italien — hierauf nicht eingelassen, ein kluges und loyales Verhalten, das ihm von Bismarck hoch angerechnet wurde und die schon bestehenden freundschaftlichen Beziehungen zwischen beiden Ländern enger werden ließ.[3])

Lord Derby und Schuwalow einigten sich am 8. Mai sofort; in der Nacht zum 9. wurde Odo Russell von seinem Minister angewiesen, „dem Fürsten Bismarck deutlich zu erklären, daß England ebenso wie Rußland sich jedem Gedanken eines Angriffes auf Frankreich widersetze". So die Angabe von Dreux.[4]) Nach Newton hat der Auftrag gelautet, Russell solle alles aufbieten, um dem Mißverständnis zwischen Frankreich und England ein Ende zu machen.[5])

Nach Dreux hat Odo Russell am 9. Mai in einer Unterredung mit Bismarck den ihm erteilten Auftrag vollzogen.[6]) Der französische Historiker bringt diese Angabe nach Mitteilungen, die Russell selbst Gontaut gemacht und dieser aufgezeichnet hat. Auch aus Gavards Erzählung, daß Derby ihm am 9. Mai abends von einem Telegramm Russells gesprochen hat,[7]) nach dem jede Gefahr

[1]) Buckle, V, S. 422.
[2]) Newton, S. 335.
[3]) Wertheimer, II, S. 244—246.
[4]) Dreux, S. 137.
[5]) Newton, S. 337.
[6]) Dreux, S. 137/138.
[7]) Gavard, S. 245/246.

Digitized by Google

für den Frieden nunmehr beseitigt sei, ist ersichtlich, daß der englische Gesandte Bismarck an diesem Tage gesprochen hat. Nun erzählt aber Wertheimer, gestützt auf einen Bericht des Grafen Károlyi, Odo Russell habe seinen Auftrag erst am 10. Mai vollzogen, und zwar kurz bevor Gortschakow sich bei Bismarck anmelden ließ. Der russische Kanzler habe diesem zugerufen, die Anwesenheit Russells sei ihm gerade recht; hierauf hätten die beiden Kanzler — in Anwesenheit des Engländers — miteinander gesprochen.[1]) Professor Wahl meint, hiernach sei die Angabe Gontauts bei Dreux zu berichtigen, daß Russell Bismarck am 9. Mai gesprochen habe.[2])

Hierzu ist zu bemerken, daß Plehn unter Ablehnung von Wertheimers Bericht sich dahin äußert, Odo Russell habe seinen Auftrag am 9. Mai ausgeführt, am 10. bei Bismarck gespeist, nach dem Essen sei Gortschakow gekommen.[3]) Dem ist zuzustimmen; wenn die Angabe Dreux' richtig ist, daß die Instruktion für Russell in der Nacht zum 9. abgegangen ist — und es besteht kein Grund hieran zu zweifeln —, so mußte sie der Gesandte am Morgen des 9. in Händen haben. Soll er nun mit der Ausführung seines Auftrages bis zum 10. gewartet haben? Das konnte doch nur dann der Fall sein, wenn er ausdrücklich angewiesen worden wäre, entweder zugleich mit Gortschakow oder nach ihm bei Bismarck vorzusprechen. Davon ist aber nirgends die Rede. Es ist also der Schluß gerechtfertigt, daß Russell bei der Wichtigkeit seines Auftrages ihn alsbald, nämlich am 9., ausgeführt hat.

Lord Newton stellt den Vorgang folgendermaßen dar: „Lord Odo Russell speiste nachts (am 10.) bei Bismarck und dieser benützte die Gelegenheit, seinen Dank für das freundliche Anerbieten auszusprechen, das er als einen Beweis des Wohlwollens und Vertrauens der Regierung Ihrer Majestät sehr schätze. Gleichzeitig gab er einer etwas naiven Überraschung über das Anerbieten Ausdruck, wobei er behauptete, daß alle seine Bemühungen auf den Frieden gerichtet seien; die Gerüchte über den Krieg seien das Werk der Börsenjobber und der Presse; zwischen Frankreich und Deutschland beständen ausgezeichnete Beziehungen."[4])

Diese Schilderung kann als indirekter Beweis dafür aufgefaßt werden, daß Russell schon am 9. Mai bei Bismarck gewesen sein muß; denn auf die Gelegenheit eines am späten Abend des 10. stattfindenden Essens konnte der Gesandte die Eröffnungen, die er dem Kanzler zu machen hatte, nicht verschieben. Er konnte gar nicht mit Bestimmtheit wissen, ob er diesen würde allein sprechen können. Anders war es für Bismarck: er hatte es in der Hand, eine — nochmalige — Aussprache herbeizuführen.

Schließlich ist Fürst Hohenlohes Tagebuch heranzuziehen. Da es sich hier um einen „Auszug aus mitgeteilten Aktenstücken" handelt, so kann an der Richtig-

[1]) Wertheimer, II, S. 236—237.
[2]) Wahl, S. 99.
[3]) Plehn, S. 347, Anm. 64.
[4]) Newton, S. 337.

Digitized by Google

keit der Angaben kein Zweifel bestehen. Es heißt: „Telegramm vom 9. Mai, in welchem Münster mitgeteilt wird, daß der englische Botschafter im Auftrage seiner Regierung sagt, die englische Regierung bemerke mit Bedauern, daß Europa in Unruhe sei wegen französischer Maßregeln, in denen Deutschland Kriegsgefahr erblicke. England teile diese Befürchtungen nicht, wünsche zur Beschwichtigung beitragen zu können und stelle sich der hiesigen Regierung zur Disposition. Münster solle danken und sagen, daß die Beunruhigungen von der Presse veranlaßt seien, besonders von der „Times". — Im gleichen Sinne ein längerer Erlaß, darin besonders: „England möge Frankreich zu beruhigen versuchen." [1])

Mithin haben sich die Vorgänge so abgespielt, daß Russell am 9. in Befolgung der in der Nacht zu diesem Tage erteilten Weisung eine Unterredung mit Bismarck hatte. Am Abend dieses Tages folgte eine zweite Weisung der englischen Regierung an ihren Berliner Gesandten; für die Ausführung dieser hat Russell die Einladung bei Bismarck am Abend des 10. Mai abgewartet; er konnte dies, weil das Wesentlichste schon am Tage vorher besprochen worden war und es sich nur mehr darum handelte, die Gemeinsamkeit des englischen Schrittes mit dem russischen zu betonen. Nach dem Essen am 10. ist Gortschakow bei Bismarck erschienen.

Über den Inhalt dieser Besprechung berichtet Russell in einem chiffrierten Telegramm am 11. Mai: „Ich habe eine sehr befriedigende Unterredung mit Fürst Gortschakow in Fürst Bismarcks Wohnung gehabt. Beide stimmen überein, daß der europäische Friede nicht gestört werden soll und arbeiten zusammen an der Aufrechterhaltung des Friedens. — Vertraulich. Fürst Gortschakow hat mich seitdem zu sich gebeten, um mir zu sagen, daß er vollkommen befriedigt ist von den Ergebnissen, die wir erreicht haben und von den gegebenen Versicherungen; infolgedessen meint er, wir sollten im Augenblick nicht mehr sagen und gestatten, daß die Sache fallen gelassen wird". [2])

Es mag auf den ersten Blick scheinen, als ob die Feststellung, wann Odo Russell mit Bismarck gesprochen hat, wenig Bedeutung habe. Allein die Tatsache, daß der englische Gesandte vor dem Eintreffen des Zaren und Gortschakows seine Erklärung abgab, zeigt, daß die englische Regierung, wenn sie auch dem Vorgehen Rußlands die entscheidende Bedeutung zugestand, sich doch eine gewisse Selbständigkeit zu wahren wußte. Bismarck hatte, wie Newton berichtet, am 11. Mai eine nochmalige — also dritte Unterredung; er äußerte sich höchst aufgebracht über Gortschakow; dessen Handlungsweise beruhe auf greisenhafter Eitelkeit. Der Kanzler erwähnte, er habe Gortschakows Verlangen eines kategorischen Friedensversprechens abgelehnt, da er dadurch das Vorhandensein kriegerischer, ihm so sehr fernliegender Absichten zugegeben haben würde. [3])

Wie die Besprechungen Bismarcks mit Odo Russell am 9. und 10. Mai im einzelnen verlaufen sind, wird sich, da wir lediglich auf Darstellungen an-

[1]) Hohenlohe, II, S. 156.
[2]) Buckle, V, S. 423.
[3]) Newton, S. 337.

Digitized by Google

gewiesen sind, die auf Erzählungen des Engländers zurückgehen, nicht völlig aufklären lassen. So viel ist sicher, daß dieser Bismarck nicht in der Form Vorhalt gemacht haben kann, wie dies nach der von Dreux gebrachten Erzählung anzunehmen wäre; hier ist Plehn durchaus zuzustimmen. Echt bismarckisch ist die nach Wertheimers Darstellung von dem Kanzler gebrauchte Wendung, wie er sich zu den Franzosen verhalte: nicht „up and at them", sondern: „let them come on". Zuzugeben wird sein, daß der Kanzler, während er den russischen Schritt kommen sah, von dem Vorgehen des englischen Kabinetts überrascht wurde. Ob Graf Münster dies durch engere Fühlungsnahme mit dessen Mitgliedern hätte verhindern können, läßt sich ohne Kenntnis seiner Berichte nicht sagen. Durch die Ablehnung der „guten Dienste" Englands, also durch die Zurückweisung dieses seines Gegners schon vor dem Auftreten Gortschakows hat Bismarck — auch deswegen ist die Feststellung der Datums von einer gewissen Bedeutung — einen Gegenzug durchgeführt, der ihm seine Stellung gegenüber den zu erwartenden Vorstellungen des russischen Kanzlers erleichtern konnte.

Daß Rußland und England im Verein mit Italien eine diplomatische Niederlage Bismarcks herbeigeführt haben, kann nicht bestritten werden. Aber groß zeigt er sich doch auch in diesem Kampfe. Es ist ein besonderes Verdienst Professors Wahl, daß er — meines Wissens zum ersten Male — auf den genialen Versuch des Kanzlers hingewiesen hat, das Vorgehen Rußlands durch Heranziehen Frankreichs an Deutschland wettzumachen, ein Versuch, der an dem Unverständnis der französischen Diplomaten scheiterte.[1])

Während Gortschakow es sich nicht versagen konnte, seinen Triumph durch das bekannte Telegramm: „Maintenant la paix est assurée"[2]) in alle Welt hinauszuposaunen, brüstete sich Disraeli wenigstens nicht vor der großen Öffentlichkeit. Aber mit Stolz blickte er doch auf seine Tätigkeit zurück. Am 12. Mai schrieb er an seine Freundin, Lady Chesterfield: „Wir werden Frieden haben. Die Nachrichten aus Berlin kamen mitten in der Nacht am Montag; aber man hat mich klugerweise nicht geweckt. Jedoch, ich bekam daraufhin Appetit zum Frühstücken."[3]) Am 14. äußerte sich sein Selbstgefühl noch stärker; er richtete an eine andere Freundin, Lady Bradford, folgende Zeilen: „Bismarck hat mir und Derby seinen Dank für unsere Intervention ausdrücken lassen; er sei erfreut, daß England sich wieder für kontinentale Angelegenheiten interessiere. Ich glaube, seit Pam sind wir nicht mehr so energisch gewesen, und in Jahresfrist werden wir es noch mehr sein".[4])

---

[1]) Wahl, S. 95—98.

[2]) So die Angabe Bismarcks (Gedanken und Erinnerungen II, S. 174). Nach Dreux, S. 166, Anm., hat Gortschakow in einem Telegramm erklären lassen, der Zar habe sich in Berlin von den dort herrschenden Absichten überzeugt, die die Aufrechterhaltung des Friedens gewährleisteten.

[3]) Buckle, V, S. 423.

[4]) Ebenda, S. 424.

Digitized by Google

Wenn sich so Disraeli im Glanze seines leicht errungenen Erfolges sonnte, so wollte er doch auch seinem Staatssekretär ein Wort sagen, das Anerkennung bedeutete, mehr aber noch ein Ansporn für die Zukunft sein sollte. Er schrieb ihm am 18. Mai: „Ihre Politik scheint sehr Anklang gefunden zu haben und ist sehr erfolgreich. Ich beglückwünsche Sie herzlich. Das ermutigt. Wir dürfen nicht davor zurückschrecken, zu sagen: Bo to a goose! (Dem Sinne nach etwa: Es im rechten Augenblick an Einschüchterung nicht fehlen lassen.) Aber wir müssen unsere Kräfte in Ordnung halten. Wir werden dazu nächstes Jahr imstande sein. Die Zinsen kommen herein.“ [1])

Derby aber, den Buckle einmal einen „minimiser“ nennt, was man etwa mit „Miesmacher“ wiedergeben kann, urteilte bescheidener als der leitende Minister und war sich über die Billigkeit des englischen Vorgehens völlig im klaren; er antwortete am 20. Mai: „Wir sind glücklich gewesen in unserer auswärtigen Politik; denn was wir getan haben, brachte kein Risiko mit sich und kostete keine Mühe; es gab uns den Anschein, als hätten wir zu dem Ergebnis beigetragen, und zwar mehr als wir wirklich geleistet haben.“ [2])

Welche Motive haben die englische Regierung zu ihrem Vorgehen veranlaßt: War es wirklich die Sorge um die Erhaltung des europäischen Friedens? Bis zu einem gewissen Grade mag das mitgespielt haben. Denn es war ja in der Tat so gewesen, daß die offiziöse Presse Deutschlands von der Möglichkeit eines Krieges gesprochen hatte, und obwohl dann durch die Äußerungen Kaiser Wilhelms und Bülows am 15. April deutlich geworden war, daß von kriegerischen Absichten Deutschlands nicht weiter die Rede sein könne, so mag doch ein gewisses Mißtrauen gegen die Politik Bismarcks zurückgeblieben sein, das durch Äußerungen Moltkes, vor allem aber durch ein unglückliches Wort Radowitzens über die Berechtigung des Präventivkrieges und die geschickte Ausnützung dieser Entgleisung durch die französische Diplomatie neue Nahrung erhielt. Hat doch selbst Andrássy, der Bismarck freundlich gesinnt war, „damals“, wie Wertheimer berichtet, „wirklich gemeint, der deutsche Kanzler wäre in seinen Drohungen gegen Frankreich zu weit gegangen und hätte die russische Friedenspredigt Gortschakows vollauf verdient.“ [3]) So kann denn auch bei Disraeli und Derby wirklich das Gefühl, weniger, daß Deutschland den Krieg wolle, als daß dort zu viel vom Kriege gesprochen werde, sich geltend gemacht haben, wozu die Berichte Odo Russells ihr redlich Teil beigetragen haben werden. Buckle berichtet, Disraeli habe an seine Freundin Lady Chesterfield geschrieben — wann, ist nicht angegeben, doch muß es nach der ganzen Darstellung in den entscheidenden Maitagen gewesen sein —: „Bismarck ist ein zweiter Bonaparte und muß gezügelt werden.“ [4]) Der englische Minister hat vielleicht nicht ganz so in seinem Innern gedacht, er wollte möglicherweise eine

[1]) Buckle, V, S. 423.
[2]) Ebenda, S. 424.
[3]) Wertheimer, II, S. 238.
[4]) Buckle, V, S. 421.

Digitized by Google

Rechtfertigung seiner Politik geben, die, wie es englischer Brauch ist — man denke an die jüngste Vergangenheit! —, den Schein eines moralischen Antriebes in den Vordergrund stellte.

Ob Disraeli, wie Plehn auf Grund einer späteren Äußerung Bismarcks meint, die Absicht hatte, das Dreikaiserbündnis zu sprengen,[1]) oder ob er, wie Professor Wahl annimmt, „sich Frankreich im Hinblick auf die herannahende Balkankrise verpflichten und nicht gestatten wollte, daß Rußland in Paris den Rang völlig ablaufe",[2]) ist nicht mit Bestimmtheit zu sagen.

Ich glaube, daß nicht derartig weitgreifende Ziele Disraelis Handeln bestimmten, sondern das Bestreben, England aus der bisherigen Zurückhaltung in der europäischen Politik herauszuführen. Der Briefwechsel zwischen Disraeli und Derby scheint mir darauf hinzudeuten. Die Toryregierung hatte vor mehr als Jahresfrist laut verkündigt, daß eine „spirited foreign policy" einen wesentlichen Bestandteil ihres Programmes bilde; nichts war aber bisher geschehen. Nun bot sich eine günstige Gelegenheit, der Welt zu zeigen, daß man sich nicht scheue, selbst gegen den ersten Staatsmann des Kontinents vorzugehen und noch dazu in einer so schönen Sache, in der Abwehr des Angriffes auf einen Schwachen! Das mußte doch der Beifall aller Engländer hervorrufen! Und dabei riskierte man, wie Derby selbst ehrlich zugab, nicht das Geringste, sondern ganz Europa — so hoffte man — würde sich dem englischen Vorgehen anschließen. Es war eine auf einen Augenblickserfolg eingestellte Politik, die mehr auf Bluffen, als auf große Ziele eingestellt war. Solche ergriff Disraeli erst später; der Rücktritt Lord Derbys und sein Ersatz durch Lord Salisbury waren hierbei von wesentlicher Bedeutung.

Zum Schlusse noch ein paar Worte über das Verhältnis Bismarcks zu Lord Odo Russell. Der Kanzler hat den englischen Diplomaten in Versailles im Jahre 1870 kennengelernt; dieser war von seiner Regierung in besonderer Mission entsandt worden, um Bismarcks Meinung und Rat einzuholen, als Rußland den Vertrag über die ihm 1856 auferlegten Rüstungsbeschränkungen am Schwarzen Meer gekündigt hatte. Bismarck fand den Ausweg einer Konferenz (sog. Pontuskonferenz). Russell blieb nach diesen Verhandlungen im deutschen Großen Hauptquartier; er hatte u. a. Aufträge seiner Regierung zu übermitteln, die Deutschland den baldigen Abschluß eines Friedens nahelegen sollten.

Im Oktober 1871 wurde der damals erst 42jährige Odo Russell zum Gesandten in Berlin ernannt. Bismarck verkehrte gerne mit ihm; 1875 schenkte er ihm mehr Vertrauen als der Engländer verdiente. Wie Hohenlohe nach einem „Auszug aus mitgeteilten Aktenstücken" aufzeichnet, meinte Bismarck, der Engländer habe gewiß nicht in dem Sinne berichtet, „daß Deutschland kriegerische Velleitäten zuzuschreiben seien."[3]) Und in dem schon einmal er-

[1]) Plehn, S. 96.
[2]) Wahl, S. 109.
[3]) Hohenlohe, II, S. 156.

Digitized by Google

wähnten Brief, den Bismarck am 13. August 1875 an Kaiser Wilhelm richtete, um die in einem Schreiben der Königin Viktoria gegen die deutsche Politik erhobenen Anschuldigungen zurückzuweisen, sagte er: „Lord Odo Russell hat versichert, daß er jederzeit seinen festen Glauben an unsere friedlichen Absichten berichtet habe.“[1]) Rein formal genommen hat der Engländer recht. Aber er drückte sich in einer Art und Weise aus, die das Gegenteil ebensogut als möglich erscheinen ließ. Das zeigen die oben mitgeteilten Berichte; sie ließen sich noch vermehren. Ich füge noch folgende vom 24. April 1875 datierte Äußerung Russells an, die vermutlich an Derby gerichtet war:

„Die Aussicht auf einen abermaligen Krieg erfüllt mich mit Schrecken und Abscheu; wenn Bismarck noch einige Jahre länger lebt, so weiß ich nicht, wie er verhindert werden kann. Die Widerstandskraft des Kaisers ist zu Ende; er tut, was Bismarck will; der Kronprinz ist zwar friedlich, aber er hat nicht die genügende Unabhängigkeit des Charakters, um Bismarcks allmächtigem Geist und Willen Widerstand zu leisten.“[2])

Nach dem Abschluß der ganzen diplomatischen Aktion berichtet Odo Russell folgendermaßen an Derby: „Obwohl Bismarck so höflich, vertrauensvoll und liebenswürdig wie stets mit mir ist, so glaube ich doch, daß er über unseren zusammen mit Rußland zugunsten des Friedens durchgeführten Schritt, der ihm überraschend kam, wütend ist. Das ist jedoch von geringer Bedeutung; er wird darüber hinwegkommen, da er mit uns gut zu stehen wünscht. Aber er wird eine Gelegenheit suchen, Gortschakow dafür heimzuzahlen, daß er als Friedensbringer und Diktator über Deutschland aufgetreten ist.“[3])

Russells Vermutung, daß Bismarck schlecht auf England zu sprechen sein werde, war richtig; wie hätte es auch anders sein können! Der Kanzler meint zwar einmal, die Engländer hätten sich wie Gentlemen benommen,[4]) allein damit wollte er wohl nur sagen, daß er das Verhalten Gortschakows in noch weit höherem Grade verurteile. Wie Bismarck damals über England dachte, geht aus einem von Buckle veröffentlichten Briefe hervor, den die Kronprinzessin, die spätere Kaiserin Friedrich, am 5. Juni an ihre Mutter, die Königin Viktoria, schrieb. Er lautet: „Der Kronprinz sah gestern den Großen Mann, der jetzt für einige Tage auf das Land geht. Er versicherte ihm, daß er nirgends am politischen Horizonte eine Ursache zur Beunruhigung erblicke — daß er nie den Krieg gewünscht oder angestrebt habe — daß alles Verschulden die Berliner Presse treffe. Er sagt, er bedauere tief die unfreundliche Haltung Englands und die heftigen Artikel der „Times“. Er könne nicht darauf kommen, warum England plötzlich gegen uns Stellung genommen habe; daß Du sehr erregt gewesen seiest

---

[1]) Anhang zu den „Gedanken und Erinnerungen“, I, S. 238.

[2]) Newton, S. 333.

[3]) Ebenda, S. 338. Diese hier zitierten Sätze bilden den Eingang des schon oben erwähnten Berichtes vom 15. Mai 1875, in dem Russell dem Zaren sagte, Bismarck hege feindliche Absichten gegen Österreich.

[4]) Ebenda, S. 339.

Digitized by Google

und gegen uns gearbeitet habest ... Sicher hatte er nicht die Absicht, die Welt so sehr zu beunruhigen, als er dies getan hat: jetzt ist er über die Folgen sehr ärgerlich. Er bildet sich ein, daß England wegen Indiens besorgt sei und daß England deshalb mit Rußland sich auf unsere Kosten gut stellen werde. Die Reise des Prinzen von Wales sei ein Symptom. Das scheint mir sehr töricht, aber er denkt so! Lord Derbys Rede hat ihn auch geärgert, welche, weiß ich nicht.[1]) Ich bin sicher, daß alle diese Erregung vorübergehen wird, aber für uns und viele ruhig denkende Deutsche ist es recht traurig, daß wir ein Objekt allgemeinen Mißtrauens und Argwohns geworden sind, und das sind wir natürlich, solange Bismarck der einzige und allmächtige Herr unserer Geschicke bleibt. Sein Wille ist hier allein Gesetz und von seiner guten oder schlechten Laune hängen unsere Aussichten auf Frieden und Sicherheit ab."[2])

Die Schreiberin des Briefes konnte — wie hier eingeschaltet werden darf — nicht annehmen, daß dieser einmal veröffentlicht werden würde. Aber auch wenn man das in Rechnung stellt, das Bild der Kronprinzessin gewinnt nicht durch ihre Äußerungen über den Staatsmann, dem ihr Gatte und sie selbst in erster Linie die Anwartschaft auf den Kaiserthron zu verdanken hatten. Für die Berechtigung von Bismarcks Klage über den Widerstand hochgestellter Frauen gegen seine Politik ist ein neuer Beweis erbracht.

Russell beurteilt in seinem zuletzt erwähnten Briefe an Derby den Charakter Bismarcks vollständig unrichtig, wenn er meint, der Kanzler werde sich aus verletztem Selbstgefühl an Gortschakow zu rächen suchen, und zwar — das ist doch der Sinn seiner Worte — durch politische, das Deutsche Reich in den Dienst seiner eigenen Persönlichkeit stellende Maßnahmen. Gewiß war Bismarck eine dämonische, von den leidenschaftlichsten Impulsen durchdrungene Herrennatur, stärker als alle seine Zeitgenossen auch in Zorn und Haß. Aber Odo Russell hat, wie allerdings so viele mit ihm, das auf tief ethischer Grundlage beruhende Pflichtgefühl Bismarcks vollständig verkannt. Dieses Pflichtgefühl hinderte ihn, seine Politik auf selbstische Gesichtspunkte einzustellen. Russell meint, Bismarck brauche England, deshalb sei er mit ihm, dessen Vertreter, nach wie vor liebenswürdig. Das kommt der Wahrheit nahe, aber es erfaßt sie nicht ganz, indem der Engländer eben nur den Nützlichkeitsstandpunkt, nicht aber das den Antrieb bildende Aufgehen in dem Staatsgedanken — patriae inserviendo consumor — zu sehen vermag. Für Ludwig XIV. und Napoleon bildete der Staat nur das Mittel, um sie zur Größe emporzutragen; für Bismarck stand, wie für Friedrich den Großen, das Staatswohl an erster Stelle, eine Auf-

[1]) Vermutlich die Rede Derbys im Oberhaus am 31. Mai 1875, in der dieser erwähnte, Leute in hohen Stellungen in Deutschland hätten Einstellung der französischen Rüstungen verlangt; diese Äußerung sei im Auslande wiederholt worden. Bismarck glaubte, daß Graf Münster mit letzterer Bemerkung gemeint sei; sie bezog sich jedoch auf den Fürsten Hohenlohe, dem der Herzog von Decazes in bewußter Fälschung eine derartige Äußerung in den Mund gelegt hatte. S. Plehn, S. 50—53.

[2]) Buckle, V, S. 424.

Digitized by Google

fassung, die um so höher zu bewerten ist, als beide, wie jeder bedeutende Staatsmann mit Recht, sich des Wertes ihrer Person für den Staat voll bewußt waren. —

Spätere Berichte Russells über Bismarcks Politik lauten ganz anders als die im Tone so gehässigen des Jahres 1875. Am 25. Mai 1880 äußerte er sich wie folgt: „Seit ich in Berlin bin, hat Fürst Bismarck ernstlich den Wunsch nach einer Allianz [1]) mit England an den Tag gelegt, aber seine Versuche, herzliche und intime Beziehungen zu der Regierung Ihrer Majestät herbeizuführen, und seine wiederholten Anerbietungen eines Zusammenwirkens sind niemals im gleichen Sinne aufgenommen worden. Persönlich habe ich das bedauert, weil ich glaube, daß wir von einem intimen Einverständnis mit Deutschland tatsächliche und dauernde Vorteile gehabt hätten. Wie immer, die Schwierigkeit, mit der ich beim Pflegen friedlicher Beziehungen zu dem neuen Reiche zu kämpfen hatte, bestand in dem Mißtrauen, das in der Heimat gegen Bismarck herrschte, und in der großen Enttäuschung, die Bismarck darüber empfand, daß alle seine Versuche und Pläne, sich die Allianz mit England zu sichern, zu keinem Ergebnis geführt haben ... Daß Bismarck beständig eine Vorliebe für England als eines (wünschenswerten) Alliierten Deutschlands bezeigt, beruht auf seiner Überzeugung, England sei die Macht, die durch ihren großen moralischen Einfluß den Frieden von Europa aufrecht zu halten am besten imstande ist, und seit er das Deutsche Reich geschaffen hat, will er Frieden, um sein Werk auszubauen, zu befestigen, sowie Deutschlands materielles Gedeihen zu fördern." [2])

Am 18., 19. Februar 1881 berichtete er: „Seit zehn Jahren habe ich Vertrauen zu Bismarck gepredigt, da dies für unsere auswärtige Politik von Vorteil ist, aber vergeblich! Ich konnte das tief eingewurzelte Mißtrauen nie überwinden, das sein Wunsch nach einem herzlichen Einvernehmen mit England in unserer Heimat hervorrief." [3])

Lord Odo Russell muß ein recht kurzes Gedächtnis gehabt haben; denn er hat im Jahre 1880 völlig vergessen, wie oft er fünf Jahre vorher den deutschen Kanzler als Friedensstörer hingestellt hat. Und im Jahr darauf versteigt er sich gar zu der Behauptung, er habe seit zehn Jahren Vertrauen zu Bismarck gepredigt! Aber festzustellen ist doch, daß aus einem Saulus ein Paulus geworden ist; Russell, der übrigens nach der „National Biography" [4]) ein warmer

---

[1]) Plehn macht auf S. 260, Anm., seines Buches darauf aufmerksam, daß das Wort ‚alliance' im Englischen in einem „lockeren Sinn" gebraucht werde. Nach dem großen Lexikon von Muret (1891) bedeutet es auch „Verbindung" und „Interessengemeinschaft". Bismarck hat 1890 erklären lassen, er habe England nie um ein Schutz- und Trutzbündnis oder um Beitritt zum Dreibund angegangen. Hofmann, „Fürst Bismarck 1890—1898", I, S. 264. Indes ein gutes Verhältnis zu England zu pflegen, war wohl seine Absicht.

[2]) Fitzmaurice, II, S. 117.

[3]) Ebenda, II, S. 228.

[4]) Band LIX. (1897), S. 465. In einem Aufsatz der „Deutschen Revue" vom April 1888 hat ein ungenannter Verfasser die deutschfreundliche Gesinnung des 1884 verstorbenen Gesandten hervorgehoben und erzählt, seine Gattin sei mit dem kronprinzlichen Paar befreundet gewesen.

Digitized by Google

Freund Deutschlands wurde, mit hervorragenden Vertretern der deutschen Wissenschaft: Ranke, Helmholtz, Gneist, Virchow, Verkehr pflegte, ist bei längerem Umgange mit dem großen Staatsmann zu dessen Bewunderer geworden und hat dessen Bestreben, den Frieden in Europa zu erhalten, solange es die Sicherheit und Ehre des von ihm geschaffenen Reiches gestatteten, richtig gesehen.

Anmerkung des Verfassers. Der gegenwärtige Aufsatz (siehe auch August-Heft) war geschrieben und gedruckt, ehe die Herausgabe der Aktensammlung „Die große Politik der europäischen Kabinette 1871 bis 1914, Sammlung der diplomatischen Akten des Auswärtigen Amtes" erfolgte. Die in dem Kapitel VII des 1. Bandes unter dem Titel „Krieg in Sicht? 1875" zusammengestellten Aktenstücke bringen zwar interessante Aufschlüsse über die Auffassung, die sich bei den deutschen Diplomaten und auch bei Bismarck nach Ablauf der Friedensaktion geltend machte, aber nichts wesentlich Neues über die Entstehung und Ursache des ganzen Kriegslärms. Ich habe daher keinen Anlaß, meine Ausführungen zu berichtigen. Im einzelnen bemerke ich:

1. Den Ausführungen der Herausgeber auf S. 254 des 1. Bandes, daß die Artikel der „Kölnischen Zeitung" und der „Post" in keiner Weise von Bismarck beeinflußt gewesen seien, vermag ich nicht beizutreten.

2. Meine Darlegung, daß Odo Russell schon am 9. Mai 1875 den Auftrag seiner Regierung vollzogen habe, ist bestätigt durch Nr. 174 der Aktensammlung. Russell hat jedoch an diesem Tage nicht mit Bismarck, sondern mit dem Staatssekretär v. Bülow gesprochen.

3. Nach einem Bericht des deutschen Botschafters in Wien, v. Schweinitz, haben fremde Diplomaten Anfang Mai 1875 Andrássy versichert, Deutschland wolle Krieg gegen Österreich führen. Der Staatssekretär v. Bülow teilte dem Botschafter in London, Graf Münster, in einem von Bismarck besonders sorgfältig durchkorrigierten Erlaß vom 3. Juni 1875 (Nr. 184) mit, man wisse nun, daß England sowohl in Petersburg wie in Wien mit der Anklage aufgetreten sei, Deutschland wolle Krieg, und zwar zunächst gegen Österreich.

4. Italien hat sich der von England in Szene gesetzten diplomatischen Einkreisung Deutschlands nicht eigentlich angeschlossen, sondern nur mitteilen lassen, es teile den allen Mächten gemeinsamen Wunsch nach Bewahrung des Friedens.

6. Die Herausgeber der großen Aktensammlung haben zwar in Fußnoten auf das Werk von Newton über Lord Lyons hingewiesen, das über viele der damaligen Vorgänge Licht verbreitet; dagegen ist ihnen offenbar die Biographie Disraelis entgangen. Das ist bedauerlich, denn aus Band V dieses Buches ist durch die von Buckle mitgeteilten Aktenstücke ersichtlich geworden, welche Rolle England bei der „famosen Friedensdemarche" gespielt hat. Die Fußnote zu Nr. 190 der Aktensammlung hätte bei Kenntnis von Buckles Werk sicher eine andere Fassung erhalten.

Digitized by Google

Aus dem Briefwechsel Johann Jacobys

Mitgeteilt von

Gustav Mayer

In einer jahrzehntelangen politischen Laufbahn hat Johann Jacoby — er lebte 1805 bis 1877 — den Weg vom Liberalismus bis zum sozialen Demokratismus zurückgelegt, ohne daß man sagen könnte, daß bei ihm selbst eine wesentliche Veränderung seiner Gedankenwelt stattgefunden habe. Als er zu Anfang der vierziger Jahre auftrat, geschah es im Rahmen der sich eben erst gestaltenden, aus allen Schichten des Bürgertums Anhänger findenden liberalen Bewegungspartei, als er um die Mitte der siebziger Jahre aus der Politik schied, bildete der rechte Flügel der Liberalen die eigentliche Regierungspartei Bismarcks, während gegen den radikalen Flügel der Demokratie, die Sozialdemokratie, dem er sich nun zurechnete, bereits das Ausnahmegesetz geschmiedet wurde.

Diese bloße Feststellung läßt erkennen, daß der mehr als ein Menschenalter umspannende Briefwechsel des angesehenen Königsberger Arztes, dessen lauteres Wesen auch dem Gegner Respekt einflößte, eine reiche Quelle für die Geschichte der deutschen politischen Parteien bilden muß. Der Leser findet Jacoby im Anfang inmitten der liberalen Bewegung seiner ostpreußischen Heimat, die seit dem Regierungsantritt Friedrich Wilhelms IV. ihre klassische Zeit durchlebt, und mit seinen „Vier Fragen eines Ostpreußen" sieht er ihn den Anstoß geben zu dem großen preußischen Verfassungskampf, der erst in den Berliner Märztagen zu vorläufigem Abschluß gelangt. Dann begleitet er Jacoby in die Berliner Nationalversammlung, in die Paulskirche nach Frankfurt a. M., zum Stuttgarter Rumpfparlament und auf die Flucht nach der Schweiz. Er kehrt mit ihm in die ostpreußische Heimat zurück, verlebt mit ihm hier die Reaktionszeit und folgt ihm aufs neue nach Berlin zu den Kämpfen, die das preußische Abgeordnetenhaus um seine verfassungsmäßigen Rechte gegen Bismarck führt. Die entschiedene und grundsätzliche Gegnerschaft gegen das „Werk von Blut und Eisen", gegen den „Deutschen Bürgerkrieg" und seine staatsrechtlichen Früchte scheidet bei herannahendem Alter Jacoby immer mehr von alten Freunden, schafft ihm aber zu Genossen andere, die sich mit starken, neuen, zur Macht drängenden sozialen Kräften im Bunde fühlen. —

Dr. med. Kosch[1]) an Jacoby.

Königsberg, 17. Juni 1831.

Sehr erfreut war ich, aus Deinem heute hier angekommenen Briefe an Deine lieben Eltern zu erfahren, daß Du Dich bereits außerhalb des vielfach

[1]) Dieser liberale Politiker und Parlamentarier, ein Schul- und Studienfreund Jacobys, vertrat 1848 Königsberg in der preußischen Nationalversammlung.

Digitized by Google

beunruhigten Gebietes und wieder auf preußischem Grund und Boden befindest.[1]) Bei Deinem mir bekannten Enthusiasmus für die polnische Sache kann ich mir sehr gut vorstellen, wie angenehm Dir der glückliche Fortgang ihrer Angelegenheiten sein mußte, doch lag mir immer die Besorgnis nahe, daß Du Dich leichtfertig in unnütze Gefahr stürzen könntest, wenn Du im Vertrauen auf Deine gute Sache und Deinen Mut Dich unter die kriegsführenden Parteien mischtest. Wahrlich Dein Brief hat gezeigt, wie begründet meine Vermutung und wie gefährlich Deine Unternehmungen waren.

... Unser Oberpräsident soll mannigfacher Ursachen wegen in Ungnade gefallen sein und verabschiedet werden, doch ist darüber noch nichts offiziell bekannt. ... Von Deinen Berichten über die Cholera an Schön hat dieser nur kurze Auszüge in unserer Zeitung (die übrigens jetzt täglich erscheint), bekannt gemacht, sammle daher jetzt sorgfältig, um uns Deine Erfahrungen recht ausführlich nächstens mitzuteilen.

Johann Jacoby an Dr. Eduard Waldeck.[2])

Königsberg, 3. März 1832.

... Es ist zum Verzweifeln, daß ich jede Dummheit und Miserabilität der Zeit (und ihre Zahl ist Legion) so schwer trage, als träfe sie nur mich und nicht zugleich viele Millionen Mitmenschen. Die Cholera mit ihren Mühen und Aufregungen war nur ein betäubendes Palliativ. Der alte Schmerz kehrt jetzt um so heftiger zurück. Erinnerst Du Dich noch, mit welch frischem, hoffnungsvollem Leben wir das vergangene Jahr antraten,[3]) und, nun von Dunkelmännern und politischen Taschenspielern in den alten Schlaf zurückgelullt, haben wir es in echt spießbürgerlicher Ruhe beschlossen, sind — Gott weiß wie — wieder in das alte Geleise hineingegängelt worden und haben kaum die Freiheit behalten, nach Belieben weiter zu träumen. Ja, guter Sir John, Dein Wunsch ist erfüllt, alles ist vorüber und wieder Schlafenszeit! ...

Während in raschen Pulsen mein Blut dem Ziele entgegenrollt, meine Sehnsucht mit jedem Augenblick sich verdoppelt, sitze ich eingeschlossen in einem Wagen, der trotz Schreien und Fußzappeln nicht von der Stelle zu bringen ist; ich fühle in mir die Kraft und den Druck, diese Kraft zu gebrauchen — aber die Hände sind gebunden und Mephistophel spottet der törichten Anstrengung. Wer kann es einem verdenken, wenn man solchen argen Feind los zu werden trachtet auf jede mögliche Weise, und müßte man selbst den Teufel durch Beelzebub austreiben ... Du erinnerst Dich wohl eines früheren Schreibens, in welchem

---

[1]) Jacoby hatte sich zum Studium der Cholera ins polnische Aufstandsgebiet begeben. Nach seiner Rückkehr bekämpfte er, vom Oberpräsidenten v. Schön unterstützt, erfolgreich das bis dahin von Preußen befolgte System der Absperrung, das ihm unwirksam erschien.

[2]) Arzt in Berlin, aus Königsberg stammend, Vetter Jacobys.

[3]) Damals hatte die Pariser Julirevolution den deutschen Liberalen Hoffnungen geweckt. Die Emanzipation der Juden gehörte bekanntlich zum liberalen Programm.

Digitized by Google

ich Dir meine Wünsche aussprach und die Erwartungen, die der hohe Aufschwung der Völker in mir erregte. Ich hoffte damals so viel für uns Juden und glaubte den Zeitpunkt schon nahe, wo durch freies Wort und kräftige Tat unser bejammernswertes Geschick anders gestaltet werden sollte. Und was ist erfolgt? Die leichtsinnigen Franzosen lassen sich von den neuen Bourbons fein Honig um den Mund schmieren; die unglücklichen Polen werden wieder mit russischen Wohltaten überhäuft und der dickblütige und dickhäutige Deutsche hat von dem hohen Geistesaufschwung der Zeit keinen weiteren Vorteil als einige neue Sprossen auf dem politischen Zweige seiner Literatur und einen neuen Tummelplatz für seine tiefsinnige, superkluge Spekulation. Und so sind denn alle die schönen Seifenblasen zerplatzt, die ich Tor genug war, für mehr zu halten als bloße Seifenblasen. So ist die schöne Hoffnung, daß einem lang verachteten und dadurch verächtlich gewordenen Volke endlich einmal Gerechtigkeit zuteil werde, nichts weiter als leere Täuschung gewesen; so ist das frohe Ziel, das wir so nah wähnten, wieder himmelweit entrückt, und wir können nichts tun, als unsern Ingrimm verbeißen und dulden. - -

4. März. Politisch Neues gibts wenig; doch traut man hier dem Frieden noch nicht und hält die jetzige Ruhe nur für die Windstille, die dem Sturme voranzugehen pflegt. Möge nur, wenn es losstürmt, „Vive Nicolas, quand-même" nicht unser Feldgeschrei, und wenn unser Feldgeschrei, wenigstens nicht unser Siegesruf werden ... Dr. Simson[1]) und Professor Lengerke[2]) geben hier „Ostseeblätter" heraus. Dr. Simson, ein jeune homme accompli, bekennt sich zum juste milieu und fürchtet, daß trotz der Zensurschere die Bäume in den Himmel wachsen könnten ...

*

... Wenn ich früher meine Stellung im Leben oftmals verkannte, wenn ich stets unzufrieden mit dem Gegebenen, aus Überdruß, Ehrgeiz, Exzentrizität oder wie den Menschen sonst meine Beweggründe zu taufen beliebte — nach Phantasiegebilden sehnsüchtig und oft ungebärdig strebte; so ist jetzt diese Zeit schwankender Neigungen vorüber und ich blicke ohne Überhebung auf diese Jahre als auf eine geistige Entwicklungskrankheit zurück, die natürlich nicht ohne Schmerzen vorübergehen konnte. Jedenfalls habe ich dadurch Duldung gelernt und erfahren, wie leicht auch der bessere und redliche Mensch in Schlaffheit, Indolenz und Geisteserstarrung verfallen kann. Ich mag es nicht leugnen, daß von jener Entwicklungskrankheit noch manche Spuren und Narben zurückbleiben, ja daß zu Zeiten sogar ein Rückfall droht; doch erkenne ich an dem neuen Kraftgefühle, daß ich im Innern genesen bin und fortan dreist den äußeren Schicksalen die Stirn bieten

---

[1]) Eduard Simson (1810—1899), der spätere Präsident der Frankfurter Nationalversammlung und erster Präsident des deutschen Reichstages, der bekannte nationalliberale Politiker.

[2]) Professor v. Lengerke, Professor für Theologie und Orientalia der Königsberger Universität.

Digitized by Google

kann. Nicht alles ist eitel; die Lebensaufgabe, die mir gestellt, ist es nicht. Dies Bewußtsein wird mich im Gleichgewicht erhalten und stärken. — ...

Du weißt, wie sehr mir die Sache der Juden am Herzen liegt, und kannst danach den Ärger ermessen, der mir durch Streckfuß'[1]) unverschämtes Libell verursacht wurde. Im ersten Unwillen faßte ich den Entschluß dagegen zu schreiben, so wenig ich auch sonst der polemischen Schriftstellerei hold bin. Meine Erwiderung war schon Ende Mai druckfertig; — da sie aber hier nicht die Zensur passierte, mußte ich das Manuskript nach Hamburg senden, wo Hoffmann & Campe den Verlag um so bereitwilliger übernahmen, weil ich auf Honorar Verzicht leistete ...

Theodor v. Schön[2]) an Jacoby.

Königsberg, 31. August 1833.

Ew. Wohlgeboren sage ich auf die gefällige Zuschrift vom 29. d. M. für die gütige Mitteilung der von Ihnen zur Verteidigung Ihrer Glaubensgenossen verfaßten Schrift den verbindlichsten Dank, und bezeuge Ihnen meine ehrende Anerkennung für das Vertrauen, welches Dieselben gegen mich ausgesprochen haben.

Schön.

Dr. Julius Waldeck[3]) an Jacoby.

Berlin, 9. November 1836.

Eine eigene Sorte Umgang stand mir hier ferner noch zu Gebot, ich fand aber keinen Geschmack an ihr; die Herren Jacoby,[4]) Laube, Mundt usw. Jener ist ein nichtswürdiger Spion, der schon in Halle manchen Burschenschaftler angegeben und unglücklich gemacht, ich habe ihm dieses gesagt und mich von ihm getrennt, da ein solcher Umgang mir ehrlos schien; Geist kann nie für Mangel an Ehre entschädigen! Mundt ist ein literarischer Bettler, er macht allen hohen Herrschaften Diener und erhält dadurch unentgeltliche Beiträge für seine Schriften in bunter Reihe, die er sich dann bezahlen läßt. Laube schien mir immer noch der ehrenwerteste von allen zu sein, jedoch ist auch da wohl nicht viel dahinter, er heiratet jetzt eine Witwe mit 1200 Rt. jährlicher Einkünfte. Wie sehr verlieren diese Leute, sobald man sie in der Nähe ansieht, oder eigentlich: sie werden nur dann etwas, wenn man sie zu etwas macht, und bei dem allen möchten sie

---

[1]) Karl Streckfuß, Über das Verhältnis der Juden zu den christlichen Staaten usw., Halle 1833. Jacoby, Über das Verhältnis des Oberregierungsrats Streckfuß zur Emanzipation der Juden, Hamburg 1833.

[2]) Der Oberpräsident Theodor v. Schön, einst der Mitarbeiter des Freiherrn v. Stein, stand im Mittelpunkt der liberalen Bewegung Ostpreußens. Für sein Verhältnis zu Jacoby vgl. Aus den Papieren Schöns, Teil II, Bd. 3, S. 284 ff.

[3]) Bruder Eduard Waldecks, ebenfalls Arzt und Vetter Jacobys, stirbt 1857.

[4]) Für den Renegaten Joel Jacoby vgl. meine Einleitung zu Friedrich Engels' gleichnamigem Aufsatz in „Neue Zeit", 26. November 1920. Gemeint sind Heinrich Laube und Theodor Mundt, die bekannten Schriftsteller des jungen Deutschland.

Digitized by Google

gern, jeder besonders, den Goethe spielen, und vom Throne herab Weisheit predigen. Kurz, diese Leute sind jämmerliche Egoisten, die unter dem Feldgeschrei: Freiheit, Philanthropie usw. nur für sich Namen und Brot erwerben wollten und jetzt auf andere Wege eingelenkt haben, weil sich auf den früheren zu viele Hindernisse fanden. Ich hoffe, es wird Dir nicht unlieb sein, daß ich meine Meinung über diese Menschen, wie sie mir in der Nähe vorkommen, hierhersetze; umgehen mag ich mit ihnen nicht, weil sie zu prätentiös sind, vor allem aber, weil ich sie nicht achten kann.

Bei dieser Gelegenheit knüpfe ich sofort eine gewissermaßen politische Neuigkeit an: Preußen wird nämlich mit dem Beginne des künftigen Jahres, wie es heißt, ein räsonnierendes politisches Blatt herausgeben, das in einem minder legitimistischen Sinne als das Berliner „Politische Wochenblatt" redigiert werden soll; so lange hat es gedauert, bis man einsah, dieses sei zu ultra. Die Redaktion des neuen Blattes wird abermals, wie es heißt, unser Königsberger oben geschilderter Jacoby übernehmen ...

Du hältst, wie Du schreibst, die neuen Judengesetze für die möglichst größte Absurdität; fast möchte ich sagen, die Kabinettsordre an Jol Meyer sei eine noch größere; eine halbe Abbitte, eine halbe Grobheit, keine Änderung, jedenfalls eine halbe Maßregel, mit der großen Inkonsequenz, die ein König von Preußen dadurch begeht, daß er sich auf Erläuterungen einläßt, statt daß es bis jetzt nur zu heißen pflegte: ich habe befohlen, und befehle. Deine Eingabe gegen das Judengesetz habe ich gelesen, sie kommt zu spät, da dasselbe schon suspendiert ist, wenigstens hier; übrigens möchte die historische und etymologische Beweisführung bei diesen Leuten wenig angebracht sein, sowie auch der, nimm's nicht übel, ironisch unterwürfige Ton, und die eingestreuten Anzüglichkeiten leicht eine der gewünschten entgegengesetzte Wirkung hervorbringen können ...

Jacoby an Malwida v. Keudell[1]) in Quakenberg bei Stolpe in Pommern.

Königsberg, 26. November 1837.

Sie haben sich zwar eine Antwort verbeten, gnädige Frau, aber doch nur unter der Voraussetzung, daß Sie mir dadurch Zwang verursachen. So darf ich denn getrost, ohne Ihrer Bitte entgegen zu handeln, meiner Neigung folgen.

Daß die mitgenommenen Bücher Ihnen vielfach Befriedigung bieten würden, wußte ich wohl. Werden die Menschen auch auf sehr verschiedenen Bahnen zu demselben Ziele geführt, so mag doch ein jeder, wenn angelangt, gern auch etwas von dem Wege erfahren, auf dem der andere dahin gekommen. Tiefe des Gemüts und Freiheit des Gefühls bieten zur Würdigung des von außen Gegebenen einen Maßstab, der oft sicherer leitet, als alle Vernunftkritik;

---

[1]) Die Mutter Robert v. Keudells, des bekannten Diplomaten und Mitarbeiters Bismarcks, eine geborene v. Hartmann.

Digitized by Google

wer diesen Maßstab besitzt, versteht leicht je nach seiner inneren Empfindung, Lust oder Unlust das Schöne vom Unschönen, oder richtiger das Vollkommene vom Unvollkommenen zu scheiden: also prüfend und wählend gelangt er nicht selten zu Resultaten, die eine erfreuliche Übereinstimmung bieten mit derjenigen Weltansicht, welche die Vernunft nach langem Zweifelkampfe durch Forschen, Schlüsse und Folgerungen sich mühsam erworben hat. So urteilt der Besitzer eines feinen Gehörs über Harmonie und Mißtöne ebenso richtig wie ein Kenner der Tongesetze. Wie das Licht meist die Wärme zur Begleiterin hat, wiederum aber auch die Wärme für sich, bis zu einem hohen Grade gesteigert, jedesmal Licht zu erzeugen vermag, so kann die lebhaftere Bewegung des Herzens zuweilen zwar Folge, oft aber auch Ursache der geistigen Klarheit sein. Das Schönheitsgefühl, von dem ich oben sprach, jene maßgebende Empfindung der Lust oder Unlust — je schärfer sie sich entwickelt, desto mehr läßt sie zuletzt auch da das Schöne entdecken, wo das minder feine Gefühl es zuvor nicht wahrzunehmen vermochte. Ganz ebenso führt auf dem anderen Wege die höchste Klarheit des spekulierenden Kopfes wieder zurück zu der Ahnung des kindlichen Herzens „von dem verborgenen göttlichen Gesichte aller Dinge", zu den schattenlosen Göttern der Inder. —

Und auch hierin offenbart sich die Gerechtigkeit der Weltordnung, die in ihren Gaben weder den Kopf noch das Herz parteiisch bedacht hat; — zu der Erkenntnis, die alle Menschen angeht und allen ohne Unterschied gleich frommt, ist niemandem der Weg verschlossen; die Verschiedenheit der Wege aber gibt keinen Vorzug, sondern lehrt, daß die Menschen nur zu gegenseitiger Ergänzung geschaffen seien. —

Sollte es meiner etwas unbeholfenen Ausdrucksweise gelungen sein, mich Ihnen verständlich zu machen, so wird es Sie nicht mehr wundern, daß Strauß, Rückert u. a. teils aussprechen, wofür Ihnen selbst nur die Worte mangelten, teils oft mühsam nach einem Ziele streben, das Ihnen klar vor Augen liegt. Sie werden dann auch erkennen, wieviel Befriedigung und Kräftigung mir der Gedankenaustausch mit Ihnen bieten und wie sehr mich zuweilen Ihr Dank beschämen mußte, da ich doch wahrscheinlich nicht mehr gab, als empfing. —

Die Gesänge des Obadiah (von Steinheim) sind nur eine praktische Einkleidung der Ansicht vieler Juden, die ich Ihnen am besten mit Maimonides Worten wiedergebe. „Christus und Mohammed" sagt er, „sind Propheten, welche Gott in die Welt geschickt, um sein Dasein und seine Herrlichkeit den Heiden zu offenbaren und sie der Seligkeit einer Gotteserkenntnis, wie sie im Judentum liegt (nämlich der Lehre von dem All-Einen und von der Brüderschaft aller Menschen) teilhaftig werden zu lassen." So nennt auch der Heidenapostel Paulus (Römer 11, 17 und 18) selbst das Christentum einen dem Grundstamme des Judentums eingepfropften Zweig. Und sicherlich! der innerste Kern aller Religionsformen ist ein und derselbe; er ist das Ewige, das nur mehr oder minder klar durch die verschiedenen, von Volks- und Zeitgeist abhängigen Hüllen hindurchscheint. Was will Strauß anderes, als wieder eine der Hüllen abstreifen,

Digitized by Google

womit die seitherige Christenheit jenes Ewige — er nennt es „wahres Christentum" — umgeben hat? Strauß unternimmt nicht etwas Neues, sondern führt nur das Werk fort, das Spinoza begann. Der jede Vernunftkritik abweisende heilige Nimbus, der altes und neues Testament bisher einhüllte, soll zerteilt werden: nur was wir in beiden (ebenso wie in andern prosaischen und dichterischen Schriften der Vorzeit) für schön und gut erachten, ist für uns schön und gut; — unsere Bildungsstufe allein (keine frühere) ist der Maßstab hierfür, und eine künftige Zeit legt vielleicht einen andern an. Die wahre Gottesidee, über Zeit und Raum erhaben, kann freilich nicht von diesen Verhältnissen abhängig sein; — der von Zeit und Raum bestimmte Kreis aber, innerhalb dessen die Gottesidee dem beschränkten Menschen zur Erscheinung kommt (wir nannten es oben: Hüllen) muß wechseln, wie eben Raum und Zeit selbst wechseln. Wenn daher auch der innerste Kern aller Religionen unabänderlich derselbe bleibt, so sind doch die religiösen und ethischen Ideen der Menschheit einer historischen Entwickelung in Zeit und Raum, einer beständigen Fortbildung fähig und werden sich einst von der stabilen Mythologie der Juden, wie von der nicht minder stabilen Mythologie der Christen unabhängig machen. In Jesu spricht sich kaum das Selbstbewußtsein seiner Zeit (wie in jedem anderen großen Manne), geschweige denn das aller Zeiten und aller Völker aus, und dennoch sollte seine Lehre der Gipfel menschlicher Gottweisheit sein?! Alle bisherigen Religionsstifter — Jesu nicht ausgenommen — schieden nur Kern und Schale, das Wesentliche vom Unwesentlichen, das Ewigbestehende von dem durch die Auffassungsweise verschiedener Nationen und Zeiten Hinzugefügten. Sie blieben aber bei dieser Scheidung nicht stehen, und konnten es auch nicht: an Stelle der verworfenen Zusätze, welche einer sich bereits überlebten Denkweise angehörten, taten sie neue, dem Bewußtsein ihrer Zeit entsprechende hinzu, und schwärmerische Jünger vollendeten, was der Meister begann. Es kommen aber neue Zeiten, und mit ihnen neue Kulturzustände, Anschauungen, Sitten und Bedürfnisse, und so wird die Form noch oftmals wechseln in steter Fortbildung, bis endlich einst — als Ziel — die dem Inhalte völlig adäquate — nicht bloß eine dieser oder jener Zeit, diesem oder jenem Volke angepaßte — Form gefunden wird, wenn anders dem Menschen hier mehr als das alleinige Streben danach bestimmt ist. Jedenfalls — wenn auch erst später — bleibt das Ziel uns gewiß! —

Dr. Julius Waldeck an Jacoby.

Berlin, 15. Dezember 1837.

... Doch zu etwas Erfreulicherem, ein solches nämlich nenne ich die Protestation der sieben Göttinger Professoren.[1]) Dergleichen Erscheinungen könnten

[1]) Bekanntlich entsetzte König Ernst August von Hannover die Professoren Dahlmann, Jakob und Wilhelm Grimm, Gervinus, Wilhelm Weber, Ewald, Albrecht ihrer Ämter, weil sie nicht auf die von jenem oktroyierte Verfassung den Diensteid leisten wollten.

Digitized by Google

einen fast den Pessimismus liebgewinnen machen, wenigstens sieht man, wenn es sehr arg hergeht, rühren sich Leute, die schweigen, solange es irgend leidlich. Es ist herrlich, wenn in Dingen, die so lange größtenteils von leichtsinnigen, schwachköpfigen Burschen am meisten vertreten wurden, Leute das Wort ergreifen, die in geistiger Beziehung die Zierde der Nation sind; man mag dieses gestehen, ohne sich deshalb des Bilderdienstes verdächtig zu machen. Ein solcher Vorgang scheint denn auch Nachfolger zu erwecken. Irre ich nicht, so wird's in Hannover rührig werden; schade nur, daß Privatvorteil und Selbstsucht den Kontrerevolutionärs in jeder Klasse der Gesellschaft dort zahlreiche Freunde erwerben. — Das öffentliche Leben gewinnt ja überhaupt jetzt zum Winter einen ganz frühlingsartigen Aufschwung, in Frankreich scheint die Freiheit, wenn langsam, doch auch sicher Fortschritte zu machen ..., in England treten die Radikalen entschiedener als je auf, endlich müde, mit sich spielen zu lassen, nur bei uns in Deutschland haben wir bayerische Landtagsabschiede, die alles den Ministern überlassen, preußische Holländer, Judenverfolgungen und erzbischöfliche Komödien. — Börne sagt einmal, Hamburg, Frankfurt, Bremen und Lübeck beständen nur, um die Republiken lächerlich zu machen, dasselbe läßt sich wahrlich von unseren Kammern sagen, das gilt allen deutschen Repräsentativstaaten, doch Bayern zumeist. Was die erzbischöfliche Geschichte betrifft, so bin ich mit mir noch gar nicht einig; zwar ist es wahr, daß in den Rheinprovinzen eine katholische und eine adelige Partei existieren, die dieselben Tendenzen haben wie früher in Belgien, zwar ist es wahrscheinlich, daß der Erzbischof an der Spitze beider stand, auch bin ich keineswegs der Meinung, daß der Staat einen Administrativbeamten, und wäre es selbst ein halber, erst vor Gericht stellen müsse, ehe er ihn suspendiert; dennoch aber mißtraue ich der Appellation ans Volk, wenn sie von einem absoluten Staate ausgeht, dennoch spricht etwas in mir, wie bei jedem Gewaltstreiche, für den Beeinträchtigten. Klar ist es jedoch, daß der König es sehr ungern getan, und daß er ausnahmsweise einmal geruht, seine Minister statt seiner reden und handeln zu lassen; jedenfalls richtig, denn Liebe wird der Schritt in den Rheinprovinzen nicht hervorrufen ...

Dr. Julius Waldeck an Jacoby.

Berlin, 16. Januar 1838.

Gestern erhielt ich in Deiner Sache contra Leo ... vom Oberzensurkollegium, wie zu erwarten stand, die Antwort, daß, nach Anhörung der Gründe des Oberpräsidenten, der Streitsache in bezug auf die Heilbarkeit der Cholera das Imprimatur zu verweigern sei. Bei der Aufnahme in eine wissenschaftliche Zeitschrift, setzten sie hinzu, würden diese Gründe wohl wegfallen. Diese Antwort ist, abgesehen von der Anmaßung, bestimmen zu wollen, wohin etwas gehöre, auch noch höchst liederlich, da ich, wie Du aus meiner Eingabe ersehen haben wirst, ausdrücklich hervorgehoben, daß es sich hier nicht um die Heilbarkeit der

Digitized by Google

Cholera, sondern um die Zurückweisung einer schändlichen Verdächtigung handele. Morgen gebe ich meine Eingabe bei dem Minister des Innern ab, jedoch nur um Deinem Wunsch genug zu tun und um alle gesetzmäßigen Schritte durchgemacht zu haben. Denn über die Erfolglosigkeit auch dieser Eingabe kann kein Zweifel herrschen. Die Beschwerde an den König wirst Du vielleicht selbst verfassen wollen, ich bitte Dich also, mir dieselbe ungesäumt zukommen zu lassen, da die Antworten von den Ministern gewöhnlich sehr schnell zurückerfolgen. Ist alles geschehen, so möchte es Dir doch schwer werden, Deine letzte Absicht zu erreichen, da Du kaum eine so moderierte Denk- und Schreibweise haben möchtest, als erforderlich ist, um bei dergleichen Gegenständen, zumal in einem Werke unter 20 Bogen, die Druckerlaubnis zu bekommen. Doch wir werden ja sehen. — Überhaupt bin ich selten so auf die nächste Zukunft gespannt gewesen, als gerade jetzt, in einer Gegenwart, die so manchen Knoten schürzt und manche harte Nuß reift ...

In der Göttinger Sache hat die Albertina sich ja wahrhaft glorreich ausgezeichnet, Anklang freilich finden diese Leute überall, und selbst in dem ledernen Berlin hat sich bei einer von Gans und Savigny ausgehenden Subskription eine lebhafte, höheren Orts nicht gemißbilligte Teilnahme gezeigt ...

Alexander Küntzel[1]) an Jacoby.

Lauck, 18. Januar 1838.

Will's denn nicht rücken, will's nicht gehen? Von Herrn v. Cumberland und von Hannover ist ja alles wieder still. Aber gut Ding will Weile haben und besonders bei den guten Deutschen. Ich hoffe kaum darauf, daß es dieses Mal schon zu etwas Entscheidendem kommt, aber unbezahlbar bleibt die Geschichte und wird früher oder später ihre Früchte tragen. Wir müssen einige solche Historien noch beschlafen, und dann kommt wohl mal eine Zeit, wo der Deutsche aufwacht, sich die Augen reibt und sich besinnt, daß das alles nicht bloß böse Träume gewesen, sondern daß die Shylocks unserer Zeit ihm wirklich ein gut Stück Fleisch zunächst dem Herzen weggeschnitten, das er à tout prix wieder holen muß, wenn nicht jeder Hundsfott, dem es beliebt, ihm aus dem bloßliegenden Herzen nach Belieben Blut zapfen oder es ihm gar ausreißen und ins Angesicht schmeißen soll. Aber dies irae, dies illa! Gottlob, die Geschichte klingt wieder in allen Winkeln von Deutschland, daß man sich wirklich leichtfertigen Träumen überlassen könnte, als hätten die zerrissenen Glieder noch eine Seele. ... Darum verzweifle keiner je, wenn in der trübsten Nacht usw.... Auch die Kölner Historie hat ihr Gutes, wiewohl es schade ist, daß das Volk sich für die Pfaffen tot schießen läßt. Man hätte es der Noblesse überlassen sollen, sich für sie aufhängen zu lassen. —

[1]) Ein liberaler ostpreußischer Gutsbesitzer, später auch zeitweise Parlamentarier.

Digitized by Google

Agathos Wernich an Jacoby.

Elbing, 6. März 1838.

Ew. Wohlgeboren sage ich den verbindlichsten Dank für die gütige Mitteilung des an Sie von Herrn Professor Dahlmann gerichteten Schreibens. Was die für mein Blatt (worunter Sie wahrscheinlich die Elbinger Anzeigen meinen) mir ferner übersandte Korrespondenznachricht anbetrifft, so habe ich dieselbe, da man sie möglicherweise zu den politischen zählen könnte, zuvörderst in die ebenfalls bei mir herauskommende und von mir redigierte „Elbinger Zeitung" aufgenommen und hat der hiesige Zensor gegen diese Aufnahme nichts eingewendet ...

Da Sie ohne Zweifel allem, was diese Angelegenheit berührt, Ihre Teilnahme gewähren, so erlaube ich mir bei dieser Gelegenheit, Ihnen das Schreiben, welches von mehreren hiesigen Einwohnern an den Professor Albrecht abgesandt wurde, nebst dem Schreiben des Herrn Riesen, womit dieser dem Herrn Minister des Innern von jenem Briefe an Albrecht Mitteilung machte, und endlich die Antwort des Herrn Ministers an Riesen[1]) in Abschrift hier beizulegen. Ich bitte Sie jedoch, niemandem zu sagen, daß Sie diese Abschriften von mir haben, und glaube, daß Sie diese meine Bitte durch die prekäre Lage, in welcher ich mich ebenso wie jeder Herausgeber einer Zeitschrift befinde, gerechtfertigt finden werden ...

Wenn Sie die Güte haben, mir eine Antwort zuteil werden zu lassen, dann darf ich vielleicht hoffen, zugleich über folgende Gerüchte, die hier kursieren, daß Seine königliche Hoheit der Kronprinz das Prorektorat der dortigen Universität niedergelegt habe und daß die philosophische Fakultät von Königsberg wegen des dem Professor Albrecht erteilten Doktordiploms zur Untersuchung gezogen sei, von Ihnen eine geneigte Auskunft zu erhalten.

Johann Jacoby an Agathos Wernich.

10. März 1838.

Für die Erfüllung meiner Bitte sowie für Mitteilung des v. Rochowschen Briefes sage ich Ihnen meinen verbindlichsten Dank. Wenn ich den beschränkten Maßstab meines Untertanenverstandes an das ministerielle Schreiben anzulegen wagen darf, so halte ich dafür, daß es schwerlich einem anderen gelungen wäre, in so wenig Worten eine solche Fülle großartiger Betisen zur Schau zu stellen ...

Auf Ihre Anfrage melde ich Ihnen noch, daß keineswegs der Kronprinz das Prorektorat unserer Universität niedergelegt, sondern sich nur in einem sehr gemäßigten Schreiben an den Senat dahin ausgesprochen habe, daß die Erteilung der seine Namensunterschrift enthaltenden Doktordiplome

---

[1]) Zu dem berühmt gewordenen Brief Rochows an den Landtagsabgeordneten Jacob van Riesen vgl. u. a. Robert Prutz, Zehn Jahre, Bd. I, S. 72 f.

Digitized by Google

an die Professoren Albrecht und Weber ihm wegen der nahen Verwandtschaft mit dem König von Hannover unangenehm gewesen sei. Einen desto gröberen Brief hat aber der Senat von den Ministern erhalten mit dem Befehle, der philosophischen und medizinischen Fakultät wegen ihres „unbesonnenen, ungeziemenden und taktlosen Benehmens einen Verweis zu erteilen". Von einer desfallsigen Untersuchung verlautet hier nichts.

Dr. Julius Waldeck an Jacoby.

Berlin, 19. März 1838.

... In der Tat, der Elbinger Brief ist das Nonplusultra dummdreister Anmaßung und etwas, das den Pessimisten sicher in die Hände arbeiten muß, da es die sonst ziemlich indifferenten Berliner ganz in den Harnisch gebracht.[1]) Der Redakteur der „Allgemeinen Leipziger Zeitung" hat, wie Du aus derselben ersehen haben wirst, Anzeige von dem Erhalten des Briefes gemacht, denselben selbst jedoch nicht abdrucken wollen. — Was ihr für Dahlmann[2]) und seine Kollegen getan, ist viel, und wahrlich Dankes wert; dieser Dank jedoch, den Dahlmanns[3]) Brief ausspricht, hat manche Zweifel, die ich in bezug auf seine Würdigkeit hegte, noch vermehrt; meine Überzeugung, daß diese Leute allein darum Helden der Freiheit, weil wir keine besseren haben, nur bestätigt. Ich gestehe, es ist mir ärgerlich, die englischen konservativen Gesinnungen so weit getrieben zu sehen, von einem Manne, dessen Tat ich hochschätze, hören zu müssen, er hätte sie ebenso gern für das Königtum unternommen, also auch seine Neigung gibt keinem jener beiden Ingredienzen des Staates den Vorzug. Dergleichen Torygrundsätze mögen dem früheren eifrigen Gegner der Judenemanzipation ganz angemessen sein, sie passen aber nicht für einen Freiheitsapostel, wie ihn Deutschland braucht, wie sie Frankreich zu Dutzenden gehabt und noch hat und wie sie erforderlich, um einen noch immer kaum sichtbaren Funken zur Flamme anzufachen. —

Den Brief an die Königsberger Stadtverordneten erwarte ich und werde ich wiederum meinen Dank durch zahlreiche Verbreitung betätigen, man muß kein Mittel verschmähen, Unwillen hervorzurufen. — Deine Eingabe an den König gefällt mir sehr; sie ist doch nur für mich und nicht zur Besorgung bestimmt, da ich sonst wohl die Beilage erhalten hätte. Erreichen wirst Du damit nichts, das geht seinen Schlendrian. Die Eingabe wandert an den Minister, und wie der darüber denkt oder nicht, hast Du bereits erfahren ...

---

[1]) Der „maßlose bureaukratische Hochmut" (Treitschke), der sich in Rochows Schreiben spiegelte, lebt noch bis heute fort in der Wendung vom „beschränkten Untertanenverstand".

[2]) In Königsberg hatten die Liberalen, Jacoby an der Spitze, Sammlungen für die vertriebenen Göttinger Professoren vorgenommen.

[3]) Dahlmanns Brief, vom 20. Februar datiert, ist unter anderem gedruckt in Karl Glossys Literarischen Geheimberichten aus dem Vormärz, Wien 1912 (Jahrbuch der Grillparzer-Gesellschaft, 22. Jahrgang, S. 141).

Digitized by Google

Alexander Küntzel an Jacoby.

Lauck, 28. März 1838.

... Propatria-Geschäfte entbinden Dich freilich von allen anderen Pflichten, insofern Dein Gewissen Dir sagt, daß Du diese nicht nebenher hättest erfüllen können. Arbeite nur fort und sollte der deutsche Boden auch so steril erscheinen, daß Mist und Arbeit und Saat verloren schienen, endlich gibt der liebe Herrgott ... doch seinen Regen und seinen Sonnenschein und warme Nächte, und dann wird eine Nacht die Arbeit von Jahren bezahlen. Die Deutschen fangen ja sogar schon an, Geld zu geben, wenn auch mäßig, aber es fängt doch an zu treiben und deutet auf einen willigen Boden, wenn die Witterung fügsam wird. Wieviel hat denn die zweite Subskription in Königsberg gebracht? Der Dahlmannsche Brief[1]) ist vorzüglich — zum Vorzeigen für die Menge! Ob der Mann wohl selbst an das tiefsinnige und heilige Ding glaubt, das andere unvereinbare Dinge vereinen soll? Aber item, wenn die Leute nur erst fechten wollen für eine Idee, und wäre sie noch so abstrus und konfus, das Licht kommt während des Kampfes, wenn die Funken sprühen ...

Jacoby an Hoffmann & Campe.

Königsberg, 2. April 1838.

Anliegend überschicke ich Ihnen ein Manuskript mit der Bitte, dasselbe so schnell als möglich zum Druck zu befördern. Mit der Preußischen Zensur in Streit geraten, habe ich nach und nach die ganze Beamtenpyramide erstiegen und zuletzt auch vom Könige selbst eine abschlägige Antwort erhalten. Im Verlaufe dieser Angelegenheit sind so viele Ungesetzlichkeiten vorgefallen, daß die Publikation der Akten — außer der Genugtuung für mich — auch einen interessanten Beitrag zur Charakteristik des preußischen Rechtsganges, namentlich des Zensurunwesens darbietet. Das Unsinnige und Ungerechte dieses Instituts wird, glaube ich, der großen Menge besser einleuchten, wenn man ihr praktische Fälle vorführt, als wenn man ihr allgemeine Deklamationen gibt. Bevor es nicht gelingt, die öffentliche Meinung gegen den Preßzwang zu stimmen und den Indifferentismus der Menge zu überwinden, werden unsere sechsunddreißig Monarchen sich wohl schwerlich zum Nachgeben verstehen; dadurch ist jedem guten Bürger der Weg gezeigt, wie er gegen das Übel anzukämpfen habe ...

Hoffmann & Campe an Jacoby.

Hamburg, 17. April 1838.

Ihre geehrte Zuschrift haben wir nebst dem Manuskript empfangen, das in jeder Hinsicht, der Zusammenstellung und der Tendenz, unsern Beifall hat.

Indes können wir den Verlag desselben nicht übernehmen.

---

[1]) Dahlmanns Dankbrief an Jacoby ist gemeint.

Digitized by Google

Wir selbst stehen seit Jahren Preußen gegenüber auf der Mensur — und nur ein Zufall mag es genannt werden dürfen, daß uns der Verkehr mit 13 Millionen Menschen noch nicht ganz abgeschnitten worden ist! Jedes bei uns erscheinende Werk unterliegt dort einer bedächtigen Prüfung und zwei Drittel unseres Verlages ist dort — in Berlin wenigstens — verboten. Daraus sehen Sie, daß unser Maß gerüttelt dort voll ist, dort, wo man es für zweckmäßig fand, uns als Pelotonführer dem jungen Deutschland namentlich anzureihen, und von uns sprach v. Rochow (er ist ja wohl der Sohn des Verfassers des „Brandenburger Kinderfreundes"?) — in einem amtlichen Schreiben —, „das Buch ist nebenbei in einer schlecht renommierten Buchhandlung erschienen". —

Alexander Küntzel an Jacoby.

Lauck, 14. September 1838.

... Aber so alt Du geworden bist, bleibst Du doch ein Knabe im sanguinischen Hoffen. So bald, wie Du meinst, wird unsere Zeit nicht kommen, wenn unser brechendes Auge nur einst noch den ersten Strahl des anbrechenden Morgens begrüßen und zugleich von ihm Abschied nehmen kann. Dies ist die Hoffnung, an der ich festhalte, weil ich nicht mehr als noch einmal getäuscht werden mag. Hin und wieder gibt es denn doch einen Tropfen Balsam:

„Untröstlich ist's noch allerwärts,
Doch sah ich manches Auge flammen,
Und klopfen hört' ich manches Herz."

Was Deine Erfolge in bezug auf das Judentum betrifft, so freue ich mich ihrer herzlich, wie jedes Fortschritts, wiewohl Du gesiegt zu haben scheinst, wo ich keinen Kampf vermutete ...

Theodor v. Schön an Jacoby.

13. Oktober 1838.

Ew. Wohlgeboren danke ich ergebenst für die gefällige Mitteilung der Beilage. In der Zusendung sehe ich eine Aufforderung zur Äußerung darüber.

1. Der Zeitungseigentümer, welcher eine politische und literarische Zeitung sich pränumerando bezahlen läßt, betrügt seine Leser, wenn er mit gelehrten Verhandlungen sein Blatt füllt, welche für gelehrte Journale oder besondere Schriften gehören. Mit eben dem Rechte, mit dem ein Streit über das Wesen der Cholera in einer Zeitung (contradictio in adjecto, denn eine Zeitung gibt nur facta und Resultate) geführt werden soll, kann auch ein Theologe fordern, daß er über die Erbsünde oder die unbefleckte Empfängnis, oder ein Jurist, über die Differenz zwischen Emphyteusis und Erbpacht in einer politischen Zeitung verhandele.

2. Insofern Polizei auch im gelehrten Kram dazu da sein soll, Verbrechen zu verhüten, also hier den Betrug von seiten eines politischen Zeitungsschreibers gegen seine Leser, welche schon bezahlt haben, zu verhüten, hat sie Recht, gelehrte Verhandlungen dahin zu weisen, wohin sie gehören.

Digitized by Google

Jacoby an Theodor v. Schön.

14. Oktober 1838.

Ew. Exzellenz Äußerungen über meine Schrift[1]) hätte ich mit achtungsvollem Stillschweigen hingenommen, wenn dieselben nicht indirekt den Vorwurf enthielten, daß ich den Zeitungseigentümer durch das Ansinnen, den qu. Aufsatz abzudrucken, zu einem Betruge gegen seine Leser hätte verleiten wollen. Ich bin es meiner Ehre schuldig, dagegen zu erwidern, daß

1. der qu. Aufsatz, wie in meiner Schrift deutlich dargetan, keineswegs ein wissenschaftlicher ist, sondern lediglich als Verteidigung gegen einen persönlichen Angriff betrachtet werden kann. Die Aufnahme einer solchen Verteidigung wird in anderen Ländern dem Zeitungseigentümer vom Gesetze geboten, in Preußen dagegen dem Billigkeitssinn desselben überlassen;

2. wäre selbst mein Aufsatz ein wissenschaftlicher und wäre auch der Raum einer politischen Zeitung nur zum zehnten Teil für dergleichen Aufsätze gestattet, so würde auch hierin noch kein Grund der Zurückweisung liegen. Fordern freilich kann der Mediziner so wenig als der Theologe oder Jurist, daß sein „Gelehrtenkram" aufgenommen werde. Insofern aber der Redakteur — wie im vorliegenden Falle — damit einverstanden ist, jenen zehnten — der wissenschaftlichen Diskussion bestimmten — Teil seiner Zeitung mit einem durchaus nicht Zensurwidriges enthaltenden Aufsatze zu füllen, so ist doch schwerlich abzusehen, wie solches „ein Betrug gegen seine Leser" genannt, oder auch nur mit dem Scheine des Rechts von einem Zensor verwehrt werden dürfe;

3. bemerke ich noch, daß der in Rede stehende Artikel von der Königsberger politischen Zeitung mit Bewilligung des Zensors wirklich abgedruckt wurde. Soviel mir bekannt, hat aber weder ein Leser deshalb den Herausgeber der Königsberger Zeitung des Betruges beschuldigt noch ist es der Königsberger Polizei zum Vorwurf gemacht worden, daß sie durch Zulassung jenes Aufsatzes „statt das Verbrechen zu verhüten — einen Betrug von seiten des Zeitungsschreibers gegen seine Leser" verstattet habe.

Indem ich schließlich Ew. Exzellenz versichere, daß die Zusendung meiner Schrift keineswegs eine Aufforderung zur Äußerung darüber sein sollte, habe ich die Ehre mich zu nennen Ew. Exzellenz

ganz ergebenster

Dr. Jacoby.

Dr. Julius Waldeck an Jacoby.

Berlin, 23. August 1840.

... Wie vieles hat sich, seitdem ich Dir das letzte Mal geschrieben, verändert! Ein neuer König, der dem Besen nicht nachstehen will und deshalb macht, als

[1]) Gemeint ist die Schrift: Beitrag zu einer künftigen Geschichte der Zensur in Preußen von Jacoby Dr. med. Paris, 1838.

Digitized by Google

ob er gut kehre, wovon die „Leipziger Allgemeine Zeitung“ und sämtlicher Berliner Pöbel dermaßen erbaut sind, daß sie in ihm schon einen Friedrich den Großen in Folio sehen; aber die Leipziger Zeitung ist sicherlich bestochen und der Berliner Pöbel ist zu dumm, sonst würden sie von Friedrich nichts als seine despotische Sprache bemerken. Was hat der Mann denn Großes getan? Die Restitution Arndts,[1]) Jahns und Konsorten beweist nur seine Knickerei, er kauft sich seine Popularität billig, denn jene Männer waren bereits begraben mit ihrer Franzosenfresserei, und die Mumien wird man höchstens der Seltenheit halber für ein paar Tage des Anschauens wert halten. Daß er mit den Korporationen vernünftig wie ein Mensch spricht — daraus können ihm nur modrige Sklaven ein Verdienst machen, die, an des Hochseligen abbrevierte Floskeln gewöhnt, diese für etwas anderes als Borniertheit hielten. In der Tat, solch ein Thronwechsel und Fürstenreisen müssen stets in den Sommer fallen, wo die Gallenbewegung, zuweilen unregelmäßig, durch jede beliebige Zeitung, in der einer von der Beseligung des Volks durch das Anschauen der Fürsten bei ihrer Tafel liest, schleunigst restituiert werden kann. — Bei Gelegenheit der Galle fällt mir Boerne ein, von dem ein Bändchen Nachlaß erschienen, in welchem sich jedoch mit Ausnahme der beiden letzten Aufsätze wenig so Hervorstechendes als in seinen früheren (eigentlich späteren) Werken findet. Auch soll bereits ein Werk von Heine über Boerne hier sein, ich habe es noch nicht gesehen, höre aber, daß es manche Schmähung gegen seinen Charakter enthalte, doch den faßt kein Bedientenherz.

Bei den bevorstehenden Feierlichkeiten[2]) werdet Ihr hinlänglich Gelegenheit haben, Servilismus für eine ganze Regierungsdauer zu schlucken; begierig aber bin ich zu vernehmen, ob auch freiere Wünsche, die jenen Provinzen am wenigsten zu verargen, laut werden, und was darauf vom hohen Olymp herab geantwortet werden wird . . .[3])

Dr. Julius Waldeck an Jacoby.

Berlin, 16. Oktober 1840.

. . . Schon vor einigen Wochen hörte ich von Königsberger Messereisenden, daß der Siegel-Klub durch die Königsberger Ereignisse fast gänzlich paralysiert worden sei, ja daß einige Mitglieder soweit gingen, zu behaupten, unter solch einem Könige brauche man keine Konstitution. Zwar schenkte ich diesen Gerüchten keinen Glauben, es war von gebildeten Männern eine solche Sprache am wenigsten

---

[1]) E. M. Arndt war im Juli unter großem Jubel der rheinischen Bevölkerung in die Professur in Bonn wieder eingesetzt worden, die ihm zur Zeit der Demagogenverfolgung entzogen worden war.

[2]) Am 10. September erfolgte in Königsberg die Huldigung der preußischen und posenschen Stände.

[3]) Vgl. die ausführliche Darstellung der folgenreichen Vorgänge auf dem Huldigungslandtage bei Prutz, Zehn Jahre, B. I, S. 228 ff., und ferner in Paul Herre, Von Preußens Befreiungs- und Verfassungskampf. Aus den Papieren des Oberburggrafen Magnus v. Brünneck. Berlin 1914, S. 61, 335 ff. und 368 ff.

Digitized by Google

zu einer Zeit zu erwarten, wo in ihrer Mitte die Provinzialstände eine Sprache geführt und ein Benehmen angenommen, das das ganze Land elektrisierte und jeden Ostpreußen mit zehnmal größerem Stolze als gewöhnlich es aussprechen machte, daß er eben einer sei; aber dennoch bewies dieses Gerücht, wie der Liebenswürdigkeit eines Königs nichts widerstehen könne. Und in der Tat, liebenswürdig ist der König, nicht nur in seinem wohlwollenden, klug entgegenkommenden Benehmen, sondern auch um seines enthusiastischen, jedes schnellen Aufflammens fähigen Fühlens halber; schlecht kennen die ihn, die da glauben, er habe in Königsberg eine Komödie gespielt, nein, es war ganz seinem schnell auflodernden Gefühle angemessen, daß er aufsprang und in begeisterter Rede sich ans Volk wandte. Glaube mir, der Katzenjammer kam dann ihm, so gut wie Euch nach, und Herr v. Rochow fand dann bald ein günstig Ohr, das bewiesen die Folgen.[1]) Wenn ich den König in einzelnen Handlungen so der Leitung seiner momentanen Gefühle unterworfen mir denke, so bin ich dennoch überzeugt, daß im ganzen und großen die wohlberechnetste, schlaueste Politik ihn lenke, das bewies er namentlich dadurch, daß alle Konzessionen, die er seit seinem Regierungsantritte dem Volksgeiste machte, mehr von scheinbarem als reellem Werte waren, daß sie blendeten und keine Gefahr hatten; so die Restitution von Leuten, die durch ihr antifranzösisches Denken unseren jetzigen Fortschrittsmännern ganz gleichgültig geworden; so die Sprache, die er gegen die Juden[2]) geführt und die weiter keine Folgen hatte, so die Aufgabe der Verfolgung gegen die Demagogen, die in der Tat zum Teil die unschädlichsten Tierchen sind, zum Teil die liberale Tendenz sogar lächerlich machen könnten. Diese beiden Eigenschaften, schnell auflodernde Gefühl und berechnende Klugheit, haben schon und werden noch zu manchen Inkonvenienzen führen, machen oft den Rat schlechter Ratgeber nötig, um Übereilungen wieder gutzumachen, und erklären, wie es gekommen, daß alle Handlungen der jetzigen Regierung aus lauter Übereilungen und Inkonvenienzen zusammengesetzt gewesen. So beurteilte ich den König von Anfang an, bestärkt in meiner Meinung durch die Äußerungen von Leuten aus seiner nächsten Umgebung, und so kam es, daß ich mich nicht habe irremachen lassen trotz alles dessen, was vorgegangen; doch wer weiß, was auch mir geschehen wäre, wenn ich teilgenommen hätte an jenem Aufschwunge, den die Haltung der Deputierten unter dem Volke erzeugen mußte, wenn ich Zeuge gewesen wäre jener Huldigung, die durch die unerwartet ausgesprochenen königlichen Worte eine leicht erklärliche allgemeine Begeisterung erzeugen mußte! Soviel indes ist gewiß, jener Aufschwung und jene Begeisterung, einmal erzeugt, werden so leicht nicht schwinden, sie werden, im Verein mit der dadurch erkannten Tüchtigkeit und parlamentarischen Reife, uns einem schönen

[1]) Eine Kabinettsorder vom 4. Oktober war der „irrigen Ansicht" entgegengetreten, als ob der König dem Antrag der preußischen Stände „auf Entwicklung der Landesverfassung im Sinne der Verordnung vom 22. Mai 1815" zugestimmt hätte.

[2]) Zu einer Deputation der Berliner Judenschaft hatte der König im Juli gesagt, er sei kein Anhänger veralteter Vorurteile u. a. m.

Digitized by Google

Tage entgegenführen. Möge nur die Morgendämmerung nicht zu lange dauern und uns dadurch veranlassen, uns auf das andere Ohr zu legen. —

Die hiesige Huldigung[1]) hat gerade keinen vorteilhaften Eindruck gemacht; nichts als Livreen, Wappen, Militär und Pomp, auf des Königs Rede war alles und wohl auch er schon vorbereitet. Er sprach mit Feuer, ja mehr mit Eifer, versprach alles zu halten, was er in Königsberg versprochen, gelobte den Frieden wenn möglich zu erhalten (Humboldt ist dazu nach Paris) und frug zuletzt, ob das Volk auch in Krieg und Leiden ihm treu sein wolle, was natürlich mit Ja beantwortet wurde. Von Konzessionen usw. verlautete hier nichts. Die Stände haben keinen Antrag wie in Königsberg gemacht, obgleich sie es wohl gern mochten, freilich fehlte ihnen die Gelegenheit, da hier kein Landtag war, aber wäre der rechte Geist da, sie hätten eine Gelegenheit schon gefunden. Nur bei einer Gelegenheit, als die Abgeordneten der Städte darüber debattierten, ob des Oberbürgermeisters[2]) Rede ihm überlassen oder diskutiert werden solle, ist manches Bittere geäußert worden, und ein rheinländischer Deputierter rief Herrn v. Rochow,[3]) der sich unterdessen entfernen wollte, zu, er solle nur bleiben, was er hier höre, könne ihm nur von Nutzen sein.

So also ist's; bald sind auch die Feste vorüber, die Deputierten werden dann wie im Bérangerschen Liede sagen, die Minister haben uns ein gut Diner gegeben, und werden nach Hause gehen; Rochow wird statt Minister des Innern Hausminister[4]) werden und die Presse wird, da auch der Staat sie benutzt, zugleich etwas freier, was freilich wenig bedeutet, da sie leicht zu erkaufen, wie die „Leipziger Allgemeine Zeitung", die, wie hier bekannt, alle ihre Anweisungen von Geheimrat Seifarth bekommt ...

Otto Wigand[5]) an einen Freund Jacobys.

Leipzig, 26. Januar 1841.

Gleich nach Empfang des Manuskriptes „Vier Fragen" eilte ich, alle jene Anstalten zu treffen, um das in mich gesetzte Vertrauen zu rechtfertigen. Es gelang mir alles nach Wunsch: in der Nacht wurde die Broschüre gesetzt, ich selbst las die Korrekturen; den Zensor Herrn Professor Bülau[6]) vermochte ich,

---

[1]) Am 15. Oktober fand in Berlin die Huldigung der Stände aller Provinzen mit Ausnahme Preußens und Posens statt.

[2]) Krausnick.

[3]) Rochow wohnte der Versammlung der städtischen Deputierten als Kommissar bei.

[4]) Dieses Gerücht verzeichnet auch Prutz, Zehn Jahre, Bd. I, S. 324. Der bisherige Hausminister Fürst Wittgenstein hatte einige Tage zuvor einen Schlaganfall erlitten. Sein Nachfolger wurde aber nicht Rochow, sondern am 31. Dezember der bisherige Oberpräsident von Sachsen Graf zu Stolberg-Wernigerode; diesen ersetzte in Magdeburg der bisherige posensche Oberpräsident Flottwell, an dessen Stelle trat Graf Arnim-Boytzenburg.

[5]) Otto Wigand in Leipzig war bekanntlich der tätigste Verleger besonders des linken Flügels des vormärzlichen Liberalismus.

[6]) Nach Aufhebung des Verbots der „Leipz. (Deutsch.) Allg. Ztg." deren Redakteur.

Digitized by Google

nach vielen Demonstrationen, das Imprimatur zu geben, die Zensur gestattete schon die Anzeige — sehen Sie die „Leipziger Allgemeine Zeitung" von heute —, da befiehlt die Kreisdirektion Beschlagnahme sämtlicher Exemplare, ferner Verbot der Broschüre usw. Ich habe heute protestiert und erklärt — schriftlich erklärt —, daß ich mit Gefahr meiner persönlichen Freiheit mich dem Verbote widersetze; sechs Wochen Gefängnis sind die Antwort; morgen früh reise ich nach Dresden und gehe mit der Broschüre zu Lindenau und dann zum König, und ist unser ganzes konstitutionelles Leben keine Farce, so muß mir Recht werden.

Jedenfalls ist die Ausgabe der Broschüre, welche gemessen, in edler, wahrhafter und verständlicher Sprache geschrieben, verschoben. Ich beklage es tief und schmerzlich, daß solche Sprache nicht gehört werden darf; armes Deutschland, und da sollen wir Liebe und Patriotismus haben und den freien Rhein mit unserm Blute röten. Schmach über unser Jahrhundert und pfui über das ganze Deutschland, welches seinen edelsten Bürgern nicht gestattet, die Gebrechen des Vaterlandes zu nennen!

Ich bin so tief empört über die Wegnahme und das Verbot der Broschüre, daß mein Blut kocht. Preußens Ministerium will nicht haben, daß über Preußen irgendwas, gut oder böse, gedruckt werden soll ...

Dr. Julius Waldeck an Jacoby.

Berlin, 27. Februar 1841.

Die quaestiones questionis[1]) habe ich gestern gelesen, und haben sie meinen völligen Beifall bis auf den Einwand, den ich machen möchte, daß man Leuten, die keine Medikamente haben wollen, solche nicht in solchem Maße geben dürfe, daß Geruch und Geschmack sich kenntlich mache, weil — sie sonst nichts nehmen und das Nehmen anderen verbieten. Vorgestern vormittag wurde das in Rede Stehende im Ministerium vorgelesen, und fand ungemeinen Beifall in betreff der Tüchtigkeit, wodurch natürlich das Verbot noch geschärft wird, und die Ministerialräte suchten sich noch schnell Exemplare zu verschaffen, und eines von diesen habe ich eine Stunde lang in Händen gehabt. Übrigens sagte mir heute ein Polizeirat, daß selten etwas eine solche Sensation erregt, als jene „Vier Fragen", und daß man ihnen aufgegeben, es sei dem Minister aufs höchste daran gelegen, des Autors Namen zu erfahren.

Nun noch eines: Dieser Umstand und noch manches andere müssen Dich dazu bringen, auf Deiner Hut zu sein, verbrenne oder verbirg (bei anderen) doch alles, was bei einer plötzlichen Haussuchung, die leicht durch einen schnell dorthin gesandten Kommissar ... geschehen könnte, was irgend in anderer Leute Augen nicht so unschuldig sein möchte, als in unseren. Du bist das Dir, Deiner Familie und der guten Sache schuldig, die in Dir gewiß einen nicht unbedeutenden Kämpen verlöre. Nimm diesen Rat nicht zu leicht und halte mich nicht für zu besorgt, in China ist alles möglich ...

[1]) Die „Vier Fragen" waren am 23. Februar erschienen.

Digitized by Google

Jacoby an die „Leipziger Allgemeine Zeitung" (Brockhaus).

Königsberg, 1. März 1841.

... Den Ihnen am 4. Februar von mir mitgeteilten Artikel haben Sie in Ihre Zeitung nicht aufgenommen, obgleich der Zensor unmöglich etwas dagegen gehabt haben kann. Zürnen Sie nicht meiner Freimütigkeit, wenn ich Ihnen hierüber offen meine Meinung ausspreche. Den auch hier vielfach verbreiteten nachteiligen Gerüchten über das Zeitungsinstitut, dem Sie vorstehen, habe ich bisher wenig Glauben geschenkt, auffallen aber mußte es mir und allen, die mit den hiesigen Zuständen bekannt sind, wie geflissentlich in den Korrespondenzen Ihres Blattes (namentlich aus Berlin) die jetzige Stimmung unserer Provinz und das Verhältnis des freisinnigen Oberpräsidenten derselben zu entstellen gesucht wird. Vermehrt wurde mein Erstaunen noch, als ich — unmittelbar nachdem Sie meiner Verteidigung die Aufnahme verweigert — den niedrigen Schmähartikel aus Ostpreußen (Nr. 56) zu Gesicht bekam. Die Verfasser dieses und ähnlicher die allgemeine Meinung irreleitender Artikel kennt man hier wohl und ist der begründeten Hoffnung, daß sie nicht lange mehr ihr Wesen treiben werden. — Ihre Zeitung trägt das Motto: Wahrheit und Recht, und weil sie bisher durch Unparteilichkeit diesem Motto Ehre gemacht, erfreut sie sich auch bei uns einer so großen Verbreitung. Wie soll man aber hiermit die Tatsachen vereinigen, daß Sie über unsere Provinz nur Berichte aufnehmen, deren Unrichtigkeit dem der hiesigen Verhältnisse Kundigen augenfällig ist, jeder auch noch so bescheidenen Entgegnung aber Ihre Spalten schließen? — Mein Aufsatz vom 4. Februar ist zu alt, als daß dessen Abdruck mir noch wünschenswert sein sollte. Dafür bitte ich Sie aber dringend, beifolgenden Artikel in die nächste Nummer der „Leipziger Allgemeinen Zeitung" einrücken zu lassen, und zwar, falls er der Redaktion dazu ungeeignet scheinen sollte, als Inserat. Im letzteren Falle haben Sie die Güte, die Insertionskosten mir gefälligst in Rechnung zu stellen. Ich rechne mit Bestimmtheit auf die Erfüllung meines Gesuches und hoffe, daß Sie obige freimütige, aber wohlgemeinte Äußerung nicht übel deuten werden. Nur das Interesse, welches ich für Sie und Ihr Zeitungsinstitut hege, hat mich zu dessen offener Aussprache veranlaßt. —

Von dem hier neu erwachten politischen Leben, von den großen Erwartungen, die man vom Landtage hegt, und den Petitionen, die an denselben von Königsberg und den umliegenden Kreisen gerichtet werden, haben Sie wahrscheinlich schon anderweitige Nachricht. Dreihundert der angesehensten Einwohner unserer Stadt haben dem Landtage die Schrift „Vier Fragen von einem Ostpreußen" (als deren Verfasser ich mich unumwunden bekenne) mit der Bitte überschickt, „die darin treugeschilderten Wünsche, Bedürfnisse und Rechte des Landes zu beachten". Eine ähnliche Petition des Kreises Fischbach ist von vierzig Rittergutsbesitzern unterzeichnet. Sie sind selber zu sehr deutsch gesinnt, als daß Sie solchen Bestrebungen des politischen Fortschrittes Ihre Unterstützung versagen sollten; Sie werden daher gewiß nicht diese geschichtlich bedeutungsvollen Facta

Digitized by Google

in Ihrer Zeitung mit Stillschweigen übergehen wollen. Öffentlichkeit tut uns vor allem not, denn dies ist die einzige legale Waffe, durch welche die gute Sache über die Beamtenhierarchie siegen kann!

Kaufmann Heinrich[1]) an Jacoby.

Danzig, 1. März 1841.

Durch den Überbringer dieser flüchtigen Zeilen habe ich die Denkschriften und die Petitionen an die Landtage empfangen, sowie das Schreiben an den p. p. v. Schön nebst Beilage. Letzteres habe ich gleich nach dem Empfange selbst befördert; v. Schön war darüber erfreut und billigte den Inhalt, wenngleich nicht im ganzen Umfange, besonders aber tadelte er den Schluß oder die Beantwortung der vierten Frage und meinte, daß die Denkschrift noch viel mehr Eingang gefunden hätte, wenn dieselbe nicht so stark ausgesprochen wäre. Er freute sich ferner darüber, daß Sie dieselbe dem Könige gesendet, und sieht darin den Beweis, daß Sie die beste Absicht damit gehabt und somit die mögliche Folgerung: daß damit eine revolutionäre Tendenz verbunden sei, faktisch widerlegt haben. Das Nähere über diese Unterredung wird Ihnen Überbringer mündlich mitteilen.

Nachdem ich gehört, welche Schritte gegen die Denkschrift getan sind, hielt ich es für angemessen, die Petition, ohne den Eingang der übrigen aus der Provinz abzuwarten,[2]) heute noch dem Landtage zu überreichen, damit die entgegenwirkenden Maßregeln [nicht auch] auf die Petition selbst nicht mehr Anwendung finden können. Ich habe letztere mit den Beilagen heute dem Landtagsmarschall überreicht und von ihm die Erlaubnis erreicht, die Abschrift der Denkschrift unter die Mitglieder des Landtages zu verteilen; ich habe davon sofort Gebrauch gemacht, jedoch dieselbe nicht an alle Mitglieder verteilen können, weil mir nur einige sechzig Exemplare zur Disposition standen. Die Denkschrift erregt das allgemeinste Interesse und werde ich von denen, die noch keine erhalten haben, bestürmt, ihnen solche zu beschaffen. Ist es Ihnen noch möglich, mir etwa dreißig Exemplare zukommen zu lassen, dann bitte ich solche an die bekannte Adresse sobald als möglich abgehen zu lassen. — Gestern wurde hier der Landtag unter den gewöhnlichen Feierlichkeiten eröffnet und demnächst die Eröffnungs- und Propositionsdekrete verlesen, worauf eine Dankadresse beschlossen wurde ... Die Hauptsache beginnt morgen in der Beratung des Komitees über ständische Angelegenheiten, dem die Proposition über die landständische Angelegenheit[3]) zur Begutachtung übergeben worden. Die Mitglieder bestehen aus den Herren v. Brünneck, v. Below, G. K. v. Auerswald,

---

[1]) Vgl. über ihn Treitschke, Deutsche Geschichte, Bd. IV, S. 43 f.

[2]) Alle Provinziallandtage — mit Ausnahme des rheinischen — waren am 28. Februar eröffnet worden. Zahlreiche preußische Städte richteten an den Provinziallandtag Petitionen um eine reichsständische Verfassung.

[3]) Der König beantragte die Einsetzung ständiger Ausschüsse.

Digitized by Google

v. Fahrenheid, v. Knobloch, v. Pironitzki, v. Dohna-Lauck, Abegg, Hoene, Heinrich, Füllborn-Elbing, v. Strachowski, Münzer, Przyborowski, Schickers und Hein. Die Mehrzahl ist mir als liberal gesinnt bekannt und somit alle Hoffnung zu einer würdigen Lösung dieser für die Zukunft so wichtigen und ernsten Angelegenheit. Es ist jedoch [zweifelhaft ob], nachdem der König selbst einen Schritt zur Entwicklung der ständischen Angelegenheit getan, beim Landtage die Petition den Erfolg haben wird, der jedenfalls vollständig erreicht wäre, wenn von oben nichts geschehen wäre. Eine Veröffentlichung der Verhandlungen ist ebenfalls genehmigt und wird hier in der „Politischen" und der „Königsberger Zeitung" erfolgen ...

Haben Sie nochmals meinen innigsten Dank für die Bemühungen, mit denen Sie sich der guten Sache unterzogen haben, wiewohl der beste Lohn dafür nur in dem eigenen Bewußtsein werden kann, das Beste gewollt zu haben ...

Otto Wigand an Jacoby.

(Leipzig), 3. März 1841.

Mein tapferer und edler Freund!

So nenne ich den Mann, den ich lieb gewonnen und der unseres gesamten Vaterlandes treuester Berater ist. Ich hätte Ihnen gern schon früher geschrieben, allein wollte ich auf halbem Wege nicht stehen bleiben, so mußte ich einige Reisen machen, damit ich Leute fand, die unsere [Schriften] (?) verteilten, ich habe Leute gefunden — vorzugsweise haben mich Ruge, Prutz, Duncker,[1]) Pott[2]) — dann mehrere Bürger, deren Namen in mein Herz geschrieben sind, unterstützt. Gestern abend kam ich zurück. In Halle haben wir Krukenberg[3]) usw. an die Spitze der Adresse für die Provinz Sachsen gestellt. Von dem Verbot der Broschüre sind Sie unterrichtet und Rochow hat's gewagt, seinem Vaterlande ins Gesicht zu spucken. So die Zeit, die Ehre, die Größe seines Landes zu verkennen, ist mehr wie Dummheit und Verrat, und kommt jetzt keine Erleuchtung, dann möge Gott wissen, was die Freunde des Vaterlands tun sollen.

Ihre Briefe habe ich erhalten und große und innige Freude gehabt. Sollte der Brief an Ihren König, den die Sprache des Herzens, der Wahrheit, der Liebe und Treue diktiert, sollte er keine Wirkung haben? Fast fange ich an zu zweifeln. Über die Erscheinung der Broschüre war man hier ungeheuer aufgebracht, obschon man noch keinen klaren Begriff hat, wie? Jetzt ist in Mannheim die Untersuchung, der dortige Buchhändler hat natürlich desavouiert und nun kommt sie hierher. Mein Bruder Georg ist Kommissionär von Hoff! Um mich für jetzt aus dem Spiele zu lassen, da ich noch nötig bin, so hat mein Bruder

---

[1]) Max Duncker, der bekannte Historiker, war damals noch Privatdozent in Halle.

[2]) August Friedrich Pott (1802—1887) war damals schon ordentlicher Professor der allgemeinen Sprachwissenschaft in Halle.

[3]) Peter Krukenberg (1787—1865) ordentlicher Professor der Pathologie und Therapie in Halle.

Digitized by Google

einen Brief von Ihnen erhalten, worin Sie ihm auftragen, die Broschüre im Auslande für Ihre Rechnung als Manuskript und nur für Preußen drucken zu lassen, da Sie befürchten, daß selbst im konstitutionellen Sachsen die Druckerlaubnis nicht gegeben wird. Sie verlangen für sich vierzig Exemplare und ein Exemplar auf Velinpapier für den König. Darauf stehen nur sechs Wochen Gefängnis. Uns — mich und meinen Bruder kennen Sie durch unsere Verwandten in Königsberg ... Ach, mein edler Freund, lesen Sie zwischen den Zeilen, mir fehlt die Zeit, ich weiß nicht, was ich beginnen soll! Dazu ein schweres Geschäft und zehn Kinder, aber sehr glücklich verheiratet, und obschon der freie Mann mitunter geächtet ist, so genieße ich die Achtung meiner Mitbürger, weil ich nichts will. Aber wirken will ich und treu bleiben meinem Vaterlande, solange ich atme! Die Zeit kann nicht fern sein, wo unsere Bestrebungen anerkannt werden. Mir blutet oft mein Herz, wenn ich so sehe, wie mit allem Hohn und Spott getrieben und die Heuchler — sie sind hier wie dort, und unser ganzes Unglück ist, daß wir überrecht von Preußen und Österreich geknechtet werden.

(Schluß folgt)

Anpassung des Menschen an die Atmosphäre, insbesondere in großen Höhen und in beträchtlicher Tiefe[1])

Von

Prof. Dr. Ch. Bäumler, Wirkl. Geh. Rat

Jedes Lebewesen von der einfachsten Zelle des Pflanzen- und Tierreiches bis hinauf zum Menschen muß für sein Entstehen und für sein ganzes Leben den Einflüssen, mit denen es in Berührung steht oder in Berührung kommt, möglichst angepaßt sein. Überschreitet einer oder der andere dieser so mannigfaltigen und wechselvollen Einflüsse ein gewisses Maß, so stehen ihm innerhalb gewisser Grenzen auch noch weitere Anpassungsmöglichkeiten zu Gebote. Der Ausgleich vollzieht sich dann aber in den Grenzgebieten langsamer, unvollkommener oder gar nicht mehr. In den Grenzgebieten kann der Vorgang unter erkennbar werdenden, das betreffende Lebewesen in seiner Tätigkeit störenden, oft stürmischen Erscheinungen sich abspielen, die wir dann als Krankheit bezeichnen. Auch solche können noch überwunden werden und ein Ausgleich zustandekommen oder sie führen unmittelbar oder allmählich zur Vernichtung.

Was wir Menschen in den Kriegsjahren und seitdem erlebt haben, zeigt uns, daß der Mensch an nahezu unfaßbare äußere Einwirkungen sich anzupassen vermag, sie mit Erfolg für sich als einzelnen, wie für die Menschengruppe, welcher er angehört, zu überwinden, ja sie auszunutzen imstande ist. Hierbei kamen viel-

[1]) Nach einem in der Akademischen Gesellschaft in Freiburg i. Br. gehaltenen Vortrag.

Digitized by Google

fach die schon erwähnten Reserveeinrichtungen und Vorgänge in Betracht, die zur Erhaltung des Organismus oder für bestimmte Zwecke ausgenutzt werden können.

Die Anpassungsfähigkeit der Organismen, insbesondere auch des Menschen, umfaßt also ein ungemein weites Gebiet. Jeder einzelne Abschnitt desselben kann untersucht und bis zu einem gewissen Grade klargelegt werden. Hier soll aber nur ein engbegrenzter Abschnitt dieser Fragen besprochen werden: die Anpassung des Menschen und der höheren Tiere an erheblichere Unterschiede der Atmosphäre, über wie unter der Erdoberfläche, bezüglich des Luftdrucks und der mit demselben in Verbindung stehenden Zusammensetzung der Luft.

Betrachten wir zuerst die Beeinflussung unter sehr erhöhtem Druck der umgebenden Luft, wie in Bergwerken oder bei Unterwasserarbeiten bei Brückenbauten, Hebung von versunkenen Schiffen oder in Unterseebooten. Ein Mensch, der unter Wasser längere Zeit sich aufhalten, auch Arbeit verrichten muß, dabei aber einem höheren Luftdruck in einem geschlossenen Raum, dem Luft zu- und abgeführt werden kann, ausgesetzt wird, darf nur langsam unter denselben gebracht und nach längerem Verweilen nur sehr langsam wieder unter den Einfluß des an der Erdoberfläche herrschenden Luftdruckes gebracht werden. Man bezeichnet diesen Vorgang als Ein- und Ausschleusen. Geschieht letzteres zu rasch, so wird Luft, die unter dem höheren Druck in die Lungen und in das Blut aufgenommen worden war, bei raschem Nachlassen des Druckes aus dem Blute austreten, und Luftbläschen werden im Blutkreislauf fortgetrieben und da und dort die engsten Blutäderchen (Kapillaren) verstopfen können. Im Gehirn und Rückenmark können dadurch Ernährungsstörungen gefährlichster, zuweilen nicht mehr sich ausgleichender Art herbeigeführt werden. In gröberer Weise kann die Wirkung rasch sich vermindernden äußeren Druckes an Wassertieren, so an Fischen, die in großen Tiefen unter sehr hohem Druck leben, sichtbar werden, wenn sie aus der Meerestiefe herausgefischt, unter dem Einfluß der in ihrer Schwimmblase, im Magen und Darm noch unter höherem Druck befindlichen Luft die Eingeweide aus dem Munde hervortreten lassen.

In Bergwerken können Menschen und höhere Tiere, die zur Beförderung des Materials benützt werden, unter den nötigen Vorkehrungen (Zufuhr frischer Luft und Abkühlung) längere Zeit tätig sein. Die tiefsten Bergwerke befinden sich in den Vereinigten Staaten von Nordamerika. Die Tamaradaminen in Stoughton, Michigan, gehen bis in eine Tiefe von 1585 Meter. Die Temperatur des Gesteins nimmt auf 60 Meter um je 1 Grad zu. In den Comstockminen in Nevada, in denen die Felsen in der Tiefe 54,5 Grad Celsius Wärme zeigen, werden in Eisenröhren 28 Kubikmeter frische Luft in der Minute eingepumpt und dadurch die Lufttemperatur auf unter 49 Grad herabgesetzt. In einigen Bergwerken wurde bei einer Gesteinstemperatur von 70 Grad Celsius und einer Lufttemperatur von 57 Grad Celsius gearbeitet. Trotz kurzer, da und dort nur vierstündiger Arbeitszeit war große Sterblichkeit unter den Arbeitern. Als die Arbeit begünstigendes Moment wirkt in tiefen Bergwerken die große Trockenheit der Luft.

Digitized by Google

Im entgegengesetzten Fall, unter dem Einfluß des in der Höhe des Luftraumes, der die Erde umgibt, zunehmend sich vermindernden Luftdruckes, können Erscheinungen ungenügender Anpassung auftreten bei einer gewissen Höhe, zum Teil auch bei zu raschem Erreichen gewisser Höhen, wie bei Luftschiff- und Ballonaufstiegen. Hier kommen auch noch die in der Höhe niedriger werdende Luftwärme, bei Bergbesteigungen die körperliche Anstrengung und die seelische Beeinflussung in gefährlichen Lagen als den Allgemeinzustand des Betreffenden beeinflussende Einwirkungen in Betracht. Vor allem anderen ist es aber in der Höhe die mit der Druckverminderung einhergehende Verdünnung der Luft. Bei dieser ist es lediglich der zunehmende Sauerstoffmangel in derselben. Alle die Luft zusammensetzenden Moleküle, die des Sauerstoffs, der unter dem auf Meereshöhe auf 760 Millimeter Quecksilber anzunehmenden Druck 20,94 Volumenprozent, des Stickstoffs, der 79,03 Prozent, der Kohlensäure, die 0,03 Prozent ausmacht, treten weiter auseinander, stellen also in einem Raum von gleicher Größe unter niedrigerem Druck ein immer lockerer werdendes Gefüge dar. Unter einem Druck von 452 in 4000 Meter Höhe sind in demselben nur noch 12,6 Prozent Sauerstoff vorhanden. Von den übrigen Luftbestandteilen hat nur die Kohlensäure noch eine größere, später zu erwähnende Bedeutung für die Lebensvorgänge, Stickstoff ist dafür ohne Bedeutung. Wohl aber ist von gewissem Einfluß auf dieselben der Gehalt der Luft an Wasserdampf, der ein außerordentlich wechselnder, auf hohen Bergen wie auch in tiefen Bergwerken ein sehr niedriger sein kann.

Über die Beeinflussung der Lebensvorgänge in großer Höhe, also bei sehr abnehmendem Luftdruck und damit geringerem Sauerstoffgehalt der Luft, hat man zuerst genauere Erfahrungen gesammelt bei Ballonfahrten. Sehr genau beschreibt der Engländer Glaisher die bei ihm bei einem Aufstieg bis zu 9144 Meter aufgetretenen Erscheinungen: erst Beeinträchtigung und Verlust des Seh- und Hörvermögens, dann Bewußtlosigkeit. Als der Ballon sank, kehrte etwa 7 Minuten nach dem Eintritt der Bewußtlosigkeit das Hörvermögen, dann das Sehvermögen wieder, weiterhin dann rasche Erholung. Bei dem so unglücklichen Flug im Ballon „Zenith", den der überlebende Tissandier beschrieb, zeigte der eine der Begleiter Sivel schon in 7000 Meter Höhe Ermüdungsgefühl, schloß die Augen zuweilen und wurde blaß. Doch faßte er sich wieder zusammen. Auf 7500 Meter wurde man von einer Erstarrung mit allmählich zunehmender Schwäche des Körpers und Geistes befallen; als T. nach der Sauerstoffflasche greifen wollte, konnte er den Arm nicht heben, er wollte ausrufen: wir sind auf 8000 Meter, konnte aber die Zunge nicht bewegen, war aber noch ganz klar und konnte fortwährend den Barometer betrachten. Plötzlich mußte er die Augen schließen, war ganz kraftlos und verlor das Bewußtsein. Nach zwei Stunden konnte er die Augen wieder öffnen, war aber benommen und schwach, doch erholte er sich geistig wieder. Der Ballon sank sehr rasch, nachdem er die Höhe von 8600 Meter erreicht hatte. Sivel und Crocé Spinelli, seine beiden Gefährten, waren tot, Sivel mit ganz blauem Gesicht, aus dem

Digitized by Google

Munde drang bei beiden Blut. Daß Tissandier nach diesem Erlebnis sich in einem sehr aufgeregten Zustand befand, ist begreiflich.

Bei Ballonfahrten, insbesondere aber beim Luftschiffverkehr, die beide im Kriege in so weitgehender Weise zur Verwendung kamen, sind weit größere Höhen ohne Gefährdung des Lebens erreicht worden. Walter Schnell, dem wir sehr wertvolle Mitteilungen über seine während des Krieges an Luftschiffern gemachten Beobachtungen verdanken, bezeichnet 6000—7000 Meter als die normale Höhe für Fernaufklärung. Auch Luftkämpfe fanden in dieser Höhe statt. Das Auftreten von durch Sauerstoffmangel hervorgerufenen Beschwerden war individuell verschieden. Im allgemeinen sind bei 4500 Meter Höhe Störungen vorhanden, die sich dann schnell steigern können: Gefühl von Mattigkeit und Schwäche, Gleichgültigkeit, erschwertes Denken. Es kann die Entschlußfähigkeit fehlen, das absolut Notwendige zu tun, so den Sauerstoff zuführenden Schlauch zu benutzen. Nach der Landung völlige Amnesie, Schriftproben zitterig, Auslassen oder Verstellung von Silben. In noch größeren Höhen Ohnmacht, eventuell Tod. Zur Sauerstoffatmung war von dem obersten Leiter der Luftstreitkräfte Oberarzt Koschel als einfachster, sicherer Behelf eine doppelwandige Flasche mit flüssiger Luft eingeführt worden, Schlauch und Mundstück stets offen. Die Verdampfung der flüssigen Luft ist bei Atmosphärendruck gleich 0, so daß auf 5000 Meter Höhe bereits mehrere Personen aus einem Geräte hinreichend mit Sauerstoff versorgt werden können.

Die Atmung wird schon beim Aufstieg durch die seelische Erregung beeinflußt, bei sehr raschem Aufstieg dadurch, daß durch die Luftdruckabnahme die im Magen und Darm enthaltenen Gase sich ausdehnen und das Zwerchfell empordrängen, wodurch die Aufnahme der Luft in die Lungen erschwert wird. Die Zahl der Atmungen und des Pulses wird weiterhin beschleunigt, was auch nach der Landung noch eine Zeitlang fortdauert. Der geübte Flieger hat es gelernt, regelmäßig und tief zu atmen und alle unnötige Muskelbewegung auszuschalten.

Als mit der raschen Verbesserung der Verkehrsmittel, insbesondere durch die Eisenbahnen, das Reisen mehr und mehr erleichtert, auch von den Städtebewohnern des Tieflandes Gebirgsgegenden immer häufiger besucht, um die Mitte des vorigen Jahrhunderts Gebirgsorte in deutschen Gebirgen und in der Schweiz von Kranken in zunehmender Menge, selbst mit Winteraufenthalt, mit großem Erfolg benutzt wurden, als durch Gründung von Alpenvereinen in der Schweiz, in England, in Italien, in Deutschland durch die des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins Wandern in den Alpen, nicht bloß Europas, sondern überall, wo sich solche fanden, außerordentlich zunahmen, machte sich auch mehr und mehr das Bedürfnis geltend, die Beeinflussung der Menschen durch derartige Veränderung ihrer Umgebung wissenschaftlich zu erforschen. Was die Beeinflussung durch den Luftdruck betrifft, so waren schon durch Paul Bert (1878), dann durch Vivenot, G. von Liebig u. a. in sogenannten „pneumatischen Kammern" Untersuchungen über die Wirkungen erhöhten und ver-

Digitized by Google

minderten Luftdruckes verschiedenen Grades gemacht worden. Später haben dann Angelo Mosso, N. Zuntz und seine Schüler Fragen, die sich bei Beobachtungen auf hohen Bergen ergeben hatten, durch Versuche in der pneumatischen Kammer weiter verfolgt. N. Zuntz hat, nachdem er bereits mit Schumburg im Jahre 1895 Versuche an ruhenden und mit Gepäck beladenen Soldaten über den Einfluß anstrengender Muskeltätigkeit auf verschiedene körperliche Funktionen angestellt hatte, im Jahre 1901 durch großangelegte, den Körperzustand in allen wesentlichen Teilen berücksichtigende Untersuchungen auf verschiedenen Höhenlagen in der Schweiz bis auf eine Höhe von 4560 Meter auf der Margheritahütte und dem Monte Rosa die Wirkungen des Hochgebirgsklimas in Ruhe und bei Bewegung festgestellt. Nach den vorausgegangenen Werken von A. Mosso ist dieses von N. Zuntz, seinem Sohne Leo Zuntz und mehreren seiner Schüler unter dem Titel „Höhenklima und Bergwanderungen in ihrem Einfluß auf den Menschen" im Jahre 1906 als ein gewisser Abschluß unserer Kenntnisse über diese wichtigen Fragen zu betrachten.

Daß Menschen und lungenatmende Tiere in sehr hochgelegenen Gegenden, also unter einem ständig sehr niedrigen Luftdruck und demgemäß geringem Sauerstoffgehalt der Luft sich ansiedeln und dauernd leben können, ist ja längst bekannt. Schon A. v. Humboldt hat in einer Höhe von über 3900 Meter die Reste eines Inkapalastes in Peru gefunden. In Europa finden sich dauernde Ansiedlungen in der Schweiz in Höhen von über 1900 Meter (Aversgresta 1963 Meter, Chandolin 1936 Meter), in Amerika die Stadt Potosi in Bolivien (3960 Meter), wegen reicher Silberminen im Jahre 1547 gegründet, hatte schon 1611 160000 Einwohner. In Asien befinden sich auf den Paßhöhen des Himalaja, die nach Nepal und Tibet hinüberführen, Klöster, in denen zum Teil in höhlenartigen Wohnräumen Mönche und Nonnen sich dauernd aufhalten auf einer Höhe von 4600—4900 Meter. Die auf solchen Höhen zur Welt Kommenden und Aufwachsenden, die also ständig unter dem Einfluß solchen Hochgebirgsklimas sich befinden, müssen selbstverständlich in ihrem ganzen Organismus, vor allem in ihren Atmungs- und Kreislauforganen, in Muskulatur und Knochenbau vollkommen angepaßt sein.

Wie bei den Luftfahrten hat sich aber auch in solchen sehr hoch gelegenen Gegenden gezeigt, daß Nichtangepaßte schon weit unterhalb solcher dauernd bewohnter Gebiete an einer gewissen Höhengrenze Beschwerden und krankhafte Erscheinungen bekommen, die sie veranlassen, weiteres Emporsteigen aufzugeben, wie die A. v. Humboldt beim Versuch, den Chimborasso zu besteigen, begleitenden Indianer oder wie Kulis im Himalaja.

In den Anden von Südamerika werden vom Boden ausgehende Einwirkungen, im Himalaja die Düfte gewisser Blüten als Ursache solcher Erscheinungen beschuldigt. Aber schon 1530 hat ein spanischer Jesuit Acosta, der selbst beim Überschreiten der peruanischen Anden in dieser Art erkrankte, in ganz richtiger Weise die Luftverdünnung in der Höhe als Ursache in einem über seine Reise geschriebenen Buche angenommen und die Erscheinungen

Digitized by Google

als „Bergkrankheit“ bezeichnet, eine Bezeichnung, die auch heute noch beibehalten ist.

Die Erscheinungen derselben werden im wesentlichen durch Kreislaufstörungen hervorgerufen, die sich in allgemeinem Schwächegefühl, Muskelschwäche, Blässe oder in größeren Höhen bläulicher Färbung des Gesichts und der Hände, Überfüllung der Hautvenen und der feinsten Blutgefäße in den Lippen, den Ohren, der Bindehaut der Augen, wobei es durch Platzen der Blutgefäße zu Blutungen kommen kann, äußern. Die Störung der Gehirntätigkeit durch den veränderten Blutumlauf äußert sich außer dem Schwächegefühl durch psychische Reizbarkeit, Schwindel, Schläfrigkeit, Kopfschmerzen, Erbrechen, gesteigerte Bewegungen des Darmes. Muskelbewegung, selbst auf ebenem Boden, geschweige denn beim Ansteigen, ruft vermehrtes und tieferes Atmen, Vermehrung der Herztätigkeit hervor. Diese Erscheinungen wurden von den Professoren Kronecker und Sahli genauer beobachtet, als sie, um ein Urteil, ob ohne Gefahr für die dieselbe Benützenden die Ausführung der Jungfraubahn rätlich wäre, zu gewinnen, mit fünf anderen Personen, darunter einem zehnjährigen Knaben, sich von der Theodulhütte (3050 Meter) auf Tragsesseln bis zum Plateau des Breithorn (3750 Meter) hatten tragen lassen. Bis zur Theodulhütte waren sie geritten. Trotz milder Luft zeigten sich bläuliche Farbe der Gesichter, gesteigerte Pulsfrequenz mit geringerer Spannung der Armschlagadern, bei Bewegungen Herzklopfen und Atemnot.

Nach eigenen Erfahrungen kann ich sagen, daß die ersten Anzeigen von Bergkrankheit in Höhen von 3500 Meter nur bei steilem Anstieg in Form von rasch auftretender, aber durch ganz kurzes Ausruhen oder Stehenbleiben wieder verschwindender Erschöpfung und großer Atemnot auftreten. Trotz vermehrter Durchblutung der Muskeln durch die gesteigerte Herztätigkeit werden die bei ihrer Tätigkeit gebildeten Ermüdungsstoffe (Milchsäure u. a) offenbar nicht rasch genug aus ihnen abgeführt. Darmerscheinungen und Übelkeit, die auch schon bei an sich nicht anstrengenden, aber lange fortgesetzten Wanderungen auftreten können, beruhen auf einer Erschlaffung des großen Blutgefäßgebietes, das in den Baucheingeweiden vom Nervus splanchnicus beherrscht ist. Dieses Gefäßgebiet, das einen großen Teil des Gesamtblutes aufzunehmen vermag, bewirkt, wenn es überfüllt wird, wie unter anderem auch bei manchen Infektionskrankheiten, eine solche Blutverschiebung, daß in den äußeren Körperteilen, insbesondere auch im Kopf, die Blutzufuhr eine verminderte wird, so daß Schwächegefühl, ja bei plötzlicher derartiger Blutverteilung Ohnmacht auftreten kann. Irrtümlicherweise wird in derartigen Fällen Herzschwäche als Ursache der Erscheinungen angenommen, während es sich tatsächlich doch nur um eine, vielleicht unter geeignetem Verhalten rasch wieder vorübergehende ungewöhnliche Verteilung des Blutes im Körper handelt.

Manche Erscheinungen der Bergkrankheit haben so Ähnlichkeit mit denen, die bei Blutarmut durch Blutungen oder krankhafte Veränderungen des Blutes (Verminderung der Zahl der roten Blutkörperchen oder verminderter

Digitized by Google

Gehalt derselben an rotem Blutfarbstoff, wie bei der sogenannten Bleichsucht, zu beobachten sind.

Nachdem durch Priestleys und Lavoisiers Entdeckung des Sauerstoffs nicht mehr die von Acosta angenommene Luftverdünnung, sondern die des in ihr enthaltenen Sauerstoffs bei der Entstehung der Bergkrankheit als das Wesentliche anzusehen ist, darf doch nicht unerwähnt bleiben, daß A. Mosso auf Grund von Beobachtungen und Versuchen der fehlenden oder allzusehr verminderten Kohlensäuremenge im Blute den Hauptanteil zumißt. Er hat deshalb für den Zustand der Bergkrankheit die Bezeichnung „Akapnie" geprägt. N. Zuntz hat jedoch durch sorgfältige kritische und auf Beobachtungen sich stützende Erwägungen Mossos Erklärung widerlegt und die durch Sauerstoffmangel unterstützt. Daß ein gewisser Kohlensäuregehalt des Blutes und dessen Spannung in der Luft der Lungenbläschen, wo sie mit dem arteriell gewordenen Blut in unmittelbarer Berührung steht, für die normale Atmung von großer Wichtigkeit ist, wird später noch berührt werden.

Die Höhen, d. h. also der Grad der Luftverdünnung und des damit verbundenen Sauerstoffmangels, in welchen Bergkrankheit auftritt, sind, wie schon erwähnt, nicht bloß in verschiedenen Ländern und Gebirgen, wobei ja auch die sonstigen Begleitumstände von Einfluß sein können, sondern auch individuell, also bei verschiedenen Menschen je nach ihrer Körperbeschaffenheit, ihrem Geübtsein in Wanderungen und Bergbesteigungen, ihrer Abhärtung gegenüber Witterungseinflüssen verschieden. Im allgemeinen kann man sagen, daß bei der großen Mehrzahl gesunder und kräftiger und namentlich geübter Menschen bei 4000—5000 Meter Höhe Beschwerden, die zur Bergkrankheit gehören, auftreten, bei einzelnen schon bei 3000 Meter, während z. B. die Gebrüder Schlagintwirt erst in einer Höhe von 6729 Meter im Himalaja von außerordentlich großer Müdigkeit befallen wurden. An der Muskeltätigkeit machte sich überhaupt in der Mehrzahl der Beobachtungen zuerst die Wirkung des Sauerstoffmangels bemerkbar. Doch gibt es auch Personen, wie z. B. der geübte Schweizer Bergführer Zurbriggen, der, als er 1897 mit dem Engländer Fitz-Gerald den Vulkan Aconcagua in Chile bestieg, den Gipfel mit 6970 Meter erreichte, während Fitz-Gerald einige hundert Meter weiter unten zurückbleiben mußte. Die größte Höhe, welche bei Luftfahrten, allerdings mit O-Atmung, erreicht wurde, waren 10800 Meter im Ballon „Preußen", in welchem 1901 Berson und Süring aufstiegen. Schon bei 8000 Meter machte sich bei Süring Schlafsucht bemerkbar, bei 10500 Meter waren erst Süring, dann Berson in tiefe Ohnmacht verfallen. Als der Ballon sank, erwachten beide wieder in einer Höhe von 5000 bis 6000 Meter.

Bei der ausschlaggebenden Wichtigkeit, welche dem Blute als dem Träger des Sauerstoffs zu den Körperorganen und ihren Tätigkeiten zukommt, ist es notwendig, die Beeinflussung des Blutes durch das Höhenklima einer besonderen Betrachtung zu unterwerfen. Durch Paul Berts Untersuchungen über den Sauerstoffgehalt von Tieren, die im Hochland lebten, im Vergleich zu

Digitized by Google

solchen aus dem Tiefland angeregt, hat als erster Viault bei einem Aufenthalt auf den Höhen von Peru und Bolivien mikroskopische Untersuchungen des Blutes durch Zählung der roten Blutkörperchen vorgenommen. Er fand in der Höhe von über 4000 Meter deren Zahl sehr vermehrt, auf 7,5—8 Millionen im Kubikmillimeter, gegen 5 Millionen an der Meeresküste. Alsbald machte man sich auch in Europa daran, diese so auffallende Tatsache festzustellen. Das gleiche Ergebnis hatten die an verschiedenen Orten vorgenommenen Untersuchungen, vor allem auch an den von Lungenkranken zu längerem Aufenthalt besuchten Kurorten Davos und Arosa. Diese an Menschen und an Tieren als eine ebenso merkwürdige wie wichtige Anpassungserscheinung aufzufassende Beobachtung mußte aber in bezug auf die Richtigkeit ihrer Deutung sorgfältig geprüft werden. Konnte es sich doch dabei möglicherweise auch lediglich um eine durch die äußeren Umstände, das Klima, bedingte andere Verteilung des Blutes mit Erweiterung und stärkerer Füllung der in den Außenteilen des Körpers befindlichen Blutgefäße, aus denen Blut für die Untersuchung entnommen wird, handeln. Es konnte aber festgestellt werden, daß es sich tatsächlich um eine Vermehrung der roten Blutkörperchen und des Blutfarbstoffes durch Anregung der Blutbildung im Knochenmark handelt. Die von N. Zuntz und seinen Mitarbeitern an Hunden, von Jaquet an Kaninchen angestellten Beobachtungen, wobei im Blute auch junge Formen von Blutkörperchen gefunden wurden, haben dies unwiderleglich bewiesen, und daß es sich dabei nicht um eine Wirkung des niedrigeren Luftdruckes an sich, sondern um die Sauerstoffarmut der Luft handelt, hat Sellier an Wachteln nachgewiesen, die er in Käfigen mit künstlich sauerstoffarm gemachter, aber unter normalem Druck befindlicher Luft hielt.

Die Menge des dem Menschen bis zu einer gewissen Höhe zur Verfügung stehenden Sauerstoffs ist übrigens eine so große, daß A. Mosso selbst in einer Höhe von 3000 Meter von „Luxusatmung" sprechen konnte. Da ist es nun wichtig festzustellen, wieviel Sauerstoff in der Luft auf verschiedenen Höhen enthalten ist, und wieviel ein erwachsener Mensch von demselben mit jedem Atemzug in der Ruhe, bei mäßiger Körperbewegung und bei körperlicher Anstrengung, also z. B. beim Bergsteigen, braucht. Über diese Fragen hat N. Zuntz schon durch seine Versuche mit Schumburg an Soldaten, dann aber mit seinen Begleitern auf dem Hochgebirge volle Aufklärung verschafft.

Der O-Gehalt der Luft, der in 100 Raumteilen derselben in jeder daraufhin untersuchten Höhe der gleiche ist und auf Meereshöhe bei 760 mm Hg Luftdruck 20,94 Raumteile einnimmt, übt als solcher auf seine Umgebung, also auch eingeatmet, auf das Innere der Lunge einen Teildruck von 159,1 mm Hg aus. Dieses ist für die Diffusionsvorgänge in den Lungen vor allem von Bedeutung. Er wird in 500 Meter Höhe mit einem Luftdruck von 716 mm Hg 149,8 mm Hg, auf 1000 Meter Höhe mit 675 Luftdruck einen solchen von 141,3 mm Hg, auf 3000 Meter mit 525 Luftdruck 109,9 mm Hg, auf 5000 Meter mit 404 mm Luftdruck 84,3 mm Hg betragen.

Digitized by Google

Der O-Verbrauch eines Menschen wird in verschiedenen Höhen schon in vollkommener Ruhe ein verschiedener sein, mit Höhenzunahme wird er schon durch die für genügende Aufnahme des O notwendige Vermehrung der Atmung und Herzbewegung gleichfalls zunehmen. Doch hängt dies auch von so vielen anderen Umständen, vor allem von der Ernährungsweise u. a. ab, daß von einem gleichmäßigen Verhalten keine Rede sein kann. So zeigt schon eine von Zuntz mitgeteilte Zusammenstellung des O-Verbrauchs von 6 Personen in Berlin auf 40 Meter Höhe und in Brienz in der Schweiz auf 530 Meter auf die Mittelmaße berechnet in Berlin 240,9 ccm O in einer Minute, pro Kilo 3,63, in Brienz 227,5 O, pro Kilo 3,58 ccm O-Verbrauch, im Mittel also eine Abnahme von 5,6 Prozent.

Die auffallende Abnahme des O-Verbrauchs in Brienz im Vergleich zu Berlin, trotzdem der Luftdruckunterschied 490 mm Hg betrug, erklärt sich durch den in der Höhenlage geringeren O-Gehalt der Luft, dessen Unterschied nicht so groß war, daß dadurch vermehrtes Atmen bedingt worden wäre. Ferner kommt bei derartigen Unterschieden auch die mehr oder weniger rasch erfolgende Anpassung an die neuen Verhältnisse in Betracht.

Der O-Verbrauch bei Arbeit ergab bei vier Teilnehmern für Berlin als Mittel 1,52, zwischen 2809 und 3000 Meter Höhe 1,85 mm, zwischen 3000 und 3800 Meter 2,033 ccm, also eine Zunahme von 51 Prozent. Wie erwähnt spielt schon innerhalb weniger Tage die Gewöhnung, also die Anpassung eine wichtige Rolle, um so mehr noch ein längerer Aufenthalt unter neuen Verhältnissen. So hat Dr. C. Diener[1]) auf seiner 1892 gemachten Reise in das Zentralgebiet des Himalaja nicht weniger als achtzehnmal in Höhen von mehr als Montblanchöhe (4810 Meter) kampieren können.

Selbstverständlich spielt beim O-Verbrauch und davon abhängig auch die Kohlensäure-(CO_2-)Ausscheidung, die durch die Lungen erfolgt, eine Hauptrolle neben der Art der Ernährung. Bei angestrengter Muskeltätigkeit, wie sie im Hochgebirge, namentlich bei Bergbesteigungen zu leisten sind, wird die CO_2-Ausscheidung sehr zunehmen, werden dabei doch vorwiegend Kohlenhydrate verbrannt, und zwar rascher als andere Nahrungsmittel im übrigen Stoffwechsel. Auch hierbei spielt die Körperbeschaffenheit der Versuchspersonen und auch deren Geübtsein in körperlichen Anstrengungen, das sogenannte Training, eine große Rolle. Das Verhältnis zwischen O-Verbrauch und CO_2-Ausscheidung drückt sich aus durch den sogenannten „respiratorischen Quotienten" (RQ) $\frac{CO_2}{O}$.

Bei einem unter Zuntz' Leitung durchgeführten Versuch von Dr. Bürgi ergab sich in Berlin (auf 760 mm Luftdruck und 0 Grad Wärme reduziert), daß bei absoluter Bettruhe pro Kilo und 1 Minute auf 330 ccm O-Verbrauch 278 ccm CO_2-Ausscheidung kommen mit einem RQ von 0,84. Bei einem Körpergewicht von 99,7 Kilo sind das 3,31 ccm O und 2,79 ccm CO_2. Nur bei ausschließlicher

[1]) Zeitschrift des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins 1895, Bd. XXVI, S. 301.

Digitized by Google

Kohlenhydratnahrung würde der RQ = 1 sein, bei gemischter Nahrung bleibt er unter 1. Aus ihm läßt sich also auf die vorwiegend für die Ernährung verwendeten Stoffe schließen.

Wo findet im Körper der Gaswechsel statt?

Der Ort, an welchem beim Menschen und den mit Lungen atmenden Tieren der Austausch zwischen dem Sauerstoff und der Kohlensäure mit dem Blute erfolgt, sind die Luftbläschen der Lungen. Diese stellen wie die Beeren einer Weintraube zusammengefügte Ausbuchtungen der feinsten Verzweigungen der sich baumzweigartig teilenden Luftröhre dar. Die Zahl dieser Luftbläschen wird von Aeby auf 400 Millionen geschätzt. Denkt man sich dieselben in eine Fläche ausgebreitet, so würde diese beim Mann rund 130, beim Weibe 103 Quadratmeter betragen. Auf diesem großen Flächengebiet ist das dichte Netz der feinen Blutgefäße gleichmäßig ausgebreitet in der zarten, aber sehr elastischen Wand der Bläschen. Dieses Blutgefäßnetz ist gegen den Bläschenraum nicht mit einer gleichmäßigen Zellschicht bedeckt, nur in den Maschen des Gefäßnetzes liegen kernhaltige Zellen, und die Gefäßschlingen sind ganz frei der Luft, die sich in den Bläschen befindet, ausgesetzt. So kann der in der Einatmungsluft enthaltene Sauerstoff ganz dicht mit den in den Bluthaargefäßen kreisenden roten Blutkörperchen in Berührung kommen und sich mit dem in ihnen enthaltenen roten Farbstoff, dem Hämoglobin, verbinden. Diese Verbindung ist jedoch keine solche, bei welcher der O in das Molekül des Hämoglobins fest eingefügt wird, sondern eine sehr lockere, so daß der O in den Organen leicht an deren Zellbestandteile abgegeben werden kann. Schon unter dem gewöhnlichen Luftdruck erreicht die Aufnahme des O in das Hb nahezu sein Maximum. Bei niedrigem Luftdruck geht die Aufnahme sehr zurück. Der Austausch zwischen dem mit der Atmung den Lungenbläschen zugeführten O und dem Blute und der Hinzutritt der in dem letzteren enthaltenen Kohlensäure (CO_2) zu dem Reste, der davon nach der Ausatmung noch in den Lungenbläschen sich befindet, ist ein beständiger, denn zu keiner Zeit sind die Lungenbläschen und die zuführenden Luftwege ganz luftleer, selbst nicht nach der angestrengtesten Ausatmung. Die O-Aufnahme in das Blut und seine Bindung an das Hb einerseits, und die Abgabe des im Blute den Lungen zugeführten CO_2 in die Lungenbläschenluft andererseits sind selbstverständlich abhängig von den Druckunterschieden zwischen diesen Gasen in den Blutgefäßen und in den Lungenbläschen. Der Teildruck, mit welchem der O auf die Bläschenwände und die in denselben verlaufenden Blutgefäße auf Meereshöhe bei 760 mm Hg-Druck wirkt, beträgt mit Abzug des in der Bläschenluft enthaltenen Wasserdampfes 150 mm Hg, der der CO_2 38 mm. In der Höhe, also bei niederem Barometerdruck, ist auch der Teildruck dieser Gase ein entsprechend geringerer. Die Kohlensäure, die ja als eine der Schlacken des Körpers zum größten Teil aus dem Körper ausgeschieden wird, hat aber, ganz abgesehen davon, für den Atmungsvorgang, und zwar für die durch das Nervensystem vermittelte Regulierung desselben eine sehr große

Digitized by Google

Bedeutung. Eine gewisse Menge derselben im Blute ist absolut notwendig, um das Atemzentrum im verlängerten Mark anzuregen, damit von ihm die Einatmungsmuskeln in Tätigkeit gesetzt werden. Steigerung des CO_2-Druckes ruft vermehrtes Atmen, Abnahme Verminderung desselben hervor. Auch hierin zeigt sich, wie fein die Anpassung bestimmter Tätigkeiten des Organismus geregelt ist. L. Scott Haldane in Oxford konnte sogar nachweisen, daß zur Regelung bei O-Mangel von den vorhin erwähnten Zellen, die in der Innenwand der Lungenbläschen sich finden, O abgesondert wird, um dem Hb, und damit dem O-Bedarf des Nervensystems Genüge zu leisten.

Es wurde bereits erwähnt, daß zu keiner Zeit die Lungen ganz luftleer sind. Da in der Ruhe mit jeder Einatmung nur $^1/_2$ Liter Luft den Lungen zugeführt wird, und ebensoviel bei der Ausatmung sie wieder verläßt, bleiben in der kurzen dazwischenliegenden Pause noch über 3 Liter in ihnen zurück, bei angestrengter Ausatmung noch etwa $1^1/_2$ Liter. Auch in der Atmungspause findet also der Gaswechsel zwischen Blut und Lungenluft statt. Auf ihn wirkt selbstverständlich auch der mit den Atmungen in Verbindung stehende Wechsel des Umfanges der einzelnen Lungenbläschen, die damit in Verbindung stehende Spannung ihrer Wandungen mit dem zarten Blutgefäßnetz. Durch die Bewegung der Luft in den dieselbe zu- und abführenden Wegen und in den Lungenbläschen selbst findet eine fortwährende Mischung der frisch eingeatmeten mit der noch in den Lungen vorhandenen statt. Die maßgebenden Bestandteile, der O und die CO_2, werden daher auch in den Lungenbläschen nur eine wenig wechselnde Spannung haben, was für den gleichmäßigen Austausch der innerhalb der Blutgefäße mit dem in den Lungenbläschen befindlichen Gase von Wichtigkeit ist. Außerordentlich groß werden aber natürlich die Unterschiede der Luftbewegung in den Lungen bis in die Bläschen hinein, wenn bei Körperbewegung verschiedener Art die Atmung beschleunigt und die Tiefe der Atmung verstärkt wird. Ein Mensch, der im Ruhezustand 5 Liter Luft in der Minute einatmet, bedarf nach Zuntz schon im Stehen 6,1, bei langsamem Gehen 10—12, bei strammem Marsche auf ebenem Wege 15, beim Bergaufstieg 20—50 Liter. Die Arbeit, die damit verrichtet wird, läßt sich in Kilogrammetern (Kgm), d. h. dem Kraftaufwand, der notwendig ist, um 1 Kilo 1 Meter hoch zu heben, ausdrücken, desgleichen auch in Wärmeeinheiten (W. E.), d. h. der Wärme, welche die Erhöhung um 1 Grad Celsius (also von 14,5 Grad auf 15,5 Grad) einer Wassermenge von 1 Kilogramm Wasser erfordert. Ein Kgm entspricht 0,427 W. E. Diese lassen sich aus dem Verbrauch der aufgenommenen Nahrung, ebenso auch aus der durch den Stoffwechsel geleisteten Arbeit und den bei demselben sich ergebenden Ausscheidungsprodukten berechnen.

Durch die Arbeiten von A. Mosso und die alle in Frage kommenden Verhältnisse umfassenden Untersuchungen von N. Zuntz und seinen Mitarbeitern haben wir ein so vollkommenes Bild der Anpassung des Menschen an das Klima im Hochgebirge im weitesten Sinne gewonnen, daß wohl nur Bestätigung durch erneute Versuche und einzelne Ergänzungen in Betracht kommen

Digitized by Google

können. Solche werden geliefert werden durch die mit allen modernen Untersuchungsmitteln ausgerüstete, durch die Geographische Gesellschaft in London veranstaltete Expedition in das Zentralhimalajagebirge zum Versuche, den höchsten Berg der Erde, den Mount Everest zu besteigen. Dieser auf dem Längengrad 87 E. und dem Breitegrad 28 N. gelegene Berg erhielt diesen Namen zu Ehren des Sir George Everest, der 1841 diese Himalajagegend trigonometrisch vermessen hatte. Der Berg hatte angeblich vorher den Namen Gaurisankar gehabt, es wurde jedoch erst vor kurzem nachgewiesen, daß es sich um zwei verschiedene Berge handelt und daß Mount Everest der höhere ist.

Mit der raschen Entwicklung des Alpinismus sind nach den Ersteigungen der höchsten Gipfel der Schweizer und Tiroler Alpen, denen schon von Leonardo da Vinci zu Beginn des 16. Jahrhunderts im Südgebiete der Berninagruppe gemachte Besteigungen und später die berühmt gewordene des Mont Blanc durch Saussure im Jahre 1787 vorausgegangen waren, durch Schweizer, Engländer, Deutsche, Italiener, Franzosen und Amerikaner auch die der Anden, des Kaukasus, der Alpen Neuseelands und Alaskas im Nordwesten Amerikas zum Teil mit Schweizer oder Tiroler Führern bezwungen worden. Auch das Himalajagebirge hat schon vor der Mitte des vorigen Jahrhunderts viele angelockt und mehrere seiner höchsten Gipfel, wie der Dhaualagiri, der Kinchinjunga, der Kabru sind bereits erstiegen worden. Unter Beihilfe der englischen Regierung haben die Gebrüder Schlagintweit in den Jahren 1855 und 1856 den westlichen Teil des Zentralhimalaja erforscht, vom Norden her war später Sven Hedin gegen den Himalaja in mehrjährigen, sehr erfolgreichen geographischen Erforschungsreisen (1896—1906) vorgedrungen, 1904 hat, um Rußlands beginnendem Einfluß auf Tibet Halt zu gebieten, die anglo-indische Regierung eine militärische Expedition unter Sir F. E. Younghusbend und General Macdonald abgesandt, welche die Himalajapässe überschritten und die bis dahin verbotene Stadt Lhasa am 3. August 1905 eingenommen hat.

Die Mount Everest-Expedition hat, am 18. Mai 1921 von dem aus Kalkutta mit einer Bergeisenbahn erreichbaren Darjeeling ausgehend, am 19. Juni Dingri-Dschong erreicht und hier ihr Hauptquartier aufgeschlagen. Zwei der Teilnehmer, M. Bullock und Mr. Mallori, machten sich mit 18 Kulis und 4 als Tragtiere benutzten Yaks auf den Weg, um den geeignetsten Zugang zum Mount Everest ausfindig zu machen, zunächst durch das Rongbucktal auf den 20 Kilometer langen Khombuckgletscher, der zum Fuß des Mount Everest führt. Bei einer Brücke über den Rongbuckbach geht ein Pfad ab zu dem 5030 Meter hoch gelegenen Rongbuckkloster, das aus Berghöhlenzellen besteht, in welchem 3—400 Mönche und Nonnen wohnen. Von diesen wird der Mount Everst Komo Lumna („Mutter Gottes") genannt. Etwa 12 Kilometer höher oben, in 5450 Meter Höhe, errichteten sie ein Lager. Die Felswände des Mount Everest fallen etwa 2000 Meter zum Gletscher ab, ihre Umgehung erschien möglich. Nach Norden und Nordwesten befinden sich jedoch 7500 bis 7800 Meter hohe Felsrücken. Von ihrem Lager aus erreichten die beiden Genannten

Digitized by Google

einen 6900 Meter hohen Felsrücken gerade oberhalb des Lagers in sechseinhalb Stunden. Die Kulis konnten wegen Atemnot, also beginnender Bergkrankheit, sie nicht begleiten. Am 7. Juli mußte diese Erkundigungsgruppe wegen Eintritts des Monsuns mit Regengüssen das Lager verlassen und zum Hauptlager zurückkehren. In der Zwischenzeit hatten andere Mitglieder der Expedition die Umgebung photographiert und eine Anzahl höherer Gipfel kartiert.

Als Geologe begleitete Mr. Heron den Obersten Bury auf den 5800 Meter hohen, von Nepal nach Tibet führenden Paß, von dem aus sie über einen anderen von 5151 Meter Höhe in das Rhongefital hinabstiegen, in welchem sie blühende Rosen, rote und gelbe duftende Primeln, reifende Stachelbeeren und Spinat antrafen. Auch in diesem Tale leben Eremiten. Sie kehrten dann durch das Rhongbucktal nach dem Hauptquartier zurück. Es wurden geologische, botanische und zoologische Sammlungen angelegt. Schon sind auch ausführliche Berichte der Expeditionsleiter an die Geographische Gesellschaft in London erstattet worden und in englischen und amerikanischen Blättern Schilderungen und Abbildungen der photographischen Aufnahmen erschienen. Auch in Schweizer und deutschen Zeitungen wurde mehr oder weniger ausführlich berichtet, so u. a. in der Alpinen-Zeitung der Münchener Neuesten Nachrichten vom 17./18. und 24./25. Dezember v. J.

Das erstrebte Ziel konnte also bei diesem ersten Versuch nicht erreicht werden. Angesichts der großen Schwierigkeiten, welche mit Unternehmungen im Himalaja verbunden sind, und wie sie von den verschiedensten Forschern geschildert wurden, ist das nicht zu verwundern. Sind doch die klimatischen und örtlichen Verhältnisse in dem asiatischen Hochgebirge, das als das „Dach der Erde" bezeichnet wird, ganz andere als in den Hochgebirgen Europas und Amerikas. In diesen Höhen haben die Stürme, die Regengüsse, die während des Monsuns wochenlang andauern, die in der Höhe sich ansammelnden Schneemassen und deren Abschmelzen, die Gletscherbewegung an den steilen Abhängen, die Sonnenhitze im Sommer eine noch ganz andere Wirkung auf die Felsmassen, die nach deren geologischer Beschaffenheit sich in massenhaftem Abbröckeln, in der Art der Moränenbildung und der Bildung tiefer Schluchten durch die aus den Höhen herabstürzenden Wassermassen zu erkennen geben, als man dies in anderen Gebirgen zu sehen bekommt.

Nach den bei dieser ersten Expedition gemachten Erfahrungen hat man also den Entschluß gefaßt, in diesem Jahr das Unternehmen fortzuführen. Schon jetzt, im April d. J., ist die neue Expedition unterwegs, um unter Führung des Generals Bruce, der an Stelle des vorjährigen Leiters, Oberst Howard Bury getreten ist, von der Südseite her die Ersteigung des Mount Everest zu versuchen. In der Zeitschrift des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins (Bd. XXII, 1891) findet sich eine photographische Aufnahme des Gebirgszuges, auf welchem der Mount Everest sich erhebt, von Dr. K. Böhm, in dessen Schilderung seiner „Himalajawanderungen". Jeder Naturfreund, insbesondere aber

Digitized by Google

jeder einigermaßen von den Eindrücken der Hochgebirgsnatur Begeisterte wird mit dem größten Interesse dieses Unternehmen begleiten und ihm besten Erfolg wünschen.

Nachtrag. (Ende Juli 1922.)

Leider ist auch diesem zweiten Versuch der Erfolg versagt geblieben. General Bruce berichtet aus Shekker Dzong an die „Times", daß am 27. Juni infolge eines plötzlich aufgetretenen furchtbaren Schneesturmes, wobei eine Anzahl Kulis, welche Sauerstoffbehälter nach dem obersten Lager bringen sollten, einer Lawine erlagen, ein weiterer Aufstieg unmöglich gemacht wurde und das ganze Unternehmen aufgegeben werden mußte.

Die von den Herren Mallory, Norton und Sommerwell höchste erreichte Höhe betrug 8321 Meter bei einem Barometerstand von 290 mm Hg, der Gipfel des Mount Everest ist zu 8882,25 Metern berechnet. Bis zu einer Höhe von 7488 Metern waren die Genannten ohne O-Gebrauch und ohne Erscheinungen von Bergkrankheit gekommen.

Mit den bei diesen beiden Expeditionen gewonnenen Erfahrungen wird, das darf bei der Unternehmungslust und Ausdauer englischer Alpinisten erwartet werden, zweifelsohne der Versuch in künftigen Jahren wiederholt und endlich das Ziel doch noch erreicht werden.

Alte und neue Sternwarten und deren Bedeutung für die Astronomie

Von

Dr. R. Prager

Bleibt es auch das letzte, vermutlich unerreichbare Ziel der Astronomie, eine deduktive Wissenschaft zu werden, aus möglichst einer Weltformel alles Geschehen im Kosmos ableiten zu können, so müssen wir uns gegenwärtig halten, daß bei der großen Entfernung, in der wir uns noch von diesem Ziele befinden, nur der gegenteilige Weg weiterführt. Die Astronomie ist, wie jede Naturwissenschaft, eine rein induktive Wissenschaft, die Irrwege nur dann vermeidet, wenn sie den gesicherten Boden der Erfahrung nicht verläßt. Ihre wichtigste Aufgabe ist es daher, Erfahrungen zu sammeln und diese Arbeit kann nur erzielt werden durch unmittelbare Befragung der Natur. Hier eröffnet sich aber eine Schwierigkeit, von der die verwandten Wissenschaften der Physik und Chemie verschont werden: Die Objekte der Forschung des Astronomen sind alle räumlich von uns so weit entfernt, daß wir niemals die Möglichkeit haben, sie in unser Laboratorium zu bringen, an ihnen willkürliche Veränderungen vorzunehmen, um den Einfluß äußerer Kräfte zu studieren. Der Astronom kann nicht, wie die übrigen Naturforscher, experimentieren; er kann nur beobachten. Daß diese

Digitized by Google

Beschränkung der Methodik im allgemeinen nicht auch eine Beschränkung des Wissens zur Folge hat, liegt an der ungeheuer großen Zahl der der Beobachtung zugänglichen Himmelskörper; und die Veränderungen, die der Physiker willkürlich, z. B. durch Temperaturerhöhung oder -erniedrigung herbeiführt, findet der Astronom in der Natur fertig vor, wenn er mehrere Sterne verschiedener Temperatur in den Kreis seiner Betrachtungen zieht. Die Häufung der Beobachtungen ist also ein unbedingtes Erfordernis für den Fortschritt der Himmelskunde. Sie setzt heute mehr noch als früher technische Einrichtungen voraus, die in der Zusammenfassung, wie eine große, modern eingerichtete Sternwarte sie bietet, erst ihre volle Wirkung erzielen können. Denn die Problemstellung hat sich im Laufe der Zeiten so geändert, daß früher mehr die Einzelzüge des astronomischen Weltbildes erforscht werden sollten, während heute das Streben dahin geht, ein Gesamtbild vom Bau des Universums zu erhalten.

Ihren Ausgang nahm die beobachtende Astronomie von dem Bedürfnis des praktischen Lebens nach einer geregelten Zeiteinteilung. Die tägliche Bewegung der Gestirne, der Mondlauf und die veränderte Stellung der Sonne im Laufe des Jahres boten sich ohne große Mühe dar. Aber schon die genauere Verfolgung dieser Phänomene zwang die Beobachter, sich eingehender mit dem Himmel zu beschäftigen. Meßinstrumente einfachster Art wurden zu Hilfe genommen, die auf einem freien Platz oder auf einem Dache aufgestellt wurden. Wo die ältesten eigens zu astronomischen Beobachtungen errichteten Baulichkeiten, also Sternwarten im engeren Sinne, gewesen sind, läßt sich heute nicht mit Sicherheit sagen, die meiste Wahrscheinlichkeit spricht dafür, daß die Chaldäer diesen Ruhm für sich in Anspruch nehmen können. Bei den Ägyptern und Griechen scheinen jedenfalls eigene Sternwartengebäude nicht bekannt gewesen zu sein. Erst im Mittelalter finden wir solche. Der Sohn des Khalifen Harun al Raschid, Al-Mamun, erbaute um 820 bei Bagdad eine vorzügliche Sternwarte, an der er selbst und die hervorragendsten arabischen Astronomen beobachteten. Etwas später entstanden im arabischen Kulturkreise die Observatorien von Damaskus und Kairo.

Ins Abendland drang die astronomische Wissenschaft und mit ihr der Bau von Sternwarten ebenfalls durch die Araber, als diese in Spanien Fuß faßten. Cordoba erhielt unter Hakem II. um 970 die erste Sternwarte. Aber Jahrhunderte vergingen, ehe auch in Deutschland das Studium der Astronomie soweit fortgeschritten war, daß selbständige Forschung einsetzen konnte. Das geschah 1471 zu Nürnberg, wo sich Johannes Müller aus Königsberg in Franken, genannt Regiomontanus, niederließ, um seine in Italien gesammelten Manuskripte klassischer astronomischer und mathematischer Werke zum Druck zu bringen. In dem reichen Patrizier Bernhard Walther fand er einen Gönner, der ihm in der Rosengasse eine Sternwarte erbaute und mit den besten und kostbarsten Instrumenten ausstattete, die Nürnberger Künstler schaffen konnten. Regiomontanus starb nach wenigen Jahren, und Walther arbeitete allein auf der Sternwarte, deren Inventar nach seinem Tode von den Erben verschleudert wurde.

Digitized by Google

Nur ein kleiner Teil der Instrumente wird noch in der Stadtbibliothek aufbewahrt.

Ein halbes Jahrhundert später entstand die zweite große deutsche Sternwarte. Landgraf Wilhelm IV. von Hessen, ein Sohn Philipps des Großmütigen, ließ sich 1561 auf dem Zwehrener Tor in Cassel einen Turm erbauen, dessen oberste Rundung sich drehen ließ, stellte in ihm eine große Zahl bester Instrumente auf, zu denen zum ersten Male die Uhr als astronomischer Meßapparat trat, und beobachtete mit seinen Gehilfen Rothmann und dem genialen Bürgi fleißig. Aber der Ruhm seiner Sternwarte wurde bald überstrahlt von der glänzendsten Stätte astronomischer Beobachtungen in älterer Zeit, die der dänische Astronom Tycho Brahe auf der Insel Hveen im Sunde dank der Freigebigkeit des Königs Friedrich II. von Dänemark errichtete. Die Uranienburg, wie Tycho seine Sternwarte nannte, wurde im Jahre 1576 erbaut und mit Instrumenten ausgestattet, deren Konstruktion großenteils von Tycho selbst herrührt. Mit diesen Instrumenten nun beobachtete Tycho, unterstützt von einem großen Stabe von Gehilfen, und erlangte eine Genauigkeit der Messungen, die alle früheren in Schatten stellt und wohl das äußerste bezeichnet, was ohne Fernrohr überhaupt erreicht werden konnte. Was damit tatsächlich erreicht worden ist, hat Johannes Kepler, sein späterer Gehilfe in Prag, gezeigt, der aus Tychos Messungen die Gesetze der Planetenbewegungen ableitete. Auch die Uranienburg war, wie Walthers Sternwarte in Nürnberg, dem Untergange geweiht. Tycho mußte nach dem Tode seines Gönners Friedrich II. Hveen verlassen, nachdem es den zahlreichen Gegnern des wegen seines hochfahrenden Wesens persönlich viel angefeindeten Gelehrten gelungen war, seine Stellung bei Hofe zu untergraben. Nach wenigen Jahrzehnten war die Uranienburg völlig verfallen und sogar die Erinnerung daran bei den Bewohnern der Insel erloschen.

An Glanz nicht mit der Uranienburg zu vergleichen, aber durch die Arbeiten, die auf ihr entstanden, kaum minder berühmt wurde die Sternwarte des Danziger Ratsherren Hevelius, die er sich 1641 erbaute, und die 1679 durch einen Brand zerstört wurde. Sie war die erste, auf der das 1608 erfundene Fernrohr zur Anwendung kam. Ferner gab es um diese Zeit noch Sternwarten in Leiden und in Kopenhagen. Aber in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts trat ein Umschwung ein, der für die Folge von größter Bedeutung für die Förderung der astronomischen Beobachtungen geworden ist.

Wir hatten gesehen, daß die wissenschaftliche Astronomie ihren Ausgangspunkt in praktischen Bedürfnissen hatte, die die Zeitmessung erforderte. Diese Bedürfnisse hatten sich in den verflossenen Jahrtausenden nicht wesentlich gesteigert und so lag ein öffentliches Interesse an der Astronomie nicht vor. Das wurde anders, als nach der Entdeckung Amerikas die Seefahrer gezwungen waren, außer Sicht der Küste zu fahren, und Methoden dringend erforderlich wurden, den Schiffsort auf offener See zu ermitteln. Die Breitenbestimmung bot keine sonderlichen Schwierigkeiten, desto mehr die Längenbestimmung. An theoretischen Vorschlägen fehlte es nicht, aber die Benutzung in der Praxis scheiterte

Digitized by Google

daran, daß die bei der Anwendung der Methoden gebrauchten Sternpositionen und Mondörter sich nicht mit genügender Sicherheit berechnen ließen, weil die hierzu nötigen Tafeln auf zu schlechten Beobachtungen beruhten. Um diesen Übelstand zu beseitigen, ließ 1675 König Karl II. von England auf einem Hügel im Park von Greenwich aus öffentlichen Mitteln eine Sternwarte erbauen, der die Aufgabe zugewiesen wurde, die Gestirnsörter mit möglichster Genauigkeit festzulegen, ein Programm, das seit der Gründung der Greenwicher Sternwarte ununterbrochen durchgeführt wurde und noch heutigentags fortgesetzt wird.

Aber Greenwich war nicht die erste öffentliche Sternwarte. Bereits 1667 wurde auf Anregung der französischen Akademie von Ludwig XIV. die Sternwarte in Paris begründet, die noch heute in demselben monumentalen Gebäude untergebracht ist. Nicht lange danach erhielt auch Deutschland die erste öffentliche Sternwarte in Berlin, die im Jahre 1706 vollendet wurde; sie war bescheidener als die anderen ausgestattet, ist aber den Bedürfnissen der Zeit folgend zweimal seitdem an geeignetere Stellen verlegt und vergrößert worden.

Diese drei Sternwartengründungen sind deshalb von so folgenschwerer Bedeutung geworden, weil sie die Epoche einleiten, in der der Staat als seine Pflicht erkennt, nicht nur für die unmittelbaren Bedürfnisse der Praxis zu sorgen, sondern auch die Pflege kultureller, rein idealer Bestrebungen in die Hand zu nehmen, die zur Ausführung weitausschauender Unternehmungen der Stetigkeit einer sicheren materiellen Fundierung bedürfen.

Es würde zu weit führen, alle später entstehenden Sternwarten aufzuzählen, es sollen nur einige der hervorragendsten noch genannt werden. Zuvor aber seien die Gesichtspunkte hervorgehoben, nach denen der Sternwartenbau sich entwickelt hat.

Die Bedingungen, die man heute an ein den wissenschaftlichen Anforderungen entsprechendes Sternwartengebäude stellen muß, sind vor allem: Von Bodenerschütterungen freie, ruhige, staubfreie Lage und möglichst große Entfernung von zusammenhängenden Gebäuden. Ein freier Überblick nach allen Richtungen ist erwünscht, aber nicht unbedingt nötig, denn in der Nähe des Horizontes lassen sich doch keine brauchbaren Beobachtungen anstellen. Das Innere großer Städte ist also gänzlich ungeeignet, am besten ist der Gipfel eines Berges in genügender, aber nicht zu großer Entfernung von einer Stadt und der Eisenbahn. Denn bei den technischen Bedürfnissen, die ein moderner Sternwartenbetrieb erfordert, ist die nicht zu schwierige Erreichbarkeit wenigstens aus ökonomischen Gründen empfehlenswert. In unserem Klima, bei dem der Himmel plötzlich aufklart und bald wieder sich mit Wolken bezieht, ist es außerdem notwendig, daß der Beobachter in unmittelbarer Nähe der Sternwarte seine Wohnung hat, um jede Gelegenheit zum Beobachten ohne Zeitverlust wahrnehmen zu können. Die älteren Sternwarten waren deshalb meist so eingerichtet, daß die Beobachtungsräume auf dem Dach oder in dem obersten Stockwerk des Wohnhauses untergebracht waren. Das hatte den Nachteil, daß die Pfeiler, auf denen die Fernrohre montiert wurden, nicht die gewünschte

Digitized by Google

Standfestigkeit hatten. Man ist deshalb in neuerer Zeit dazu übergegangen, die Beobachtungsräume zu ebener Erde und möglichst entfernt von den Wohnräumen zu legen. Als größte Sternwarte, die nach solchen Gesichtspunkten gebaut worden ist, ist die russische Zentralsternwarte in Pulkowa bei St. Petersburg zu nennen (1839), ferner die Sternwarten in Wien, Potsdam und viele andere. In neuester Zeit ist man noch einen Schritt weitergegangen und baut die Sternwarten im reinen Pavillonsystem. Hier hat jedes Instrument sein eigenes Haus. Die Wohnhäuser und das Dienstgebäude, das Bibliothek, Laboratorien, Rechenzimmer usw. enthält, werden so entfernt gelegt, daß die mit ihnen notwendig verbundene Wärme- und Rauchentwicklung die Beobachtungen nicht beeinflussen kann. Das Terrain ist mit Bäumen und Buschwerk zu bepflanzen, um möglichste Staubfreiheit der Luft herbeizuführen. In diesem Stil sind von den deutschen Sternwarten Heidelberg-Königsstuhl, Hamburg-Bergedorf und Berlin-Babelsberg errichtet worden, ebenso die großen amerikanischen Sternwarten, wie das Lick-Observatorium auf dem Mount Hamilton und die von Carnegie gestiftete Sternwarte auf dem Mount Wilson, beide in Kalifornien.

Alle bisher genannten Sternwarten und die meisten anderen liegen auf der nördlichen Erdhemisphäre. Dadurch war die Kenntnis des Himmels recht „einseitig" geblieben und nur gelegentlich bei Expeditionen waren Beobachtungen am südlichen Sternhimmel gemacht worden. Um diesem Übelstande abzuhelfen, wurde von der englischen Regierung 1820 die Sternwarte am Kap der guten Hoffnung begründet, der in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts die Sternwarten in Santiago de Chile, Cordoba und La Plata in Argentinien, Windsor, Sydney, Melbourne in Australien und manche andere nachfolgten. Einige der großen nordamerikanischen Sternwarten haben für die Ausdehnung ihres Beobachtungsprogramms über den ganzen Himmel eigene Filialen in Südamerika errichtet.

Diese und, mit Ausnahme der Sternwarte in Washington, alle anderen der zahlreichen Sternwarten in den Vereinigten Staaten von Nordamerika sind aber nicht mehr aus Staatsmitteln gebaut worden, sondern verdanken ihre Entstehung und die Mittel zu ihrer Unterhaltung den Schenkungen Privater. Bekannt ist die Geschichte von dem reichen Klavierfabrikanten James Lick, der sich eine Pyramide als Grabdenkmal bauen wollte, bis er von einem Astronomen bewogen wurde, statt dessen eine Sternwarte zu stiften mit dem größten damals existierenden Fernrohr. Unter dem Pfeiler dieses Riesenrohres, dem die Astronomie eine große Reihe der wertvollsten Beobachtungen verdankt, hat er seine Ruhestätte gefunden. Lick war nicht der erste und nicht der letzte von denen, die durch ihre Schenkungen hervorragende Stätten der astronomischen Forschung in Amerika schufen. In Europa jedoch haben diese Männer und Frauen erst wenige Nachfolger gefunden, und das ist mit ein Grund, warum die amerikanischen Astronomen in der astrophysikalischen Forschung, der sie sich vorwiegend widmen, heute — nach verhältnismäßig kurzer Zeit — den hervor-

Digitized by Google

ragendsten Platz einnehmen, den sie in dem Wettstreit der Nationen erobert haben.

Denn mehr als je sind die Hilfsmittel, die der Forscher bei seinen Fragen an die Natur zur Verfügung hat, ausschlaggebend für den Fortschritt an Erkenntnis. Wir hatten ja gesehen, daß die Häufung der Beobachtungen, auch über den augenblicklichen Bedarf hinaus, notwendig ist als Ersatz für die fehlende Möglichkeit, mit den Himmelskörpern zu experimentieren. Nur das Licht, das sie uns zustrahlen, ist der Beobachtung zugänglich, und seitdem man nicht bloß die Richtung des Lichtstrahls der Messung unterwirft, sondern auch die anderen Eigenschaften des Lichtes, seine Wirkung auf die photographische Platte oder die lichtelektrische Zelle, seine Zerlegbarkeit durch ein Prisma, die Interferenz und Beugung und manche andere, hat sich die Einrichtung einer Sternwarte wesentlich geändert und erweitert. Je mehr Apparate zur Verfügung stehen und je intensiver sie ausgenutzt werden können — und das ist bei der Energie, mit der sich heute die Astronomen der alten und neuen Welt den Beobachtungen widmen, nur eine finanzielle Frage —, um so rascher können wir für viele heute noch ungeklärte Probleme die Antwort und damit die Anregung zu neuen Problemen erhoffen.

Zum Problem der geistigen Entwicklung

Von

Dr. Max Silber

Es scheint das Wesentliche des höheren, geistigen Menschen zu sein, daß hinter seinen Äußerungen, seiner Art zu leben und sich zu geben, kurz, hinter der Gesamtheit seiner Erscheinung ein nicht weiter ausdrückbares a priori spürbar wird, von dem her seine Wesensart erst ihr entscheidendes Gepräge erhält.

Auf diesen zentralen Brennpunkt, in dem gleichsam alle Strahlen seiner Existenz gesammelt werden und von dem sie wiederum zurückstrahlen, führen wir zuletzt auch die Einheitlichkeit und Geschlossenheit zurück, die ihn als Persönlichkeit von individueller Prägung und Kultur kennzeichnen. Während bei dem niederen Menschen einer beschränkten Kulturstufe die Vielheit der Lebensäußerungen, seine Triebe, Wollungen, Begierden, Wünsche wie in der Peripherie eines weiten Kreises zerstreut liegen, mit einer weitgehenden Unabhängigkeit voneinander, sich vielfach widersprechend und von einer verwirrenden Vieldeutigkeit, haben bei dem höheren, geistigen Menschen die Lebensäußerungen in ihrer Bestimmtheit von einem Zentrum her bei all ihrer an und für sich bestehenden Buntheit und sachlichen Verschiedenheit eine Eindeutigkeit erlangt, die einesteils die wesentliche Bedeutung des höheren Menschen ausmacht, andererseits aber — und dies ist unser Problem — seine spezifische Gefahr bedeutet.

Digitized by Google

In dem Nervensystem niederer Tiere besteht eine weitgehende Gleichstellung der einzelnen Körperteile in der Weise, daß sie, jeweils mit einer Art Zentrale (Ganglion) und den zugehörigen Leitungsbahnen versehen, relativ unabhängig und selbständig nebeneinander zu existieren vermögen. (Die zerschnittenen Teile eines Regenwurms z. B. bewegen sich selbständig; eine Wespe, deren Hinterleib man abschneidet, vollführt weiter Atembewegungen, das Vorderteil saugt unter Umständen weiter Honig uff.)

Bei höheren Tieren dagegen wird die Selbständigkeit der peripheren Körperteile immer mehr aufgehoben zugunsten einer fortschreitenden Zentralisierung (Rückenmark, Gehirn).

Ist der so übergeordnete Zentralapparat gefährdet, so ist gleichzeitig das ganze Tier gefährdet, da die einzelnen peripheren Körperteile, zu einer ganz bestimmten Teilleistung differenziert, auch nur für diese in Betracht kommen und eine Übernahme der Funktionen des Zentralorgans aus diesem Grunde ausgeschlossen ist. Die einzelnen Körperteile sind eben nicht wie bei niederen Tieren in sich abgeschlossen und relativ selbständig für sich existenzfähig, sondern sie sind hier von der übergeordneten Zentrale abhängig und nur bei erhaltenem Zusammenhang mit dieser lebensfähig.

In ähnlicher Weise, könnte man sich vorstellen, wird bei Menschen von pointierter Geistigkeit alles Erleben zentralwärts in diese letzte Bewußtseinshelligkeit gerückt, wo dann alle Entscheidungen fallen. Solche Menschen haben es ganz verlernt, aus einer gewissen „Dumpfheit" heraus zu erleben und zu reagieren. Während beim Durchschnittsmenschen alles mehr von der Peripherie aus, ja, man möchte fast sagen reflektorisch abgetan wird, geschieht bei ihnen alles von einem letzten geistigen Zentriertsein aus — sie setzen deshalb auch immer ihre Totalität ein. Was Wunder, daß die Gefahr für sie außerordentlich geworden ist? Sie riskieren ja stets alles! Was sie überhaupt beeindruckt, greift sie stets zentral an — eine ungeheure Belastung gegenüber dem reflektorisch-triebhaften Erleben und Reagieren des Durchschnittsmenschen! In sie „fällt der Stein stets wie in einen tiefen Brunnen".

„Wie ein tiefer Brunnen ist ein Einsiedler. Leicht ist es, einen Stein hineinzuwerfen; sank er aber bis zum Grunde, sagt, wer soll ihn wieder herausbringen?"

Besonders für den künstlerischen Menschen und seinen höchsten Typus, das Genie, ist dieses Verhalten in hohem Maße charakteristisch. Die enorme Erregbarkeit bedeutet wohl nichts anderes, als daß er bei einem äußerst differenzierten nervösen Apparat stets in seinem Zentrum getroffen wird, während der „gewöhnliche" Mensch die Mehrzahl seiner Erlebnisse mehr peripherisch abtut. (Damit in Zusammenhang steht auch das oft weiblich Wirkende des Künstlers. Denn das Weib ist von Natur aus dazu veranlagt, zentral und mit seiner Seinstotalität betroffen zu werden).

Aus dem Bisherigen ergibt sich, daß mit der fortschreitenden Vertiefung, d. h. Vergeistigung des Menschen eine tragische Spannung geschaffen wird. Stets muß der Fortschritt nach einer Seite mit Opfern in einer anderen er-

Digitized by Google

kauft werden. Aus diesem Grunde hat Nietzsche fraglos recht mit dem Satz: „Der Mensch ist kein Fortschritt gegen das Tier." — Als Gattungswesen ist er es sicher nicht, sondern nur dann, wenn man die höhere Zentralisierung als Wertkriterium anerkennt und festsetzt.

Ein Gesetz der Entwicklungsgeschichte lehrt, daß jede „Spezialisierung", d. h. eine Einstellung auf eine bestimmte Leistung, mit einem relativen Verlust an Anpassungsfähigkeit und demnach Entwicklungsmöglichkeit nach anderen Richtungen einhergeht.

So wird auch ein Mensch von hochentwickelter Geistigkeit, wenn diese Spezialisierung zu weit geht, immer für andere Leistungen mehr oder weniger verdorben sein. Der Typus des Gelehrten ist ungesellig; der Weise ist dem normalen Durchschnittsmenschen in tausend Dingen des praktischen Lebens unterlegen.

Wie der Mensch die übermächtige Entwicklung seines Großhirns erwiesenermaßen mit dem Verlust, bzw. der Herabminderung anderer Sinnesorgane hat bezahlen müssen und sich beispielsweise von dem Reichtum der Geruchswelt eines Hundes oder dem Orientierungsvermögen der Zugvögel überhaupt keine Vorstellung machen kann (eine noch eindringlichere Sprache redet vielleicht die Pathologie!), so kommt es mit der fortschreitenden Vergeistigung und Zentralisierung zuletzt zu einer Bewußtseinshelligkeit oder zu einer künstlerischen Bewußtseinslage, die an sich einen Gipfel menschlich erreichbarer Erfüllung bedeutet, während andererseits durch das Verharren in solch konzentrierter und tiefer Bewußtseinslage eine Reihe anderer Lebensäußerungen unterbunden werden. Das Leben in seiner Totalität verliert an Interesse, es wird zu vieles, was der menschlichen Natur entsprechend doch in den Gesichtskreis ihrer Interessen gehört, unwichtig; der Lebensstoff reduziert sich auf ein Minimum, was immer mit einer für den Fortbestand des Individuums gefährlichen Emanzipation von der Mutter Erde einhergeht — fiat veritas, pereat vita.

Der Schwerpunkt der Betrachtung liegt gar nicht so sehr auf der mehr symptomatisch wichtigen Lebensuntüchtigkeit solcher Geister im Sinne des praktischen Auswirkens an den Realitäten des Lebens, sondern darauf, daß ein großer Abschnitt des Lebens überhaupt nicht mehr als erlebenswert empfunden wird und dieser Ausfall den Fortbestand eines solchen Geistes auch auf seiner spezifischen Basis a limite in Frage stellt und gefährdet.

Die Geistesgeschichte ist reich an tragischen Beispielen, wo der höchstdifferenzierte, höchstzentralisierte, aber sich dadurch auch von dem naturgemäßen Sein emanzipierende Geist sich selbst zerstörte — wo der zu straff gespannte Bogen brach.

Nun kennen wir aber in Goethe eine Ausnahme, wo ein Maximum von geistiger Tiefe und die mit ihm sonst verbundene ungeheure Spannung ohne Schädigung der Gesamtpersönlichkeit ertragen wurde. Deshalb ist das Leben Goethes, soweit in ihm ein geistiges Prinzip deutlich wird, von so überragender Bedeutung für uns. Denn hier wird die Möglichkeit nicht nur gezeigt, sondern

Digitized by Google

gelebt, die aufgezeigte Tragik in der Entwicklungsgeschichte des menschlichen Geistes wenigstens praktisch aufzuheben.

Wir rühren damit an die schlechthinige Einzigkeit der Goetheschen Erscheinung. Mag er in allen einzelnen Betätigungen als Dichter, Philosoph, Naturwissenschaftler, Staatsmann usf. von anderen erreicht, in einzelnem übertroffen worden sein — einzig und einmalig ist er in der wunderbaren Synthese, zu der er die Vielheit seiner Lebensstrahlungen zusammenschloß, einzig ist er darin, daß er uns das spezifische Schicksal des europäischen Geistes in seiner Entwicklung auf Jahrhunderte hinaus bereits vorgelebt und diese Entwicklung mit ihren Komplikationen in der Gestaltung seines individuellen Lebens vorweggenommen hat. Darum aber ist er wie keiner berufen, uns Führer zu sein.

Da war es denn die Breite der Lebensbasis, die er sich immer erhielt, die erklärt, warum er die Tragik des geistig gerichteten Menschen so glücklich vermieden hat. Die Breite seiner Lebensbasis gab ihm die Kompensationen, daß seine geistige Existenz, so hoch sie ihren Gipfel getrieben haben mochte, doch fest und sicher im Natürlichen und Gesund-Normalen wurzelte.

Sicher war er der Welt der Menschen im Grunde, d. h. in seinem spezifischen Sein, nicht näher verwandt als ein Nietzsche — jedes Genie ist eo ipso aristokratisch — aber er suchte die Berührungsfläche mit den Menschen („Verhältnisse nach außen machen unsere Existenz und rauben sie zugleich" — „der isolierte Mensch gelangt niemals zum Ziele"), er erstrebte diese Berührungsfläche so breit als möglich, er zwang sich von jener Absolutheit des inneren Zentriertseins immer wieder weg; er sorgte dafür, daß die Bäume nicht in den Himmel wuchsen — er wußte auch sein Genie zu zügeln. Aus einem wunderbaren Instinkt für geistige Hygiene heraus, der ihn immer wieder die Ausbalancierung durch Gegengewichte suchen und finden ließ, lag ihm auch das bis ans Pathologische streifende Sich-hinein-steigern in einen Stoff oder eine Arbeit, wie wir dies bei Schiller finden, gänzlich fern.

Ich erinnere an einen Brief Schillers an Goethe aus der Zeit, da jener am „Wallenstein" arbeitete: „An den Wallenstein werde ich mich so sehr halten als ich kann, aber das pathologische Interesse der Natur an einer solchen Dichterarbeit hat viel Angreifendes für mich. Glücklicherweise alteriert meine Kränklichkeit nicht meine Stimmung, aber sie macht, daß ein lebhafter Anteil mich schneller erschöpft und in Unordnung bringt. Gewöhnlich muß ich daher einen Tag der glücklichen Stimmung mit fünf oder sechs Tagen des Druckes und des Leidens büßen."

Man hat den Eindruck, als habe Schiller jedes seiner Werke mit ein paar Jahren Lebenskraft, das heißt stets zu teuer bezahlt. Wogegen von Goethe in hohem Maße das gilt, was er selbst von Byron sagt: „Zu seinen Sachen kam er wie die Weiber zu schönen Kindern, sie denken nicht daran und wissen nicht wie." Und wie es Schiller von ihm ausdrückte, daß er nur leis an dem Baum schütteln durfte, um sich die schönsten Früchte, reif und schwer, zufallen zu lassen.

Digitized by Google

Man braucht nicht einmal anzunehmen, und es ist auch nicht wahrscheinlich, daß Goethe in der oben besprochenen Weise stets bewußt verfuhr. Aber auch unter der Annahme, daß er gewissermaßen zwangsläufig so verfahren mußte, müssen wir um so mehr die wunderbare Veranlagung seiner Natur bewundern, die ihn ruhig und gelassen den Weg gehen ließ, der ihr „gemäß" war.

Sicher gibt es keinen europäischen Geist, der tiefer zu den Quellen der Erkenntnis hinabgestiegen, der so sicher und fest zentralwärts verankert gewesen wäre, wie Goethe — sicher gibt es keinen Europäer, der einen tieferen Blick in Welt und Weltgeschehen getan hätte, als er. Aber er verharrte nicht in dieser tiefsten Bewußtseinslage, in diesen Eisregionen des Geistes. Er wußte wohl, daß in dieser verdünnten Atmosphäre der Geist auf die Dauer nicht zu leben vermöchte, ohne sich zu zerstören.

Goethe hätte in Italien bleiben können, das Herzogtum Weimar hätte auch ohne ihn weiter bestanden; sicher war es auch nicht Rücksicht auf den Herzog oder die Idee, daß er in seinem Amt nicht zu ersetzen gewesen wäre, die ihn zur Rückkehr veranlaßte; er kehrte zurück, weil er wußte, daß in dem wiewohl engen und beschränkten Kreis Weimars die günstigsten Bedingungen für ihn vorhanden waren, seine große Lebensmaxime in die Tat umzusetzen. — „Der isolierte Mensch gelangt niemals zum Ziele" — die zahllosen Relationen zu der Welt der Menschen und Sachen als Verankerung seiner höchsten Geistigkeit im Diesseits, im Erdgebundenen — hier in Weimar hatte er sie. Er, der Liebling der Götter, hat der Mutter Erde die Treue gehalten, und sie hat es ihm gedankt, indem sie seinen Lebensbaum groß und einfach, wie die Natur selber, emporwachsen ließ.

Ich fasse zusammen: Es besteht eine tragische Spannung zwischen dem Ideal des Vollmenschentums und einem Höchstmaß von geistiger Vertiefung und Konzentration.

Als physiologische Wesen sind wir der Natur verhaftet. Sie, von der wir uns nicht loslösen können, beherrscht uns als erdgebundene Wesen. Ohne ihre Ansprüche zu erfüllen, wird der Lebenskreis zu eng. Die Tiefe kann die Breite nicht entbehren, geschweige denn sie ersetzen, jene wird vielmehr selbst eine Gefahr ohne diese. Mit Recht empfinden wir den Zustand eines indischen Weisen, der sein Leben in reinem Erkennen verbringt, der so losgelöst von der Welt ist, daß er unbeweglich im Meditieren verharren kann — mit Recht empfinden wir ein solches Dasein als unnormal, naturwidrig. Obgleich es nach einer Richtung hin zweifellos ein Höchstmaß von Erfüllung bedeutet und logisch so wenig dagegen einzuwenden ist, wie beispielsweise gegen das Genie als geistiges Phänomen. Es gibt eben kein absolutes Kriterium. Es hängt allein von dem Standpunkt des Beobachters ab, Genie als höchste Entfaltung menschlicher Möglichkeiten, oder — als eine Form von Geisteskrankheit anzusprechen.

Digitized by Google

Fünf Briefe Heinrich v. Treitschkes an den Freiherrn v. Roggenbach

Mitgeteilt von

Professor Alfred Stern (Zürich)

Die folgenden Briefe Heinrich v. Treitschkes, die ich dank der Güte des Herrn Geheimrats Karl Samwer in Gotha dem schriftlichen Nachlaß des Freiherrn v. Roggenbach entnehmen kann, bedürfen nur weniger Erläuterungen. Sie dienen zur Ergänzung der großen von Cornicelius herausgegebenen Sammlung der Briefe Heinrich v. Treitschkes. Der erste und der zweite Brief beziehen sich auf die Aufforderung, die Graf Flemming, der preußische Gesandte in Karlsruhe, am Vorabend des Krieges von 1866 im Auftrag Bismarcks an Treitschke richtete, zu einer Besprechung mit dem Minister nach Berlin zu kommen. Er sollte seine Feder zur Abfassung von Proklamationen und Flugschriften in Bismarcks Dienst stellen, und als Ersatz für seine Freiburger Professur wurde ihm eine solche in Preußen in Aussicht gestellt. Man kennt die Briefe, die Treitschke in dieser Angelegenheit an Flemming und Bismarck richtete, sowie Bismarcks Schreiben an ihn, nachdem er, um seine Unabhängigkeit zu wahren, die Aufforderung abgelehnt hatte (s. Cornicelius, a. a. O., II, S. 475 ff.; Schiemann: Heinrich v. Treitschkes Lehr- und Wanderjahre, S. 251 ff.). Auch weiß man, daß er, ehe er den schweren Entschluß der Ablehnung faßte, sich bei Roggenbach Rates erholte.[1]) In dessen Nachlaß findet sich außer den beiden Briefen Treitschkes vom 5. und 9. Juni auch noch ein auf diese Angelegenheit bezüglicher Brief des Grafen Flemming an den Freiherrn v. Roggenbach:

Baden, 9. Juni 1866.

Mein verehrter Freund!

Die telegraphische Depesche, welche ich in Betreff des Herrn v. Treitschke erhalten habe, lautet so: „Professor v. Treitschkes Unterstützung erwarte ich in unserer national deutschen Politik in inneren Fragen nur, wenn ein Kompromiß erreichbar ist. Ich wünsche seine Mitwirkung bei Proklamationen an das Preußische und Deutsche Volk und bei ähnlichen Aktenstücken. In unabhängiger Stellung kann er hier durch selbstständige Flugblätter wirken. Ersatz seiner Kosten nach Wunsch. Urlaub, wenigstens auf einige Wochen, würde angeblich Freiherr v. Roggenbach zu vermitteln bereit sein." Wollen Sie die Güte haben, Herrn v. Treitschke damit bekannt zu machen. Ich weiß nicht, ob ihm diese Äußerungen genügen werden, bezweifle es aber, nach dem, was Sie mir gestern sagten. Jedenfalls bin ich bereit, seine Wünsche resp. Bedingungen nach

[1]) „Selbst Roggenbach ... wagte nicht abzuraten." Treitschke an Freytag, 12. Juni 1866. Briefe II, S. 478.

Digitized by Google

Berlin zu melden und überhaupt in seinem Interesse zu wirken. Ihrer gütigen Rückäußerung entgegensehend mit aufrichtiger Hochachtung und freundschaftlicher Ergebenheit der Ihrige Flemming.

P. S. Das Telegramm von Bismarck unterzeichnet, war natürlich nicht en clair geschrieben. F.

Der dritte der hier mitgeteilten Briefe Heinrich v. Treitschkes wurde veranlaßt durch eine Beschwerde Julius v. Rottecks, Professors der Medizin an der Universität Freiburg i. B., über eine seinen Vater, Karl v. Rotteck, betreffende Notiz in den Preußischen Jahrbüchern. Der vierte Brief bezieht sich auf die Frage der Aufnahme Badens in den Norddeutschen Bund und den dahin gehenden Laskerschen Antrag. Im fünften Brief handelt es sich um Roggenbachs Anerbieten, dem in den Reichstag gewählten, durch seine Taubheit an der Verfolgung der Debatte behinderten Treitschke durch Notizen behilflich zu sein. Wie sein Biograph Hermann v. Petersdorff in der Allgemeinen Deutschen Biographie, Bd. 55, S. 294, berichtet, „fand er sich mit der Zeit besser in die Verhandlungen hinein, als man erwartet hatte, setzte sich neben die Stenographen, unterrichtete sich einigermaßen über deren System, las die Reden mit und wußte so oft besser Bescheid als die, die über seine Taubheit spotteten. Vielfach hielt ihn auch sein Freund Wehrenpfennig auf dem Laufenden, besonders in den Fraktionssitzungen."

Zürich, 2. Dezember 1921. Alfred Stern.

Heinrich v. Treitschke an den Freiherrn v. Roggenbach.

I.

Freiburg, 5. Juni 1866.

Hochgeehrter Herr!

Das Wohlwollen, das Sie mir so oft erwiesen, berechtigt mich wohl zu der Hoffnung, daß Sie mir Ihren Rat nicht versagen werden in einer Angelegenheit, die ich Ihnen im Vertrauen mitteile.

Gestern überbrachte mir der Sekretär der preußischen Gesandtschaft einen Brief des Grafen Flemming: Graf Bismarck habe in einer chiffrierten Depesche angefragt, ob es mir möglich sei, bald nach Berlin zu kommen; „ich würde Arbeit dort finden;" der Gesandte möge diese Mitteilung an mich gelangen lassen. — Ich erwiderte schriftlich, daß ich als Staatsdiener eine längere Reise nicht ohne Urlaub unternehmen könne; ferner daß ich keineswegs zu den unbedingten Parteigenossen des Ministers gehöre, sondern einige mäßige Zugeständnisse an die Opposition als die unumgängliche Voraussetzung für das Gelingen der preußischen Bundesreformpläne betrachte. Jedenfalls bäte ich um nähere Mitteilungen. Ließen sich die „Arbeiten", die man von mir erwarte, mit meiner Überzeugung vereinen, so würde ich die Reise nach Berlin zu ermöglichen suchen. —

Digitized by Google

Es ist möglich, daß mein jüngster Aufsatz in den Preußischen Jahrbüchern[1]) den Minister bewegt, die Anknüpfung mit mir wieder fallen zu lassen, doch traue ich ihm Geist und vornehmen Sinn genug zu, daß er sich nicht stoßen würde an den sehr gemäßigten liberalen Forderungen, welche jener Aufsatz stellt. Ich erwarte also weitere Mitteilungen aus Berlin und bitte Sie nun, verehrter Herr v. Roggenbach, um einige Belehrung, da Sie über die Pläne des Ministers so viel besser als ich unterrichtet sind.

Um zunächst einen Nebenpunkt zu erledigen: auf irgendwelche noch so lose Abhängigkeit von der preußischen Regierung kann und werde ich mich nicht einlassen. Ich würde, wenn ich die Überzeugung gewinne, in Berlin etwas nützen zu können, selbst meine Professur niederlegen (obwohl das nicht im Handumdrehen geschehen kann), doch jedenfalls soll meine Person und Feder gänzlich frei bleiben.

Weit wichtiger ist eine andere Frage, die ich Ihnen vorlegen möchte. Haben Sie aus Ihrem Verkehr mit dem Minister[2]) die Überzeugung gewonnen, daß er den Willen und die Macht hat, den Krieg mit Österreich durchzusetzen und ihn fortzuführen, bis wenigstens einige der notwendigsten Reformen im deutschen Bunde verwirklicht sind? Ich gestehe, daß ich nicht imstande bin, aus dem Gewirr widersprechender Nachrichten ein klares Bild zu gewinnen. Ferner halte ich, wie gesagt, die Politik des Ministers für aussichtslos, wenn nicht mindestens das Budgetrecht des Landtags anerkannt und dadurch die öffentliche Meinung einigermaßen beschwichtigt wird. Obwohl ich in erster Linie ein Deutscher und dann erst ein Liberaler bin, so kann ich doch nicht in Beziehungen treten zu einer Regierung, die nicht bloß mit unseren liberalen Parteimeinungen, sondern auch mit dem öffentlichen Rechte ihres Landes im Kampfe steht. Ich glaube von niemand in dieser Sache eine so sachkundige und umsichtige Belehrung erhalten zu können wie von Ihnen, geehrtester Herr. Soweit ich bis jetzt die Dinge übersehen kann, halte ich's für unstatthaft, daß ein Mann von meiner Sinnesrichtung mit dem Minister Bismarck in direkte Beziehungen tritt; jedoch wage ich noch kein abschließendes Urteil und bitte Sie daher, mir unverhohlen Ihre Ansicht mitzuteilen. Empfangen Sie im voraus meinen aufrichtigen Dank dafür und die Versicherung der ausgezeichneten Verehrung

Ihres aufrichtig ergebenen

Treitschke.

II.

Baden, 9. Juni 1866.

Geehrter Herr v. Roggenbach!

Ich danke Ihnen von ganzem Herzen für die freundliche Teilnahme, die Sie mir heute zeigten. Wohl nie ist mir ein Entschluß so schwer geworden als

[1]) „Der Krieg und die Bundesreform." Preußische Jahrbücher, XVII, S. 677 ff., vgl. Hildegard Katsch: „Heinrich v. Treitschke und die preußisch-deutsche Frage von 1860 bis 1866" (Historische Bibliothek, Bd. 40. 1919, S. 138 ff.).

[2]) Über Roggenbachs Aufenthalt in Berlin und Verkehr mit Bismarck im Frühling 1866 s. Karl Samwer: „Zur Erinnerung an Franz v. Roggenbach," S. 96 ff.

Digitized by Google

jener, den ich heute fassen mußte. Es war mir nicht möglich, auf den Vorschlag einzugehen. Laut der Depesche, die mir Graf Flemming zeigte, erwartet Graf Bismarck von mir „Mitwirkung bei Proklamationen an das deutsche und das preußische Volk in den inneren Fragen nur dann, wenn sich die Aussicht auf ein Kompromiß eröffnet", außerdem in ganz selbständiger Stellung mannigfache Flugschriften usw. Sie sehen, es läuft doch darauf hinaus, daß ich mich zum Mitarbeiter einer Politik hergeben soll, deren letzte Ziele ich nicht kenne und die zu ändern ich nicht die Macht besitze. Ich hätte wohl eine Professur in Berlin erlangen können; Graf Flemming sprach als seine persönliche Ansicht sofort dieselbe Meinung aus, die Sie in Ihrem Billett, das ich ihm erst nachher gab, entwickelten. Aber wenn ich eine Professur unter solchen Umständen erlangte, so ginge mein Ruf unrettbar verloren; selbst Wohlmeinende würden sagen, das sei ein Handel. — Mir ging fortwährend das große Wort Cavours durch den Sinn: „Mag mein Ruf untergehen, wenn nur Italien eine Nation wird!" Doch der also sprach, war ein mächtiger Mann und leitete das Schicksal seines Staates. Ich habe nichts als meine Feder, und deren Kraft verschwindet augenblicklich, sobald ich den Ruf eines unabhängigen Mannes verliere, den ich heute trotz aller Verleumdungen selbst unter meinen Gegnern noch behaupte. — Es ist hart, beim Beginn dieses großen Kampfes auf eine unmittelbare Teilnahme verzichten zu müssen. Sie werden sicher verstehen, warum ich nicht anders handeln konnte. Es sind ja leider nicht bloß Parteiansichten sondern fundamentale Rechtsüberzeugungen, die uns von Graf Bismarck trennen. — Ich habe dem Gesandten versprochen, von Freiburg aus für die gute Sache zu tun, was ich vermag, und selbst Proklamationen zu entwerfen, wenn man mir das Material dazu gibt; indes weiß ich nur zu wohl, wie wenig man in solchen Zeiten leisten kann, sobald man außerhalb des Brennpunktes der Ereignisse steht. — Mit den herzlichsten Grüßen Ihr aufrichtig ergebener

Treitschke

III.

Kiel, 28. Februar 1867.

Verehrter Herr v. Roggenbach!

Ein unangenehmer Vorfall verschafft mir die Freude, wieder einmal mit Ihnen in Verbindung zu treten. Ich habe wieder, wie schon oft, erfahren, welch ein undankbares Geschäft es ist, zeitgenössische Geschichte zu schreiben. Vielleicht entsinnen Sie sich noch, daß im März vorigen Jahres in einer Abendgesellschaft bei Weech [1]) in Karlsruhe die Rede auf Rotteck kam. Sie erzählten danach, daß — nach den Mitteilungen eines Augenzeugen, des alten Freiherrn v. Falkenstein [2]) — Rotteck im Jahre 1813 vor Kaiser Franz einen Fußfall tat und ihn um Wiederaufnahme des Breisgaus unter den Doppeladler bat. Ich ließ mir, da ich fürchtete nicht recht verstanden zu haben, von Weech die Erzählung genau

[1]) Friedrich v. Weech (1837—1905), damals Archivrat in Karlsruhe.
[2]) Mitglied der Breisgauer Ritterschaft.

Digitized by Google

wiederholen, machte mir sogleich eine Notiz und teilte die Tatsache beiläufig in einem Aufsatz der Preußischen Jahrbücher mit.[1])

Nun erhielt ich neulich einen freundlichen, aber immerhin etwas gereizten Brief von Rottecks Sohn, dem Professor in Freiburg: eine solche Selbstentwürdigung seines Vaters sei rein unmöglich usw., er bitte um Berichtigung oder um Angabe der Quelle. Beigelegt war die Biographie Rottecks von seinem ältesten Sohn, woraus die Unmöglichkeit der Sache hervorgehen soll. So steht es nun nach meinem Urteile keineswegs. In der Anrede, wovon die Biographie ein Fragment mitteilt, sagt Rotteck zu dem Kaiser, die Nachwelt werde ihn einst den Großen nennen!![2]) Wer einen Franzl den Großen nennt, tut wohl auch einen Fußfall. Überhaupt dachten die treuen Deutschen des Jahres 1813 über den Umgang mit Fürsten anders als wir; eine „Selbstentwürdigung" sah man damals in einem Fußfalle nicht. Also finde ich die Erzählung von dem Kniefalle keineswegs unglaublich. Dagegen scheint es mir allerdings unwahrscheinlich, daß Rotteck um den Rückfall an Österreich gebeten habe. Er verwahrt sich in einem Brief, den die Biographie mitteilt, feierlich gegen solche Nachrede: in Österreich bestehe ja keine Preßfreiheit usf. Und allerdings stimmt ein solcher Wunsch wenig zu dem Charakter des Rotteckschen Liberalismus.

Kurz ein Teil der Erzählung scheint auf einem Mißverständnis zu beruhen. Um dem Sohn zu beweisen, daß ich nicht leichtfertig gehandelt, wünsche ich, mich ihm gegenüber auf jene Falkensteinsche Erzählung zu berufen. Aber ich hasse alles, was dem Klatsch nur entfernt ähnlich sieht, und werde die Quelle nicht nennen, wenn Sie mir nicht ausdrücklich dazu die Erlaubnis geben. Wollen Sie die Güte haben, dies zu tun? Und womöglich bald, damit die Sache schnell erledigt wird? Ich wäre Ihnen sehr dankbar dafür und könnte dann den Sohn zufriedenstellen durch eine kurze Berichtigung in den Preußischen Jahrbüchern, worin weder Ihr, noch Falkensteins Name erwähnt würde.[3]) Es scheint in der Tat, als ob das Gedächtnis des alten Herrn in diesem Falle nicht ganz zuverlässig gewesen sei.

Unsere große Sache nimmt guten Fortgang. Das Auftauchen Ihres Namens während der letzten Wahlen hat mich wieder recht schmerzlich daran erinnert, daß Sie augenblicklich von der praktischen Politik ausgeschlossen sind.[4])

---

[1]) Bd. XVIII (1866), S. 307, in dem Aufsatz: „Aus der Blütezeit mittelstaatlicher Politik".

[2]) Das Leben Karls v. Rotteck (Bd. IV von K. v. Rottecks gesammelten und nachgelassenen Schriften. Geordnet und herausgegeben von seinem Sohn Hermann v. Rotteck, 1843, S. 191: „Laßt die Geschichte Eure Majestät den Großen nach ihren Taten nennen: die Zeitgenossen werden den Namen des Vielgeliebten in ihren Herzen tragen." Ebenda die Stelle aus dem von H. v. Treitschke erwähnten Brief Rottecks).

[3]) Dies geschah in der Notiz „Kaiser Franz und Rotteck", Preußische Jahrbücher, 1867, Bd. XIX, S. 733, 734.

[4]) S. Samwer, a. a. O., Seite 116.

Digitized by Google

Der echte Staatsmann lebt eben wie der Dichter von der Gunst der Stunde, aber ich hoffe, die Zeit wird bald kommen, da das neue Deutschland Ihrer Kraft wieder bedürfen wird. Unser Bund wird ein höchst künstlicher Bau; aber die Kugel rollt, selbst der Süden kommt zur Besinnung, und ich zweifle nicht, daß noch das lebende Geschlecht unseren Staat vollendet sieht. Daß ich nicht wählbar bin, ist wohl ein Glück für mich. Ich hätte die Wahl nicht ablehnen dürfen, doch was kann ein schwerhöriger Mann in einem Reichstage nützen? — Kiel ist gegenwärtig ein unerträglicher Ort; es ist unglaublich, was unsere Presse über dies andere Mecklenburg und seine dem deutschen Leben entfremdeten, in albernem Dünkel erstarrten Bewohner zusammengelogen hat. Aber ich finde hier einen guten Wirkungskreis, und wenn ich erst verheiratet bin — was in einigen Wochen geschehen soll — und mit meiner Frau einige Wochen in Italien verbracht habe, so werden wir schon die gute Laune finden, um hier unter den deutschen Chinesen auszuharren.

Verzeihen Sie mir meine Bitte und seien Sie versichert der aufrichtigen Verehrung Ihres ergebensten

Treitschke.

IV.

Heidelberg, 12. März 1870.

Verehrter Herr und Freund!

Ich erscheine mir selbst wie der undankbarste aller Menschen, daß ich Ihre beiden schönen und gehaltreichen Briefe so lange unbeantwortet ließ und erst heute die Zeit finde zu einer kurzen Erwiderung.[1]) Der Grund meiner Säumnis ist, daß ich zunächst Ihre Ansichten, die mit den meinigen fast vollständig übereinstimmen, praktisch zu verwerten suchte — freilich umsonst. Ich habe mich nach Kräften bemüht, die Nationalliberalen von ihrer badischen Resolution zurückzuhalten. Jetzt, da die ungeheure Torheit geschehen ist, sehen die Besseren freilich den begangenen Fehler ein, und unsere Jahrbücher versuchen soeben, die reifende, bessere Einsicht zu stärken.[2]) Leider war ich auch darin nicht ungehindert; Wehrenpfennigs Stellung in dieser jammervollen Fraktion ist für die Jahrbücher ein Unglück. Ich mußte einige starke Wahrheiten gegen Lasker, die ich auf dem Herzen hatte, wieder streichen, um nicht Wehrenpfennig zu einem vorzeitigen Austritt aus seiner Fraktion zu zwingen. Heute treiben wir wieder einmal einer Umbildung der Fraktion entgegen. Auf die Entstehung einer starken regierungsfähigen Partei hoffe ich allerdings nicht; das wäre in Deutschland kaum leichter als die Erfindung des Perpetuum mobile. Aber wenn nur die ganz nichtigen, eitlen Schwätzer ausgestoßen und einige tüchtige konservative Kräfte angezogen werden, so wäre schon etwas gewonnen. Vor den Neuwahlen wird nichts Ent-

---

[1]) Vgl. Cornicelius: H. v. Treitschkes Briefe III, 1, S. 266. Daselbst Anm. 3 die Bemerkung, daß Treitschkes Briefe an Roggenbach leider nicht erhalten seien.

[2]) H. v. Treitschke: „Badens Eintritt in den Bund" unterzeichnet „5. März". Preußische Jahrbücher, Bd. XXV, S. 328 ff.

Digitized by Google

scheidendes versucht werden, und was die Wahlen bringen, das weiß bei unserem Wahlsystem niemand im voraus. — Für Baden wird der 24. Februar wohl die Folge haben, daß die Offenburger[1]) in einigen Monaten wieder ihr wahres Gesicht zeigen und der Staat dadurch noch schneller als bisher in den Zersetzungsprozeß der süddeutschen Kleinstaaterei hineingerissen wird.

Ich danke Ihnen herzlich für alles, was Sie über meine letzte Abhandlung sagen.[2]) Ich gab mich durchaus keinen Täuschungen über die Wirkung jener Blätter hin; kann ich doch täglich beobachten, daß die liberale Presse sich verschworen hat, das unbequeme Buch totzuschweigen. In einer demokratischen Epoche, wo alle Vögel auf den Bäumen zwitschern: the world will be unkinged, kann der Beweis für die Notwendigkeit eines starken deutschen Königtums allerdings nur durch königliche Taten geführt werden. Aber wer in Deutschland über Politik schreibt, muß sich mit Resignation rüsten und zufrieden sein, wenn seine Worte nur nicht ganz verloren gehen.

Morgen reise ich nach dem Norden; hoffentlich kann ich Ihnen im April leidliche Nachrichten aus Berlin mitbringen.

Ihr treuergebener

Treitschke.

V.

Heidelberg, 14. März 1871.

Verehrter Herr v. Roggenbach!

Nehmen Sie meinen herzlichen Dank für Ihr gütiges Anerbieten. Ich kann mich aber nicht entschließen, Ihnen diese Plage zuzumuten, da mir Wehrenpfennig schon früher dasselbe angeboten hat; überhaupt denke ich nicht, einem allein lästig zu fallen, sondern unter einem Haufen politischer Freunde zu sitzen, so daß mir der eine und der andere gelegentlich einen Zettel zustecken kann.

Die Wahl ist mir gegen meinen Wunsch aufgedrungen worden, ich halte den Versuch für sehr zweifelhaft und fürchte sehr, mein an Tätigkeit gewöhnter Kopf wird die ungeheure Langeweile kaum ertragen. Ist dies der Fall, so lege ich mein Mandat bald nieder und hoffe dann, nur mit der Feder bei den so wunderbar veränderten deutschen Dingen mitzuhelfen. Wehrenpfennig wird mir einen Platz besorgen; ich bitte Sie also dringend, sich ja nicht meinetwegen irgendeinen Zwang aufzulegen. Ihr verehrungsvoll ergebener

Treitschke.

---

[1]) Die nach dem Offenburger Programm vom 8. November 1868 gegen das Ministerium Jolly gebildete Opposition.

[2]) „Das konstitutionelle Königtum in Deutschland."

Digitized by Google

Hermann v. Helmholtz als Physiker[1])

Von

Professor W. Kaufmann (Königsberg i. Pr.)

Die Bedeutung eines Mannes wie Helmholtz für die Physik in ihrem vollen Umfange zu würdigen, hieße nicht weniger, als die Geschichte der Physik in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts vor Ihnen zu entwickeln; gibt es doch kaum ein Gebiet dieser Wissenschaft, auf welchem Helmholtz nicht teils selbst bahnbrechend gewirkt, teils durch seine Anregung andere veranlaßt hat, Bedeutendes zu leisten.

Zweierlei Umstände haben die Forschungsweise Helmholtz' bedingt. Ein äußerer, der Zwang, des Brotstudiums halber zunächst den medizinischen Beruf zu erwählen. Ein innerer, die universal gerichtete Geistesveranlagung, die in jeder beantworteten Frage bereits die Keime zu tausend neuen sah, die jedes Problem nur nach seiner Bedeutung für das gesamte Gebiet naturwissenschaftlichen und philosophischen Denkens wertete.

So ist es fast unmöglich, den Physiker Helmholtz vom Physiologen, den Philosophen vom Mathematiker und vom Kunstforscher zu trennen. Man braucht nur an die physikalische Begründung gewisser Teile der Musikästhetik in seinem Werke „Die Lehre von den Tonempfindungen" zu denken, oder an seinen Vortrag über „Optisches in der Malerei", um zu erkennen, wie weitgehend sich bei Helmholtz Probleme und Resultate verallgemeinern. Und denken wir an Untersuchungen, wie diejenigen über die „Tatsächlichen Grundlagen der Geometrie", über „Messen und Zählen", „Über die Tatsachen in der Wahrnehmung", so erblicken wir den Erkenntnistheoretiker Helmholtz, dem es nicht genügt, das Material unserer Erkenntnis zu vermehren, sondern der in der Vertiefung der Erkenntnis durch die gedankliche Verknüpfung sein höchstes Ziel erblickt.

So ist es kein Zufall, daß Helmholtz, Militärarzt nur durch Berufszwang, aber Synthetiker naturwissenschaftlichen Denkens aus innerstem Drange, bereits in seinem großen Erstlingswerke, das er als Vierundzwanzigjähriger begann, als Sechsundzwanzigjähriger veröffentlichte, der Abhandlung über die „Erhaltung der Kraft", von der alle Welt bewegenden Frage nach dem Ursprung der tierischen Wärme und Kraftentwicklung ausgehend, zu dem universellen Gesetz geführt wurde, das seinen Namen bald unter die ersten seines Jahrhunderts versetzen sollte. Es ist müßig, hier auf den bekannten Streit einzugehen, wer von beiden, Helmholtz oder Robert Mayer, nun der „eigentliche" Entdecker des Gesetzes sei, seitdem wir wissen, daß sich das gleiche Gesetz in den Arbeiten von mindestens einem halben Dutzend teils früherer, teils gleichzeitiger Forscher aller Schattierungen in bald speziellerer, bald allgemeinerer Form vorfindet.

[1]) Nach einem Vortrag, gehalten am 3. November 1921 in der Physikalisch-ökonomischen Gesellschaft in Königsberg.

Digitized by Google

Die Frage nach der Natur der Wärme bewegte ja seit mehr als einem halben Jahrhundert die wissenschaftliche Welt; die Theoretiker der Dampfmaschine beschäftigten sich damit nicht minder als die Physiologen, bei denen der Kampf um die Fragen: „Lebenskraft"? oder: „physikalisch-chemischer Mechanismus"? gerade damals noch lebhaft tobte. So mußte die Überzeugung vom Bestehen einer festen Zahlenbeziehung zwischen Wärme und Arbeit sich notwendig bei vielen Forschern unabhängig durchsetzen.

Die Bearbeitung dieser Probleme führte bei Helmholtz sogleich zur Aufrollung des ganzen universellen Fragekomplexes, der mit dem Erhaltungsgesetz untrennbar verknüpft ist, und zu dem mit allen Hilfsmitteln physikalisch-mathematischer Analyse unternommenen Versuch der Zurückführung alles Geschehens auf einfachste Elemente, nämlich auf anziehende oder abstoßende Zentralkräfte zwischen Atomen.

Dieses Bestreben nach Schaffung eines rein mechanischen Weltbildes zieht sich auch durch Helmholtz' späteres Lebenswerk; seine Untersuchungen über „polyzyklische Bewegungen", sowie diejenigen über das „Prinzip der kleinsten Wirkung" sind im wesentlichen veranlaßt durch das Bestreben, die Wärme, wie auch die Elektrizität und damit auch Magnetismus und Licht als „verborgene Bewegungen kleinster Teilchen" zu begreifen und damit den allgemeinen Gesetzen der Mechanik unterzuordnen.

Was in der „Erhaltung der Kraft" (wir sagen jetzt besser: „Erhaltung der Energie") am meisten auffällt, ist die meisterhafte Beherrschung der mathematischen Hilfsmittel seitens des jugendlichen Militärarztes und die programmatisch vielseitige Heranziehung von Beispielen aus allen Gebieten der Physik.

Der so mit einem Schlage berühmt Gewordene wurde in die 1845 durch Du Bois-Reymond begründete Berliner physikalische Gesellschaft bald als Mitglied eingeführt und wirkte fast zehn Jahre lang als Referent für die „Fortschritte der Physik"; seine Referate haben für die Geschichte der Wissenschaft eine weit über das Alltägliche hinausgehende Bedeutung. In den dann folgenden eineinhalb Jahrzehnten seiner Wirksamkeit als Professor der Physiologie in Königsberg, Bonn und Heidelberg ist Helmholtz' wissenschaftliches Schaffen wesentlich aus seiner Tätigkeit als Physiologe zu verstehen; die physikalischen Probleme sind stets durch physiologische angeregt, aber stets ist ihre Verarbeitung nicht mit der Erledigung der physiologischen Ausgangsfrage erschöpft, sondern jedes Problem wird bis in seine äußersten Konsequenzen in physikalischer Beziehung verfolgt. So bilden die Untersuchungen über den Verlauf der Nerven- und Muskelreizung, bei welchen elektrische Stromstöße als genau dosierbare kurz dauernde Reize dienen, die Veranlassung zur Erforschung der Gesetze elektrischer Induktionsströme, der Stromverteilung in körperlichen Leitern und der galvanischen Polarisation. So erweitert sich eine Polemik gegen Brewster über das Wesen der Farben zu ausgedehnten Forschungen über die Farbenwahrnehmung und zum weiteren Ausbau der Youngschen „Drei-Grundfarben-Theorie". Zugleich aber wird hier wohl zum

Digitized by Google

ersten Male die strenge Scheidung zwischen der physiologisch-psychologischen und der physikalischen Farbenlehre durchgeführt, eine Scheidung, deren Nichtbeachtung das tragische Schicksal der Goetheschen Farbenlehre verschuldete. Um hier feste zahlenmäßige Grundlagen zu erhalten, ließ er als Erster durch einen Schüler auch im ultravioletten Teil des Spektrums genaue Messungen der Wellenlänge vornehmen. So führten ihn endlich die Fragen nach der Ursache des Körperlichsehens zur Konstruktion des „Telestereoskops", das von Helmholtz nur als interessante Spielerei betrachtet, später die Grundlage unserer stereoskopischen Entfernungsmesser und ähnlicher Apparate friedlicher und kriegerischer Meßtechnik wurde.

In ganz ähnlicher Weise führten die in Bonn (1855—1858) begonnenen akustischen Untersuchungen über die Kombinationstöne zu ganz neuartigen Betrachtungen über die Zusammensetzung von Schwingungen endlicher Weite und über die Resonanz. Aus der von Helmholtz entwickelten Theorie der Schwingung von Luftsäulen in offenen Röhren — Orgelpfeifen — entwickelten sich mit beinahe logischer Notwendigkeit die späteren grundlegenden hydrodynamischen Untersuchungen über die Strömung in reibenden Flüssigkeiten, über Wirbelbewegung und schließlich über die Bildung von Wogen im Wasser und im Luftmeer.

In der Mannigfaltigkeit der Erscheinungen die einheitlichen Gesetze zu erkennen, kennzeichnet das Wesen des Forschergenies: Unzählige haben schon vor Helmholtz die Zirruswolken in ihrem so merkwürdig regelmäßigen Streifenabstand am Himmel dahinziehen sehen, aber keiner ahnte darin vor Helmholtz die uns durch Dampfkondensation sichtbar gewordenen Kämme von Luftwogen an der Grenze zweier aneinander vorbeiziehenden Luftschichten. Und wenn wir uns ärgern über launisches Aprilwetter, das uns alle halbe Stunden von neuem mit einer Hagelböe überschüttet, so war es Helmholtz vorbehalten, in diesen wie riesige Walzen dunklen Gewölks daherziehenden Böen die sich überschlagenden Gipfel riesenhafter brandender Luftwogen zu erkennen.

Einmal durch diese Betrachtungen der Witterungskunde zugeführt, konnte Helmholtz noch an anderen Punkten diese damals noch verhältnismäßig wenig entwickelte Wissenschaft bereichern. Als begeisterten Freund der Alpen, in denen er fast alljährlich Erholung suchte und fand, reizte ihn die Bewegung der Gletscher, über welche er einen seiner meisterhaften gemeinverständlichen Vorträge hielt, sowie das jedem Alpenbesucher sich so seltsam ungewohnt aufdrängende Phänomen des Föhns, dessen trockenen Gluthauch er aus bekannten Sätzen der Wärmelehre heraus restlos mit allen Nebenerscheinungen zu erklären vermochte. Und wenn Helmholtz endlich die Bildung von Wirbeln an der Grenze parallel bewegter Schichten und die dadurch gewaltig vermehrte Reibung als Ursache erkannte, daß nicht die ganze Erde dauernd von fürchterlichsten Orkanen überzogen wird, so lieferte er damit zugleich die theoretische Grundlage für die weitere Entwicklung der modernen technischen Flüssigkeitslehre mit all ihren Anwendungen auf die Bewegung von Schiffen und Flugzeugen, in welcher die Bildung von Wirbeln an allen Ecken und Kanten eines der wesentlichsten Phänomene darstellt.

Digitized by Google

Seit 1871 als Professor der Physik in Berlin ganz seinem eigentlichsten Arbeitsgebiet ergeben, konnte Helmholtz nunmehr die großzügigen Gedankenreihen durchführen, welche zwar in ihren Anfängen sich schon in die „physiologische" Periode zurückverfolgen lassen, aber nun erst ihre ungestörte Ausreifung erfuhren. Es sind das im wesentlichen:

Die Untersuchungen zur Elektrodynamik, zur Theorie der galvanischen Elemente und damit zusammenhängend zum zweiten Hauptsatz der Wärmelehre, zur Farbenzerstreuung in lichtbrechenden Medien und endlich zur Erkenntnistheorie.

Diese vier Forschungsreihen greifen aufs innigste ineinander. Das verbindende Element ist das Bestreben nach einer Zurückführung aller Erscheinungen auf die Bewegungen kleinster Teilchen, der Atome, und damit nach der Gewinnung einer einheitlichen physikalischen Weltanschauung. In seinen kritischen vergleichenden Untersuchungen zu den verschiedenen Theorien der Elektrodynamik wird er schließlich zu einem der ersten eifrigen Vorkämpfer der bis dahin außerhalb Englands nur wenig anerkannten Vorstellungen Faradays und Maxwells. Er weist auf die Fälle hin, in denen die nach den älteren Fernwirkungstheorien und nach der Faraday-Maxwellschen Nahewirkungstheorie zu erwartenden Erscheinungen voneinander abweichen und damit eine Entscheidung zwischen beiden Anschauungen ermöglichen. So gab er den Anstoß zu der unter seiner Leitung von dem Amerikaner Rowland ausgeführten Arbeit über die magnetische Wirkung einer rotierenden geladenen Scheibe; er selbst führte Experimente über Induktion in ungeschlossenen Leitern aus und veranlaßte schließlich die in ihrem weiteren Verlauf so ergebnisreichen Arbeiten seines großen Schülers Heinrich Hertz. Das Resultat war, wie er schon vorausgeahnt hatte, ein glänzender Erfolg der Maxwell-Faradayschen Anschauung.

Aber auch die allerneueste Entwicklung der Physik keimt schon bei Helmholtz: In einer im Jahre 1881 in England zum Gedächtnis Faradays gehaltenen Rede weist er an Hand der Erscheinungen der Elektrolyse und des von Faraday entdeckten Grundgesetzes derselben auf die logische Notwendigkeit hin, auch die Elektrizität als atomistisch geteilt anzusehen, und entwickelt in späteren Zusätzen eine unitarische Theorie der Elektrizität, welche auch den Leitungsstrom in Metallen als Bewegung elektrischer Atome — wir sagen jetzt „Elektronen" — ansieht. Auch diejenige Erscheinung, welche später eine der Hauptgrundlagen der modernen Elektronenlehre werden sollte, die von Hittorf im Jahre 1867 entdeckten Kathodenstrahlen, erregte sein Interesse und wurde auf seine Veranlassung von H. Hertz untersucht, wenn auch mit einem nicht ganz einwandfreien Ergebnis. Daß auch später die Kathodenstrahlen sein Interesse wachhielten, ergibt sich aus der eifrigen Förderung, die er einem der erfolgreichsten Spezialforscher dieses Gebiets, E. Goldstein, zuteil werden ließ. Die atomistische Struktur von Materie und Elektrizität gab ihm endlich auch das erklärende Prinzip für die Farbenzerstreuung in lichtbrechenden und absorbierenden Medien.

Digitized by Google

Von den erkenntnistheoretischen Untersuchungen sei nur soviel gesagt, daß wir in ihnen schon die Keime zu suchen haben zu vielem, was in der neuesten Zeit in der Entwicklung der allgemeinen Relativitätstheorie sich uns so fremdartig entgegengestellt und doch nichts anderes ist, als die letzte Konsequenz des Mutes, Fragen nach den Grenzen und den letzten Grundlagen unserer Erfahrung über die Dinge außer uns auch wirklich zu Ende zu denken.

Zur Vervollständigung unseres Bildes noch einige Worte über Helmholtz als Lehrer. Er war nicht das, was man einen „guten Lehrer" im landläufigen Sinne nannte. Nicht, als ob ihm die Gabe des Vortrages oder der klaren Darstellung seiner Gedanken gemangelt hätte. Seine „populären Vorträge", die mehrere stattliche Bände füllen, beweisen das Gegenteil, ja sie sind wahre Muster an Klarheit und an Schönheit der Form. Aber es ist ein anderes, wenn es gilt, die Errungenschaften neuester Forschungen in abgerundetem Bilde einem dafür interessierten Hörerkreise vorzutragen, oder aber sich aus der Fülle der drängenden Gedanken tagtäglich wieder herausreißen zu müssen, um die elementarsten Anfangsgründe der Wissenschaft einer sehr buntscheckig zusammengesetzten Hörerschaft mundgerecht zu machen. Wer mag es Helmholtz verargen, wenn er sich da doch etwas als Pegasus im Joche vorkam, wenn er mangelhaft vorbereitet anfing zu improvisieren und dabei die sehr elementaren Anforderungen seines Auditoriums vergaß, um nur noch für sehr wenige Auserwählte verständlich zu bleiben, oder wenn er schließlich einmal an dem von ihm erfundenen Harmonium mit mathematisch reiner Stimmung demonstrierend Zeit und Raum soweit vergaß, daß er für den Rest der Vorlesung den Hörsaal in einen Konzertsaal verwandelte?

Seine wahre Lehrtätigkeit entfaltete Helmholtz nicht im Hörsaal, sondern im Laboratorium. Die zahllosen Arbeiten seiner Schüler, die Anregungen, die, von ihm ausgehend, zu neuen Forschungen Anlaß gaben, das sind die wahren Erfolge des Lehrers Helmholtz. Die ältere Physikergeneration in Deutschland, die jetzt über Sechzigjährigen auf Deutschlands Lehrstühlen, sind die Zeugen seiner Lehrerfolge.

Erst in seinen letzten Lebensjahren genoß Helmholtz das Glück, befreit von allen Verpflichtungen täglicher Anfängervorlesungen und lästiger Prüfungen bloß der Forschung leben zu dürfen. Im Jahre 1887 wurde er zum Präsidenten der neugegründeten Physikalisch-Technischen Reichsanstalt ernannt, der Schöpfung seines ihm an genialem Weitblick so nahe verwandten Freundes W. Siemens. Was er hier geschaffen, der Geist, den er diesem zu Weltruhm gelangten Institut eingeflößt hat, lebt unvergänglich fort. Aber auch die Physik selber wird stets in Deutschland ein wesentlicher Faktor kulturellen und materiellen Fortschritts bleiben, wenn ihre Jünger erfüllt bleiben von dem Geiste des Forschungsdranges und der Liebe zur Wahrheit und Schönheit, wie sie leuchtend strahlten aus den Augen ihres großen Meisters Helmholtz.

Digitized by Google

Germanische Götter und Helden

Von

Universitätsprofessor Dr. Hermann Schneider (Tübingen)

An der Wiege der germanischen Altertumswissenschaft standen zwei Genien, die dem Kinde von ihrem Geist einbliesen und ihre Segenswünsche mit auf den Weg gaben. Es war nicht der eine der gute und der andere der böse; beide haben Segen und Unsegen gewirkt, haben seinen Blick geweitet und abgelenkt, seine Pfade geebnet und es irregeführt. Es waren die Romantik und die klassische Altertumswissenschaft.

Die Romantik richtete das Augenmerk der jungen Wissenschaft gleich in äußerste Höhen und Tiefen. Sie brachte ihr einen heiteren Glauben an sich selbst bei, durch den sie vermeinte, die bisher in kahler Öde starrenden Länder heimischer Vorzeit in all ihren Sitten, ihrem Denken und Fühlen mit einem Male zu umfassen und sich liebend anzueignen. Die klassische Altertumswissenschaft, eine schon Jahrhunderte alte Disziplin, ernst und selbstbewußt, streng systematisiert und auf die Früchte ihrer harten Mühen stolz, nahm die junge Schwester in herbe Zucht und lehrte sie arbeiten. Doch ließ auch sie ein unbekümmertes Umhertummeln immer noch zu auf Gebieten, auf denen Einbildungskraft und verständnisvolles Nachfühlen erste Bedingung zur Erkenntnis schienen. Hier war ihr freilich auch wie überall gänzlich vages Phantasieren verhaßt; ein paar festgefügte Begriffe, ein knapp gefaßtes aber als unfehlbar geltendes Schema prägte sie dem Lehrling ein, das er nach Belieben erfüllen und bekörpern durfte, an dessen Grundlinien es aber kein Rütteln gab.

Das galt zumal von einem Felde der germanischen Vorzeitkunde, das wir heute als das schwierigste scheu verehren, das dem Forscher und Altertumsfreunde die meiste Entsagung auferlegt, das aber die harmlose Frühzeit der Forschung schnell ergründen zu können meinte. In jenem philosophisch-phantasievollen Zeitalter erfüllte die Germanisten vor allem die Frage nach dem, was unsere Vorfahren geglaubt, was sie verehrt, was sie an überweltlichen Kräften mit ihrer Liebe umfaßt und mit ihrer Phantasie herrlich ausgeschmückt haben. Und erleichtert wurde diese vermeinte Forschung, die in Wirklichkeit eben nichts als auch glaubensreiche Phantasie war, durch die klassische Altertumswissenschaft. Von ihr lernte man, wie eine Mythologie beschaffen sein muß, wie in alten Zeiten Mensch zu Gott stand, wie die Gottheiten sich zu einer Hierarchie, zu einem Olymp zusammenschlossen, wie der gläubige Mensch über seine Götter zu fabeln vermag und in diese Mythen einen tiefen natursymbolischen Sinn zu bergen liebt. Vor allem aber tritt in der Antike ja zwischen Gott und Mensch der Halbgott, der Heros, dessen Kräfte und Leistungen das menschliche Durchschnittsmaß überragen, aber doch für menschlichen Ehrgeiz nicht ganz unnachahmlich sind; der halbirdische Sproß, den seine Taten zu den Unsterblichen heben, dessen Lob man in dem Zyklus der Heldensage zu besingen pflegte.

Digitized by Google

Germanische Mythologie, germanische Heldensage: beide Forschungszweige betreiben wir ja noch heute, aber mit herabgestimmten Hoffnungen, mit kritischerem Blick. Zur Erkenntnis der bescheidenen Wahrheiten, die es hier allein für uns gibt, müssen wir Heutigen uns von den beiden Führerinnen völlig frei machen. Die zünftige Germanistik wird sich darüber langsam klar; die Allgemeinheit ist es noch lange nicht.

Vor kurzem noch konnte ein hervorragender Vertreter der klassischen Philologie die Vermutung aussprechen, der Herkules, den die Germanen nach dem Zeugnis des Tacitus gefeiert haben, sei kein anderer gewesen als unser Nationalheld Siegfried. Und vor zwanzig Jahren hat der Verfasser der einzigen wissenschaftlichen Gesamtdarstellung deutscher Heldensage, die wir besitzen, den alten Germanen ausdrücklich Heroensagen und Heroenkult nach griechischer Art zugeschrieben.

Das ist Romantik, mit der wir brechen müssen. Heldensage bedeutet, auf die Germanen angewandt, etwas ganz anderes als in der Antike, und unsere Begriffe von Mythologie müssen wir auch umstellen, wenn wir die spärliche Tradition germanischer Götterlehre vorurteilsfrei einschätzen wollen.

Eine tiefe Kluft scheidet Götterglaube und selbst Göttersage von der rein menschlichen, irdischen Heldensage. Diese Kluft besteht zeitlich und sachlich. Andere Perioden, andere Kulturbewegungen haben diese und jene hervorgebracht. Nur in den Spuren des Götterglaubens weht uns der Geist altgermanischer Urzeit bisweilen an. Die Heldensage ist ein jüngeres Gewächs, keineswegs erborgt und unecht, aber doch erst in der Völkerwanderungszeit emporgeblüht, der Periode der beginnenden und bald durchgeführten Christianisierung. Mögen die Bewohner Germaniens zu Tacitus' Zeiten in ihren Gesängen (man denke ja nicht an längere kunstmäßig gebildete Lieder) Götter und Helden, Tuisto und Arminius, gefeiert haben: von einer Vermischung dieser Gestalten, einer Vergottung der Helden ist ebensowenig zu bemerken wie von einem Hereinragen von Göttern und historischen Helden der Urzeit in die Gebilde, die wir Heldensagen nennen.

Auch darin besteht ein tiefgreifender Unterschied: die Germanen hegten Götterglauben und betrieben Götterkult, aber sie kannten weder Heroenglauben noch Heroenkult. Götterdichtung ist ein junges, vielleicht schon ein Verfallsprodukt, in der älteren, echtheidnischen Zeit kaum noch nachzuweisen. Etwas älteres aber als die Heldendichtung gibt es überhaupt nicht. Wohl mag man sich von den Völkerwanderungshelden mündlich manches zugetragen haben, sie mögen sagenhaft geworden sein, aber das Entscheidende für die Fortpflanzung der Kunde und für unsere Kenntnis von ihnen war, daß einer ein Lied auf die Taten des betreffenden Helden dichtete. Dadurch, durch den künstlerischen Willensakt einzelner, wurde das erst geschaffen, was wir heute als Heldensage bezeichnen, der Held vielleicht erst zu volksläufiger Berühmtheit erhoben.

Die alten Götter der Germanen sind zunächst keine Dichtergeschöpfe gewesen, auch nicht phantasievoll ausgestattet worden mit fabelhaften Kräften und

Digitized by Google

ungeheuren Leistungen. Sie waren Gegenstände des Glaubens und der Verehrung, offenbar nicht vor allem der Scheu und des Grauens, wie es nach Tacitus scheinen möchte. Ein unbekümmertes Anthropomorphisieren hat allmählich Platz gegriffen und die vielleicht älteren mehr dämonischen Vorstellungen verdrängt.

Über die Götter der Vorfahren wissen wir zu wenig und zu viel; zu wenig, wenn wir nach den wirklichen religiösen Elementen, den Glaubensbestandteilen fragen. Da fehlt so gut wie alle sichere Kenntnis, da die christlichen Bekehrer sich in Bekämpfung und Feindschaft erschöpften. Im Norden des 13. Jahrhunderts faßte man ein wohlwollendes gelehrtes Interesse für das längst überwundene Heidentum und seine Götterwelt. Aber die verwirrende Vielheit von Göttern und Göttinnen, die da aufgeboten wird, stellt entschieden ein Zuviel dar: All diese Wesen und die Taten dieser Wesen können nicht geglaubt worden sein. Es war gelehrte Spielerei, die dieses Zwölfgöttersystem ausbaute, oft liebenswürdige, oft groteske Fabelei, Novellistik auf hoher Entwicklungsstufe, die kaum noch etwas ahnen läßt von dem, was im 13. Jahrhundert noch an Glaubenselementen alter Zeit bekannt war.

Die germanischen Götter hatten keinen Olymp, sie hatten auch keinen Jupiter an ihrer Spitze. Es ist charakteristisch für diese noch unentwickelte und ganz unsystematisierte Religion, daß man sich stammweise zu verschiedenen Obergöttern bekannte. Dennoch zerflatterte die germanische Göttervorstellung nicht in lauter landschaftliche Dämonenkulte. Ein paar Persönlichkeiten gehen durch und nur ihre Rangordnung ist verschieden.

Sehr schwer ist es, die Brücke zu schlagen von den Nachrichten des Tacitus zu den so spärlichen späteren Zeugnissen über die Germanengötter des Kontinents. Zwei Namen bleiben lebendig: Der Gott Ingwi des Nordens (Beiname des Frey) ist identisch mit dem Stammvater der Taciteischen Ingväonen, und an Stelle der Göttin Nerthus tritt in späteren Jahrhunderten Njörd, der Vater eben dieses Frey. Den Toten- und Windgott Merkur des Tacitus deutet man allgemein auf Wodan.

Wirklich lebendig werden uns von allen altbezeugten und gemeingermanischen Göttern nur zwei: Wodan und Donar. Dieser die personifizierte Naturkraft, jener aus dämonischen Funktionen in längerer Entwicklung erst zu einer Art Himmelsgott emporgeadelt. Beide mußten in ihrem Herrschaftsgebiet die für die Germanen wichtigste Rolle des Kriegsgottes mit übernehmen. Die Gestalt des alten Kriegsgottes Ziu verschwimmt uns im Nebel. Er ist seinem Namen nach der hehrste und älteste aller Götter, entsprechend dem griechischen Zeus. Aber er bleibt uns Name, und auch die reiche junge Fabelei des Nordens vermag das Dunkel nicht zu hellen, das über den Götterpersönlichkeiten des Frey, des Njörd, des Balder selbst und der Wodansgattin Frija liegt. Von allen glauben wir zu wissen, daß ihr Kult germanisch war; von dem bösen Unterweltsdämon Loki, der im Norden allein farbiger und ebenbürtiger Gegenspieler der Asen ist, steht nicht einmal das fest.

Digitized by Google

Die Götter sind mehr als Menschen; aber nur quantitativ, nicht qualitativ. Wodan, so berichtet der einzige althochdeutsche Spruch, der von ihm handelt, ist ein Meister zauberischen Heilwesens. An ihn muß man sich halten, so erzählt eine alte langobardische Stammessage, wenn man des Schlachtensieges teilhaftig werden will. Aber der Wodan dieser Geschichte wird von einem Weibe überlistet, wie er in jener als überlegener Konkurrent die gleichfalls zauberkundigen Göttinnen erst aus dem Felde schlagen muß. Er verfügt wie alle anderen Götter über gesteigerte Naturkräfte, aufheben kann er sie nicht. Die Götter insgesamt unterstehen einer höheren Macht, sie sind auch nicht unsterblich, sondern dem Untergange geweiht, und das Göttergeschick (oder die Götterdämmerung, wie eine falsche Etymologie es nennt), der Götter Ende ist eines der wenigen greifbaren Elemente altgermanischer Glaubensvorstellung.

Dennoch hoffte der Germane doch wohl auf ein Leben nach dem Tode, er hoffte auf die Ehre, zu den Göttern aufgenommen zu werden. Denn er ist ihr Freund und rechnet auch auf ihre Freundschaft. Eine Art kameradschaftliche Stellung zu den Göttern mag etwas Junges sein, aber es mutet in nordischen Berichten, etwa wo das vertrauliche Verhältnis einiger Isländer und Norweger zu dem Gotte Thor hervorgehoben wird, doch so erfrischend und gesund an, daß man es gern für echt germanisch halten möchte. Christlich ist es auf jeden Fall nicht. Ein Gefühl der Demut gegenüber den Göttern scheint etwas ganz ungermanisches gewesen zu sein. Ihnen große sittliche Vollendung anzudichten lag unseren Vorfahren fern, auch in einer Zeit, als der Sinn für skandalöse Götteranekdötchen noch nicht ausgebildet war.

Es läge nahe, anzunehmen, daß der Gott auch der gute Freund des Mannes gewesen und daß dies in der Dichtung zum Ausdruck gekommen sei: altgermanische Helden als besondere Schützlinge der Götter, die über ihren Taten wachen und ihnen zu herrlichem Siege verhelfen.

Mag sein, daß germanische Dichtung der Frühzeit sich in der Ausmalung eines solchen Verhältnisses gefiel; die Heldendichtung und die Helden, die wir kennen, haben damit nichts mehr zu tun, und sind erst durch spätere fabulierende Willkür in Verhältnis zu den Göttern gesetzt worden.

Uhland sah in dem Gotte Odin den „Grundstein" der gesamten Nibelungensage und sprach damit den Gedanken aus, der jahrzehntelang die ganze Germanistik beherrschte. Als Wagners Ringdichtung entstand, vertrat die Wissenschaft diese Meinung. Er hat sie übernommen, und sein Wotan, der Ahn und Herr des herrlichen Welsungengeschlechts, verdankt seine dichterische Großmachtstellung einem religions- und sagengeschichtlichen Irrtum.

Siegfried ist von Hause aus weder ein vermenschlichter Sonnengott noch ein besonderer Götterschützling. Wodans Rolle in seiner Lebensgeschichte ist erst später und nur in nordischen Quellen eingefügt worden. Als bei den Franken des 5. oder 6. Jahrhunderts zuerst ein Heldenlied von Siegfried entstand, da war er nichts weiter als irdischer Held. Die heidnischen Götter waren für diese Poeten keine realen Größen mehr. Die Burgunden, die unter König Gunther

Digitized by Google

von den Hunnen vernichtet wurden, waren ebensogut Christen wie die Ostgoten, die eigentlichen Schöpfer des Heldengesanges. In ihren alten Volksüberlieferungen mochte sich noch eine verworrene Kunde von den Asen erhalten haben, vielleicht als den menschlichen Stammvätern ihrer Könige. Sie mit diesen selbst zu vermischen, kam ihnen nicht bei. Der Sänger der Völkerwanderungszeit wendete sich an ein Publikum, das Heldentum und Heldengesinnung hochschätzte, Sippen- und Vasallentreue gerne gepriesen hörte und einfach menschliche Leidenschaften und Konflikte behandelt wissen wollte, wie sie jene tatenreiche und schicksalsharte Zeit mit sich brachte. Das Heroentum, das sich da aussprach und auswirkte, war durchaus irdisch und real, wenn auch nicht im strengen Sinne historisch.

Wir wissen von diesen wahren altgermanischen Helden, die den Gegenstand der Heldensage des 5. bis 7. Jahrhunderts bildeten, mehr als von den Göttern; die Persönlichkeiten stehen in hellerem historischem Licht und so auch die Genesis ihrer Verehrung. Aber klar ist das Bild meist nicht, und kaum je können wir eine lückenlose Entwicklungsreihe bis zur mittelhochdeutschen Dichtung hin verfolgen. Wir wissen, die Franken haben von Siegfrieds Ermordung gesungen; aber wer dieser Siegfried eigentlich gewesen ist, das wissen wir nicht. Desgleichen nicht, ob es einmal in der Wirklichkeit einen Helden Walther gegeben und welchem Volksstamm er angehört hat. Aber wir können die Zeit bestimmen, in der König Gunther von Burgund vor den Hunnen zugrunde ging, und haben sogar verstehen lernen, wie ihm die Sage die Rächerin Kriemhild zur Schwester geben konnte. Es läßt sich verfolgen, wie ein Gotenkönig des 4. Jahrhunderts, Ermanarich, allmählich tyrannische, „wölfische" Züge erhält, zum Helden einer schauervollen Familiengeschichte wird und schließlich zum wütenden Gegner des berühmtesten aller Gotenkönige, des 150 Jahre jüngeren Theoderich (Dietrich von Bern).

Wir bemühen uns, die größten dieser Helden, eben einen Siegfried, Walther, Wieland, Dietrich als Individualitäten zu fassen. Das ist eigentlich unhistorisch. Der Held des altgermanischen Heldensanges war Held und trug als solcher typische Züge. Individualisierung ist etwas Jüngeres. Tapferkeit, Ehrgefühl, Treue gegen die Seinen sind die einfachen Grundlinien seines Wesens. Es ist fraglich, ob die großen und vielgescholtenen Intriganten der mittelhochdeutschen Heldendichtung, Hagen und Wittich, von Hause aus etwas anderes gewesen sind als Vertreter des getreuen Vasallentypus. Dietrich von Bern trägt ja in der verkümmerten und zertrümmerten Dichtung des 13. Jahrhunderts merkwürdig persönliche Züge. Wie man dem schönen Erzbildnis von Peter Vischer in der Innsbrucker Hofkirche einen Zug tiefer Melancholie abnehmen kann, so ist auch in der späten Epik diesem typischen Recken, d. h. Verbannten, der Stempel des Unglücks, des Mißerfolges aufgedrückt. Für die alte Heldensage ist das kaum denkbar. Es mag das Gotenschicksal sein, das sich in den erfabelten Erlebnissen des großen Königs widerspiegelt. Die Züge von Zagheit und mangelnder Energie, die ihm die späteren Spielleute aufgeheftet haben, sind erst recht unecht.

Digitized by Google

Welche Rolle haben diese Helden für die Deutschen des Mittelalters gespielt? Standen sie ihrem Herzen nahe, leuchteten sie durch ihre Tugenden vor, waren sie „Nationalhelden"? Man kann diese Frage bejahen für die Blütezeit des Heldensangs, vielleicht bis ins 8. Jahrhundert. Karl der Große bemühte sich noch um die alten Heldenlieder, aber sein Interesse war bereits historisch, antiquarisch; sein geistlicher Berater Alkuin hat hart abgesprochen über die stellenweise noch bestehende Vorliebe für den Heldentypus der Vorzeit: „Was hat ein Ingeld (ein berühmter nordischer Held) mit Christus gemein?" Geistliche Polemik, die dem Götterglauben zuleibe ging, suchte auch die Heldendichtung verächtlich zu machen, weil sie so diesseitig, so gänzlich unspiritualistisch war. Nur in unliterarischen Kreisen wucherte die Kunde der Helden, pflanzten sich die Lieder in den nächsten Jahrhunderten fort, zersungen zwar und entartet, aber doch noch lebenskräftig und wirksam. Die Spielleute auf der Straße und unter der Dorflinde singen weiter von Siegfried und Dietrich, und es mochte doch mancher Ritter und selbst Pfaffe gelegentlich herantreten und gerne zuhören. Lamprechts Alexandergedicht in der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts verschmäht nicht, solche Kenntnis zu verraten. In der zweiten Hälfte dieses aufstiegfreudigen und keimereichen Jahrhunderts ist es endlich so weit, daß die beginnende Buchepik sich stoffhungrig auch dieser alten Helden und ihrer Schicksale bemächtigt. Die alten Lieder von der Nibelungen Not, von Hildes Entführung, von Dietrichs Flucht und der Rabenschlacht werden noch vor 1200 zu breiten Erzählungen oder Lesegedichten ausgesponnen. Auch in Norwegen und Island, wohin die Lieder schon zeitig gedrungen waren und sich treuer erhalten hatten als anderswo, erstand damals, moderner, unheroischer, ritterlich-sentimental neue Dichtung über die alten Helden; teils behielt sie die Liedform bei, teils auch wählte sie die Form des Prosaromans.

So konnte man in Deutschland und im Norden des 13. Jahrhunderts aus Büchern lesen und vorlesen hören von Siegfried, Dietrich, Walther, von der Seekönigstochter Hilde und von Wolfdietrich, ursprünglich einem Frankenkönig des 6. Jahrhunderts. Die Historiker zuckten die Achseln. Die stoffesfrohen Laien aber wußten nicht und wollten nicht wissen, wo diese Geschichten herkamen. Sie besaßen ihnen innere Wahrheit und beschäftigten ihre Phantasie. Diese neu emporgeblühte Popularität wurde aber, wenn man vom Nibelungenlied absieht, mehr den späteren, künstlerisch unbedeutenden Epen zuteil, als den gehaltvollen und sagenechten. Es waren noch immer nicht die feinsten und gebildetsten Kreise des Publikums, die sich für diese Stoffe interessierten, und so hörte man statt der altüberkommenen Heldensagen und -konflikte der Wanderzeit lieber in modischem Aufputze von einem willkürlich ersonnenen Zweikampfe zwischen Dietrich und Siegfried im Rosengarten oder von den märchenhaften Orientfahrten Wolfdietrichs, oder ließ sich die grotesk ausgemalte Ortssage von Dietrichs Kampf mit dem jungen Riesen Ecke erzählen. Bis ins 16. Jahrhundert dauerte die Freude des geringeren Lesepublikums an diesen Geschichten und Gestalten fort. Hans Sachs noch hat Siegfried und Dietrich, ein jüngerer

Digitized by Google

Nürnberger Dichter zu Beginn des 17. Jahrhunderts den Wolfdietrich aufs Theater gebracht. Dann entschwanden die Helden endgültig dem Bewußtsein des Volkes, das seine Götter schon seit Jahrhunderten vergessen hatte.

Schon das Hochmittelalter kannte also die Helden — und wir können für Skandinavien hinzufügen die Götter — nur als literarische Persönlichkeiten, als handelnde Gestalten dichterischer Kunstwerke, nicht als lebendig geglaubte oder auch nur historisch für unbedingt wirklich genommene reale Größen. Die Gegenwart mag sich das gesagt sein lassen. Wir können, wenn wir ehrlich sind, unsere Schüler nicht germanische Mythologie und Heroenkunde lernen lassen; wir müßten ihnen bare Phantastik als sichere Wissenschaft vorsetzen und dagegen wehren wir uns, auch wenn der Dilettantismus im eigenen germanistischen Lager für eine rein deutsche altertumskundliche Erziehung eintritt. Daß diese Gestalten dem jungen Deutschen von heute lebendig werden, wünschen wir trotzdem. Aber sie können es, wie schon Wilhelm Grimm einmal ähnlich ausgesprochen hat, nur durch das Medium des Literaturwerkes. Die Edda, der Waltharius, das Nibelungenlied, sie sollen gekannt und geliebt werden und Begeisterung wecken, nicht als Ausgeburten unverfälschten germanischen Urwesens und Urglaubens, sondern als Höhepunkte germanischer Kunst, die in der Vergangenheit wurzeln, aber sie in der verklärenden Umgestaltung durch das große dichterische Individuum zeigen.

Ein Wohltäter der Menschheit

Rudolf Virchow, † 5. September 1902, zum Gedächtnis

Von

Professor Richard Eickhoff

Unter den Männern, die im alten Deutschland zu den führenden Geistern unseres Volkes zählten, ragt Rudolf Virchow leuchtend hervor, denn er war gleich groß als bahnbrechender Forscher und Gelehrter wie als unerschrockener, überzeugungstreuer Volksmann und Patriot. Und da ich das Glück hatte, diesem ausgezeichneten Manne persönlich näherzutreten, so wird es mir vielleicht gestattet sein, die Erinnerungen, die mich an ihn knüpfen, aufzufrischen und zugleich kurz darzustellen, wie er zu einem Wohltäter der Menschheit wurde, dessen Andenken fortleben wird bis in die fernsten Zeiten.

*

Es war im Sommer 1898, als ich Rudolf Virchow persönlich kennen lernte. Er hatte seiner Gewohnheit gemäß der Versammlung deutscher Naturforscher und Ärzte, in der er seit langem den Mittelpunkt der Aufmerksamkeit bildete, in Düsseldorf beigewohnt und war mit vielen anderen Teilnehmern

Digitized by Google

dieser Versammlung einer Einladung der Stadt Remscheid zu einem Besuche des sogenannten Schlosses Küppelstein gefolgt, das, zu Häupten der Wupper auf einer waldumkränzten Bergeshöhe gelegen, einen prächtigen Blick auf die Kaiser-Wilhelm-Brücke bietet, die, im Jahre 1897 vollendet, bekanntlich in einer Höhe von 107 Metern über dem Wasserspiegel pfeilerlos den Fluß überbrückt und zu den Wunderwerken moderner Technik gehört. Wenige Wochen vorher — im Juni 1898 — war ich von dem Thüringer Wahlkreise Mühlhausen-Langensalza-Weißensee in den Reichstag gewählt worden und stellte mich Virchow als „einen seiner Biographen" vor. Ich hatte nämlich sein Lebensbild in dem freisinnigen Volkskalender „Der kleine Wanderer" für 1898 veröffentlicht. Virchow kannte es schon und lächelte bei meinen Worten fein, denn er selbst hatte in demselben Kalender, den sein und Waldecks Bildnis schmückt, Erinnerungen an den westfälischen Volksmann geschrieben, dessen Andenken auch heute noch unter den freisinnigen Deutschen fortlebt; auch Albert Träger und August Munckel hatten, dieser zum Gedächtnis des Jahres 1848, jener — in schwungvollen Versen — zur Feier des Völkerfrühlings vor 50 Jahren, Beiträge zu diesem Kalender geliefert, der bei Karl Flemming in Glogau erschien und lange Zeit in freisinnigen Bürgerkreisen viel gelesen wurde. Virchow stand im Jahre 1898 schon im 77. Lebensjahre, aber er war von einer bewunderungswürdigen Frische des Geistes und des Körpers und war es bis zu seinem Lebensende. Noch sehe ich den großen Forscher leibhaftig vor mir, wie er bei dem Feste auf Schloß Küppelstein, auf einem Stuhle stehend, durch eine geistvolle Ansprache die Hörer entzückte. Und ebenso frisch und rüstig fand ich ihn dann in der Berliner Gesellschaft wieder, wo es mir vergönnt war, ihm persönlich näherzutreten. Allmählich hatten auch die herrschenden Kreise eingesehen, daß sie sich nur vor der ganzen Kulturwelt bloßstellten, wenn sie dem Gelehrten von Weltruf die Ehren vorenthielten, die sonst den Fürsten der Wissenschaft in so reichem Maße zuteil werden. Virchows Ruf war längst in alle Länder gedrungen, während er in seiner eigenen Heimat noch fast geächtet zu sein schien, denn überall hatten seine Schüler den Ruhm ihres Meisters verkündet. Man braucht nur die Schilderungen zu lesen, die die ausländische Presse von seinen Besuchen, z. B. in England und Rußland, gab. So schrieb das „British Medical Journal" bei Virchows Anwesenheit in London in einem Leitartikel, wohl nur wenige Menschen von Professor Virchows Alter — der große Forscher war damals schon ein Siebziger — könnten die geistige und physische Tat vollbringen, Tausende von Meilen weit zu reisen, um dann vor einem fremden Auditorium eine lange Rede — noch dazu in einer fremden Sprache — zu halten; die wenigsten aber hätten es verstanden, die heterogenen Elemente des Vortrages in eine so gedrungene und logische Form zu bringen oder ihre Schlußfolgerungen in einen so wohlerwogenen und durchsichtigen Ausdruck zu kleiden. „Und am bewunderungswürdigsten war die Geistesfrische des verehrten Vortragenden. Der Skeptizismus, der auf dem Grunde aller seiner großen

Digitized by Google

Entdeckungen ruht, leuchtet noch immer hervor, aber er zeigt nichts von der Verknöcherung durch Vorurteile, wie wir sie nur zu oft bei denen finden, welche die Reihen der Kämpfer verlassen, um über ihnen als Richter zu sitzen." So urteilte im Lande Darwins ein angesehenes Fachorgan über Virchows Skeptizismus, indem es zugleich seine unermüdliche Energie und die begeisterte Hingabe des Gelehrten an sein Lebenswerk rühmte, von dem man vor allem lernen könne, unentwegt tätig zu sein in der Erforschung der Wahrheit. „Möge es ihm," so schloß das Blatt seine Huldigung, „möge es ihm lange vergönnt sein, den Triumph seines Werkes und dessen Verbreitung durch seine Schüler zu sehen, ruhig in der Überzeugung, daß er sich seine Krone errungen hat und daß er für immer zu den Unsterblichen zählt."

Hier ist der Ort, ein Wort über Virchows wissenschaftlichen Skeptizismus zu sagen, an dem der nun auch verstorbene Ernst Haeckel einst so scharfe Kritik übte. Noch nach Virchows Tode verargte ihm Haeckel immer wieder, daß Virchow sich im Jahre 1877 so eindringlich gegen die Einführung der Deszendenzlehre in den Schulunterricht ausgesprochen hatte. Ein Gegensatz zwischen den beiden Männern, dem Lehrer und seinem Schüler, war tatsächlich vorhanden, aber nur in dieser einen Frage, und dieser Gegensatz ist aus den so ganz verschiedenen Verhältnissen und dem verschiedenen Charakter der beiden großen Gelehrten zu erklären. Aber wie Haeckel trotz der scharfen Kritik, die er an der Stellung Virchows zur Abstammungslehre übte, dennoch die wissenschaftliche Größe des Lehrers stets anerkannte, so bewahrte dieser auch Haeckel dauernd eine treue Anhänglichkeit und hohe Achtung, ja er war geradezu stolz auf diesen Schüler, der eine Zeitlang auch sein Assistent war. Treffend hat dies ein akademischer Lehrer, der viele Jahre an Virchows Seite gearbeitet hat, noch im Jahre 1905 dargelegt, indem er erzählte, wie Virchow einst aus der umfangreichen Sammlung des Pathologischen Instituts, die sich jetzt im Pathologischen Museum befindet, ein Präparat hervorholte, das er noch von Würzburg mitgebracht hatte, und es ihm mit den Worten reichte: „Da ist noch ein Etikett von Haeckel." Und derselbe Gelehrte hat uns erzählt, wie Virchow selber Ende der siebziger Jahre, nachdem er „dem Unermüdlichen fast den ganzen Tag bei der anthropologischen Messung exotischer Gäste assistiert", seine Fehde mit Haeckel in kürzester und treffendster Weise mit den Worten gekennzeichnet habe: „Haeckel vergißt, daß ich Volksvertreter bin. Als solcher muß ich auch der Meinung der Gegner Rechnung tragen und darf auch eine Minderheit nicht zu vergewaltigen suchen." Mit dieser Bemerkung traf Virchow den Nagel auf den Kopf. Denn was ihn vor den meisten großen Gelehrten, auch vor Haeckel, ausgezeichnet hat, das ist der Umstand, daß in ihm Wissenschaft und Politik sich immer wieder berührten und gegenseitig befruchteten, daß er nicht nur ein großer Gelehrter und ein ausgezeichneter akademischer Lehrer, sondern auch ein hervorragender Politiker gewesen ist. Ich habe in dem erwähnten Lebensbild geschildert, was der Parlamentarier Virchow in langen Jahren — seit der Begründung der

Digitized by Google

Deutschen Fortschrittspartei im Jahre 1861 — unserem Volke gewesen ist, und es war nur selbstverständlich, daß der Mann der Wissenschaft, der auch das Wort vom „Kulturkampf" geprägt hat, ohne jemals zu den sogenannten Kulturkämpfern gezählt zu haben, in erster Linie die Kulturfragen behandelte, die namentlich im Abgeordnetenhause eine so bedeutende Rolle spielten, mochte es sich um das reaktionäre Zedlitzsche Schulgesetz des Jahres 1892, um das Schulaufsichtsgesetz, um die Abschaffung der Vorschule oder andere Kulturfragen handeln, die hier nicht einzeln aufgezählt werden können. Wenn Virchow sich unter den damals in Preußen und Deutschland herrschenden politischen Zuständen nicht für berechtigt hielt, die Einführung des Monismus in die Schule zu befürworten, so wird man seinen politischen Gründen Gerechtigkeit widerfahren lassen müssen. Denn den wissenschaftlichen Anschauungen seiner Jugendzeit ist er bis ins höchste Alter treu geblieben und hat bis zuletzt an ihrem Ausbau gearbeitet. Dafür sind die 55 Jahrgänge seines „Archivs", die er herausgegeben hat, ein glänzendes Zeugnis. In dem ersten Hefte, das nach dem Heimgange des Begründers erschien, veröffentlichte sein langjähriger Freund und Mitarbeiter, Professor Oskar Israel, einen Aufsatz zum Gedächtnis des Verewigten, „Rudolf Virchow und sein Archiv". In diesem Aufsatz zeigt uns Professor Israel den umfassenden, schöpferischen Geist Virchows im hellsten Lichte. Virchow schrieb nicht nur die „Leitartikel" bei besonderen Gelegenheiten, Nekrologe, Mahnungen an die Mitarbeiter usw., er war nicht nur Herausgeber, sondern auch der Redakteur, der selbst vor der mechanischen und so ermüdenden Arbeit des Korrekturlesens nicht zurückscheute, wie ihm denn die kleinste oder selbst kleinlichste Arbeit nie zu gering erschien. Dabei wandte er, wie uns Israel berichtet, auch scheinbar äußerlichen Dingen, wie der Rechtschreibung, sein ganzes Interesse zu. Die Sorge um die Verständlichkeit des Ausdrucks, besonders bei Arbeiten ausländischer Autoren, hat ihm manche böse Stunde bereitet und die Ruhe vieler Nächte geraubt. Er sah aber in der zweifellosen Verständlichkeit des literarischen Ausdrucks das notwendige Ergebnis einer vollkommenen sachlichen Durcharbeitung. Gewohnt, in jeder Weise selbständig zu denken und zu handeln, bildete er eine nach eigenen Grundsätzen frei entwickelte Rechtschreibung aus und zog sie angesichts der unglücklichen Lage der deutschen Rechtschreibung halben Maßregeln vor; mit großer Konsequenz und keine Mühe scheuender Genauigkeit verfuhr er dabei. Durch die stille Arbeit an seinem Organ übte er wohl den größten Teil seines die wissenschaftliche Produktion aller Kulturländer fördernden und belebenden Einflusses aus. Neben dem echt nationalen Streben, durch das er, lange bevor die deutsche Einheit zur Tat geworden war, in seinem Archiv ein deutsches Zentrum für die wissenschaftliche Produktion der medizinischen Gelehrten schaffen wollte, bemühte er sich erfolgreich, den Gemeinsinn der Forscher zu heben und sie selbst für den Aufschwung der Zeitschrift zu interessieren. Professor Israel meint, nur der weisen ökonomischen Leitung sei die große Verbreitung des Archivs über den ganzen Erdkreis zu danken, und

Digitized by Google

dann rühmt er, wie sich Virchow die Veredelung des früher in Polemiken üblichen Tons angelegen sein ließ. „Allerdings," schrieb dieser 1861, „schließt die Wissenschaft die Kompromisse aus, weil sie immer die volle Wahrheit zutage fördern muß. Daher geht es ohne Kampf nicht ab, und dieser Kampf kann und muß zuweilen heftig werden. Aber muß er deshalb beleidigend sein? Ist es im wissenschaftlichen Interesse, die Person immer mit der Sache zu schlagen? Hat nicht gerade die Wissenschaft das schöne Vorrecht, ihre Streitigkeiten rein objektiv durchführen zu können?" Die streng objektive, jederzeit versöhnliche Haltung seines Leiters hat dem Archiv jede häßliche Polemik ferngehalten. Jeder hatte Zutritt, welcher besonderen Schule er folgte, welche Meinung er auch vertrat. Sorgfältige Arbeit und ernste Kritik legitimierten auch den Gegner als erwünschten Mitarbeiter ... Das Ziel, das Virchow in seinem Archiv erstrebte, die Erhebung der Pathologie zu einer biologischen Wissenschaft, durfte er als erreicht ansehen: „Ich sehe das gesichert," sagte er im 150. Bande, „was ich seit meinem Eintritt in die forschende Tätigkeit angestrebt habe und was mir allerdings so teuer geworden ist, als wäre es mein persönliches Besitztum. Ich weiß jetzt, daß die biologische Richtung auch nach mir entwicklungsfähig und die Grundlage bleiben wird, welche bewußt oder unbewußt nicht nur dem pathologischen Forscher, sondern auch dem praktischen Arzt als ein Boden für sein Denken und seine Entschließungen dienen kann."

Daß die Lehre von der Zellularpathologie, die Virchow begründet und in dem 1858 erschienenen grundlegenden Werke: „Die Zellularpathologie in ihrer Anwendung auf physiologische und pathologische Gewebelehre" ausgebildet hat, allein schon ausreichen würde, um ihrem Urheber die Unsterblichkeit zu sichern, wird jeder zugeben müssen, der sich vergegenwärtigen kann, wie dieses Werk eine vollständige Umwälzung der medizinischen Anschauungen herbeigeführt hat. Man darf ohne Übertreibung sagen: Virchows Name bedeutet seitdem eine neue Epoche in der Geschichte der Medizin. Allein wie sehr der große Forscher darauf ausging, in seiner Wissenschaft den ganzen Menschen zu umfassen, scheint mir vor allem der Umstand zu beweisen, daß er in der zweiten Hälfte seines Lebens mit der Frische eines Jünglings sich auf die Anthropologie warf, die Lehre von der physischen Beschaffenheit und Zusammengehörigkeit der Völker und ihrer Rassen. Auch hier verfolgte er den ihm eigenen Gang vom Kleinen und Einzelnen zum Großen und Allgemeinen. Aber auch hier muß man es als sein Hauptverdienst bezeichnen, daß er die Anthropologie vor verfrühten und übereilten Allgemeinschlüssen bewahrte und sie auf dem Wege vorsichtiger methodischer Forschung erhielt. Diesen Standpunkt vorsichtiger Forschung vertrat er namentlich auch in den Versammlungen der Deutschen Anthropologischen Gesellschaft, die er 1869 in Innsbruck begründete, und in den Sitzungen der Berliner Anthropologischen Gesellschaft, die er in demselben Jahre ins Leben rief. Daß er auch die Anthropologie durch eine Menge eigener Untersuchungen bereicherte, versteht sich von selbst:

Digitized by Google

in den Pfahlbauten der Schweiz, in den Hünengräbern Skandinaviens und Rußlands spürte er der Urgeschichte der Menschheit nach und ward dabei vielen anderen Jüngern der Wissenschaft Führer und Lehrer auf den dunkeln Pfaden der Forschung.

Doch nun war auch Rudolf Virchow bald an der Grenze angelangt, die dem Leben jedes Sterblichen vom Schicksal bestimmt ist. Zwar schienen seine Geistes- und Körperkräfte auch dann kaum zu schwinden, als er das Alter des Patriarchen erreicht hatte: wie sein siebzigster, so wurde auch sein achtzigster Geburtstag — er war am 13. Oktober 1821 zu Schievelbein (Hinterpommern) geboren — zu einem wahrhaft internationalen Feste, denn die hervorragendsten Vertreter der medizinischen Wissenschaft aus allen Kulturländern strömten wieder in Berlin zusammen, um dem Reformator der Medizin ihre Huldigungen darzubringen, dem jetzt auch das eigene Vaterland die äußeren Ehren endlich zuteil werden ließ, die anderen Gelehrten weit geringeren Ranges längst in einem früheren Alter verliehen worden waren. Aber trotz seiner bewundernswerten Frische sollte es ihm doch nicht mehr beschieden sein, auch das 81. Geburtstagsfest zu feiern. Denn ein unglücklicher Zufall, der den Greis beim Besteigen der Straßenbahn ereilte, sollte seinen Tod früher herbeiführen, als es in den Sternen geschrieben schien. Es ist bekannt, wie der große Forscher seine Krankheit dann selber noch mit der ihm eigenen scharfen Beobachtungsgabe verfolgt, wie er mit dem Kennerauge des erfahrenen Arztes das Krankheitsbild sorgfältig betrachtet hat, das der unglückliche Sturz hervorgerufen hatte. Doch mochte auch die Wunde noch zu heilen sein: es scheint, daß die Schmerzen die Kräfte des Greises bald so geschwächt haben, daß der Allbezwinger, der Tod, auch über dieses kostbare Leben den Sieg davontrug: der 5. September 1902 ist der schwarze Tag, an dem Deutschland eines seiner besten und größten Söhne, an dem die Menschheit eines ihrer Wohltäter beraubt wurde. Es braucht nicht erst gesagt zu werden, daß die Stadt Berlin, die ihm so unendlich viel verdankte, ihrem Ehrenbürger ein Leichenbegängnis bereitete, wie es seiner würdig war.

Literarische Berichte

Die Stadt Konstanz. Von Albert v. Hofmann. Mit 2 Stadtplänen und 1 Uebersichtskärtchen. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Eine ganz eigene Art der Geschichtsbetrachtung zeichnet die Bücher des bekannten Historikers Albert v. Hofmann aus. Kein trockenes Aufzählen von Tatsachen, kein geistloses Aneinanderreihen von Zahlen! Vielmehr werden Bedingungen und Ergebnisse zu lebendigem Ganzen zusammengewirkt. Dem Ursprung des Stiles eines Landes, eines Volkes, enger gegriffen noch in der neuen Sammlung „Deutsche Stadtbilder" eines Ortes, wird sorgsam nachgegangen. Religiöse und politische Kämpfe, aufs engste verquickte Formen der Entwicklung bilden den Untergrund, aus dem, allmählich vorrückend, ein umfassendes Bild des städtischen Lebens erwächst. Die geographische Lage als wesentliche Bedingung genommen, fügt ein neues Moment in die geschichtliche Forschung. Der erste Band der neuen Reihe „Die Stadt Konstanz"

Digitized by Google

(als nächster ist Regensburg vorgesehen) bringt gleich in glücklichster Weise diese Betrachtungsart zur Geltung. Von geistlicher und weltlicher Macht gleich stark begehrt, erhält der Ort eine besondere Note, landschaftlich wie strategisch, durch die weite Wasserfläche des Bodensees und die umgrenzenden Gebirgsketten. Dem stumpfen Auge nicht ohne weiteres zugänglich, enthüllen sich unter Hofmanns liebevoll schürfender Führung Erinnerungen an tausendfältige Zusammenhänge mit großen historischen Vorgängen, in die die Stadt einbezogen wurde. Ihr Aufstieg zu politischer Bedeutung zog ihren Aufschwung als Handelsplatz und somit auch künstlerische und bauliche Vervollkommnung nach sich. Ohne sich lediglich an lokalgeschichtliche Traditionen zu binden, ist hier großzügig und doch mit individuellem Eingehen auf wichtige Kleinigkeiten, der Geist erfaßt, der das geschichtliche Werden leitete. Wenn man dies Buch gelesen hat, weiß man, worin der Hauptreiz gerade dieser Stadt liegt und warum sie so geworden ist, unausweichlich so werden mußte, wie sie heute, ein nicht immer ehrfurchtsvoll behandelter Reliquienschrein, vor uns steht. S.

Die Einheitsschulbewegung. Von Dr. Ernst Fock. Mit 22 Skizzen. Berlin, Otto Salle.

Wer hat heute, wo bereits eine ganze Bibliothek von Schriften über die Einheitsschule erschienen ist und die Fachzeitschriften von Aufsätzen darüber wimmeln, noch Zeit und Gelegenheit, dieses brennendste aller pädagogischen Probleme der Gegenwart im einzelnen zu verfolgen? Da springt Fock hilfsbereit und zuverlässig in die Bresche. Seine klare Schrift ermöglicht es jedem, ein einigermaßen vollständiges Bild von der Einheitsschule zu gewinnen und die Mehrzahl der vorgeschlagenen Einheitsschulsysteme kennen zu lernen. Der Verfasser befleißigt sich dabei strenger Objektivität; im letzten Kapitel aber entschädigt er sich für seine Entsagung, indem er seine eigenen Wünsche für die kommende Schulreform zum Ausdruck bringt. H. Z.

Ungarn. Von Dr. Alexander Szana. (Perthes' Kleine Völker- und Länderkunde zum Gebrauch im praktischen Leben. 9. Band.) Stuttgart-Gotha, Fr. Andreas Perthes A.-G.

Die Sammlung, in der dieses Buch über Ungarn erscheint, verwirklicht einen sehr glücklichen Gedanken in überaus sachgemäßer Form. Während des Krieges begonnen, will sie heute vor allem die durch den Krieg und die verschiedenen Friedensschlüsse erschütterten Beziehungen Deutschlands zum Ausland wieder knüpfen helfen, indem sie dem im praktischen Leben stehenden Deutschen die Kenntnis der politischen, wirtschaftlichen und geistigen Entwicklung der fremden Völker, die Grundlagen seines staatlichen Daseins usw. vermittelt in knapper, sachlicher Form, die sich doch nicht mit trockener Anhäufung von Zahlen und auseinandergerissenen Tatsachen begnügt. Der vorliegende Band hilft an seinem Teil dieses Programm aufs beste erfüllen; nach einer Uebersicht über die ethnographischen und geographischen Grundlagen und die politische Geschichte Ungarns schildert er in einem für praktische Zwecke besonders wichtigen Teil die „materielle Kultur" Ungarns und gibt dann noch in knappem Rahmen ein Bild der geistigen Kultur, einen Abriß von Staatsrecht und Verwaltung des heutigen Madjariens. Den deutschen Leser wird frappieren und mit einem gewissen Neid erfüllen die optimistische Zuversicht, mit der der Verfasser an die materielle und geistige Lebenskraft seines so grausam verstümmelten Vaterlandes glaubt. Und Selbstvertrauen weckt das Vertrauen anderer, wenn es sich, wie im vorliegenden Fall, auf Tatsachen gründet. Deutschland und Ungarn sind politisch und wirtschaftlich aufeinander angewiesen; das Buch Szanas wird dazu beitragen können, die gegenseitigen Beziehungen von deutscher Seite aus zu fördern. S.

Gesammelte Aufsätze zur Musikgeschichte. Von Adolf Sandberger. München, Dreimaskenverlag.

Der Münchener Musikgelehrte ist eine jener feinen deutschen Doppelnaturen, welche gründliches Wissen mit schöpferischer Anlage paaren. Als Tondichter trat Sandberger mit Liedern, Klavierstücken, Chören, Kammermusik, Orchesterwerken und einer Oper hervor; als Gelehrter widmete er sich zunächst Peter Cornelius, um dann zur älteren Musikgeschichte überzugehen. Er leitet die Herausgabe der Denkmäler der Tonkunst in Bayern, zu denen er selber Kerll und dell' Abaco beisteuerte. Eine denkwürdige Arbeit übernahm er auch mit der wissenschaftlichen Gesamtausgabe der Werke des Orlando di Lasso. Außer diesen Gebieten hat er, wie die gesammelten Aufsätze zeigen, auch manch anderes Arbeitsfeld angebaut: so die italienische Klaviermusik, die Nürnberger Oper, die Vorgeschichte des Schubertschen Liedes, dem der Schwabe Joh. Rud. Zumsteeg die Bahn bereiten half. Eine der ergebnisreichsten Untersuchungen, die allein schon die Anschaffung des Buches lohnt, bleibt seine Geschichte des Haydnschen Streichquartettes, welche Schritt für Schritt dem Wege eines Riesen und Pfadfinders folgt. Der Leser, der mit Unrecht von der Musikwissenschaft nur

Digitized by Google

trockene Daten vermutet, trägt als Gewinn aus diesen Gesammelten Aufsätzen vor allem den Eindruck davon, daß in den musikalischen Entwicklungen unendlich viel persönliche Arbeit der Meister steckt, die Hochachtung und Teilnahme einflößt.

Dr. Grunsky.

Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit. Von Semi Meyer. Langensalza, Wendt & Klauwell.

Ein gutes Buch voll trefflicher Gedanken, das wir aufs angelegentlichste empfehlen möchten, obwohl wir nicht allen Ausführungen zustimmen können. Die Sozialisten, Kommunisten usw. könnten aus diesen mit großem Scharfsinn verfaßten Aufsätzen, wenn sie wollten, sehen, welchen „Hirngespinsten" sie nachjagen. Besonders die beiden Abschnitte, „Der freie Mensch" und „Der Sozialismus", ebenso der letzte zusammenfassende „Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit" verdienen alle Beachtung. Eines nur ist zu bedauern, daß nämlich der Verfasser die Religion als solche in ihrer Wirkung unterschätzt. Er hat sich dadurch ein wesentliches Moment für seine Arbeit entgehen lassen. Dennoch ist sein Buch eine verdienstvolle Leistung, die sich seinen früheren Schriften würdig anreiht.

Dr. Ernst Müller.

Der blaue Teppich. Roman von F. R. Nord. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Jedes neue Buch F. R. Nords verspricht den Freunden abenteuerreicher Streifzüge in ferne Länder doppelten Genuß. Einerseits wird ihr Wissensdurst nach Berichten über Leben und Treiben in unbekannter Fremde befriedigt, andererseits ihre Phantasie von leuchtenden Bildern erfüllt, aus denen die packende Handlung erwächst. Im „blauen Teppich" spannt sie sich in weitem Bogen vom linden Süden Frankreichs und Rußlands über Moskau nach Zentralasien mit dem Ziel, asienfeindlichen Bestrebungen entgegenzuwirken. Als Symbol dieses Kampfes gegen Ausbeutung und Machtgelüste hauptsächlich von englischer Seite her, dient der „blaue Teppich", ein legendäres, geheiligtes uraltes Gewebe, das einem Geheimbund den Namen gibt. Aus früheren Erzählungen (Ker-Ali und Land ohne Lachen) schon bekannte Gestalten durchjagen in neuen Irrfahrten mit tausend unerwarteten Wechselfällen das Land, die an die interessantesten und sonst unzugänglichen Stätten asiatischen, politischen, religiösen und häuslichen Lebens führen. Die Erzählung, lose mit den früheren Bänden verknüpft, berührt ganz neue Motive, beschließt aber zugleich die Abenteuerfahrt jener Expedition, die in „Ker-Ali" auszog, den bedrohten Kafiren beizustehen, im „Land ohne Lachen" sich als versprengte Schar zusammenfand und nun im „blauen Teppich" ihre Mission erfüllte, das erbeutete Gold vor englischer Habsucht zu bergen und panasiatischen Zwecken zuzuführen. Man kann aus den Büchern Nords mehr über die geheimnisvolle Psyche des verschlossenen Asiaten erfahren, als mancher Reisende in jahrelangem Studium begriff. Sp.

Universitätsausdehnung und Volkshochschulbewegung in England. Von Werner Picht. Tübingen, J. C. B. Mohr (Paul Siebeck).

Die Schrift ist ein überarbeiteter Sonderdruck aus des Verfassers Buch „Toynbee Hall und die englische Settlementsbewegung" (1913), wo ihr Inhalt in einem Exkurs versteckt war und wenig wirken konnte. Veranlaßt durch das Anwachsen der Volkshochschulbewegung in Deutschland, hat ihn Picht jetzt einem weiteren Kreise bequemer und mit größerer Aussicht auf die verdiente Beachtung zugänglich gemacht. Mit Recht ist er der Ueberzeugung, daß die deutsche Volkshochschulbewegung viel Lehrgeld sparen kann, wenn sie die Erfahrungen ihrer englischen Vorgängerin zu Herzen nimmt. Picht erweist sich als sorgfältiger Beobachter von strenger Objektivität und kritischer Schärfe. Er hat das umfangreiche Material mit wissenschaftlicher Gründlichkeit gesichtet und geschickt zu einem lehrreichen Gesamtbild zusammengeschlossen.

Hans Zimmer.

Bismarcks englische Bündnispolitik. Von Felix Rachfahl. Freiburg i. B., Th. Fischer.

Einen der besten Kenner der Bismarckschen Politik nach der Reichsgründung, aus dessen Feder binnen kurzem ihre zusammenfassende Darstellung zu erwarten ist, hat hier die Gelegenheit seiner Rektoratsrede benützt, um einen knappen Ueberblick über die Entwicklung des deutsch-englischen Verhältnisses von 1871 bis 1890 zu geben. Ueber diese Frage hatten sich unter dem Einfluß von Bismarcks Wort, daß England für Deutschland nicht bündnisfähig sei, vielfach völlig falsche Meinungen herausgebildet. Wie sehr die Handlungen des Kanzlers im Widerspruch stehen zu diesem seinem Ausspruch, ergibt sich eindrucksvoll und unwiderleglich aus Rachfahls auf gesamter Quellenkenntnis beruhenden Abhandlung. W. W.

Die Versailler Friedensverhandlungen. Von Robert Lansing. Persönliche Erinnerungen. Berlin, Hobbing.

Lansing war von Wilson 1913 zum Staatssekretär der auswärtigen Angelegen-

Digitized by Google

heiten berufen worden und hatte als solcher die Pflicht, den Präsidenten zu beraten, der nach der amerikanischen Verfassung aber diesen ganzen Zweig des öffentlichen Dienstes selbständig nach seinem Ermessen zu leiten befugt ist. In Versailles wich Lansing von Wilson in sieben wichtigen Punkten ab, ohne aber den Präsidenten überzeugen zu können, und am 12. Februar 1920 erhielt er seine Entlassung. Nun, nachdem Wilson am 4. März 1921 durch Harding ersetzt ist, kann und darf Lansing reden, und er legt dem amerikanischen Volk das ganze Bündel von Streitfragen zur Beurteilung vor. Der deutsche Leser findet freilich sehr vieles nicht, worüber er gern belehrt wäre; den breitesten Raum nehmen die Gestaltung des Völkerbundes und die japanischen Ansprüche auf Schantung ein. Aber so viel ist deutlich, daß Wilson nach Lansings Ansicht „eigensinnig und halsstarrig auf Wegen beharrte, die nicht zum Guten führten". E.

Trotz alledem! Zeitgedichte von Rudolf Presber. Buchschmuck von Lutz Ehrenberger. Berlin, Brunnen-Verlag Karl Winckler.

In diesen leidenschaftlich bewegten Versen steckt der ganze Presber. Sein in heißer Liebe Deutschland zugewandtes Herz pocht schmerzlich bei dem schweren Schicksal seines Volkes und der Rhythmus seiner Empfindungen klingt warm und echt in den Strophen wider. Doch selbst die tiefste Niedergeschlagenheit erstickt nicht seinen glücklichen Humor, der auch aus dem Verfall neues Blühen aufknospen sieht. Und so schöpft der Leser aus diesen Gedichten, die markig und leichtfließend, zürnend und milde, je nach der Stimmung des Dichters, ein Bild unserer Zeit geben, dennoch Trost und Hoffnung. Der künstlerische Buchschmuck des Bändchens stammt von Lutz Ehrenberger. Sp.

Seekönig und Graspfeifer. Erzählungen von Ludwig Finckh. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

In mehr als zwanzig Jahren hat Ludwig Finckh, neben seinen berühmten und beliebten größeren Erzählungen, eine Reihe kleiner Schilderungen geschaffen, die nun in einem hübschen Band unter dem Titel „Seekönig und Graspfeifer" vereinigt sind. Es leuchtet auf diesen Seiten die ihm längst zur Heimat gewordene Landschaft zwischen Reichenau, der schönen Insel im Bodensee, und den vorzeitlich kühnen Umrissen der einsamen Hegauberge. Rauschend bricht der junge Rhein aus dem Bodensee; hüben Baden, drüben die Schweiz, läßt er die grünen, mit Dörfern bestreuten Ufergärten hinter sich und taucht in stille, kaum betretene Urwaldwildnis. Silbern, hoch aus dem Himmel blickt das Schneehaupt des Säntis: des Seekönigs. Und zu ihm auf lugt die kleine Welt, das idyllische, sonnige, in Halm und Laub versteckte Reich der Graspfeifer. Finckh gibt aber auch ein goldschweres Teil eigenen Lebens und Erlebens: wie ihm sein Haus verbrannt ist und wie er ein neues gebaut; wie Kinder aufwuchsen um die rüstigen Knie der Eltern; wie geliebte Haustiere ihren Lebenstag mit den Menschen teilen, die Bernhardiner Hunde, die Esel. Von fernher grüßt Finckhs Kinderheimat Reutlingen und die Rauhe Alb, und weit herüber übers Meer der farbige Markt Biskras und die Dattelpalmenoase. All das ist launig, frisch, voll guter Gedanken, reizvoll bewegt und leuchtend lebendig geblieben: Federspiele einer dichterischen Meisterhand. L.

Die Kleinwohnung. Von Fritz Schumacher. Studien zur Wohnungsfrage. 2. Aufl. 8°. XLVIII und 117 S. mit zahlr. Abb. (Wissenschaft und Bildung Bd. 145). Leipzig, Quelle & Meyer.

Der vor nicht allzulanger Zeit als Beigeordneter nach Köln berufene Verfasser gibt hier einen anschaulichen Ueberblick über die Entwicklung und die Möglichkeiten der Kleinwohnungsfrage. Er untersucht zunächst die Gründe des Wohnungsproblems, bespricht dann die Mittel der Beeinflussung, um der wachsenden Menschenansammlung in der Großstadt zu Leibe zu gehen, und setzt zum Schluß die Wege auseinander, die die Reform seiner Meinung nach gehen muß. Die Schrift bietet trotz ihres geringen Umfangs nicht nur reine Theorie, sondern in einer Reihe von Anlagen und erläuternden Abbildungen wird auch gezeigt, welche Bahnen die Praxis bisher schon eingeschlagen hat, um das erstrebte Ziel zu erreichen. Da Schumacher somit, gestützt auf seine glänzende Beherrschung des ganzen Gebietes, eine wertvolle Arbeit geliefert hat, kann man ihr, gerade in der heutigen Zeit, nur weiteste Verbreitung wünschen. Schneider-Bulich.

Goethe und die Musik. Von Hermann Abert. Stuttgart, Engelhorns Nachfolger. In der Sammlung der Musikalischen Volksbücher. Herausgegeben von Adolf Spemann.

Wir begrüßen die neue Sammlung, die durch vorliegendes Bändchen eröffnet wird. Der bekannte Musikgelehrte legt uns hier einen vielerörterten Stoff in neuer Behandlung vor, die recht eigenartig wirkt und zu frischem Nachdenken anregt. Das Lebensgeschichtliche ist bei Abert Ausgangspunkt für eine Reihe musikalischer Fragen; er untersucht, wie sich die verschiedenen

Digitized by Google

Formen und Gattungen damaliger Tonkunst in Goethe gespiegelt haben. Als Mozartbiograph kennt der Verfasser jede Ecke des 18. Jahrhunderts. Zu der Beleuchtung durch die Musikgeschichte kommt dann noch eine andere Farbe hinzu, die das Buch dadurch gewinnt, daß auch die Frage auftaucht, wie die Tonkunst selber auf Goethes dichterisches Schaffen eingewirkt habe. Aberts feinsinnigen Beobachtungen, wie er sie am Faust, an der Lyrik Goethes anstellt, wird der Leser gespannt folgen; nicht umsonst hat der Verfasser auch über das Ethos in der griechischen Musik geschrieben: denn auch im Griechischen hat die Tonkunst an der Sprache ihren lebendigen Anteil. Goethe steht, was seine musikalische Natur betrifft, etwa in der Mitte zwischen Wilhelm v. Humboldt und Richard Wagner. Dieser beklagt gelegentlich, wie dem alten Weimar die Musik gefehlt habe. Hier und etwa an Chamberlains Goethebuch könnte man anknüpfen, wollte man Goethes Weiten und Grenzen in allgemeinen Zügen näher bestimmen. Unwillkürlich wendet sich Abert auch nach dieser Richtung, wenn er an Goethe das Empfinden des 18. Jahrhunderts betont und den umstrittenen Zelter, der ihn vor Beethoven, Weber und Schubert bewahrte, zu entlasten sucht. Dr. Grunsky.

Bayerisches Wanderbuch. Herausgeber: Münchener Bund und Bayerischer Landesverein für Heimatschutz. 1. Bd.: München. Schriftleiter Max Hautmann und Hans Karlinger. Mit 2 Karten, 9 Textbildern und 40 ganzseitigen Abbildungen. München und Berlin, R. Oldenbourg.

Ein neuer Typus des Reiseführers ist hier geschaffen, der im allerbesten Sinn zeitgemäß ist. Denn, die Vorzüge und Verdienste unserer trefflichen deutschen Reisehandbücher in allen Ehren, schon ihre notgedrungen knappe Fassung konnte das kunst- und kulturhistorische Element, das heute dem nicht nur zum „Vergnügen" Reisenden besonders am Herzen liegt, nicht in der für diese wünschenswerten Ausführlichkeit behandeln. Diesem Bedürfnis aber wird das neue Wanderbuch, wie schon sein 1. Band zeigt, in nahezu idealer Weise entgegenkommen. Der praktische Teil enthält all das, was der Reisende überhaupt wissen muß, um sich in der fremden Umgebung zurechtzufinden und für sein leibliches Teil zu sorgen. Dann folgen allgemeine Uebersichten, so über die ältere Geschichte der Stadt, ihr kulturelles Leben seit dem Beginn des 19. Jahrhunderts, Handel, Technik usw. Wanderungen durch Stadt und nächste Umgebung schließen sich an, und eine ausführliche Würdigung der einzelnen Sammlungen und der in ihnen enthaltenen Schätze macht den Abschluß. Namen wie die der beiden Herausgeber, dann des Historikers K. A. v. Müller und der Leiter oder hervorragender Beamter der einzelnen Sammlungen geben, nicht minder wie die Autorität Theodor Fischers, der das kurze programmatische Vorwort schrieb, gewiß die beste Bürgschaft, daß hier sachlich unbedingt Zuverlässiges geboten wird und daß der Reisende der Darstellung und den Urteilen, die er hier findet, vertrauensvoll folgen darf, auch wo er nicht im einzelnen nachzuprüfen in der Lage ist. Die beigegebenen Karten und vor allem die zahlreichen, trefflich ausgewählten Abbildungen erhöhen den Wert dieses Bandes, der sich mit vollem Recht auf die an Kunst- und Kulturwerten unerschöpfliche Landeshauptstadt beschränkt, während elf weitere Bände (darunter je einer die Städte Augsburg, Regensburg, Nürnberg, Würzburg) das übrige Bayern behandeln werden. Daß in unserer unheilschwangeren Zeit ein Unternehmen, wie dies „Bayerische Wanderbuch" geplant und ausgeführt werden kann, ist ein neuer schöner Beweis für den zähen Willen unserer geistig führenden Kreise, die Ideale deutscher Kultur zu neuer, lebendiger Geltung zu bringen. —y—

Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten)

Armenisches Märtyrertum von einem Mohammedaner. Uebersetzung aus dem Arabischen. Potsdam, Tempelverlag.

Bitterauf, Theodor, Geschichte der Französischen Revolution. 6 Vorträge. (Aus Natur und Geisteswelt, Bd. 346.) Berlin und Leipzig, Verlag B. G. Teubner.

Bülow, B. W. v., Die ersten Stundenschläge des Weltkriegs. Eine Zeittafel der wichtigen Vorgänge bei Kriegsausbruch mit Hinweisen auf die einschlägigen Urkunden. Berlin und Leipzig, Vereinigung wissenschaftl. Verleger Walter de Gruyter & Co.

Dessauer, Friedrich, Auslandsrätsel. Nordamerikanische und Spanische Reisebriefe. Kempten, Verlag Jos. Kösel & Fr. Pustet.

Dieftel, Ernst, Der Teufel als Sinnbild des Bösen im Kirchenglauben, in den Hexenprozessen und als Bundesgenosse

Digitized by Google

der Freimaurer. Berlin, Verlag Alfred Unger. Geh. M. 10.—.

Michaelis, Sophus, Der Richter. Roman. Leipzig, Verlag Dürr & Weber. G. m. b. H. Geb. M. 50.—.

Mommsen, Dr. phil. Wilhelm, Richelieu, Elsaß und Lothringen. Ein Beitrag zur elsaß-lothringischen Frage. Berlin W 35, Verlag für Politik und Wirtschaft. Geh. M. 160.—.

Oncken, Hermann, Die historische Rheinpolitik der Franzosen. Stuttgart-Gotha, Verlag Friedrich Andreas Perthes A.-G. Geh. M. 12.—.

Ott, Dr. Emil, Christliche Volkserneuerung durch die Erfahrungen im Feld. Stuttgart, Greiner & Pfeiffer. Brosch. M. 22.—, geb. M. 39.—.

Pohle, Prof. Dr. Joseph, Die Sternenwelten und ihre Bewohner, zugleich als erste Einführung in die moderne Astronomie. Mit 1 Karte, 6 Tafeln und 60 Textabbildungen. Köln a. Rh., J. P. Bachem, Verlagsbuchhandlung. Brosch. M. 125.—, geb. M. 150.—.

Preller, Hugo, Weltgeschichtliche Entwicklungslinien vom 19. zum 20. Jahrhundert in Kultur und Politik. (Aus Natur und Geisteswelt, Bd. 734.) Leipzig und Berlin, Verlag B. G. Teubner.

Reimann, Dr. Arnold, Sebastian Franck als Geschichtsphilosoph. Ein moderner Denker im 16. Jahrhundert. Berlin, Verlag Alfred Unger. Geh. M. 20.—.

Rolbiecki, John Joseph A. M., The Political Philosophy of Dante Alighieri. Washinton, D. C., Salve Regina Press Catholic University of America. $ 2.25.

Rußland und die Welt. Von Fridthof Nansen, Gerhart Hauptmann und Maxim Gorki. Berlin W 35, Verlag für Politik und Wirtschaft.

Schaukal, Richard v., Dionys-bácsi. Drei Novellen. Braunschweig und Hamburg, Verlag G. Westermann. Geb. M. 48.—.

Schnee, Dr. Heinrich, Gouverneur, Die deutschen Kolonien unter fremder Mandatsherrschaft. Leipzig, Verlag von Quelle & Meyer.

Schöler, Hermann, Das Görlitzer Programm der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands (S. P. D.). Ein kritischer Kommentar. Detmold, Meyersche Hofbuchhandlung (Max Staercke).

Scholz, Wilhelm v., Staatsminister Adolf von Scholz, Erlebnisse und Gespräche mit Bismarck. Stuttgart, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachf. Geh. M. 30.—, Halblederband M. 58.—.

Schrickel, Leonhard, Hedwig und Bernhard. Ein Idyll mit Buchschmuck von Richard Duscheck. Stuttgart, Verlag Greiner & Pfeiffer. Geb. M. 42.—.

Schubart, Frida, Von Wüste, Nil und Sonne. Mit Zeichnungen von Alfred Bollacher. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung. Brosch. M. 20.—.

Seeholzer, Dr. H., Raymond Poincaré. Eine Skizze. Zürich, Verlag Art. Institut Orell Füßli. Kart. M. 25.—.

Steinmüller, Paul, Spielmannslieder. Der singenden Jugend gewidmet. Stuttgart, Verlag Greiner & Pfeiffer.

Stoffel, Karl, Von den Singvögeln Europas. 63 Tiergeschichten. Leipzig, R. Voigtländers Verlag.

Stremmer, Ewald, Revolutionen und ihre Bedeutung 1789—1848—1918. Stuttgart, Bergers Literarisches Bureau und Verlagsanstalt. Geh. M. 14.—, geb. M. 16.—.

Stuart, Dr. C. A. Verrijn, Die heutige Arbeitslosigkeit im Lichte der Weltwirtschaftslage. Jena, Kommissionsverlag von Gustav Fischer.

Tönnies, Ferdinand, Kritik der öffentlichen Meinung. Berlin, Verlag von Julius Springer.

Wendel, Hermann, Von Belgrad bis Buccari. Eine unphilosophische Reise durch Westserbien, Bosnien, Herzegowina, Montenegro und Dalmatien. Frankfurt, Frankfurter Societäts-Druckerei G. m. b. H.

Wenger, Prof. Dr. Leopold, Das Deutschtum in Kärnten. München, Dr. Franz A. Pfeiffer & Co. Verlagsges. m. b. H.

Winterfeld-Warnow, E. v., Die Blinde. Roman. Köln, J. P. Bachem Verlagsbuchhandlung. Brosch. M. 50.—, geb. M. 70.—.

Rezensionsexemplare für die „Deutsche Revue" sind nicht an den Herausgeber, sondern ausschließlich an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart zu richten.

Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Justizrat Dr. A. Löwenthal in Frankfurt a. M.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten. Übersetzungsrecht vorbehalten.

Herausgeber, Redaktion und Verlag übernehmen keine Garantie für die Rücksendung unverlangt eingereichter Manuskripte. Es wird gebeten, vor Einsendung einer Arbeit bei dem Herausgeber anzufragen.

Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart

Digitized by Google

DEUTSCHE BANK

Abschluß am 31. Dezember 1921.

Besitz.

Kasse	M	1,478,681,296.05
Guthaben bei Banken	„	3,863,343,814.72
Wechsel (einschließlich Schatzwechsel)	„	24,244,430,441.39
Verzinsliche Deutsche Schatzanweisungen	„	33,470,029.—
Report und Lombard	„	301,791,954.64
Vorschüsse auf Waren	„	1,022,153,961.95
Deutsche Staatsanleihen	„	10,690,278.77
	M	30,954,561,776.52
Sonstige Wertpapiere	„	113,654,952.88
Beteiligung an Gemeinschafts-Untern.	„	59,553,516.06
Dauernde Beteiligung bei anderen Banken und Firmen	„	159,836,606.—
Schuldner in laufender Rechnung	„	8,679,630,560.04
Forderungen an das Reich und die Reichsbank aus für Rechnung derselben übernommenen Verbindlichkeiten	„	116,437,500.—
Bankgebäude	„	55,665,000.—
Sonstiger Besitz	„	2.—
	M	40,139,339,913.50

Verbindlichkeiten.

Grundvermögen	M	400,000,000.— *)
Rücklagen	„	450,000,000.— *)
	M	850,000,000.—
Gläubiger in laufender Rechnung	„	38,617,424,225.47
Akzepte	„	218,546,121,68
Für Rechnung des Reichs und der Reichsbank übernommene Verbindlichkeiten	„	116,437,500.—
Dr. Georg von Siemens-Fond	„	19,906,937.82
Sonstige Verbindlichkeiten	„	24,917,578.78
Reingewinn	„	292,107,549.75
	M	40,139,339,913.50

*) Durch die Kapitalerhöhung und die Fusion mit der Deutschen Petroleum-Aktien-Gesellschaft im Mai 1922 erhöht sich das eigene Vermögen der Deutschen Bank (Kapital und Reserven) auf weit über zwei Milliarden Mark.

Digitized by Google

DRESDNER BANK

Bilanz per 31. Dezember 1921.

Aktiva

	ℳ	₰
Kasse, fremde Geldsorten, Zinsscheine und Guthaben bei Noten- und Abrechnungsbanken	833 831 215	30
Wechsel und unverzinsliche Schatzanweisungen	8 479 576 264	90
Nostroguthaben bei Banken und Bankfirmen	2 733 744 657	85
Reports und Lombards gegen börsengängige Wertpapiere	490 450 119	85
Vorschüsse auf Waren und Warenverschiffungen	1 558 100 809	60
Verzinsliche Schatzanweisungen des Reichs und der Bundesstaaten	39 693 908	10
	14 125 396 975	60
Eigene Wertpapiere	124 032 690	75
Konsortialbeteiligungen	53 547 389	55
Dauernde Beteiligungen bei anderen Banken und Bankfirmen	118 096 456	60
Schuldner in laufender Rechnung	6 002 933 307	45
Bankgebäude	118 780 478	65
Sonstige Immobilien	5 946 379	75
Mobilien-Konto	18 699 622	—
Pensionsfonds-Effekten-Konto	19 452 502	35
Effekten-Konto der König-Friedrich-August-Stiftung	95 205	—
Effekten-Konto der Georg-Arnstaedt-Stiftung	122 250	—
Übergangsposten der Zentrale und Filialen untereinander	1 859 739	60
Saldo der Zentrale und auswärtigen Abteilungen mit unserer Niederlassung in London	18 786 322	70
	20 607 749 320	—

Passiva

	ℳ	₰	ℳ	₰
Aktien-Kapital-Konto			550 000 000	—
Rücklage A			311 500 000	—
Rücklage B			59 000 000	—
Gläubiger			19 293 795 869	65
a) Nostroverpflichtungen	1 185 900	—		
b) seitens der Kundschaft bei Dritten benutzte Kredite	490 615 142	60		
c) Guthaben deutscher Banken und Bankfirmen	786 623 466	25		
d) Einlagen auf provisionsfreier Rechnung				
1. innerhalb 7 Tagen fällig	2 620 431 408	30		
2. darüber hinaus bis zu 3 Monaten fällig	723 049 218	60		
3. nach 3 Monaten fällig	501 617 620	45		
e) sonstige Gläubiger				
1. innerhalb 7 Tagen fällig	11 879 957 975	65		
2. darüber hinaus bis zu 3 Monaten fällig	1 663 629 591	65		
3. nach 3 Monaten fällig	626 685 546	15		
Akzepte			160 230 801	40
Dividenden-Konto			1 258 875	—
Pensionsfonds-Konto			19 720 426	10
König-Friedrich-August-Stiftung			101 985	85
Georg-Arnstaedt-Stiftung			151 902	35
Eugen Gutmann-Fonds			5 071 225	—
Reingewinn			206 918 234	65
			20 607 749 320	—

Gewinn- und Verlust-Konto per 31. Dezember 1921.

Verlust

	ℳ	₰
Handlungs-Unkosten-Konto	497 399 105	80
Steuern	131 172 505	05
Reingewinn	206 918 234	65
	835 489 845	50

Gewinn

	ℳ	₰
Vortrag von 1920	3 744 302	70
Sorten- und Zinsschein-Konto	26 494 376	55
Wechsel- und Zinsen-Konto	477 708 447	85
Provisions-Konto	271 690 302	—
Effekten- und Konsortial-Konto	50 907 899	95
Erträgnisse aus dauernden Beteiligungen bei anderen Banken	3 811 718	60
Tresormieten	1 132 797	85
	835 489 845	50

Dresden, den 31. Dezember 1921.

DRESDNER BANK

Nathan. Jüdell. Herbert M. Gutmann. Hrdina. Kleemann. Ritscher. Frisch.

Verantwortlich für den Anzeigenteil: Richard Reff in Stuttgart
Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart

Soeben ist erschienen und liegt versandtbereit vor

DR. M. HARTIG

Augsburgs Kunst

64 ganzseitige Abbildungen

Preis elegant gebunden Mk. 250.– und Teuerungszuschlag

✡

Augsburg hat mehrmals entscheidend in die Entwicklung der deutschen Kunst eingegriffen. Diese Stadt hat es verstanden, sich eine Eigenkunst zu schaffen und weite Gebiete damit zu versorgen. So ist die alte Handelsstadt auch eines der bedeutendsten deutschen Kunstzentren geworden. Das möchte dieses neue Buch in großen Zügen erzählen und an einer Reihe von Bildern zeigen. Der Text behandelt:

1. Augsburgs Kunstentwicklung bis zum Ausgange des Mittelalters.
2. Die Umwandlung der Gotik in die Renaissance.
3. Augsburg ein Sammelpunkt der Kunst in den Glanztagen der Fugger.
4. Augsburgs Bürgerkunst der deutschen Spätrenaissance.
5. Die Kunstschulen des 18. Jahrhunderts.
6. Das Ende der Reichsstadt und das Absterben der Augsburger Eigenkunst.
7. Verzeichnis der Künstler, welche in Augsburg gelebt und gearbeitet haben.
8. Verzeichnis der Kirchen, Brunnen, Tore und der öffentlichen Gebäude Augsburgs.
9. Verzeichnis der Literatur über die Augsburger Kunstgeschichte.

Hartigs „Augsburgs Kunst" ist zur Zeit das einzige größere Werk hierüber, das greifbar vorliegt. Das Werk ist in tadelloser Ausführung auf völlig holzfreies Papier gedruckt und erscheint in 4° Format in nur kleiner Auflage.

✡

AUGSBURG
DR. BENNO FILSER KUNSTVERLAG

Digitized by Google

RUDOLF BORCHARDT

Dantes Vita Nova Deutsch

2.—3. AUFLAGE

Geheftet Mk. 30.— Gebunden Mk. 60.—
Halbpergament Mk. 120.—

Prof. Josef Hofmiller in den Münchener Neuesten Nachrichten: Von neuen Übersetzungen Dantes muß an erster Stelle die der „Vita nova" durch Rudolf Borchardt genannt werden. Je öfter man den schmalen Band vornimmt, desto tiefer wird man der unerhörten sprachlichen Leistung inne, die hier vollbracht ist. Borchardt hat das verschleierte Versprechen, das er vor fünfzehn Jahren im Nachwort seiner Joram-Dichtung gab, mit einer Kühnheit eingelöst, die einen Markstein in der Geschichte unserer Sprache bedeuten kann.

Dr. Carl Müller-Rastatt im Hamburgischen Correspondent: Ein Kunstwerk ist Rudolf Borchardts „Dantes Vita nova Deutsch". Man kennt Rudolf Borchardt als einen Dichter, der das Material, in dem die Dichtkunst den Geist zum Ausdruck bringt, mit andachtsvoller Sorgfalt behandelt und mit höchster Meisterschaft. Er ist Sprachkünstler im reinsten Sinne, weil ihm das Wort etwas Lebendiges ist, das er mit Ehrfurcht anfaßt und mit Bedacht an den rechten Platz stellt.

Oskar Loerke im Berliner Börsen-Courier: Dieses Buch ist eines der wenigen großen Übersetzungswerke, die der deutschen Sprache in den jüngstvergangenen Jahrzehnten gelungen sind. Rudolf Borchardts deutsche Form der Vita nova bricht gleichsam in Dantes persönliche und zeitliche Voraussetzungen ein, bricht aus seinem Sprachgeiste, seinem natürlichen und künstlichen Mittelalter in eine Zukunft hervor. Borchardt gewann die archaisch-deutsche Parallele. Überall wird bei Borchardt ungemein deutlich, wie die Macht einer strengen Überlieferung mit der schmerzlich klaren Gewalt des durch und durch schauenden Genies streiten und wie sie einander erliegen in einem über das Unpersönliche und Persönliche erhabenen Siege.

Zu beziehen durch jede gute Buchhandlung oder direkt vom Verlag
Ausführliche Prospekte zu verlangen vom

ERNST ROWOHLT VERLAG, BERLIN W. 35.

Verantwortlich für den Anzeigenteil: Richard Neff in Stuttgart
Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart

Siebenundvierzigster Jahrgang
Jährlich 12 Hefte

Juli 1922

Preis vierteljährl. M. 48.—
Beim Postbezug ohne Bestellgeld

HARVARD UNIVERSITY
AUG 4 - 1922
LIBRARY

Deutsche Revue

Eine Monatschrift

Herausgegeben von

Richard Fleischer

Inhalts-Verzeichnis

	Seite
C. v. Weizsäcker: Nachspiel zum Marokkostreit	1
Aus den Erinnerungen des Generalfeldmarschalls Grafen Waldersee. Geschäftsträger in Paris (1871). Mitgeteilt von Heinrich Otto Meisner (Schluß)	14
Ein Brief Bismarcks über die Erweiterung des Norddeutschen Bundes 1867. Veröffentlicht von Wilhelm Schüßler	32
Universitätsprofessor Felix M. Exner (Wien): Physikalische Landschaftsfreuden	35
M. v. Laue: Steiner und die Naturwissenschaft	41
J. Zenneck: Drahtlose Telephonie	49
Eduard Flottwells Briefe aus der Paulskirche 1848/49. Herausgegeben und erläutert von Professor Dr. Manfred Laubert (Fortsetzung)	53
Dr. Ludwig Scheuring, Privatdozent für Zoologie an der Universität München: Einiges aus dem Leben der Fische	65
Prof. Dr. A. Byk (Berlin): Die Fortschritte der Photochemie in den letzten Jahren	72
Professor Richard Eickhoff: Parlamentarische Episoden und Denkwürdigkeiten	75
Dr. G. Wussow: Wolkenbrüche und andere große Regenfälle	83
Literarische Berichte	91
Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes	95

Stuttgart Deutsche Verlags-Anstalt Leipzig
1922

Preis des Jahrgangs Mark 192.—

Digitized by Google

Karlsruher Lebensversicherung

auf Gegenseitigkeit.

Versicherungsbestand:
1 Milliarde 700 Millionen Mark.
Neue Tarife mit niedrigen Prämien.
Versicherung ohne Untersuchung.

Universitätsprofessor Dr. med. K., Leiter des Pharmakologischen Instituts in ... sagt u. a.: „Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer ist ein ***natürliches,*** *kohlensaures* ***Mineralwasser*** *von besonders günstiger Zusammensetzung. — Seine Heilanzeigen sind nervöse Beschwerden. Es ist ein*

seit Jahrzehnten erprobtes, ***wissenschaftlich durchaus anerkanntes,*** *heute immer noch beliebtes und gern angewandtes Heilwasser, ohne üble Nebenwirkung, etwa wie Angewöhnung, Magenverstimmung u. s. w. Der Preis ist angemessen, sogar billig zu nennen ...“*

Wildbad **Thermal-Bäder**

Schwarzwald, 430 m ü. M.
Weltbekannter Kur- und Badeort.

Glänzend bewährt bei **Gicht, Rheumatismus, Nervenleiden, Kriegsbeschädigungen,** Dampf-, Kohlensäure- u. a. Bäder. Radiumemanat. — — Schwed. Heilgymnastik.
Auskunft durch die Badverwaltung oder den Kurverein.

DER DANTE DES LEBENDIGEN MENSCHEN!

DANTES EWIGES LIED

DIVINA COMMEDIA

wiedergegeben von

SIEGFRIED v. d. TRENCK

Preis in bester Ausstattung auf holzfrei Papier, geheftet M 80.—
sehr solid in vornehmem Halbleinenband gebunden . . . M 120.—

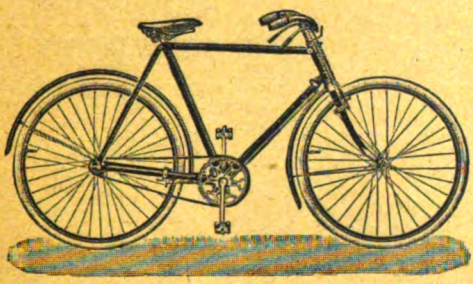
„Wirklich eine Offenbarung aus den letzten Tiefen glühenden Lebens!“ *Frankfurter Zeitung.*

„Tiefste Ergriffenheit über die visionäre Intuition der Nachdichtung ... Sturm der Begeisterung über die sprachgewaltige Meisterschaft und dichterische Begabung.“ *Deutsche Allg. Ztg.*

VERLAG FRIEDR. ANDR. PERTHES A.-G. * GOTHA

Digitized by Google

HERCULES-RÄDER



Altrenommierte
Qualitäts-Marke

HERCULES-WERKE A. G.
NÜRNBERG

Politische Bücherei

Als neuester Band erschien:

WOLFGANG WINDELBAND

Die auswärtige Politik der Großmächte in der Neuzeit

(1494—1919)

In Halbleinen gebunden M 175.—

Dieses Werk des großen Historikers, der den Blick des echten Politikers und die Gestaltungskraft des Künstlers besitzt, ist nicht nur ein Lesebuch für Politiker, sondern für weiteste Kreise geschichtlich interessierter und vaterländisch fühlender Deutscher ein Erzieher zu nationaler Selbstbesinnung, historischer Erkenntnis und politischer Tatkraft.

*

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart

Digitized by Google

Dresden — Hotel Bellevue

R. RONNEFELD, Vorstand und Leiter

Weltbekanntes vornehmes Haus in unvergleichlicher Lage an der Elbe und Theaterplatz; gegenüber dem Schloß, Hofkirche, Opernhaus, Gemäldegalerie usw. **Umgebaut, vergrößert und mit allen zeitgemäßen Einrichtungen versehen.**

Großer Garten, Terrassen u. Terrassensaal a. d. Elbe.

Ein neuer wertvoller Beitrag zur deutschen Briefliteratur

Jacob Burckhardts
Briefe an seinen Freund
Friedrich von Preen

1864 – 1893

Mit den Bildnissen Burckhardts und von Preens und dem Faksimile eines Briefes Burckhardts

Herausgegeben von **Emil Strauß**

In Halbleinen geb. M 90.–, in Ganzleinen M 120.–

Diese Briefe sind ein Selbstporträt Burckhardts, das ihn in seiner ganzen reichen Persönlichkeit zeigt. Voll regster Anteilnahme sehen wir den großen Mann das politische Leben seiner Zeit verfolgen, an dem sein Freund durch seinen Beruf Anteil hatte. Wir begleiten ihn in das geliebte Italien, nehmen teil an seinen sonntäglichen Wanderungen und den abendlichen Plauderstunden. Zeugnisse schönster Menschlichkeit, lassen seine Briefe uns Burckhardt immer aufs neue bewundern und liebgewinnen.

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart

Unentbehrlich sind in heutiger Zeit

ZEITUNGS-NACHRICHTEN

für Großindustrielle, Industrielle jeder Art, Politiker, Schriftsteller, Künstler, Gelehrte, Verleger und sonstige Interessenten

Diese liefert aus rund 800 in- und ausländischen Zeitungen und Zeitschriften das älteste Nachrichten-Büro Deutschlands

„ARGUS"-NACHRICHTENBÜRO G. m. b. H.,

Redakteur P. Schmidt. **BERLIN SW 48,** Wilhelmstr. 118. Tel.: Lützow 6797.

Hotel Pension Steinplatz

G. m. b. H.

BERLIN-**CHARLOTTENBURG,** AM ZOO

Haus I. Ranges in vornehmster und ruhigster Lage

Verantwortlich für den Anzeigenteil: Richard Neff in Stuttgart
Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart

Siebenundvierzigster Jahrgang
Jährlich 12 Hefte

August 1922

Preis vierteljährl. M. 48.—
Beim Postbezug ohne Bestellgeld

CORNELL UNIVERSITY LIBRARY SEP-1 1922

Deutsche Revue

Eine Monatschrift

Herausgegeben von

Richard Fleischer

Inhalts-Verzeichnis

	Seite
Dr. G. v. Schoch, Gen. d. Inf. a. D.: Der Kriegslärm von 1875	97
Dr. S. Hausmann: Richard Wagner und Fürst Hohenlohe-Schillingsfürst	110
Prof. Dr. Gustav Fester, Berlin-Frankfurt a. M.: Chemie und Technik	122
Prof. v. Herrenschwand (Innsbruck): Über Blendung	128
Prof. Carl Neumann (Heidelberg): Die byzantinische Welt	134
Eduard Flottwells Briefe aus der Paulskirche 1848/49. Herausgegeben und erläutert von Professor Dr. Manfred Laubert (Schluß)	138
Prof. Dr. G. Panconcelli-Galzia, Universität Hamburg: Experimentalphonetik und Sprachwissenschaft	156
Prof. Dr. Ludwig Bergsträßer (Potsdam): Aus der Frühzeit des deutschen Liberalismus	161
Prof. Dr. Hermann Freiherr von der Pfordten: Musik als Wissenschaft und Kunst	172
Prof. Dr.-Ing. F. Horn (Danzig): Schwingungserscheinungen auf Schiffen	177
Dr. A. Dreyer: Oberammergauer Passionsspiele des 19. Jahrhunderts	185
Literarische Berichte	187
Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes	191

Stuttgart Deutsche Verlags-Anstalt Leipzig
1922

Preis des Jahrgangs Mark 192.—

Digitized by Google

Karlsruher Lebensversicherung
auf Gegenseitigkeit.
Versicherungsbestand:
1 Milliarde 700 Millionen Mark.
Neue Tarife mit niedrigen Prämien.
Versicherung ohne Untersuchung.

Universitätsprofessor Dr. med. K., Leiter des Pharmakologischen Instituts in ... sagt u. a.: „Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer ist ein ***natürliches,*** *kohlensaures* ***Mineralwasser*** *von besonders günstiger Zusammensetzung. — Seine Heilanzeigen sind nervöse Beschwerden. Es ist ein*

seit Jahrzehnten erprobtes, ***wissenschaftlich durchaus anerkanntes,*** *heute immer noch beliebtes und gern angewandtes Heilwasser, ohne üble Nebenwirkung, etwa wie Angewöhnung, Magenverstimmung u. s. w. Der Preis ist angemessen, sogar billig zu nennen ...“*

Soeben erschien der erste Band der neuen Sammlung
»Historische Stadtbilder«
DIE
STADT KONSTANZ
Mit 2 Stadtplänen und 1 Übersichtskärtchen
Von
ALBERT VON HOFMANN
164 Seiten in Halbleinen gebunden

Unsere deutschen Städte bilden wohl den allen faßbarsten Niederschlag unserer Geschichte. Es ist historisch geweihter Boden, auf dem wir in ihnen wandeln. Der Stadt als einem Denkmal deutscher Geschichte sollen diese neuen Stadtbilder gewidmet sein. Ihre Aufgabe soll werden: die Geschichte einer Stadt im Rahmen der gesamtdeutschen Geschichte und losgelöst von lokalen Gesichtspunkten zu zeichnen. So werden wir die Städte und ihre Geschichte mit ganz neuen Augen ansehen. Konstanz ist als Eröffnungsband der Sammlung besonders glücklich gewählt. Sein Verfasser hat sich unter den deutschen Historikern der Gegenwart rasch einen angesehenen Platz errungen.

DEUTSCHE VERLAGS-ANSTALT IN STUTTGART

Digitized by Google

BANKENGEMEINSCHAFT
DARMSTÄDTER-NATIONALBANK
BERLIN

BANK FÜR HANDEL UND INDUSTRIE
(DARMSTÄDTER BANK)

NATIONALBANK FÜR DEUTSCHLAND
KOMMANDITGESELLSCHAFT AUF AKTIEN

Kapital und Reserven über 1 Milliarde Mark

Addition der Bilanzen beider Banken per 31. Dezember 1921

Aktiva

	Mark	Pf.
Kasse, fremde Geldsorten, Kupons und Guthaben bei Noten- und Abrechnungs- (Clearing) Banken	1 397 180 793	74
Wechsel und unverzinsliche Schatzanweisungen	4 871 227 753	17
Nostroguthaben bei Banken und Bankfirmen	3 192 620 095	87
Reports und Lombards gegen börsengängige Wertpapiere	2 860 324 216	22
Vorschüsse auf Waren und Warenverschiffungen	1 347 968 262	65
Eigene Wertpapiere	115 331 951	51
Konsortialbeteiligungen	82 196 217	32
Dauernde Beteiligungen bei anderen Banken und Bankfirmen	72 404 093	88
Debitoren in laufender Rechnung	7 240 728 647	35
Bankgebäude	75 874 418	32
Sonstige Aktiva	9 734 823	73
	21 265 591 273	76

Passiva

	Mark	Pf.
Aktien-Kapital	600 000 000	—
Reserven	450 000 000	—
Kreditoren	19 643 516 987	53
Akzepte	351 456 734	04
Sonstige Passiva	151 651 849	94
Gewinn-Saldo	68 965 702	25
	21 265 591 273	76

In den letzten 3 Jahren gezahlte Dividenden:
Bank für Handel und Industrie: 1919: 8%, 1920: 10%, 1921: 14%
Nationalbank für Deutschland: 1919: 7%, 1920: 10%, 1921: 14%

ÜBER 200 NIEDERLASSUNGEN * ÜBER 100 DEPOSITENKASSEN

Digitized by Google

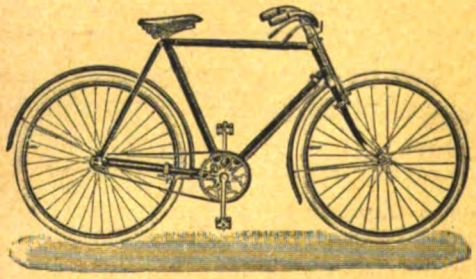
Dresden — Hotel Bellevue

R. RONNEFELD, Vorstand und Leiter

Weltbekanntes vornehmes Haus in unvergleichlicher Lage an der Elbe und Theaterplatz; gegenüber dem Schloß, Hofkirche, Opernhaus, Gemäldegalerie usw. Umgebaut, vergrößert und mit allen zeitgemäßen Einrichtungen versehen.

Großer Garten, Terrassen u. Terrassensaal a. d. Elbe.

HERCULES-RÄDER



Altrenommierte
Qualitäts-Marke

HERCULES-WERKE A. G.
NÜRNBERG

Unentbehrlich sind in heutiger Zeit

ZEITUNGS-NACHRICHTEN

für Großindustrielle, Industrielle jeder Art, Politiker, Schriftsteller, Künstler, Gelehrte, Verleger und sonstige Interessenten

Diese liefert aus rund 800 in- und ausländischen Zeitungen und Zeitschriften das älteste Nachrichten-Büro Deutschlands

„ARGUS"-NACHRICHTENBÜRO G. m. b. H.,
Redakteur P. Schmidt. **BERLIN SW 48,** Wilhelmstr. 118. Tel.: Lützow 6797.

Hotel Pension Steinplatz

G. m. b. H.

BERLIN-**CHARLOTTENBURG,** AM ZOO

Haus I. Ranges in vornehmster und ruhigster Lage

Verantwortlich für den Anzeigenteil: Richard Neff in Stuttgart
Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart

Siebenundvierzigster Jahrgang
Jährlich 12 Hefte

September 1922

Preis vierteljährl. M. 48.—
Beim Postbezug ohne Bestellgeld

Deutsche Revue

Eine Monatschrift

Herausgegeben von

Richard Fleischer

CORNELL UNIVERSITY LIBRARY OCT 9 1922

Inhalts-Verzeichnis

Seite

Prof. Dr. **E. v. Jagemann**, Wirkl. Geh. Rat und Gesandter a. D. (Heidelberg): Groß-Hamburg 193

Dr. **G. v. Schoch**, Gen. d. Inf. a. D.: Der Kriegslärm von 1875 (Schluß) 200

Aus dem Briefwechsel Johann Jacobys. Mitgeteilt von Gustav Mayer 212

Prof. Dr. **Ch. Bäumler**, Wirkl. Geh. Rat: Anpassung des Menschen an die Atmosphäre, insbesondere in großen Höhen und in beträchtlicher Tiefe 233

Dr. **R. Prager**: Alte und neue Sternwarten und deren Bedeutung für die Astronomie 246

Dr. **Max Silber**: Zum Problem der geistigen Entwicklung 251

Fünf Briefe Heinrich v. Treitschkes an den Freiherrn v. Roggenbach. Mitgeteilt von Professor Alfred Stern (Zürich) 256

Professor **W. Kaufmann** (Königsberg i. Pr.): Hermann v. Helmholtz als Physiker 263

Dr. **Hermann Schneider**, Universitätsprofessor (Tübingen): Germanische Götter und Helden 268

Professor **Richard Eickhoff**: Ein Wohltäter der Menschheit. Rudolf Virchow, † 5. September 1902, zum Gedächtnis 274

Literarische Berichte 279

Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes 283

Stuttgart Deutsche Verlags-Anstalt Leipzig

1922

Preis des Jahrgangs Mark 192.—

Digitized by Google

Die fortgesetzt anhaltende ungeheure Steigerung der Papier-, Druck- und Buchbinderpreise und die Aussichtslosigkeit eines baldigen Abbaues zwingen uns, den Abonnementsbetrag auf

Mk. 120.— vierteljährlich

mit Wirkung ab 1. Oktober zu erhöhen. Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart.

Karlsruher Lebensversicherung

auf Gegenseitigkeit.

Versicherungsbestand:
1 Milliarde 700 Millionen Mark.
Neue Tarife mit niedrigen Prämien.
Versicherung ohne Untersuchung.

Universitätsprofessor Dr. med. K., Leiter des Pharmakologischen Instituts in ... sagt u. a.: „Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer ist ein ***natürliches,*** *kohlensaures* ***Mineralwasser*** *von besonders günstiger Zusammensetzung. — Seine Heilanzeigen sind nervöse Beschwerden. Es ist ein*

seit Jahrzehnten erprobtes, ***wissenschaftlich durchaus anerkanntes,*** *heute immer noch beliebtes und gern angewandtes Heilwasser, ohne üble Nebenwirkung, etwa wie Angewöhnung, Magenverstimmung u. s. w. Der Preis ist angemessen, sogar billig zu nennen ...“*

Jeder gebildete Musikfreund liest

Die Musik

Herausgegeben von BERNHARD SCHUSTER

Am 1. Oktober beginnt der

15. Jahrgang

*Preis vierteljährlich 100 Mark * Ein Monatsheft kostet 35 Mark*

Die Musik enthält Beiträge unserer ersten Fachschriftsteller, die ihr die Führung auf musikliterarischem Gebiet verschafft haben. Ein kritischer Überblick umfaßt das Musikleben (Oper und Konzert) der wichtigsten Plätze des In- und Auslandes. Eine Zeitschriftenschau, das Referatwesen, die Revue der Tagesvorgänge bieten dem Musikfreund einen lückenlosen Überblick über die musikalische Zeitgeschichte. Bilder und Musikbeilagen bieten Schmuck und Anregung

Bestellungen nehmen alle Postanstalten und Buchhandlungen entgegen und die

DEUTSCHE VERLAGS-ANSTALT, STUTTGART, BERLIN, LEIPZIG

Digitized by Google

Dünnhaupts Studien- und Berufsführer

Herausgegeben von Dr. Kurt Jagow und Dr. Friedrich Matthaesius

Band 1: Geschichte

von

Dr. Kurt Jagow und Dr. Friedrich Matthaesius

Preis broschiert 36 Mark, gebunden 44 Mark

Die schwierige gegenwärtige Lage Deutschlands mit ihren wirtschaftlichen Nöten trifft nicht in letzter Linie auch das akademische Studium; verlorene Semester und Umsatteln von einem zu spät als aussichtslos oder als innerlich unbefriedigend erkannten Beruf zu einem andern kann der pekuniär hart bedrängte deutsche Student sich nicht mehr leisten. Nur eine gediegene, schon auf der Schule einsetzende Berufsberatung kann ihn vor den heute geradezu verhängnisvollen Folgen unüberlegter Berufswahl bewahren. Aber auch innerhalb des einmal ergriffenen Studiums braucht der Student heute mehr denn je einen guten Studienführer, der ihn über Wesen und Aufgabe seiner Wissenschaft, über die äußeren Schwierigkeiten und die inneren Probleme vom ersten Semester bis zum Examen klar und zuverlässig unterrichtet.

Der Studien- und Berufsführer der Geschichte, mit dem die Herausgeber die in unserem Verlage neu erscheinende Sammlung eröffnen, wird nach beiden Richtungen hin ausgezeichnete Dienste leisten. Er gibt den Abiturienten, ihren Eltern, den mit der Berufsberatung beauftragten Lehrern und den Studierenden selbst ein klares und unverfälschtes Bild der für den Historiker in Betracht kommenden Lebensberufe sowohl nach der psychologischen als nach der wirtschaftlichen Seite hin. (Vorbildung und Berufseignung; Dauer und Kosten des Studiums und der Ausbildungszeit; Anstellungsaussichten und Besoldungsverhältnisse.) Er stellt ferner mit seinen aus der Praxis geschöpften Ratschlägen über Auswahl der Kollegs, Handhabung des Seminarbesuchs und der Lektüre, über eigenes wissenschaftliches Arbeiten sowie die verschiedenen Examina und mit der Beigabe von fast 150 Studienfragen einen zuverlässigen Leitfaden für die ganze Dauer seines Studiums dar. Reichhaltige Literaturangaben sollen ihn mit dem notwendigen, sonst so schwer erreichbaren Rüstzeug für alle Gebiete seiner Wissenschaft vertraut machen.

Das Büchlein will ein treuer Berater sein für die Schüler der höheren Lehranstalten, die sich dem Studium der Geschichte widmen wollen, für Eltern und Pädagogen, sowie schließlich für die Studierenden selbst. Welche Aufgaben es sich im einzelnen stellt, zeigt der ausführliche Prospekt, der auf Wunsch kostenlos zur Verfügung steht.

Demnächst erscheinen folgende Bände:

Band 2: Psychologie und Psychotechnik

von

Dr. Fritz Giese

Dozent an der Universität Halle und der Handelshochschule Cöthen, Leiter des Behördlichen Instituts für praktische Psychologie in Halle

Band 3: Nationalökonomie

von

Dr. Carl-Max Lüttgens und Dr. Otto Wicht

Direktor des Landesarbeitsamts Sachsen-Anhalt — Abteilungsleiter

Band 4: Das akademische Studium

Grundriß der akademischen Studien- und Berufsberatung

von

Regierungsrat Dr. Karl Arthur Köhler

Leiter der Amtlichen Akademischen Auskunftsstelle der Universität Leipzig

C. DÜNNHAUPT VERLAG IN DESSAU

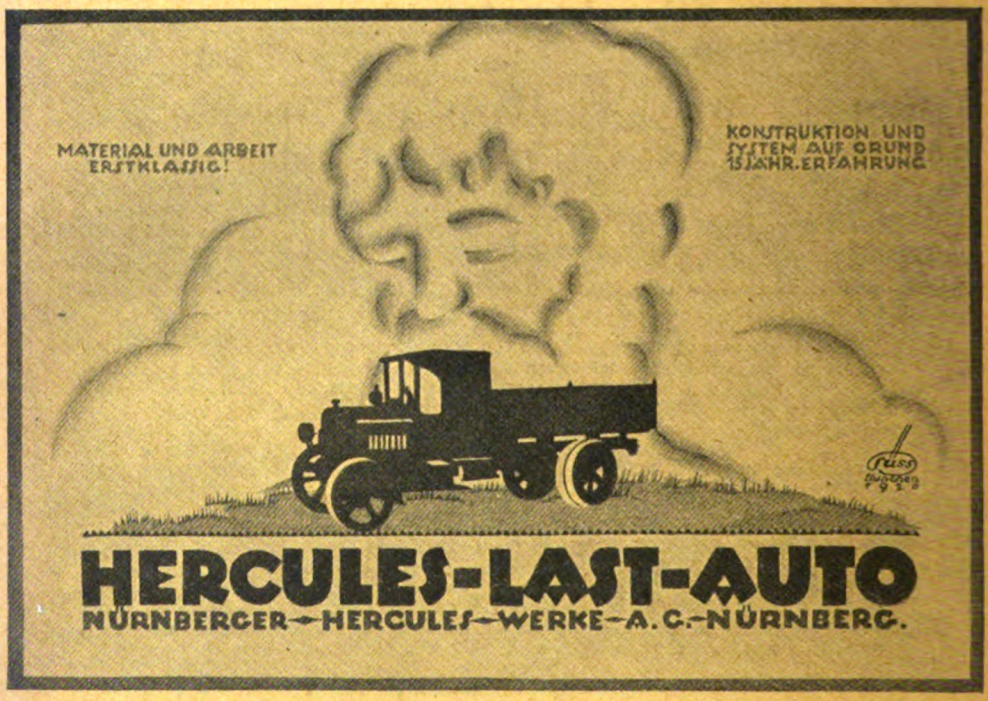
Digitized by Google

Dresden — Hotel Bellevue

R. RONNEFELD, Vorstand und Leiter

Weltbekanntes vornehmes Haus in unvergleichlicher Lage an der Elbe und Theaterplatz; gegenüber dem Schloß, Hofkirche, Opernhaus, Gemäldegalerie usw. Umgebaut, vergrößert und mit allen zeitgemäßen Einrichtungen versehen.

Großer Garten, Terrassen u. Terrassensaal a. d. Elbe.



HERCULES-LAST-AUTO

NÜRNBERGER—HERCULES—WERKE—A.G.—NÜRNBERG.

Unentbehrlich sind in heutiger Zeit

ZEITUNGS-NACHRICHTEN

für Großindustrielle, Industrielle jeder Art, Politiker, Schriftsteller, Künstler, Gelehrte, Verleger und sonstige Interessenten

Diese liefert aus rund 800 in- und ausländischen Zeitungen und Zeitschriften das älteste Nachrichten-Büro Deutschlands

„ARGUS"-NACHRICHTENBÜRO G. m. b. H.,

Redakteur P. Schmidt. **BERLIN SW 48,** Wilhelmstr. 118. Tel.: Lützow 6797.

Hotel Pension Steinplatz

G. m. b. H.

BERLIN-**CHARLOTTENBURG,** AM ZOO

Haus I. Ranges in vornehmster und ruhigster Lage

Verantwortlich für den Anzeigenteil: Richard Neff in Stuttgart
Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart

☛ Diesem Heft ist ein Prospekt der **Verlagsbuchhandlung Ferdinand Enke** in **Stuttgart** bei-

Deutsche Revue

Eine Monatschrift

Herausgegeben von

Richard Fleischer

Siebenundvierzigster Jahrgang. Vierter Band

Oktober bis Dezember 1922

Stuttgart und Leipzig 1922 Deutsche Verlags-Anstalt

Digitized by Google

Digitized by Google

Inhalt

des

Vierten Quartal-Bandes des Jahrgangs XLVII

(Oktober bis Dezember 1922)

Seite

Reichsminister a. D. Dr. Hugo Preuß: Republik oder Monarchie? (Deutschland oder Preußen?) 1

Aus den Erinnerungen des Generalfeldmarschalls Grafen Waldersee. Chef des Generalstabes der Armee (1890). Mitgeteilt von Heinrich Otto Meisner 22

Professor Alfred Wegener: Die Klimate der Vorzeit 34

Professor v. Wartenberg: Etwas über physikalische Chemie und ihren Einfluß auf das Wirtschaftsleben 44

Aus dem Briefwechsel Johann Jacobys. Mitgeteilt von Gustav Mayer 48. 167

Heinrich Ulmann: Wie Republikaner des Jahres 1848 Monarchisten wurden 60. 149

Friedrich Brie: Die Bühne Shakespeares 72

Sigmund Münz: Zwei österreichische Publizisten. I. Heinrich Friedjung. II. Moritz Benedikt 77

Parlamentarische Sitten und Unsitten 87

Reichsminister a. D. Dr. jur. Dr.-Ing. h. c. Scholz, M. d. R. u. d. R.-W.-R.: Steuer und Wirtschaft 97

Prof. Dr. H. Göppert, Wirklicher Geheimer Rat, Bonn: Exzesse der sozialpolitischen Gesetzgebung 99

Aus dem Briefwechsel Emanuel Geibels mit Paul Heyse. Mitgeteilt von Erich Petzet 104

Robert Kohlrausch: Monte Cassino 116

Prof. Dr. G. Kaufmann: Luther und die Reform der deutschen Universitäten 127

Professor Richard Eickhoff, früheres Mitglied des Reichstages und des preußischen Landtages: Fachminister und Parteiminister 147

A. Brandt, Geheimer Oberbaurat: Schwimmende Ladebrücken 159

Digitized by Google

Seite

Dr. Max Silber (Aschaffenburg): Über das Tragische 164
Professor Alfred Forke: Die Literatur der Chinesen 179
Caprivis Entlassung. Aus den Erinnerungen des Majors v. Ebmeyer, persönlichen Adjutanten des zweiten Kanzlers 193
Prof. Dr. E. Waetzmann (Breslau): Neuere Fortschritte der Akustik 213
Prof. Dr. E. Dennert: Mathematik und Weltanschauung 218
Gustav Freitag und Alfred Dove. (Mit bisher unveröffentlichten Briefen.) Von Universitätsbibliothekar Dr. Oswald Dammann (Freiburg i. Br.) 227
D. Fr. Hashagen (Rostock): Johann Sebastian Bachs Wandern ... 252
Carl Meinhof: Die Sprachen Afrikas 256
Paul Wentzcke: Aus Joseph Scheffels politischen Anfängen. Zugleich ein Beitrag zur deutschen Parteigeschichte 260
Professor v. Negelein (Erlangen): Vom Glauben der Feueranbeter 273
P. Michael Huber, O. S. B., Studienprofessor (Stift Metten, Niederbayern): Zur Siebenschläferlegende 276

Kleine Revuen

Literarische Berichte 90. 185. 279
Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes 95. 192. 288

Digitized by Google

Republik oder Monarchie?

Deutschland oder Preußen?

Von

Reichsminister a. D. Dr. Hugo Preuß

1.

Der Sturz der deutschen Dynastien vollzog sich nach der militärisch-politischen Katastrophe des Weltkrieges ohne Kampf und Widerstand als natürliche Reflexerscheinung jener Katastrophe. Es war eine seltsame Revolution, die keiner Kraftanstrengung gegen die bis dahin herrschenden Mächte bedurfte, wohl aber gegen die Bestrebungen, „die Revolution weiter zu treiben". Nicht um Republik oder Monarchie wurde damals ernsthaft gekämpft, sondern um demokratische Republik oder kommunistische Diktatur des Proletariats. Jetzt scheint der damals unterbliebene Kampf nachträglich ausgefochten werden zu müssen. Das Anschwellen monarchistischer Reaktion entfaltet sich nicht bloß in der offiziellen Tätigkeit der Partei, die unter der falschen Firma „deutschnational" arbeitet, sondern in einem dem deutschen Wesen eigentlich fremden Treiben von Geheimbünden und Verschwörungsorganisationen, das sich in abscheulichen Verbrechen entladet und deren Täter schützt. Demgegenüber mußten sich die Organe und Anhänger der neuen Staatsordnung endlich zu energischem Schutze der Republik durch besondere Akte der Gesetzgebung und Verwaltung aufraffen, sollte nicht durch weitere lässige Duldung mit dem Bestand der Republik zugleich der Bestand des Reiches und das politisch nationale Dasein des deutschen Volkes zerstört werden.

In Wahrheit handelt es sich freilich bei diesem mit steigender Erbitterung geführten Kampfe keineswegs ausschließlich um verfassungspolitische Gegensätze über die Frage der Staatsform. Dahinter sind vielmehr scharfe wirtschaftliche und soziale Interessengegensätze wirksam, die, in langer Entwicklung vorbereitet, durch den Weltkrieg beschleunigt und gesteigert, durch die unmöglichen Friedensbedingungen mit ihren zerrüttenden und umwälzenden Folgen auf die Spitze getrieben worden sind. Die sich daraus ergebenden schlimmen Reibungen und Kämpfe wären uns auch dann nicht erspart geblieben, wenn es möglich gewesen wäre, daß die monarchische Staatsform in Deutschland die Katastrophe des Weltkrieges und des Friedensschlusses überlebt hätte. Wäre die sogenannte deutsche Revolution nicht die unvermeidliche Reflexerscheinung des militärischen und politischen Zusammenbruchs gewesen, sondern, wie die Reaktionäre behaupten, von zielbewußten Revolutionären „gemacht" worden, so hätten diese Revolutionäre geradezu politische Trottel sein müssen,

Copyright 1922 by Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart

Digitized by Google

wenn sie sie ausgerechnet in dem denkbar unglücklichsten und verhängnisvollsten Augenblick für die angeblich erstrebte junge Republik gemacht hätten: gerade zwischen der vollendeten, militärisch und politisch zerschmetternden Niederlage des Kaiserreichs nach völliger Erschöpfung des deutschen Landes und Volkes, und vor Abschluß des vernichtenden Waffenstillstandes und Friedens, die aus alledem folgten. Seltsame Revolutionäre, die sich dazu gedrängt hätten, der Monarchie diese fürchterliche Verantwortung noch in allerletzter Minute abzunehmen! Hätte sie diese Verantwortung selbst tragen müssen, so wäre danach die Revolution nur mit um so größerer Wucht und Gründlichkeit gekommen; und die Anhänger der Monarchie hätten nicht mehr vermocht, ihre Blöße mit dem „deutschnationalen" Mantel zu verhüllen. Politisch wäre also die Situation sehr viel klarer gewesen, wenn auch die sozialen und wirtschaftlichen Reibungen und Kämpfe, wie gesagt, nicht ausgeblieben wären. Indessen die Ereignisse waren eben nicht zielbewußt „gemacht", sondern rollten zwangsläufig ab. Und dieser Gang der Dinge zusammen mit der früheren politischen Entwicklung in Deutschland erklärt es, daß sich all die vielgestaltigen scharfen Gegensätze der Interessen und Gefühle, die sich aus der äußeren und inneren, der politischen, wirtschaftlichen und sozialen Lage Deutschlands ergeben, in dem Streit um Republik oder Monarchie zu konzentrieren scheinen.

Die Plötzlichkeit, mit der sich der Umschwung vom November 1918 vollzog, der mit einem Schlage 22 Dynastien in dem für besonders monarchisch geltenden Deutschland beseitigte, ist allerdings so erstaunlich, daß man die mißtrauischen Zweifel an der Dauerhaftigkeit und Gründlichkeit der raschen Umstellung verstehen kann. Wohl wurde auch in Frankreich wenige Tage nach der Niederlage von Sedan das Kaiserreich gestürzt und die Republik proklamiert. Aber Frankreich ist in Europa das klassische Land der Revolutionen, war schon wiederholt Republik gewesen und hatte stets eine rührige republikanische Partei. Trotzdem entschied sich die französische Nationalversammlung, die eine monarchistische Mehrheit aufwies, nur infolge des unlösbaren Widerstreits der drei Prätendenten und nur mit einer einzigen Stimme Mehrheit für die Republik; die beiden ersten Präsidenten dieser französischen Republik waren Monarchisten. In Deutschland, dessen ganze politische Geschichte keine wirkliche Revolution kannte, nahm die Nationalversammlung in Weimar die republikanische Verfassung mit der überwältigenden Mehrheit von 262 gegen 75 Stimmen an; von den letzteren kam noch etwa ein Drittel auf die Unabhängigen, also gewiß keine Monarchisten; und der kleine Rest der Opposition stimmte gegen die Republik, um seinen prinzipiellen Standpunkt zu markieren, doch ohne praktisch-politische Erwartungen. Der erste Präsident der deutschen Republik ist ein Sozialdemokrat. Man darf geradezu sagen: im Sinne praktischer Politik gab es vor dem November 1918 fast keine Republikaner in Deutschland, nach dem November 1918 zunächst fast nur noch Republikaner.

Wohl hat es einst an starken demokratischen und republikanischen Strömungen in Deutschland keineswegs gefehlt. Manche Generation deutscher Jugend

Digitized by Google

schwärmte für republikanische Freiheit als die allein menschenwürdige Form des Staatslebens; und wenn die meisten im reiferen Alter resigniert erkannten, daß die Zeit für ihr Ideal nicht reif sei, so erhielt sich doch vielfach die Überzeugung, daß die aufsteigende Kulturentwicklung und politische Reife in der Zukunft zu demokratischer und republikanischer Selbstregierung des Volkes als höherer Lebensform des Gemeinwesens führen müsse. Bedeutsam war vor allem der enge Zusammenhang der demokratischen Strömungen mit dem nationalen Gedanken deutscher Einheit. Wurzelte doch dieser Gedanke natürlich in der nationalen Einheit des deutschen Volkes im Gegensatz zu dem Elend der Kleinstaaterei, das in der Vielheit der „legitimen" deutschen Dynastien wurzelte. Während der Freiheitskriege und der an sie anschließenden Epoche, der Entstehungszeit der großdeutschen Demokratie, wurde jener Gegensatz wohl empfunden, ohne jedoch mit klarem Bewußtsein als Problem der praktischen Politik erfaßt zu werden. In dieses Stadium trat er erst im Laufe der Bewegung von 1848. Der äußerlich vollkommene Mißerfolg dieser Bewegung, die keinem ihrer beiden großen Ziele, weder der Einheit noch der Freiheit näher geführt zu haben schien, und dem gegenüber der äußerlich überwältigend glänzende Erfolg der Bismarckschen Politik hat dann die deutsche Demokratie nicht bloß materiell, sondern auch ideell niedergeworfen, indem ihr natürlicher Zusammenhang mit dem nationalen Prinzip deutscher Einheit für das Bewußtsein zweier Generationen verschüttet wurde. Mir taucht eine persönliche Erinnerung aus meiner Knabenzeit auf, in deren Mittelpunkt der Tag von Sedan stand. Unter dem gewaltigen Eindruck der Siegeskunde kam unser Hausarzt, ein unentwegter alter Achtundvierziger zu uns; mit tränenden Augen nahm er meinen Kopf zwischen seine Hände und rief schluchzend: „Glücklicher Junge, du wirst die deutsche Republik erleben." Und da wir ihn verständnislos ansahen, weil man im Siegesjubel jener Tage an alles eher als an eine deutsche Republik dachte, beharrte der Alte mit wunderlicher Selbstgewißheit: „Sedan bringt die deutsche Einheit und die deutsche Einheit bringt die Republik; das kann auch Bismarck nicht ändern!"

Indessen die letzten dieses Geschlechts, die noch das Bewußtsein von der innigen Verknüpfung des demokratischen und nationalen Gedankens als eigenes Erlebnis in sich trugen, waren gegenüber der Wucht der äußeren Ereignisse einflußlos und starben aus. Überwältigend war doch in der Tat der Gegensatz zwischen der Erfolglosigkeit all jener populären Bestrebungen und den Erfolgen der Bismarckschen Politik auf der Grundlage der Siege des preußischen Heeres, zwischen der Ohnmacht des bundestäglichen Deutschland, die auch die Episode der Paulskirche nur greller beleuchtet hatte, und der imposanten Machtstellung des preußisch-deutschen Kaiserreichs. Geblendet von diesem glänzenden Gegensatze sah man nicht, wie jene erfolglosen Mühen dem bewunderten Erfolge vorgearbeitet hatten; sah man nicht, wie das erste deutsche Parlament die Probleme der deutschen Frage zuerst in der deutschen Geschichte klar herausgearbeitet hat. Gelöst hatte es sie freilich nicht, weil dazu gegenüber

Digitized by Google

den alten Mächten die Triebkraft der in ihren Anfängen stecken gebliebenen Revolution nicht ausreichte. Heute wissen wir nach furchtbarem Erleben, daß auch Bismarcks Politik mit aller Macht siegreicher Waffen sie nicht endgültig gelöst hat. Aber dem Geschlechte, das unter dem Bann seiner Erfolge aufwuchs, erschien sein Werk als des deutschen Schicksals letzter Schluß. Daher galten bald alle, die Deutschlands Heil auf anderen Wegen gesucht hatten, bestenfalls als politische Schwachköpfe, wenn nicht gar als Schädlinge der nationalen Sache. Hatten sie doch die nun vermeintlich unwiderlegbar bewiesene Wahrheit verkannt oder verleugnet, daß das preußische Obrigkeitsregiment und die preußische Armee die allein berufenen Träger, Schöpfer und Erhalter deutscher Einheit und deutscher Macht seien. Als Konfliktsminister, in erbittertstem Kampfe mit dem parlamentarischen Liberalismus und der Demokratie, war Bismarck emporgekommen. Den Leitgedanken seiner deutschen Politik hatte er freilich dem Programm dieser verhaßten und mißachteten Gegner entlehnt, während er den König Wilhelm nur mit unendlicher Mühe und virtuoser Kunst in die Bahnen dieser Politik hineinziehen konnte. Aber die entscheidenden Taten geschahen doch mit den Machtmitteln der preußischen Krone, die Parlament, Liberalismus und Demokratie — scheinbar! — ihr verweigert hatten. War damit nicht bewiesen, daß alle diese populären Strömungen in Gegensatz standen zu den wahren Interessen nationaler Einheit und Macht? Es bedurfte kaum noch der weiteren Erhärtung dieses Dogmas durch die Tatsache, daß die Ausläufer der großdeutschen Demokratie besonders in Süddeutschland, abgestoßen von der herausfordernd antikonstitutionellen Art und Schroffheit der preußischen Suprematie und von der rücksichtslosen Preisgabe der österreichischen Deutschen, sich in seltsame partikularistische Abwege verirrten.

Unter dem Einfluß solchen Erlebens bildete sich eine Anschauung von dem Schicksalswege deutscher Entwicklung, die, zu einer offiziellen Geschichtslegende verdichtet, während eines halben Jahrhunderts von der Hochschule bis zur Volksschule und mit allen sonstigen Mitteln geistiger Beeinflussung dem Volksgeiste eingeprägt, eingeimpft, eingehämmert wurde. Und diese reine Lehre offizieller Geschichtswahrheit hatte den verlockenden Vorzug so verblüffender Einfachheit, daß sie auch der Einfältigste ohne sonderliche geistige Anstrengung erfassen konnte. Alles Wahre, Gute und Schöne der neueren deutschen Entwicklung findet sich danach auf einer schnurgeraden Linie, die vom Großen Kurfürsten über Friedrich Wilhelm I. und Friedrich den Großen zu Wilhelm I. und Bismarck zu ziehen ist; alles, was von dieser Linie abweichen oder ablenken wollte, und was in aller Zukunft nicht in ihrer Verlängerung liegt, ist falsch, schlecht und häßlich. Die Prinzipien des Lichts und der Finsternis in schärfster Scheidung. Aus dem Nichts heraus, das die Verwüstung des Dreißigjährigen Krieges hinterlassen hatte, schuf der Große Kurfürst den brandenburgisch-preußischen Staat, indem er den Trotz der Stände brach und die widerstrebenden Landschaften zur Einheit zusammenzwang. Damit hatte er den

Digitized by Google

Grundstein gelegt zur künftigen deutschen Einheit. Sein Enkel führte das Werk fort, indem er die Souveränität des Königs von Preußen wie einen rocher de bronce stabilierte und die Waffen künftiger Herrlichkeit schmiedete: das königlich preußische Heer und das königlich preußische Beamtentum. Mit diesen Waffen hob sein großer Sohn Preußen zur europäischen Großmacht empor, wand den Lorbeer kriegerischen Weltruhms um Preußens Fahnen; und indem er Preußens bisher überlegenen Nebenbuhler in Deutschland, das österreichische Kaisertum, bekämpfte und besiegte, wies er schon den Weg zu der wahren deutschen Einheit, die nur Preußens Krone und Heer schaffen konnte. Daß schon kurze Zeit nach so glänzendem Aufstieg das königliche Preußen vor dem revolutionären Frankreich zurückwich und unter den Schlägen Napoleons in plötzlichem Sturz zusammenbrach, ist freilich ein unbequemes Intermezzo. Immerhin hat sich der Sohn und Erbe der großen Revolution auch um Preußen verdient gemacht, indem er ihm die Reste des alten deutschen Reiches aus dem Wege räumte; und schließlich haben Preußens Krone und Heer die Scharte glänzend wieder ausgewetzt: „Der König rief und alle, alle kamen", und befreiten Europa von dem korsischen Usurpator. Was hinterherkam: der Wiener Kongreß, Deutschland unter dem Bundestag, Karlsbader Beschlüsse und Demagogenverfolgungen, auch die Rolle, die Preußen bei alledem spielte, — das ist wieder eine unbequeme Episode, für die sich die obligate Begeisterung beim besten Willen nicht aufbringen läßt. Aber Preußen war eben damals noch nicht fertig; es mußte sein neu gestaltetes Staatsgebiet erst zur Einheit zusammenschweißen und festigen, ehe es sich mit Verfassungswesen und deutscher Einigung abgeben konnte. Die Schwarmgeister, die sich vermaßen ohne oder gar gegen die preußische Krone und ihre organisierte Macht Deutschlands Schicksal zu gestalten, hatten sich also ihr Los selbst bereitet. Aus gleichem Grunde mußte die Bewegung von 1848 elend scheitern; verdientermaßen, weil sie aus der allein richtigen Bahn preußisch deutscher Entwicklung ausbrechen wollte, wie sie eben seit dem Großen Kurfürsten unverbrüchlich festgelegt war. Als aber die Zeit erfüllt war, da haben Wilhelm I. und Bismarck das Werk ihrer Vorläufer vollendet. Gegen den verblendeten oder böswilligen Widerstand der parlamentarischen Opposition schmiedeten sie durch die Armeereorganisation die schneidige Waffe, durch deren Siege auf den Schlachtfeldern Böhmens und Frankreichs sie die wahre und endgültige deutsche Einheit schufen. Nationale Gesinnung ist also nach dieser „Lehre der Geschichte" für den guten Deutschen die unbedingte Anhänglichkeit an die preußische Monarchie, ihr Heer und Beamtentum, die ihren Willen meist ohne, oft gegen die Meinung des Volkes und seiner Parteien in Parlament und Presse zum Heile Deutschlands durchgesetzt haben. Nationale Gesinnung ist monarchische Gesinnung in hohenzollernscher Prägung. Wohl haben auch Monarchen und Dynastien im Laufe der Dinge auf seiten des bösen, d. h. antipreußischen Prinzips gestanden; aber auch hier hat Bismarcks Staatskunst alles zum Guten gewendet: bundestreue Unterordnung der anderen deutschen Dynastien unter die Hegemonie

Digitized by Google

der preußischen Krone, und Bündnis, ja Freundschaft mit Habsburg. Und wenn dieses nationale Wesen Deutschlands von völlig anderer Natur und Art ist als das aller anderen Völker und Nationalstaaten, so muß der nationalgesinnte Deutsche stolz sein auf diese Freiheit von fremdem Einfluß, von fremder Art; ja, an diesem deutschen Wesen soll die Welt genesen. Quod erat demonstrandum.

Es war die seltsamste Umwertung aller nationalen Werte! Die landesfürstlichen Dynastien, deren Geschichte die Geschichte der politischen Zerreißung Deutschlands war, als Träger des nationalen Einheitsgedankens! Alle volkstümlichen Bestrebungen, die den Gedanken nationaler Einheit gegen die dynastischen Mächte und deren Gefolgsleute, trotz Bedrückungen und Verfolgungen wach erhalten und verfochten hatten, national unzuverlässig oder gar der nationalen Gesinnung bar! Der platte geschichtliche Anachronismus, der den Großen Kurfürsten und Friedrich den Großen zu Vorkämpfern des modernen Nationalstaates stempeln will, rückt in ein besonderes Licht, wenn man weiß, wie kühl, ja innerlich ablehnend diesem Gedanken noch der ganz in der dynastischen Tradition seines Hauses wurzelnde König Wilhelm, der erste Kaiser des neuen Reiches, gegenüberstand. Und gar sein Vater Friedrich Wilhelm III. als Erwecker des Geistes des Befreiungskrieges! Von seinem Verhältnis zum Freiherrn vom Stein und zu dessen nationalen und durchaus nicht altpreußischen Ideen schweigt jene Legende wohlweislich, wie auch von der Art, durch die ihm der berühmte Aufruf: „An mein Volk" abgezwungen werden mußte. Ihm standen die Kreise näher, die den großen Freiherrn und seine Gesinnungsgenossen als Jakobiner, Königsmörder und Nivellierer mit tödlichem Hasse bekämpften, die lieber ein kleines ostelbisches Preußen unter napoleonischer Herrschaft erhalten, als die nationalen Kräfte der Erhebung entfesseln wollten. Es waren dieselben Kreise, die im Dienste der Metternichschen Politik und unter Lähmung und Erniedrigung Preußens die Nachwirkungen der nationalen Erhebung in Demagogenverfolgungen erstickten; dieselben Kreise, die sich der nationalen Bewegung von 1848 entgegenstellten. Es waren schließlich wiederum dieselben Kreise, die in gehässige Opposition gegen den aus ihrer Mitte hervorgegangenen Konfliktsminister Bismarck traten, sobald er von der Vergewaltigung des Parlaments zu seiner deutschen Politik überging. Und eben sie sind dann auf Grund der Erfolge dieser Politik und jener sich daraus entwickelnden Geschichtslegende zur erlesenen Kerntruppe wahrhaft nationaler deutscher Gesinnung geworden. O quae mutatio rerum!

Was Bismarcks Politik von der seiner Standes- und Gesinnungsgenossen schied, war nicht etwa eine Bekehrung zu einer nationalen und liberalen Staatsanschauung; das widerlegt neben allem anderen schon das Schicksal, das er dem Nationalliberalismus bereitet hat, als dieser soviel für ihn getan, daß ihm zu tun fast nichts mehr übrig blieb. Aber seine staatsmännische Intuition hatte die Unmöglichkeit erkannt, die überkommene Machtstellung der preußischen Monarchie, ihres Beamtentumes und Heeres gegen den Andrang der

Digitized by Google

allgemeinen Strömung moderner Staatsentwicklung bloß durch die unfruchtbaren Mittel einer negativen Politik der Repression zu erhalten. Unüberwindlich jedoch glaubte er jene Machtstellung dadurch festigen zu können, daß er der volkstümlichen Opposition ihre praktisch wirksamste Triebkraft, die Forderung der nationalen Einigung mit ihren politischen und wirtschaftlichen Folgen entriß; daß er das, was jene eben nur fordern und erstreben konnten und bisher stets erfolglos gefordert und erstrebt hatten, durch die Machtmittel der preußischen Krone so weit verwirklichte, wie diese Verwirklichung mit der Herübernahme jener überkommenen Machtstellung in den neuen staatlichen Zustand sich vereinigen ließ. Die Durchführung dieses politisch klaren Programms war bei der Lagerung der Gegensätze hüben und drüben eine schwere Aufgabe, die Bismarck mit virtuoser Meisterschaft löste. Um sich der Krone unentbehrlich zu machen, trieb er den Konflikt mit dem Parlament auf die Spitze, obgleich er sich dadurch die öffentliche Meinung für die Unterstützung seiner deutschen Politik entfremden mußte. Und als die Siege der preußischen Waffen die Bahn zur deutschen Einheit geöffnet hatten, nutzte er die Kraft der nationalen Strömung für seine Politik aus, ohne sich von ihr zu ihrem natürlichen Endziel, dem Nationalstaat, forttragen zu lassen. Sein spezifisch preußischer Monarchismus hinderte ihn nicht an der Entthronung etlicher deutscher Dynastien, obgleich diese weitere Vergrößerung Preußens die Schwierigkeit einer wirklich bundesstaatlichen Gestaltung Deutschlands zur Unmöglichkeit steigerte. Aber er hütete sich wohl, diesen Weg der Illegitimität bis ans Ende zu gehen und die Hohenzollerndynastie zur Höhe der nationalen deutschen Monarchie hinaufzuführen. Mit Unrecht verdächtigten ihn seine Klassengenossen, daß er die nationale Einheit Deutschlands in der Art des Königreichs Italien unter dem Hause Savoyen vollenden wolle. Er wußte zu gut, daß eine so entstandene nationale Monarchie nach immanenter Logik der staatlichen Zusammenhänge dem Schicksal der Parlamentarisierung und Demokratisierung nicht entgehen kann; die parlamentarische Demokratie war und blieb ihm aber das böse Prinzip schlechthin, wenn er sich auch gelegentlich ihrer Künste zu seinen Machtzwecken bediente. Deshalb nahm er das dynastisch-bureaukratische Element des alten deutschen Fürstenbundes als Kern in das neue Reich hinüber, verhüllt durch bundesstaatliche Formeln und den modern-demokratischen Anbau des Reichstags. Die künstliche Konstruktion ward zusammengehalten durch die tatsächliche Macht der in ihrer inneren Natur unveränderten preußischen Monarchie, ihres Heeres und Beamtentums. Und dies kleindeutsch-preußische Reich galt nicht als eine Etappe auf dem Wege nationaler Entwicklung, der Ausschluß der österreichischen Deutschen nicht als vorläufiger Notbehelf; sondern gemäß dem hüben und drüben als maßgebend anerkannten dynastischen Prinzip war dies die endgültige Lösung der deutschen Frage, die von der geschichtlichen Legende als Erfüllung und volle Entfaltung des nationalen Gedankens verklärt wurde.

Digitized by Google

2.

Daß der natürliche Zusammenhang des demokratischen und des nationalen Gedankens so gründlich verschüttet werden und der letztere statt dessen so eng mit dem militärischen und bureaukratischen Monarchismus verkoppelt werden konnte, das war unmittelbar allerdings eine Wirkung der glänzenden Erfolge Bismarckscher Politik und ihrer äußeren Begleitumstände. Aber mittelbar beruhte die Möglichkeit solcher erstaunlichen Umwertung doch auf einer tiefer liegenden Entwicklungstatsache der deutschen Geschichte. Diese Tatsache ist das Auseinanderfallen des nationalen Prinzips und der Staatsbildung in Deutschland, das tragische Verhängnis seiner Geschichte. Die landesfürstlichen Dynastien als Träger und Hüter des nationalen Gedankens hinzustellen, war gewiß eine groteske Verdrehung der Wahrheit; aber unzweifelhaft wahr ist, daß sie Träger, Ausgangspunkt und Kern der deutschen Staatsgebilde gewesen sind, freilich gerade im schärfsten Gegensatz und zum Verderben des nationalen Gedankens. Indessen hatte es dieser Gedanke niemals vermocht, im deutschen Volke die politische Energie und schöpferische Kraft der Staatsbildung auszulösen. Während der Jahrhunderte, da sich ringsum die Grundlagen der Nationalstaaten und die Individualitäten der Staatsvölker bildeten, war Deutschland in das Chaos der Staatlosigkeit versunken. Es gab hier keinen Staat, weder im nationalen noch im korporativen Sinne; das deutsche Volk war aufgeteilt in die Untertanenschaften einer bunten Fülle größerer, kleinerer und kleinster „regierender Häuser" und einer Anzahl städtischer Ratsobrigkeiten. Wenn sich aus diesem staatlosen Chaos territoriale Gebilde heraushoben, die einen notdürftigen Ersatz des fehlenden Staates boten, und deren größte und kräftigste zur Staatsähnlichkeit emporwuchsen, so war dies unleugbar das Werk der regierenden Häuser und ihrer Diener in Beamtentum und Heer. Im Anfang war die Dynastie; erst durch sie und um sie herum entstand der Staat oder das Staatssurrogat. Die „Besitzungen" des Hauses Habsburg wurden zur österreichisch-ungarischen Monarchie wie die Besitzungen des Hauses Hohenzollern zum brandenburgisch-preußischen, die des Hauses Wittelsbach zum bayerischen Staate usw. secundum ordinem bis herab zu den beiden Reuß und den beiden Lippe. Diese Territorialgebilde von den größten bis zu den kleinsten besaßen kein anderes Individualisierungsprinzip, das sie zusammenhielt und von anderen unterschied, als daß sie dieser und nicht einer anderen landesfürstlichen Dynastie „gehörten". Verstand es die Hauspolitik, die dynastischen Besitzungen nicht bloß durch die feudal patrimonialen Erwerbstitel von Erbschaft, Heirat, Kauf, Tausch, Pfandschaft und Eroberung zu mehren, sondern auch das Erworbene dauernd und fest zusammenzuhalten, so entstanden territoriale Anhäufungen in der Hand eines regierenden Hauses, die schließlich als Mittel- oder gar Großstaaten erscheinen. War familienväterliche und wohl besonders familienmütterliche Sorge um das Wohl der jüngeren Kinder einflußreicher als der Ehrgeiz dynastischer Politik, so entstanden durch mannigfache Erbteilungen die territorialen Splitterchen der in buntem Gemenge liegenden Zwergstaaten. Der

Digitized by Google

Niederschlag dieses freien Spieles der Kräfte von Willkür und Zufall ist die territoriale Gliederung Deutschlands in Einzelstaaten, wie sie das alte Reich und den deutschen Bund, doch auch das neue Kaiserreich und die Revolution überlebt hat.

In schärfstem Gegensatz zum nationalen Prinzip deutscher Einheit sind diese Einzelstaaten samt und sonders entstanden, die Großstaaten Österreich und Preußen ebenso wie die von der napoleonischen Fremdherrschaft zu Königreichen und Großherzogtümern abgerundeten Mittelstaaten und wie das Gewimmel der Zwergstaaten. Auch sind sie nicht etwa die politischen Erscheinungsformen für Sonderleben und Eigenart der deutschen Stämme. Dieser Gegensatz deutscher Stammesarten wird als solcher sehr überschätzt; er ist keinesfalls größer als der zwischen Nord- und Südfranzosen, bei weitem nicht so groß wie etwa der zwischen Piemontesen und Sizilianern. Jedenfalls geht deutscher Partikularismus und deutsche Vielstaaterei nicht hierauf zurück; die Grenzen der deutschen Einzelstaaten haben mit Stammesgrenzen wenig oder nichts zu tun; sie zerreißen vielmehr stammesmäßige Zusammenhänge und verkoppeln stammesmäßig nicht Zusammengehöriges. So wenig wie die deutsche Nation als Ganzes haben auch ihre Stämme staatenbildende Kraft zu entfalten vermocht. Was in dieser Hinsicht überhaupt geschah, ist von jenen feudal-patrimonialen Zufallsbildungen der landesfürstlichen Gewalten ausgegangen. Das hat der deutschen Geschichte ihr Gepräge gegeben. Und wo die lächerliche Enge der Zwergterritorien durch Zusammenfassung von Gebieten und Ausgleichung ihrer verschiedenartigen Kräfte überwunden und größere staatsähnliche Bildungen geschaffen wurden, da war doch immer Träger und Triebkraft, das aktive Element in diesem Vereinheitlichungs- und Zusammenfassungsprozeß der Landesfürst mit seinem Beamtentum und Heer gegen den Widerstand der Landschaften und Stände, des Adels und Bürgertums. Es hat eben in Deutschland weder im Reich noch in seinen Territorien jemals einen wirklich politischen Adel oder — abgesehen von den Ausnahmeerscheinungen der freien Städte — ein politisch führendes Bürgertum gegeben. Staatliche Tätigkeit war Tätigkeit der landesfürstlichen Beamten und des landesfürstlichen Militärs; so weit es staatliches Wesen in Deutschland gab, war es das des militärischen und bureaukratischen Fürstenstaates.

An dem Kern der Sache änderte sich durch den Übergang zur konstitutionellen Staatsform wenig. Indem die süddeutschen Mittelstaaten auf diesem Wege vorangingen, förderten sie allerdings die Ausbildung eines besonderen bayerischen oder badischen Staatsbewußtseins, das sich im Besitze verfassungsmäßiger Freiheit den noch im Absolutismus steckenden Großstaaten, besonders Preußen, stolz überlegen fühlte. Daß sich jahrzehntelang parlamentarisches Leben in Deutschland nur auf den kleinen Schaubühnen dieser Kammern abspielen konnte, die mit den Problemen der großen Politik wirklicher Staaten kaum zu tun hatten, das war keine gute Vorschule der politischen Erziehung des deutschen Volkes. Und im wesentlichen waren diese Kammern doch nur ein

Digitized by Google

äußerer Anbau an das unveränderte Gefüge des fürstlichen Obrigkeitsstaates, der als solcher nach wie vor in sich selbst ruhte. Mochten die Kammern „das Volk" repräsentieren, den „Staat" repräsentierte, unabhängig davon, der Fürst mit seinem Beamtentum und Heer. Jener Gegensatz zwischen Volk und Staat, der eine nationale Staatsbildung in Deutschland verhindert hatte, blieb auch in den Einzelstaaten ungelöst. Das gilt in höchstem Maße von Preußen, trotz der konstitutionellen Form, die es nach dem Scheitern der Bewegung von 1848 angenommen hatte. Und es gilt auch noch von der Struktur des Deutschen Reiches, wie sie Bismarcks Staatskunst an die Stelle der Verwirklichung des nationalen Einheitsgedankens setzte.

Neben den Gestalten Viktor Emanuels und Cavours steht die Garibaldis als Personifikationen des italienischen risorgimento; mit der Politik und den Waffen des Hauses Savoyen wirkt bei der nationalen Einigung Italiens die demokratische Bewegung und Volkserhebung als mitbestimmendes, wenn nicht als stärkeres Element zusammen. Die Gründung des Deutschen Reiches personifiziert sich ausschließlich in den Gestalten Kaiser Wilhelms, Bismarcks und Moltkes, den Repräsentanten der Monarchie, ihres Beamtentums und ihres Heeres; der deutschen Vorstellungswelt ist der Gedanke fremd, neben sie die Gestalten von Volksführern stellen zu können, mögen die auch die Idee der nationalen Einheit früher, tiefer und reiner erfaßt und verfochten haben. Denn nicht als Entfaltung der nationalen Einheitsidee wird die Reichsgründung empfunden, sondern als volle Entfaltung der Macht der preußischen Krone, als Erfolg der Bismarckschen Politik und der Siege des von Moltke geführten Heeres. Das waren die Komponenten des wirklichen „Staates", der sich zum Reich entfaltete. Die Volksvertretung hatte freilich auch eine Deputation nach Versailles geschickt unter Führung desselben Präsidenten, der schon 1849 einem preußischen Könige die Kaiserkrone angeboten hatte; doch diese Volksvertreter spielten kaum die Rolle des Chors in dem waffenklirrenden Drama.

Die Krone, ihr Beamtentum und Heer hatten von oben her die Einheit der preußischen Monarchie zusammengefügt; mit vollem Erfolge, so lange sich dieser Prozeß in einem Zeitalter vollzog, dem nationales Bewußtsein und Selbstbestimmung des Volkes noch fremd waren. Nach der großen Revolution und den Befreiungskriegen gelang die Verschmelzung der vom Wiener Kongreß der preußischen Monarchie zugesprochenen Gebiete mit den alten Landesteilen schon nicht mehr in gleich vollkommener Weise; noch weniger gelang es mit den Annexionen von 1866. Die äußere Macht der preußischen Krone hätte nach den großen Siegen vielleicht ausgereicht, den Vereinheitlichungsprozeß in gerader Linie fortzuführen und die preußische Monarchie zur nationalen deutschen Monarchie zu erweitern. Aber daraus hätte sich eben kraft immanenter Logik eine Umwandlung ihrer innersten Natur ergeben. Als Grundlage ihres staatlichen Daseins wäre an die Stelle des dynastischen das nationale Prinzip getreten; die politische Einheit des deutschen Volkes an die Stelle der Untertänigkeit unter das Haus Hohenzollern. Und die natürliche äußere Folge dieses

Digitized by Google

inneren Wandels wäre die Demokratisierung und Parlamentarisierung des nationalen Staatslebens gewesen. Solcher Entwicklung stemmte sich Bismarcks Staatskunst entgegen, indem sie die landesfürstlich-dynastisch bestimmte „Staatlichkeit" der preußischen Monarchie auch im neuen Reiche aufrecht erhielt. Das war nur möglich, wenn auch die entsprechende „Staatlichkeit" der anderen deutschen Territorien, so weit sie die Krise von 1866 überlebten, weiterhin anerkannt, ja geflissentlich betont wurde. Um diesen Preis, der eine Art Versicherung auf Gegenseitigkeit darstellte und den größeren Einzelstaaten noch durch allerlei Reservatrechte schmackhafter gemacht wurde, fanden sich die landesfürstlichen Dynastien und ihre regierenden Bureaukratien wohl oder übel mit der erdrückenden Übermacht der preußischen Krone und ihrer regierenden zivilen und militärischen Bureaukratie ab. Das war das wirkliche Wesen von Kaiser und Reich, deren von der nationalen Sehnsucht der Vergangenheit verklärte Namen es der herrschenden Legendenbildung erleichterten, diesen Zustand als die Verwirklichung des deutschen Nationalstaates zu verherrlichen. Und doch war es in der Hauptsache eine kunstvolle Projektion des landesfürstlichen Obrigkeitsprinzips auf ein Gebilde, das ebenso ein Surrogat des nationalen Staates war, wie die Landesfürstentümer Surrogate wirklicher Staaten in Deutschland gewesen waren. Freilich trat nicht etwa der Kaiser als monarchisches Oberhaupt des deutschen Volkes an die Stelle der Landesfürsten; das wäre die nationale Monarchie gewesen, die neben den Monarchen die nationale Volksvertretung, neben den Kaiser den Reichstag gestellt hätte. Träger der „Staatlichkeit" im Reiche war vielmehr der Bundesrat, die nach Namen und Art wenig veränderte Wiedergeburt des durchlauchtigsten Bundestages des alten Fürstenbundes. In ihm waren die Träger der einzelnen deutschen „Staatlichkeiten", die „verbündeten Regierungen" als in sich selbst ruhende Obrigkeiten unter der Herrschaft der preußischen Obrigkeitsregierung zusammengefaßt. Und diesem Repräsentanten des deutschen Staatsprinzips stand der parlamentarische Repräsentant des deutschen Volkes, der Reichstag äußerlich und fremd gegenüber. Die Tatsache, daß er aus demokratischen Wahlen des ganzen Reichsvolkes hervorging, gab ihm wohl ein größeres moralisches Gewicht als den einzelstaatlichen Kammern. Aber die Entwicklung, die den unorganischen Gegensatz zwischen einer unparlamentarischen Regierung und einem auf die positive Staatsleitung einflußlosen Parlament überwinden konnte, war hier durch die sinnreiche Konstruktion des Bundesrats noch stärker verbaut als in den Einzelstaaten. Überdies war der deutschen Volksvertretung in der Vertretung von vier Siebenteln eben dieses Volkes im Landtage des Hegemoniestaates Preußen ein paralysierendes Gegengewicht gegeben. Dies wirkte um so stärker, als die Zusammensetzung des preußischen Landtags auf gerade entgegengesetzten Grundlagen ruhte als die des Reichstages. An eine Änderung des einst von ihm so arg geschmähten preußischen Wahlrechts hat Bismarck später nie gedacht; auch dieser Gegensatz gehörte zu dem kunstvollen System der Häufung von Reibungen und Gegensätzen, die der natürlichen Entwicklung die Bahn versperren sollten.

Digitized by Google

Wohl war trotz alledem die Wirksamkeit der natürlichen Entwicklungstendenz nicht völlig auszuschalten. Das Moment moderner nationaler Großstaatsbildung, das in diesem deutschen Reiche keimte, machte sich doch geltend und verschob, gefördert durch eine kräftige wirtschaftliche Entfaltung das tatsächliche Schwergewicht des Gemeinlebens immer mehr von den Einzelstaaten in das Reich. Aber der harmonischen Auswirkung dieser natürlichen Entwicklungstendenz in der politischen Organisation setzte das in langer Tradition wurzelnde und nun durch die historisch-politische Legende zum nationalen Hort verklärte System obrigkeitlicher „Staatlichkeit" einen zähen Widerstand entgegen, den zu überwinden die politischen Energien im deutschen Volke zu schwach waren. So blieb bei allem Glanz äußerer Macht und wirtschaftlichen Aufschwungs im innersten Wesen dieses Reiches eine ungelöste und von innen heraus nicht mehr lösbare Disharmonie bestehen, ein tiefer Zwiespalt zwischen allen entwicklungsfähigen Kräften und den erstarrten Machtverhältnissen. In unfruchtbaren Kämpfen sind zahlreiche wertvolle Kräfte nutzlos vergeudet und zerrieben worden, bis das politische Gebiet mehr und mehr verödete. Wer in alledem eine verhängnisvolle Schwäche Deutschlands gegenüber den wirklichen Nationalstaaten mit völlig anders pulsierendem politischem Leben sah, der machte sich „westlicher Fremdtümelei" und damit des Mangels echt nationaler Gesinnung verdächtig. Sie besaß nur, wer jene Zustände als stolze Überlegenheit deutscher Eigenart bewunderte, denen der Einfluß des „fauligen Westens" durchaus fernzuhalten sei; wie dies verwandte Geister auch im „heiligen Rußland" gepredigt haben. Noch bis an die Schwelle des Zusammenbruchs wurde dem deutschen Volke die überkommene und von Bismarck neu gefestigte obrigkeitliche Struktur seiner „Staatlichkeit" als unantastbares nationales Besitztum, als „Bismarcks Erbe in der Reichsverfassung" gepriesen.

Der doppelte Glanz äußerer Machtstellung und wachsenden wirtschaftlichen Reichtums trug wesentlich dazu bei, die Schwäche der politischen Energien in Volk und Parlament zu erhalten und zu steigern. Eingewurzelter Gewöhnung und Volksneigung entsprach eine Arbeitsteilung, die die positive Bestimmung der Staatstätigkeit ausschließlich der Obrigkeitsregierung zuwies, das politische Interesse der Regierten sich in negativer Kritik der Regierungshandlungen erschöpfen ließ, während sich ihre Tüchtigkeit zu positivem Schaffen in der materiellen und geistigen Berufsarbeit entfaltete. Diese Berufsarbeit wurde in immer steigendem Maße durch den mächtigen Aufschwung auf allen Gebieten des wirtschaftlichen und kulturellen Lebens und durch die damit verbundenen Kämpfe und Reibungen in Anspruch genommen; man freute sich der hier vollbrachten glänzenden Leistungen und hatte daneben weder Zeit noch Lust positiv für die res publica, das gemeine Wesen, zu sorgen. Das war eben Sache der Regierung. Nicht als ob man mit deren Handlungen allgemein zufrieden gewesen wäre; im Gegenteil; in keinem wirklich politisierten Lande war die oppositionelle Kritik der Parteien in Schrift und Rede lebhafter, allgemeiner und verantwortungsloser. Denn die Kritik war hier Selbstzweck,

Digitized by Google

mit dem geschriebenen oder gesprochenen Wort war die Sache erledigt; praktisch politische Folgen ergaben sich aus all den Klopffechtereien der Parteien in der Presse, bei den Wahlen und im Parlament regelmäßig nicht. Den Kurs des Staatsschiffes bestimmte die Obrigkeitsregierung; der Ausfall der Wahlen, Verschiebungen in den Parteiverhältnissen mochten wohl von Einfluß auf taktische Einzelheiten sein; in der Hauptsache blieb stets alles beim Alten.

Die Legende hat auch diesen Zustand als die Erfüllung eines Ideals zu kanonisieren versucht: die Regierung steht über den Parteien, vertritt, unabhängig von ihnen allen, kein Parteiinteresse, sondern nur das Staatsinteresse in idealer Reinheit. Es ist immer dasselbe Dogma von der ausschließlichen Repräsentation der „Staatlichkeit" durch die monarchische Obrigkeitsregierung, der die Parteien d. h. die in Volk und Volksvertretung vorhandenen politischen Willensrichtungen als staatsfremde, wenn nicht gar staatsfeindliche Kräfte gegenüberstehen. In Wahrheit befindet sich jedoch solche Obrigkeitsregierung in unlöslicher einseitiger Abhängigkeit von der Parteirichtung und den hinter ihr stehenden sozialen Schichten, deren Anschauungen und Interessen mit der Erhaltung des monarchischen Obrigkeitssystems fest verknüpft sind; sie befindet sich ebenso in einseitigem dauerndem Gegensatz gegen alle Parteirichtungen und gesellschaftlichen Schichten, deren Anschauungen und Interessen einer Umbildung jenes Systems zuneigen. Sie muß diese Richtungen und Schichten von der aktiven Teilnahme an der Staatsmacht ausschließen, eben um die ausschließliche „Staatlichkeit" ihres Systems zu behaupten. Das war der wirklich herrschende Zustand. Und mit seiner Herrschaft hatten sich allgemach alle Parteien, auch die von der Staatsmacht ausgeschlossenen, abgefunden. Sie machten unentwegt gesinnungstüchtige Opposition; jedoch ohne die Kraft, ja ohne den wirklich ernsthaften Willen zur eigenen Eroberung der staatlichen Macht. Sie hatten sich eingewöhnt in die Rolle einer lebenslänglich hoffnungslosen Opposition, die trotz ihrer Bescheidenheit doch auch gewisse Reize bot: persönlichen Einfluß, gelegentlich auch kleine sachliche Konzessionen hinter den Kulissen, ohne die schwere Last der offenen politischen Verantwortlichkeit. Zwar entsprach der herrschende Zustand keineswegs ihrem programmatischen Ideal; aber schließlich mußte er auch dem Volke doch recht erträglich erscheinen: die Sehnsucht nach nationaler Einheit, nach Kaiser und Reich schien ja erfüllt; machtvoll und glänzend stand dieses Reich in der Welt da, und wirtschaftlich ging es mit Siebenmeilenstiefeln aufwärts. Zu kritisieren blieb ja von verschiedenen Standpunkten aus genug, um einem halben Dutzend Oppositionsparteien eine gewisse Daseinsberechtigung zu geben; aber wer durfte ernsthaft daran denken, dies System, das so Ungeahntes vollbracht hatte, wirklich beseitigen und ein anderes an seine Stelle setzen zu wollen? Es dachte niemand ernsthaft, d. h. praktisch politisch daran. Die Folge war, daß in dem fürchterlichen Augenblicke, als der scheinbar für die Ewigkeit gefügte Bau scheinbar plötzlich zusammenstürzte, keine Partei und keine soziale Schicht, die radikalsten so wenig wie die gemäßigtsten, irgendwie geistig oder organisatorisch, sachlich

Digitized by Google

oder persönlich vorbereitet und gerüstet war, an Stelle des gestürzten Systems die politische Macht und Verantwortlichkeit zu übernehmen.

Die verantwortungslose Ohnmacht und öde Zersplitterung des Parteiwesens ward noch gesteigert durch die Tatsache, daß die beiden geschlossensten und eigenkräftigsten Parteien im wesentlichen nicht staatspolitisch, sondern konfessionell und sozial wirtschaftlich bestimmt waren. Die Art, wie Bismarck den sogenannten Kulturkampf geführt und wie er ihn abgebrochen hatte, hatte das katholische Zentrum zu einer kompakten Macht zusammengeschweißt und zum ruhenden Pol in den Fluktuationen des deutschen Parteilebens gemacht. In der Konfliktszeit, da Liberalismus und Demokratie ihren letzten ernsthaften staatspolitischen Kampf führten, hatte sich die industrielle Arbeiterschaft von ihrer Führung loszulösen begonnen, in diesem Emanzipationsstreben damals von Bismarck aus taktischen Gründen begünstigt. Als dann mit der mächtigen industriellen Entwicklung im neuen Reiche die Sozialdemokratie mächtig anschwoll, gelang es der Bismarckschen Politik weder mit dem Zuckerbrot der Sozialgesetze noch mit der Peitsche des Sozialistengesetzes dieser Bewegung Herr zu werden. Vielmehr schmiedeten auch hier Erfolge wie Verfolgung die Partei nur fester zusammen; und ihre geflissentliche Ausschließung vom „bürgerlichen" Staat, der in Wahrheit Obrigkeitsstaat war, prägte ihren Charakter als proletarische Klassenkampfpartei um so schroffer und einseitiger aus. Jene rapide wirtschaftliche Entfaltung, die Überflügelung der Agrar- durch die Industrie- und Handelswirtschaft schob schon an sich die wirtschaftlich-sozialen Interessen und Gegensätze in den Vordergrund; das wurde von der Bismarckschen Staatskunst mit ihrer ganzen Autorität geflissentlich verschärft und gesteigert, um die von Haus aus geringen staatspolitischen Energien im deutschen Volke noch weiter zu zersetzen und zu lähmen. Das gelang allzu gut bei der „bürgerlichen" Opposition. Durch ihre Vergangenheit zu den Aufgaben selbständiger staatspolitischer Führung nicht erzogen, durch die Art der Lösung der nationalen Frage innerlich entkräftet, lehnte sie sich jetzt trotz des Gegensatzes zu den vorwaltenden agrarischen Interessen verängstigt an die monarchische Obrigkeitsregierung an, verzichtete aus Furcht vor dem Sozialismus auf die Reste demokratischer Traditionen und parlamentarischer Ansprüche. Manches davon hatte die Sozialdemokratie, teilweise auch das Zentrum als herrenlose Erbschaft übernommen. Aber beide, die eine als konfessionelle Minderheitspartei, die andere als soziale Klassenkampfpartei waren nicht staatspolitisch regierungsfähig, wollten es auch gar nicht sein. Fehlen staatspolitische Ziele als Unterscheidungsgründe, fehlt das Prinzip sie alle umfassender staatspolitischer Gemeinsamkeit als verbindende höhere Einheit der Parteien, so wird das Staatsleben überwuchert, zerrissen und ausgesaugt von den staatspolitisch verantwortungslosen Kampfgruppen der wirtschaftlichen Interessen, der sozialen Klassen, der Geburts- und Berufsstände und der Konfessionen. Dieser Fluch hatte Jahrhunderte lang auf dem geschichtlichen Schicksal des deutschen Volkes gelastet; er lebte fort in dem scheinbar geeinten, glänzenden und

Digitized by Google

mächtigen Deutschen Reiche. Doch über ihm waltete ja die starke, in sich selbst ruhende monarchische Regierungsgewalt, die mit ihrem Heer und Beamtentum den preußischen Staat und das von ihm beherrschte Deutsche Reich geschaffen hatte, und die als alleinige Trägerin seiner „Staatlichkeit" jenen alten Fluch zu bannen vermochte?!

Daß sie es *nicht* vermochte, das mußte sich der Ahnung, wenn auch noch nicht dem allgemeinen Bewußtsein schon aufdrängen, als noch der große Meister des Systems, der Gründer des Reichs seines Amtes waltete. Auch dem widerwilligen Blicke wurden die tiefen Schatten sichtbar, die sich auf die spätere Epoche der Regierung Bismarcks senkten, die Unfruchtbarkeit seines leidenschaftlichen Mühens. „Es gelingt nichts mehr", sagte man schon damals und wollte es durch ein Schwinden der Geisteskräfte des alten Recken erklären. Das war die Ausflucht derer, die den Mann beseitigen, aber das System erhalten wollten. In Wirklichkeit war nicht der Mann altersschwach geworden, wohl aber das System; es gab nichts mehr her, seitdem sich die Wirkungen der ersten gewaltigen und gewaltsamen Erfolge ausgelebt hatten; es trug keine Keime natürlicher Fortentwicklung zu klaren Zielen mehr in sich. Das gilt von der äußeren wie von der inneren Politik. Hier wie dort mühte sich der auf bewunderter Höhe thronende Mann mit der ganzen Leidenschaftlichkeit seiner Willenskraft und mit den früher bewährten Mitteln seiner Staatskunst in unablässigem Ringen die Erfolge seiner Vergangenheit zu erhalten und — nur zu erhalten. Doch das Prinzip bloßer Erhaltung ohne Ziele organischer Zukunftsentwicklung schlägt unvermeidlich in Stagnation, Zersetzung und schließlichen Verfall um. Dies Schicksal hing über ihm und seinem Werk; und er empfand ahnungsvoll das drohende Verhängnis.

Seine unüberwindliche Abneigung gegen Demokratie und Parlamentarismus begründete Bismarck mit der Schwächung, die sie für die auswärtige Politik und Machtstellung des Staates zur Folge hätten; nur eine „starke Monarchie" ermögliche eine zielsichere äußere Politik und internationale Bündnisfähigkeit für ihren Staat. Deshalb begrüßte er die französische Republik und ihre allmähliche Radikalisierung; sie werde Frankreich international bündnisunfähig machen, und eine Herrschaft von Advokaten und Journalisten müsse friedfertig sein und deshalb schwach; denn durch eine Niederlage werde sie ebenso sicher beseitigt wie durch einen siegreichen General. Er begünstigte die gewaltige Ausdehnung des französischen Kolonialreichs; denn dadurch müsse Frankreich in dauernde Gegnerschaft zu England geraten. Seltsam, wie sich die beiden größten Meister der Machtpolitik des preußisch-deutschen Obrigkeitssystems über die politische Entwicklungstendenz einer nahen Zukunft getäuscht haben. Friedrich der Große prophezeite im Anti-Macchiavell, daß „die Mode der Revolution gänzlich vorüber sei. Man sieht keinen Staat außer England, wo der König den mindesten Grund hätte, sich vor seinem Volke zu fürchten!" England ist fast das einzige Land, das seitdem keine Revolution durchgemacht hat. Und das von Advokaten und Journalisten beherrschte Frank-

Digitized by Google

reich wurde das Kernstück der großen, Deutschland einkreisenden Koalition; seine internationale Bündnisfähigkeit war so groß, daß es sogar die eingefleischten Rivalen England und Rußland zusammenbringen konnte, freilich erfolgreich unterstützt durch die unbegreifliche Politik Deutschlands. Ahnungsvoll empfand wohl Bismarck selbst, daß seine Rechnung nicht stimmte; denn unablässig drückte ihn der „Cauchemar des Coalitions". Konnte die Welt wirklich glauben, daß diese gewaltigste Machtorganisation gar kein anderes Ziel als das der Erhaltung und des Beharrens habe in einem Bereiche, das dem kräftig wachsenden Volke und seiner wirtschaftlichen Entfaltung offenbar zu eng wurde? Die natürlichen Wege national staatlicher Ausbreitung und Zusammenschließung waren diesem Reiche durch die Art seiner Begründung und seiner dynastischen Natur versperrt. Um so glaubhafter schienen der mißtrauischen Welt die abenteuerlichsten Eroberungs- und Vergrößerungspläne.

Ebenso waren der inneren Politik die Wege und Ziele natürlicher Entwicklung durch die Natur und Art des Systems versperrt. Unbedingte Erhaltung des künstlich konstruierten Baus gegen jede Um- und Weiterbildung wurde der Inhalt einer Staatskunst, der die Entwicklungsunfähigkeit ihrer Schöpfung als deren eigenstes Entwicklungsgesetz galt. Und als die Starrheit dieses Systems die verdrießliche Unfruchtbarkeit zur Hoffnungslosigkeit steigerte, wollte Bismarck am Ende seiner Laufbahn es noch einmal mit der Methode versuchen, die ihn am Anfang zum Erfolg geführt hatte. Durch die rücksichtslose Verschärfung und Zuspitzung des Konflikts mit dem Liberalismus war er emporgekommen, indem er sich der Krone unentbehrlich gemacht hatte. Durch eine rücksichtslose Verschärfung und Zuspitzung des Konflikts mit der Sozialdemokratie wollte er jetzt aus der Stagnation herauskommen. Aber damals hatte er neben der Unterdrückung der parlamentarischen Opposition doch das positive Ziel einer preußischen Lösung der deutschen Frage gehabt. Jetzt fehlte ihm jedes positive Ziel, wofür die gewalttätige Niederwerfung der Sozialdemokratie und die Beseitigung des Reichstagswahlrechts unter Bruch der Verfassung doch nicht als Ersatz gelten konnte. Und da nun stieß er auf den Widerstand der Krone, deren obrigkeitliche, in sich selbst ruhende Vollgewalt der Grund- und Eckstein seines Systems war. Das war das Ende.

Er selbst hat die Geschichte dieses Endes geschrieben in dem lang erwarteten dritten Bande seiner „Gedanken und Erinnerungen". Es soll eine mit kaum verhüllter Erbitterung verfaßte Anklageschrift gegen den jungen Kaiser sein; ob das Buch dies wirklich ist, muß unbefangene Kritik bezweifeln. Keinesfalls ist es eine Apologie Bismarcks und jedenfalls die erschütternde Grabschrift des obrigkeitlich dynastischen Systems, das eben Bismarcks Staatskunst dauernd neu befestigt zu haben schien. Auch der entschiedenste Gegner dieses Systems liest als Deutscher dies Buch mit dem schmerzlichen Gefühl tiefer Beschämung. Moderluft weht aus ihm, der Hauch eines innerlich abgestorbenen, in ohnmächtiger Unfruchtbarkeit hinsiechenden Wesens. Den allzu menschlichen Menschlichkeiten kleinlicher Gehässigkeit und persönlicher Ränke, die vom poli-

Digitized by Google

tischen Treiben überhaupt und vom höfischen Wesen im besonderen unzertrennlich zu sein scheinen, steht nirgends die reinigende und befreiende Kraft eines schöpferischen, zukunftverheißenden politischen Gedankens gegenüber. Und bei allen Anwandlungen rebellischen Trotzes — wie klein steht doch schließlich der größte Staatsmann seiner Zeit, der Gründer des Reichs vor dem jungen, persönlich bedeutungslosen Monarchen, den er im innersten verachtet, und der nichts hinter sich hat als die Autorität der monarchischen Machtstellung, die Bismarcks System mit Erfolg behauptet und über alle Schranken hinaus gesteigert hatte. Aber der Wille dieses Monarchen allein entschied, ob der größte Staatsmann der Zeit, der Gründer des Reichs im Amte bleiben durfte oder nicht. Und er wollte im Amte bleiben, weil er fühlte, daß er unter der Herrschaft des Systems, das er selbst so fest gefügt, mit dem Amte jede Möglichkeit bedeutsamen politischen Wirkens verlor, von der Höhe der Macht in das politische Nichts versank. Und so geschah es. Das Parlament aber sah in seines Nichts durchbohrendem Gefühle, das ihm wiederum Bismarck so nachdrücklich und erfolgreich eingeprägt hatte, den Vorgängen als „zuständigkeitshalber" unbeteiligt zu. Jahre hernach benutzte jedoch der Reichstag seine Zuständigkeit, um dem achtzigjährigen Gründer des Reichs den Glückwunsch zu verweigern. Abgelebter, sterbereifer als der Achtzigjährige war schon damals sein System, obgleich es den Sturz seines Begründers äußerlich noch fast ein Menschenalter überdauert hat.

3.

Merkwürdig genug mutet dies wilhelminische Zeitalter an mit der Fortdauer, ja vielfachen Steigerung äußerlichen Gedeihens und der inneren Hohlheit und Zielloſigkeit. Glänzender als je entfaltete sich die Tüchtigkeit des deutschen Volkes auf allen möglichen Tätigkeitsgebieten; nur auf dem politischen Gebiet blieb es wüst und leer. In der eingewurzelten Anschauung der Arbeitsteilung glaubte man sich damit abfinden zu können, daß die Politik nun einmal die schwache Seite des deutschen Volkes sei, das ja sonst genug leiste. Noch ahnte man kaum, daß alle sonstigen Errungenschaften Flugsand waren, wenn der politische Sinn zu ihrer Sicherung fehlte. Hatte vorher einer entwicklungsfähigen Umgestaltung des Systems die durch ihre früheren Erfolge erdrückende Autorität Bismarcks entgegengestanden, so war dies Hemmnis von der Monarchie beseitigt worden, deren Macht in Deutschland eben größer war als alle politisch erworbene Autorität. Nun stand die Monarchie in Reinkultur da und — unter diesem Monarchen! Aber an dem Wesen des Systems änderte sich nichts; es gab in Deutschland keine politische Potenz, die eine solche Systemänderung ernsthaft zu wollen und durchzuführen vermocht hätte. Geschichtliche Überlieferung, Eingewöhnung in feste Organisationsformen der Beamtenregierung bewahrten ihre Macht bei dem politisch wenig interessierten Volke, so lange seine äußere Stellung in der Welt noch leidlich behauptet schien und es ihm wirtschaftlich besser ging als je. Der „bürgerlichen" Linken war es mit dem Parlamentarismus ebensowenig ernst wie der Sozialdemokratie mit dem

Digitized by Google

Republikanismus, der in ihrem Programm stand. Auch der äußeren Politik fehlten vernünftige Richtlinien und klare Ziele. Da aber dem Ausland solche Ziel- und Richtungslosigkeit der größten Militärmacht unglaublich schien, nahm es das hirnlose Treiben der Alldeutschen und bombastische Kaiserreden für Zielsetzungen deutscher Politik und hatte die einzige Großmacht, die sich bei der Verteilung der Erde mit dürftigen Brocken abfinden ließ, im Verdacht furchtbarer Welteroberungspläne. So stand die „starke Monarchie" in ihrem Zenit! Und so geriet sie planlos und ziellos in die ungeheuerliche Katastrophe des Weltkrieges.

Was die Einheitlichkeit eines politischen Nationalwillens über Klassen und Parteien und Konfessionen hinaus bedeutet, das zeigte sich im Beginn dieses Kampfes, da das deutsche Volk ein klares Ziel des gemeinsamen Ringens zu erkennen glaubte: die nationale Selbstbehauptung gegen eine Welt von Feinden. Aber nur allzubald ward diese Stimmung wieder gelähmt und verkümmert durch die alte Zielloſigkeit und Zerfahrenheit. Im Innern blieb auch die bescheidenste „Neuorientierung" stecken vor dem zähen Widerstand der Träger und Nutznießer des alten Systems. Im Äußeren wurde das klare Ziel nationaler Selbstbehauptung durch abenteuerliche Eroberungspläne beutegieriger Interessengruppen verdunkelt, die, durch militärische Erfolge geblendet, völlig die wirkliche Machtlage verkannten. Diese war so, daß bestenfalls die größten Kriegserfolge Deutschland zu einem bescheidenen Frieden der Selbsterhaltung verhelfen konnten. Tragischerweise machte aber jeder Sieg einen solchen Frieden unmöglicher, weil er die Volksstimmung über die wirkliche Lage täuschte und sie den politisch hoffnungslos blinden Militaristen und Schwarmgeistern zutrieb. Hätte es anders sein sollen, so hätte es einer politischen Reife und Selbständigkeit des Volksgeistes und einer einheitlich zielsicheren staatsmännischen Führung bedurft, woran es gerade in der „starken Monarchie" erschreckend fehlte. Glänzend bewährte sich die leichte Anpassungsfähigkeit der politisch entfalteten Demokratien an die staatlichen Erfordernisse der außerordentlichen Lage; schnell und sicher hob sich ihre staatsmännische Leitung zu fast diktatorischer Machtvollkommenheit empor; schnell und sicher vollzogen sich die weitgehenden Staatseingriffe in Wirtschaft, Verkehr und Privatleben gerade bei den Völkern, die sonst solche Eingriffe am energischsten ablehnen. Im deutschen Obrigkeitsstaat dagegen: zaghafte Halbheiten, fruchtlose Reibungen ohne Ende und vor allem völliges, beispielloses Versagen jeder einheitlichen Führung in der „starken Monarchie"; machtlose Regierung und verantwortungslose Heeresleitung, die die irregeleitete öffentliche Meinung gegen alle politisch Verantwortlichen aufhetzt. So gewiß der Weltkrieg kein Prinzipienkampf um Demokratie oder Obrigkeitssystem, sondern ein Streit um Machtinteressen gewesen ist, so gewiß und zweifellos hat er mit furchtbarer Deutlichkeit die Tatsache bewiesen, daß heute in solchem Streit demokratische Staaten den obrigkeitlichen überlegen sind. Die letzteren sind zusammengebrochen, und zwar nicht bloß die von Übermacht erdrückten Mittelmächte, sondern auch das zu diesem übermächtigen Bunde gehörende Rußland.

Digitized by Google

Wie die sonstige Tüchtigkeit des deutschen Volkes ein Menschenalter lang darüber täuschen konnte, daß sein politisches System innerlich leblos und daher keiner schweren Belastungsprobe mehr gewachsen war, so hat die Tüchtigkeit des deutschen Volkes und seines Heeres vier Jahre lang darüber getäuscht, daß dieser ungeheure Krieg trotz glänzender Einzelerfolge nicht siegreich zu beenden war, und daß er infolge der politischen Unfähigkeit der Leitung in der fürchterlichsten Niederlage enden mußte. Um so überwältigender brach dann die scheinbar plötzliche Katastrophe über Heer und Volk und Monarchie herein.

Bis zum Eintritt der Agonie hatte das alte Wesen sein altes Spiel getrieben. Während das deutsche Volk um Tod oder Leben rang, hing man „oben" dynastischen Plänen nach, ganz im Geiste des 17. Jahrhunderts: baltische Herzogshüte für das Haus Hohenzollern und elsässische Kompensationen für das Haus Wittelsbach. Die preußische Wahlrechtsreform, dies bescheidenste Minimum bescheidenster „Neuorientierung", hatte man nicht zustande zu bringen vermocht; aber als alles rettungslos verloren war, da ließ man diesen Kaiser durch allerhöchste Kabinettsorder das parlamentarische Regierungssystem für Deutschland verkünden! Und rasch mißbrauchte man noch die neue Regierung, um ihr die untragbare Verantwortlichkeit für das kopflose Waffenstillstandsgesuch aufzubürden, das die unheilbare politische Blindheit der obersten Heeresleitung jetzt erzwang, wie sie vorher die uferlose Verlängerung und Ausdehnung des Krieges erzwungen hatte. Noch die allerletzte Willensregung des zusammenbrechenden Systems beleuchtet blitzartig die Tatsache, wie völlig fremd im Innersten dieser Monarchie und ihren Getreuen die staatlichen Lebensbedingungen des nationalen Daseins geblieben waren. Kaiser, Kronprinz und ihre engsten Freunde klammern sich an den Gedanken, unter Verzicht auf die deutsche Kaiserwürde der Dynastie die preußische Krone zu retten; also die nationale Einheit zu zerschlagen, um die Dynastie zu erhalten! Wäre in dieser Stunde nicht schon daheim der Sturz der Monarchie entschieden gewesen, so hätte sie unter ihren Trümmern das Deutsche Reich, die nationale Einheit unseres Volkes rettungslos begraben.

So erklärt sich die scheinbar unvermittelte Plötzlichkeit, mit der im Augenblick der großen Katastrophe Deutschland in Reich und Ländern republikanisch wurde. In Wahrheit war dieser Sturz der Monarchie ebensowenig plötzlich und unvermittelt wie die militärische und politische Katastrophe selbst. Er war vielmehr durch eine lange Entwicklung vermittelt und vorbereitet, die sich freilich unter der Schwelle des bewußten Volkswillens vollzogen hatte; deren Ergebnis aber mit elementarer Kraft in die Erscheinung trat, als der täuschende Überbau der Stärke und des Gedeihens zusammenstürzte. Diese elementare Kraft war die des nationalen Selbsterhaltungstriebes, der instinktiv erfaßte, daß das politische Dasein des deutschen Volkes, daß das Reich nicht mehr durch einen monarchischen Bund unter preußischer Hegemonie zusammengehalten werden konnte, sondern nur durch eine nationale Republik auf der demokratischen Grundlage bewußter Volkseinheit. Und daß die Reichseinheit die höchste Lebensnotwendigkeit für das deutsche Volk, die unbedingte Voraussetzung für

Digitized by Google

die Möglichkeit seiner Wiederaufrichtung ist, das empfand man trotz der zentrifugalen Strömungen, die sich an manchen Orten im Schrecken des Zusammenbruchs zeigten. Wohl wurde noch um die festere oder losere Fügung der Reichseinheit, um die Wirkungssphären von Reich und Ländern in einer Weise gestritten, die in solcher Lage bei einem Volke von glücklicherer und gesünderer nationalpolitischer Entwicklung undenkbar wäre. Indessen blieb die Notwendigkeit einer festen Reichseinheit selbst unbestritten und in der Hauptsache auch die Erkenntnis, daß sie nur in Gestalt der demokratischen Republik in Reich und Ländern möglich sei. So entstand mit der demokratisch-republikanischen Reichsverfassung von Weimar zum erstenmal in der deutschen Geschichte ein nationaler deutscher Staat.

Daß diese Republik mit elementarer Notwendigkeit aus der geschichtlichen Entwicklung und aus der zwingenden politischen Lage hervorging, ohne daß sie zielbewußt von einer Partei erstrebt und durch List oder Gewalt durchgesetzt worden wäre, das spricht überzeugender für sie, als der immer problematische Versuch des Beweises, daß die Republik die an sich bessere Staatsform gegenüber der Monarchie sei. Sie ist heute für Deutschland die beste Staatsform, weil sie die einzige ist, unter der die nationalpolitische Einheit des deutschen Volkes zu behaupten und dermaleinst zu vollenden ist. Aber diese Erkenntnis, die sich in der Zeit nationaler Todesangst dem allgemeinen Bewußtsein aufgedrängt hatte, hat sich in dem Maße, wie gerade durch die Republik das letzte Schicksal nationalen Unterganges zunächst noch abgewehrt worden ist, wieder verdunkelt und das Aufkommen verhängnisvoller Gegenströmungen nicht verhindern können. Die Anhänger und Nutznießer des alten Systems fühlten zwar im Augenblick des Zusammenbruchs seine innere Ohnmacht und Widerstandsunfähigkeit; deshalb und weil sie bei dem Versuche eines Widerstandes die Schrecken eines blutigen Radikalismus fürchteten, räumten sie zunächst ziemlich still das Feld. Aber es ist wider die Natur einmal herrschend gewesener Mächte, auf diese Herrschaft dauernd zu verzichten, wenn sie nicht völlig vernichtet oder von höchster politischer Einsicht und wahrhaft nationalem Sinne beseelt sind. Weder das eine noch das andere trifft auf diese Kreise zu. Und wenngleich sie mit einer Wiederherstellung ihrer Herrschaft in absehbarer Zeit nicht rechnen können, so beutet ihre Agitation doch alle Hemmnisse weidlich aus, die sich der Befestigung und Einwurzelung der neuen republikanischen Staatsordnung entgegenstellen; denn solche Befestigung wäre zwar ein Glück für Deutschlands nationale Zukunft, aber ein Unglück für die Zukunftshoffnungen jener Kreise. Einen günstigen Boden bereitet dieser Agitation nicht bloß die natürliche Schwierigkeit der ungeheuren materiellen und geistigen Umstellung, sondern vor allem die brutale Siegerpolitik der Mächte, die im Namen des demokratischen Prinzips gekämpft und gesiegt zu haben behaupten, diesen Sieg aber in einer Weise ausnutzen, die nicht nur den Prinzipien der Demokratie, sondern jeder vernünftigen Politik ins Gesicht schlägt.

Die lange Herrschaft des alten Systems hatte die rein politische Demokratie ausgehöhlt und entkräftet, so daß mit seinem Sturze gleichsam automatisch

Digitized by Google

die Sozialdemokratie an die Spitze trat, die sich als Partei des sozialen Klassenkampfes noch eine Eigenkraft gegenüber dem alten System bewahrt hatte. Aber in diesem Augenblicke scheinbarer Erfüllung zeigte es sich, daß er auch sie völlig unvorbereitet traf. Es bleibt ein weltgeschichtliches Verdienst der deutschen Mehrheitssozialdemokratie, daß sie an diesem entscheidenden Wendepunkt es vorzog, als Klassenkampfpartei höchst unlogisch zu handeln, statt durch blinde marxistische Konsequenz sich selbst, Deutschland und Europa zugrunde zu richten. Denn nur dadurch, daß sie sich entschlossen zur politischen Demokratie bekannte und in Gemeinsamkeit mit den „bürgerlich"-demokratischen Elementen die deutsche Republik schuf, ihr die politisch wertvollsten Massen der Arbeiterschaft zuführte, die das alte System durch Ausschließung dem Staate entfremdet hatte, nur dadurch wurde Deutschland und Europa vor der Überflutung durch die nihilistische Sturzwelle gerettet. Nach alledem ist die Sozialdemokratie eine wesentliche Stütze und Trägerin der deutschen Republik, was deren Feinden den Vorwand gibt, diese Republik als eine sozialistische oder gar, in hellstem Widersinn, als eine bolschewistische hinzustellen. Noch hat auch auf die republikanischen Parteien die gemeinsame verantwortliche Arbeit für den Volksstaat nicht nachhaltig genug eingewirkt, um die alte Gewöhnung klassenkämpferischer Einseitigkeit und Engherzigkeit hüben und drüben zu überwinden. Hat die parlamentarische Republik trotz völlig veränderter Wirkungsbedingungen doch in der Hauptsache das alte Parteiwesen mit samt seinem Personal aus dem Obrigkeitsstaat überkommen. Und neben ihm das obrigkeitliche Beamtentum, das für die Fortführung der Verwaltungsarbeit während des Zusammenbruchs und der Umwälzung wertvollste Dienste geleistet hat; das aber nach seiner Grundstimmung den bedenklich wieder auflebenden Partikularismus der Länder fördert und stärkt. Über allem immer wieder die nationalen Demütigungen und die wirtschaftliche Verelendung, die das Diktat der Siegermächte über die deutsche Republik verhängt, und die ihre innere Konsolidierung immer wieder in Frage stellt.

Den Weg aus all diesen furchtbaren Wirrnissen kann das deutsche Volk nur finden, wenn es den republikanischen Geist der Selbstverantwortung für sein eigenes Schicksal in voller Klarheit erfaßt und mit rückhaltloser Tatkraft zur Geltung bringt. Wenn wirklich Deutschlands nationales Schicksal auf jene obrigkeitliche Zusammenzwingung der spezifisch preußischen Entwicklung angewiesen wäre, wie es die preußische Legende behauptet, so wäre Deutschland als nationaler Staat verloren. Um solchen Preis wäre vielleicht die Herstellung einer ostelbisch preußischen Monarchie möglich. Das Reich als deutscher Nationalstaat kann sein Leben in der Gegenwart nur behaupten und auf seine Entfaltung in der Zukunft nur hoffen, indem es wieder anknüpft an die Ideale und den nationalen Willen der alten großdeutschen Demokratie, die, angepaßt an den Wandel der Zeiten, in die nationale Republik münden.

Digitized by Google

Aus den Erinnerungen des Generalfeldmarschalls Grafen Waldersee[1])

Chef des Generalstabes der Armee (1890)

Mitgeteilt von

Heinrich Otto Meisner

Pleischwitz,[2]) 21. September.

Heute will ich mich hier etwas ausruhen. Die Manöver[3]) sind beendet, und ich kann mit Befriedigung auf sie zurückblicken. Leider hat der Kaiser mir Wasser in den Wein gegossen.

Er führte am 17., am 18. vom Mittag an, am 19. und 20. Im vorigen Jahre ging alles noch weit besser. Jetzt war die Sicherheit gewachsen, aber auch die Überschätzung der eigenen Fähigkeiten. Nach meiner Überzeugung hat der Monarch ein gewisses Verständnis für Exerzierplatzbewegungen, nicht aber für die eigentliche Truppenleitung. Es fehlt jede Kriegserfahrung, woraus auch der Zweifel an der geringen Verwendungsfähigkeit der Kavallerie entspringt. Der Kaiser ist außerordentlich unruhig, jagt hin und her, ist viel zu weit vorn in der Gefechtslinie, greift in die Führung der Generale ein, gibt zahllose, sich oft widersprechende Befehle und hört kaum auf seine Ratgeber. Er wünscht immer zu siegen und nimmt daher eine gegen ihn ausfallende Entscheidung des Schiedsrichters übel. Das sollte ich erfahren, als ich auf diesen Wunsch keine Rücksicht nahm und meine Schuldigkeit ohne Menschenfurcht tat.

Ich hatte den 19. so angelegt, daß das VI. Armeekorps aller Wahrscheinlichkeit nach geschlagen werden mußte. Der Kaiser ahnte das nicht und übernahm die Führung des Korps für jenen Tag. Seine Dispositionen waren entschieden schlecht, schon am Abend vorher sah man, daß es eine verlorene Schlacht geben würde. Bezeichnenderweise herrschte darüber bei Fürstlichkeiten und Gefolgen allgemeine Befriedigung! Von vielen Seiten wurde mir Dank, daß ich Seine Majestät auch einmal etwas anlaufen ließe. Ich erwiderte stets, ich täte es aus Pflichtgefühl, würde aber wohl schwerlich Dank ernten. Es kam, wie es kommen mußte. Das VI. Armeekorps wurde geschlagen.

---

[1]) Die beiden ersten Bände der „Denkwürdigkeiten des Generalfeldmarschalls Grafen Alfred v. Waldersee" erscheinen demnächst bei der Deutschen Verlags-Anstalt, Stuttgart-Berlin.

[2]) In Schlesien, wo sich der Verfasser bei seiner Schwester Amélie, verwitweten Gräfin Pfeil, aufhielt.

[3]) Korpsmanöver des VI. Armeekorps und Kaisermanöver.

Digitized by Google

Am Schluß war Kritik über die beiden vergangenen Tage; ich mußte sie halten, und sie gelang mir, Gott sei Dank, gut. Es wurde mir auch von den anwesenden Fürstlichkeiten gesagt, ich hätte ausgezeichnet und mit größtem Takt gesprochen, alle Fehler erwähnt, ohne in verletzenden Tadel zu fallen. Der Kaiser, der natürlich scharf beobachtet wurde, soll zunächst ein etwas verwundertes und dann ein sehr ernstes Gesicht gemacht haben. Als ich schloß, nahm er das Wort. Er erklärte sich zunächst mit meiner Kritik einverstanden, versuchte dann aber sich herauszureden und war leider recht schwach in seinen Ausführungen. Abends merkte ich schon seine Verstimmung und hörte dann auch bald, daß er sich sehr geärgert habe und mir die Schuld für seine schlechte Führung zuschieben wolle.

Am nächsten Tage machte er von neuem schwere Fehler und wurde sehr aufgeregt. Wieder ließ er mich kritisieren, schloß sich meinen Ausführungen durchaus an und dankte mir für die Anlage. Dann aber konnte er sich nicht enthalten, den gestrigen Tag zu streifen und das unglückliche Gefecht des VI. Armeekorps als zum Teil durch die Anlage bedingt darzustellen. Er wollte mir also einen kleinen Hieb geben, hatte gleichzeitig aber den Wunsch, es mit mir nicht zu verderben. und sagte mir nach Schluß der Kritik, als die Umstehenden zurückgetreten waren, die größten Schmeicheleien über die schönen Manöver und meine Tätigkeit.

Der Besuch des Kaisers von Österreich, der von Kálnoki begleitet war, ist gut verlaufen; das Wohnen in Rohnstock[1]) erleichterte den intimen Verkehr sehr. Nach meinen Beobachtungen hätte unser Kaiser höflicher und aufmerksamer gegen den Kaiser Franz Joseph und gegen den König von Sachsen sein können; es fehlt manchmal an gewissen kleinen Rücksichtnahmen. Kálnoki[2]) und Caprivi wohnten zusammen in Hausdorf, dicht bei Rohnstock, und hatten Gelegenheit zu gründlichen Aussprachen. Unser Kanzler scheint mir doch noch zu vertrauensselig und wird daher mancherlei Enttäuschungen erleben.

Während des Rohnstocker Aufenthaltes spielte sich eine Episode ab, die mich momentan etwas aufregte. Caprivi kam zu mir und erklärte, daß ich ihm einen großen Gefallen tun und dem Reiche einen hervorragenden Dienst leisten würde, wenn ich Kommandierender General in Stuttgart werden wollte. Die Verhältnisse erforderten dort eine Kraft ersten Ranges, die in allen Sätteln gerecht sei; ich wäre der richtige und einzige dafür, und auch meine Frau wäre wie geschaffen zur Mitwirkung. Der Kaiser sei einverstanden, wünsche aber, daß ich unter keinen Umständen glauben solle, es bestehe bei ihm die Absicht, sich von mir zu trennen,

[1]) Beim Grafen Hochberg. Verfasser hatte das gemeinsame Wohnen der beiden Monarchen beim Kaiser, der anfangs dagegen gewesen war, durchgesetzt.

[2]) Österreichisch-ungarischer Minister des Auswärtigen Graf Kálnoki.

Digitized by Google

er sei mir zu großem Dank verpflichtet und halte es für eine Vorbedingung, daß ich gern nach Stuttgart ginge. Caprivi fügte hinzu, ich sollte sofort den Schwarzen Adlerorden bekommen, und auch sonst würde der Kaiser auf meine Wünsche eingehen. Unter anderem solle eine Order die Welt erkennen lassen, daß es sich hier um besonders wichtige Dinge handle. Ich empfahl Loë.[1]) Der Kanzler erwiderte, dieser und Haeseler[2]) kämen allerdings in Betracht, seien aber im Vergleich zu mir weit weniger geeignet. Ich bat mir Bedenkzeit aus. Das einzige Motiv zu einer Annahme, bemerkte ich noch, wäre für mich, auf diese anständige Weise aus meiner jetzigen Position herauszukommen; einen Bruch mit dem Kaiser sähe ich schließlich doch voraus und wünschte, mit unseren sichtlich sich verschlechternden Verhältnissen nicht identifiziert zu werden.

Ich fühlte, daß ich vor einer Entscheidung stand, und ging nach reiflichem Nachdenken auch mit meinem Gotte zu Rate, ihn um Beistand bittend.

Hirschlust, 24. September.

Nach einer etwas unruhigen Nacht war ich mir darüber klar geworden, den Posten in Stuttgart unbedingt ablehnen zu müssen. Ich hatte am Morgen des 18. in diesem Sinne an den Reichskanzler zu schreiben angefangen, als der Kaiser in mein Zimmer trat. Er brachte mir einen „Figaro"-Artikel, der die letzten französischen Manöver besprach, und ich benutzte seine Anwesenheit, um ihm zu erklären, daß ich ihm zwar gern diene, wo immer es sei, aber doch unter der Voraussetzung, ihm auch nützlich sein zu können. Im vorliegenden Falle hätte ich diesen Eindruck nicht. Möge er nach Stuttgart schicken, wen er wolle, es würde jeder dort angefeindet; den Württembergern sei der preußische General unbequem. Alvensleben habe keineswegs so angestoßen wie seine Vorgänger und mit dem königlichen Hofe ganz gut gestanden; wenn jetzt alle Welt sich gegen ihn wende, so sei dies die Folge des erstarkten Partikularismus. Nach meiner Meinung sei es das beste, einen württembergischen General, von denen es jetzt mehrere brauchbare gäbe, wie Grävenitz[3]) und Wölckern,[4]) auch wohl den vor einem Jahr verabschiedeten Brandenstein,[5]) zum Kommandierenden General zu machen. Der Kaiser erwiderte mir, er hätte tags zuvor mit dem König von Sachsen darüber gesprochen, dessen Ansicht sei, daß man am zweckmäßigsten dem Prinzen Wilhelm[6]) das

[1]) Kommandierender General des VIII. Armeekorps Freiherr v. Loë.

[2]) Kommandierender General des XVI. Armeekorps Graf v. Haeseler.

[3]) Generalleutnant v. Grävenitz, Kommandeur der 12. Division in Neisse.

[4]) Der spätere Kommandierende General des XIII. Armeekorps.

[5]) Generalleutnant v. Brandenstein, zuletzt Kommandeur der 9. Division in Glogau.

[6]) Neffe König Karls I., württembergischer General der Kavallerie.

Digitized by Google

Generalkommando übertrüge. Ich stimmte dem zu, äußerte aber als Vermutung, der Prinz würde nicht annehmen, oder dem König würde es nicht angenehm sein. „Dann," sagte der Kaiser, „können wir ja immer noch auf Ihren Vorschlag eingehen und einen württembergischen General nehmen; Grävenitz gefällt mir auch ganz gut. Sprechen Sie mit dem Kanzler und teilen Sie ihm auch die Ansicht des Königs von Sachsen mit." Mir war ein Stein vom Herzen, und ich dankte dem lieben Gott, der den Kaiser in mein Zimmer geführt hatte.

Ich schrieb nun an Caprivi,[1]) teilte ihm alles mit und erwähnte auch, daß der neu erwachte Partikularismus nicht auf militärischem Gebiete entstanden, also auch nicht auf ihm bekämpft werden könnte. Am 20. sah ich Caprivi wieder. Er sagte mir, daß er meine Ansicht, einen württembergischen General hinzuschicken, doch zunächst nicht teilen könnte; er sehe aber ein, daß ich nicht wolle, und verzichte daher auf meine Kandidatur.

Ich bin wirklich der Ansicht, in Württemberg nicht helfen zu können, ebensowenig wie irgendein anderer preußischer General, und begreife auch völlig das Gefühl der Württemberger, auf eigenen Füßen stehen zu wollen. Sie haben seit zwanzig Jahren unser Kommando ertragen, sehr willig gelernt und wirklich brauchbare Generale geliefert. Warum soll nicht einmal ein Württemberger — wenn er geeignet ist — Kommandierender General werden? Durch die Ablehnung nähren wir nur den partikularistischen Geist.

Für meine ablehnende Haltung war folgendes entscheidend. Ich wäre aus einer großen dienstlichen Stellung auf ein Generalkommando zweiter Klasse[2]) herabgedrückt worden. In der Welt hätte es geheißen: „Er mußte fort. Der Kaiser duldet ja nur Mittelmäßigkeiten," oder: „Caprivi hat ihn ganz geschickt abgestreift." So oder so würde die Zahl der mit dem Kaiser Unzufriedenen vermehrt. Auch im sonstigen Leben würde ich bei dem Tausch nur verlieren, meine Verwandten und Freunde, meine geliebte Jagd usw. Vor allem aber, ich könnte in Württemberg nichts Erhebliches leisten, würde bald angefeindet werden, und wenn der Klatsch das Ohr des Herrschers erreichte, bin ich keinen Augenblick im Zweifel, daß er mich ohne gründliche Prüfung rücksichtslos fallen ließe. Ich habe aber den Wunsch, ein anderes Ende zu nehmen, als einen aufgezwungenen Abschied, weil ich eine unlösbare Aufgabe nicht lösen konnte!

Daß der Kaiser mich direkt losſein wollte, glaube ich noch nicht, immerhin, es wird mir klarer und klarer, dauernd werde ich nicht mit ihm auskommen. Er beginnt sich militärisch zu fühlen und möchte infolgedessen

[1]) Der sich in Hausdorf bei Rohnstock befand, vgl. oben S. 23.

[2]) D. h. ein weniger selbständiges als die preußischen Generalkommandos, weil in Stuttgart neben dem Kommandierenden General noch der württembergische Kriegsminister eine Rolle spielte.

Digitized by Google

nicht mehr von mir abhängig erscheinen. Und doch, welch Dilettantismus bei ihm gerade auf militärischem Gebiete! Wollte er im Kriege das Kommando führen, nicht bloß formell wie sein Vater oder Großvater, es gäbe ein Unglück.

In den letzten Monaten bin ich viel im Lande herumgekommen, habe die Vertreter der verschiedensten Berufe gesprochen — ich kann es beschwören, nicht einer hatte Vertrauen in die Zukunft. Das eigentümliche bei der Sache ist, daß der Kaiser überall mit Enthusiasmus empfangen wird; da ist es kein Wunder, daß er sich falsche Vorstellungen macht. Die Parteien kokettieren mit ihm, das gibt der Presse ihr Gepräge; spricht man einzelne Persönlichkeiten, so sieht es ganz anders aus. Die wirklich Zufriedenen sind die Sozialdemokraten; sie sehen ihren Weizen blühen und beurteilen den Kaiser vielleicht am richtigsten.

25. September.

Ich sitze hier einsam in einem Jagdhäuschen unweit Czenstochau.[1]) Graf Henckel ist gestern vormittag nach einem anderen Revier gefahren, Zeitungen gibt es glücklicherweise nicht, die Hirsche lassen sich wenig sehen und gar nicht hören, ich habe also Zeit zu ruhiger Betrachtung.

Immer wieder kehren meine Gedanken zum Kaiser zurück und können sich leider zu den freudigen Hoffnungen von einst nicht mehr aufschwingen. Was ich vor bald zwei Jahren fürchtete, aber immer wieder gern von mir wies, ist leider allmählich zur Gewißheit geworden: Der Kaiser ist — und ich weiß mein Urteil von persönlichen Verstimmungen frei — doch nicht der rechte Mann, das Vaterland aus vielen drohenden Gefahren zu führen. Er ist entschieden zu früh auf den Thron gekommen! Voll guter Absichten und idealer Bestrebungen, aber noch nicht geläutert durch wirklich ernste Sorgen, vermochte er nicht zu erkennen, daß der Beifall der Massen, den er sich überraschend schnell erwarb, und das Bild, welches Fernerstehende im In- und Auslande von ihm entwarfen und ihm in den Zeitungen vorhielten, doch nicht auf Taten, auf die Wirklichkeit begründet waren. Bei erheblich entwickelter Eitelkeit stellte sich schnell der Glaube ein, wirklich etwas ganz Besonderes darzustellen. [...] Es gelang ja auch zunächst alles. Beharrlich schlugen die Karten zu seinen Gunsten. Auch in der sozialen Frage. Gerade hier wurde ihm besonders stark Weihrauch gestreut. Dabei ist schon jetzt deutlich, daß die sozialistische Bewegung, anstatt gehemmt zu werden, nur neuen Aufschwung erhalten hat. Auch beim Kaiser regt sich nun Sorge. Manche, die ihn genau kennen, sagen:

[1]) Im damaligen russisch-polnischen Gouvernement Petrikau, wo Graf Guido Henckel, ein Freund des Verfassers, Besitzungen hatte.

Digitized by Google

Sorge um seine eigene Person. Das wäre sehr schlimm, denn es bedeutete das Ende einer sachlichen Prüfung der Frage.

Viele glaubten, der Monarch wäre mit festen und großen Plänen auf den Thron gestiegen. Ich bin mir völlig klar, daß dies nicht der Fall gewesen ist. Er übernahm das Reich in einer hochgeachteten Stellung, wenn auch die politische Lage durch das Verhältnis Frankreichs zu Rußland eine unbequeme war. Die Welt glaubte an die feste Einigkeit Deutschlands, an die Überlegenheit seiner Armee über jede andere, an das Genie Bismarcks und betrachtete die Gesamtlage Europas ohne Sorge. Der Kaiser meinte, nun diese Erbschaft einfach annehmen und damit wirtschaften zu können. Er übersah dabei zweierlei: Einmal, daß die deutschen Fürsten gar nicht anders konnten, als sich dem neunzigjährigen Gründer des Reichs, dem die ganze Welt mit Ehrfurcht begegnete, zu fügen, daß dieses Gefühl dem neunundzwanzigjährigen Enkel gegenüber nicht ohne weiteres gegeben war, daß dieser sich also hier noch viel verdienen mußte. Dann aber übersah der neue Herrscher, daß das Verhältnis der Armee zum Kaiser mühsam erworben worden war, durch drei Kriege mit beispiellosen Erfolgen, durch ansehnliche Vermehrungen, durch ein väterliches, gerechtes Verfahren, durch ein nie müde werdendes Interesse und durch den Zauber der Persönlichkeit selbst.

Kaiser Wilhelm II. glaubte das Offizierkorps verjüngen zu müssen. Er hatte hierin unbedingt recht, versah sich aber in der Art der Ausführung; es ging viel zu hastig und keineswegs immer gerecht zu. Die älteren Offiziere glaubten von dem jungen militärisch unerfahrenen Monarchen gewisse Rücksichten erwarten zu können; sie sahen sich aber getäuscht. Während der Großvater bis in seine letzten Jahre hinein jeden Offizier zur Meldung zuließ, der nach Berlin kam, wurden beim Enkel sogleich die Meldungen sehr reduziert, und fehlten, wenn sie stattfanden, das so freundliche Wesen des hochseligen Herrn, sowie die rücksichtsvolle Behandlung des einzelnen. Wo der Kaiser auch auftrat, zeigte er wenig Achtung vor den Alten und der Erfahrung, dagegen entwickelte sich bald eine Sicherheit des Urteils und eine Leichtigkeit, über alte Leute Kritik zu üben, die bedenklich machte. Natürlich blieben solche Eindrücke der Außenwelt verborgen, ganz allmählich verbreiteten sie sich aber in der Armee. Dazu kam sein Verhältnis zum Kriegsminister Bronsart; hat dieser auch mehrfach falsch operiert, immer war er doch einer unserer tüchtigsten Generale und reich an Erfahrungen, der die schließliche recht schlechte Behandlung nicht verdiente. Es gab eigentlich nur drei hochgestellte Generale, denen der Kaiser stets mit Rücksicht begegnete, Moltke, Pape und mich. Oft hat er es auch ausgesprochen, sich auf die Jugend stützen zu wollen; ist es da wohl ein Wunder, wenn alle älteren Offiziere ihm schließlich kühl gegen-

Digitized by Google

überstehen? Die Sache würde ja auch für die Armee noch nicht so schlimm sein, wenn wenigstens die Jugend in Liebe und Achtung vor dem Kaiser heranwüchse. Hier liegt aber der große Rechenfehler. Er erzieht sich eine Jugend, der jede Achtung vor der Autorität verloren geht, die ihm persönlich durchaus noch nicht anhängt, da sie eine besondere Zuneigung für die Armee nicht erkennt. Er sägt also an dem Aste, auf dem er sitzt. Schwere Verantwortung trifft den General Hahnke.[1]) Er läßt den Kaiser tun, was er will [...] Die Erlasse über die Mißhandlungen Untergebener sowie über den Offiziersatz usw. haben viel verderblicher gewirkt, als ich annahm; namentlich durch den Eindruck im Auslande. Sodann entwickelte sich schnell ein deutlicher Hang zur Soldatenspielerei, der sich in Uniformveränderungen, Allarmierungen (die ja, wenn sie häufig erfolgen, jeden Wert verlieren), ferner in der geradezu lächerlichen Verwendung der Kavallerie und in großen Schaustellungen (Einrichtung von Leibwachen usw.) offenbarte. Von seinem Verhalten im Manöver ist früher schon die Rede gewesen.

Es wäre ruchlos, wenn ich nur die schlechten Seiten des Kaisers berühren wollte. Zu seinen guten gehört ein scharfer Verstand (bis zu einer gewissen Grenze, die meist in der Eitelkeit liegt) und ungewöhnlich schnelle Auffassung, die ihm in Verbindung mit einem ausgezeichneten Gedächtnis eine gewisse Sicherheit im Sprechen und Urteilen ermöglicht. Sodann besitzt er, bei aller äußerlichen Härte und Rücksichtslosigkeit, eine gewisse Gutmütigkeit und auch Herz für solche, die ihm gute Dienste geleistet haben. Ferner, dies ist seine stärkste Seite, hat er ein ungewöhnliches Geschick, mit Menschen umzugehen. Mit bezaubernder Liebenswürdigkeit weiß er jedermann für sich zu gewinnen und durch geschickte und angenehme, oft sehr amüsante Konversation zu imponieren. Jeder, der ihn nicht gründlich kennen lernte, unterliegt dem Zauber der Persönlichkeit, der ja natürlich durch die Stellung als Kaiser gewaltige Vorteile zufallen.

* * *

Berlin, 28. Januar 1891.

Die Entscheidung ist schneller gekommen, als ich dachte. — Nach der gestrigen Defiliercour ließ mich der Kaiser rufen und überreichte mir das Großkomturkreuz des Hohenzollernordens mit den Worten, es sei sein Wunsch, mir an seinem Geburtstage eine Freude zu machen, die Welt solle auch sehen, in welchem schönen Verhältnis wir zueinander ständen. Hiernach sagte er, er habe die Absicht, mir das Kommando eines

[1]) Chef des Militärkabinetts.

Digitized by Google

Armeekorps zu übertragen und von meinen hervorragenden Führertalenten Nutzen ziehen. Damit trennten wir uns, und ich war auch nicht einen Augenblick im Zweifel, daß das Ende meiner militärischen Laufbahn gekommen sei.

Nach dem Diner, welches ich meinen Offizieren gab, habe ich mit den Generalen Graf Schlieffen und Oberhoffer, Oberstleutnant Goßler und meinen beiden Adjutanten über die Sache gesprochen. Ich entwickelte, wie der Kaiser noch bis zum Sommer hin meine Stellung hochgehalten und mir gesagt hätte, er könnte mir gar nicht zumuten, das Kommando eines Armeekorps zu übernehmen; wie er, als es sich um Württemberg handelte, durch Caprivi mir hätte sagen lassen, ich sollte dorthin nur gehen, wenn ich es gern täte, er würde mir dann den Schwarzen Adlerorden geben. Nach all diesen Vorgängen müßte ich in der gestrigen Mitteilung eine Zurücksetzung erkennen, die ich mir nicht bieten lassen dürfte, ohne mein Ansehen zu schädigen, ich sei fest entschlossen, den Abschied zu nehmen und wollte das dem Kaiser am nächsten Tage deutlich machen. Alle Herren stimmten mir zu. Sie waren, ich kann es wohl sagen, von meinen Worten erschüttert und beklagten auf das tiefste den Schritt des Kaisers.

Heute fuhr ich nach dem Schloß und fand sogleich beim Monarchen Einlaß. Ich bat auf Grund seiner gestrigen Eröffnungen um den Abschied. Sogleich sagte er lebhaft: „Es fällt mir gar nicht ein, Sie gehen zu lassen. Ich hoffe Ihre ausgezeichnete Kraft noch viel zu nutzen. Sie stehen meinem Herzen viel zu nahe, es ist zwischen uns ein freundschaftliches Verhältnis, das auch immer bestehen bleiben soll. Nie gebe ich Ihnen den Abschied."

Ich nannte ihm nun in aller Ruhe meine Gründe, um derentwillen mich der Wechsel aus meiner Stellung in ein Generalkommando verletzen müsse. Er suchte sie zu bekämpfen und sagte u. a.: „Ich will Sie nach Altona schicken, auf einen Posten, der jetzt besonders wichtig ist. Sie müssen da den Fürsten Bismarck, der sich in neuerer Zeit wieder sehr verdächtig macht und gegen mich intrigiert, unter Aufsicht nehmen. Sodann wissen wir auch, daß in Hamburg alle Fäden der sozialistischen Verschwörung zusammenlaufen, dort brauche ich eine hervorragende Kraft wie Sie. Endlich geht es an den norddeutschen Höfen (es gibt im Bereich des IX. Armeekorps bekanntlich nur die beiden Mecklenburg!) sehr bedenklich zu; ich muß da jemanden haben, der genau hinsieht und womöglich einwirkt — kurz, die Stellung ist eine sehr bedeutende."

Ich habe mich selbst gewundert, daß ich dies ruhig mit anhören konnte, manchmal mußte ich allerdings ein Lächeln unterdrücken. Was geht mich Fürst Bismarck an? Soll er beobachtet werden, so mag man Polizisten

Digitized by Google

damit betrauen. Wie soll ich Verschwörungen aufdecken, wo doch berufene Regierungsorgane dazu da sind. Was soll ich mit den Höfen wohl anfangen? Ich bin ja da absolut machtlos, außerdem sitzt für dieses Geschäft ein preußischer Gesandter in Hamburg. Ich käme, wenn ich die Instruktion befolgen wollte, in den ersten acht Tagen zu einem Zusammenstoß mit dem Kanzler.

Auch Marie zog der Kaiser hinein und sagte: „Ihre Frau freut sich gewiß, in ihre alte Heimat zu kommen (sie ist nie dort zu Hause gewesen!), sie hat sich hier in Berlin eine so ungewöhnlich angesehene Stellung geschaffen, daß sie dies auch dort bald erreichen wird, überdies kann sie in Hamburg ja auch vortrefflich wirken." (Marie soll sich also mit der sozialdemokratischen, der Kirche entfremdeten Weiblichkeit abgeben. Eine schöne Mission.)

Dann — und hier kam etwas von der Wahrheit heraus — sagte der Kaiser, die Stellung des Kommandierenden Generals sollte nach seiner Meinung die höchste in der Armee sein, und es wäre also gut, wenn die des Chefs des Generalstabes etwas heruntergerückt würde. An diesem Punkte hat, wie ich im Laufe des Tages noch ermitteln konnte, der Kanzler hauptsächlich gegen mich angesetzt. Er ist von langer Zeit her ein Feind des Generalstabes und hat immer dafür gearbeitet, die Position seines Chefs gegenüber der des Kriegsministers herunterzudrücken; in der Tat haben vor kurzem hinter meinem Rücken Verhandlungen zwischen Militärkabinett und Kriegsministerium über diese Frage stattgefunden. Der Kaiser sagte: „Der Chef des Generalstabes soll bei mir nur eine Art von Amanuensis sein, und dazu brauche ich einen jüngeren."

Am Schluß der Unterhaltung erklärte ich dem Monarchen, ich hätte den bestimmten Eindruck, der Kanzler sei bei der Sache beteiligt, in seinem Hause sei schon seit einiger Zeit ähnliches gesprochen worden. Ich müßte bei meiner Ansicht beharren und sei überzeugt, daß ich ihm und der Armee einen größeren Dienst leisten würde, wenn ich fortginge, als wenn ich bliebe. Ob er den Sinn dieser Worte verstand, weiß ich nicht, er wird ihn aber schon erkennen. Als er mir dann sagte: „Überlegen Sie sich die Sache noch," erwiderte ich: „Ich hoffe, Eure Majestät werden sich die Sache auch noch überlegen." Hiermit verließ ich ihn.

Ich habe heute noch mit dem Feldmarschall und dem General Falckenstein gesprochen, sie sind beide sehr betrübt. Der Feldmarschall hielt das Ganze für völlig unbegreiflich und sprach sich sehr besorgt über den Kaiser aus.

Das traurigste ist, daß mit mir alle (auch Hahnke) darin übereinstimmen, das Mißgeschick des Kaisers beim Manöver sei die eigentliche Ursache. Caprivi habe dies geschickt benutzt. So wie wir wird die ganze

Digitized by Google

Welt denken. Wie muß dies dem Kaiser schaden. Er will sein eigener Chef des Generalstabes sein! Gott schütze das Vaterland!

29. Januar.

Der heutige Tag verging mit Unterhandlungen. Hahnke war im Auftrage des Kaisers zunächst beim Feldmarschall. Dieser hat sich ganz bestimmt dahin ausgesprochen, er hielte einen Wechsel für höchst nachteilig, im übrigen könnte der Kaiser mir ein Armeekorps nicht anbieten; er möge mir eine Armeeinspektion oder die Statthalterschaft in den Reichslanden geben. Dann kam Hahnke zu mir, um mich zu überreden, das Generalkommando des IX. Armeekorps anzunehmen. Ich fertigte ihn gründlich ab. Eine schöne Kabinettsorder, wie sie der Kaiser mir versprochen hätte, brauchte ich nicht; wohl aber brauchte der Kaiser eine solche Order für sich und sein geschädigtes Ansehen. Ich machte Hahnke auf die Stimmung in der Armee aufmerksam, auf die bedenklichen Folgen, wenn der Kaiser so weiter wirtschaften sollte. Er war entsetzt und sagte dann ganz kleinlaut: „Ach, wenn doch nur jemand so etwas dem Kaiser sagen wollte." Ich erwiderte: „Wozu sind Sie denn da? Sie sehen den Kaiser täglich und allein, Sie haben die Pflicht, es zu tun. Ich bin seit Jahresfrist abgedrängt, und auch Sie haben dazu mitgewirkt."

31. Januar.

Heute war ein heißer Schlachttag. Ich war vom Kaiser zum Vortrag bestellt — ganz gegen mein Erwarten — und hatte mir nur zwei kurze Sachen mitgenommen, gedachte aber, noch einmal über meine Angelegenheit und auch über andere Dinge zu sprechen. Ich bat, mit ihm allein sein zu dürfen, und Hahnke und Wittich wurden fortgeschickt. Ich führte aus, daß ein starker Chef des Generalstabes auch für ihn eine Stärke sei. Kriegsminister und Kanzler könnten durch Kammermajoritäten gestürzt werden und würden schnell wechseln; das läge nicht in seiner Hand allein. Beide zusammen bildeten auch, auf parlamentarische Majoritäten gestützt, eine Macht, gegen die er schweren Stand hätte. Da sei ihm ein tüchtiger Generalstabschef eine wesentliche Stütze. In anderen Ländern bestrebe man sich, den Generalstab zu heben, wie ja noch vor ganz kurzer Zeit in Frankreich der Posten des Chefs selbständig gemacht worden sei. Was meine Stellung anlange, so habe er mir öfters gesagt, sie sei die höchste, die vornehmste in der ganzen Welt; er habe selbst immer das Bestreben gehabt, sie zu verbessern. Das Ansehen des Feldmarschalls sei keineswegs auf mich übergegangen. Dessen Ruhm stände für alle Zeiten fest, ebenso aber auch, daß er nach dem Kriege in vielen Kämpfen mit dem Kriegsministerium zurückgewichen sei und die Personalien durch andere

Digitized by Google

habe bearbeiten lassen, wodurch Protektionswesen eingerissen sei.[1]) Mit meinem Eintritt sei das anders geworden, ich hätte Schritt für Schritt die Positionen wiedererobert und mehr dazu gewonnen, überhaupt den Generalstab personell und in Leistungen gehoben.

Sodann sagte ich etwa: „Ich habe die Überzeugung, daß selten jemand wagt, Eurer Majestät offen seine Ansicht zu sagen, deswegen halte ich es jetzt für meine Pflicht, dies zu tun." Ich sei auch überzeugt, daß er von mir es nicht anders erwarte, als daß ich, unbekümmert, ob es ihm wehe tue oder nicht, meine Ansicht furchtlos ausspreche. Beim Kaisermanöver habe er vor zahlreichen Zuhörern und in Gegenwart des Kaisers von Österreich gesagt, er hoffe, die Armee sei, seit er sie übernommen, nicht schlechter geworden. Ich müsse zu meinem Bedauern sagen, sie *sei* schlechter geworden. Das ideale Verhältnis zwischen Kriegsherrn und Offizierkorps, welches er, der Kaiser, ererbt habe, sei nicht mehr vorhanden, es herrsche Unsicherheit, Mißmut, Mangel an Dienstfreudigkeit oben, und diese Stimmung reiche ziemlich weit nach unten. Unten aber wachse eine Jugend heran in nichts weniger als guter Gesinnung. Sie sähen, wie oben ein Führer schnell dem anderen folge. Wenn ein neuer komme, so spotte man nur darüber, wie kurze Zeit er sich wohl halten werde. Es müsse das Gefühl entstehen, alle hohen Offiziere seien unfähige Leute, die Achtung vor der Autorität gehe sichtlich verloren. Auf dem Prinzip der Autorität sei aber die Armee basiert, er selber, der Monarch, stütze sich doch nur auf die Armee.

Er hörte schweigend zu und sagte dann: „So etwas hat mir noch niemand gesagt." Ich erwiderte: „Das hätte General v. Hahnke schon lange tun müssen, und ich mache auch dem früheren Kriegsminister[2]) den gleichen Vorwurf."

Wir kamen dann wieder auf das Generalkommando. Er wandte alle möglichen Überredungskünste an. Ich solle doch nicht auf das Gerede der Welt hören, sondern mir an seiner Freundschaft genügen lassen. Er werde sie zum Ausdruck bringen, der Welt zeigen, was es heiße, Freund des Deutschen Kaisers zu sein. Jeder, der ein Wort gegen mich zu sagen wage, solle zerschmettert werden, die Presse wolle er zu Paaren treiben und dergleichen mehr.

Schließlich ging er soweit, mit zärtlichster Gebärde mich zu bitten. Er faßte meine Hand und sagte: „Nicht wahr, Sie nehmen an? Ihr Kaiser bittet Sie." Ich blieb aber hart und danke Gott, daß er mir die Kraft dazu gab.

---

[1]) Vgl. Deutsche Revue, Juni-Heft 1921, S. 208 f.

[2]) Verdy du Vernois.

Digitized by Google

Dann ging ich noch einmal zum Angriff über und sagte, die ganze Sache ginge vom Reichskanzler aus, der wolle mich hier fort haben. Es bestehe bei ihm ein alter Haß gegen den Generalstab. Sein Bestreben sei außerdem, den Kriegsminister zum Staatssekretär herunterzudrücken, wie er ja auch jetzt die Macht des Marineoberkommandos verringern wolle zugunsten des Staatssekretariats, um dann freie Hand in Armee und Marine zu haben. Der Kaiser sagte: „Er denkt gar nicht daran, die Finger an die Armee zu legen; er treibt äußere Politik, Sie haben militärische Aufgaben, da können Sie ganz gut nebeneinander gehen." Ich erwiderte: „Er will nicht bloß die Finger an die Armee legen, er hat sie bereits daran; ich kann dies aus verschiedenen Fällen nachweisen. An meinem Sturz wurde bei ihm seit langem gearbeitet, im Auswärtigen Amt spricht man seit Wochen davon. Wenn die Herren erfahren, daß er vollzogen ist, so feiern sie Freudenfeste —" „Das sind alles verständige Leute," unterbrach der Kaiser, „Marschall ist ein vornehmer Mann (im Publikum heißt er jetzt der gebildete Hausknecht!), ich halte Ihre Behauptung für unmöglich, nennen Sie mir Namen." Ich sagte: „Von Marschall weiß ich nicht viel, ich kenne aber den größten Teil der anderen, da sind Holstein, Kiderlen, Lindau, Raschdau[1]) und wie sie alle heißen."

Zum Schluß machte der Kaiser einen leidlich geschickten Versuch, den Spieß umzudrehen, wurde elegisch und sagte: „Es ist zu traurig, was ich schon für Erfahrungen habe machen müssen, meine besten Freunde verlassen mich!"

Die Sache endigte so, daß ich sagte, ich sei überzeugt, daß ich ihm durch meine offene Aussprache einen erheblichen Dienst geleistet hätte; wäre es mein letzter Dienst gewesen, wie ich glaubte, so könnte ich mit gutem Gewissen abtreten. So ungefähr war der Verlauf. Ich fuhr in der Überzeugung, daß ein Zurück nicht mehr möglich und meine militärische Laufbahn abgeschlossen sei, tief betrübt nach Haus. Hier empfing ich allerdings bessere Eindrücke, denn Marie und meine Umgebung, sowie zahlreiche Herren sprachen mir ihre vollste Sympathie aus und beglückwünschten mich wegen meiner Festigkeit.

Schlieffen, der den dringenden Wunsch hat, zur Schlichtung beizutragen, war zum Kanzler gegangen, hatte aber nichts ausrichten können. Bezeichnend war es, daß dieser gesagt hat: „Es ist nun auch zu spät, denn es hat in der Zeitung gestanden." Er hat es nämlich selbst in die „Norddeutsche" einrücken lassen.

Manchmal sage ich mir, daß Karneval ist, und man sich nicht wundern muß, wenn tolle Sprünge gemacht werden, denn toll und unvernünftig

[1]) Vortragende Räte der politischen Abteilung des Auswärtigen Amts.

Digitized by Google

ist die ganze Prozedur. Ich soll aus der Stellung, die ich gut ausfülle, heraus, damit einer hinein kann, der [...]

1. Februar.

Graf August Eulenburg [1]) besuchte mich heute, ebenfalls tief betrübt über den Kaiser. Er erzählte mir, daß gestern nach meiner Unterredung der Monarch so ernst gestimmt gewesen sei, wie er ihn noch nicht gesehen, er habe weitere Vorträge zurückgewiesen und auf alle Umgebungen den Eindruck gemacht, in hohem Maße bewegt zu sein. Wirkung hat die Unterhaltung daher gehabt, dies ist an sich wohl ein gutes Zeichen. Ich bin auch überzeugt, daß, wenn Caprivi oder Hahnke ihm behilflich sein wollten, aus der beklagenswerten Lage herauszukommen, er es gern täte. Sie werden aber nicht wollen. Mein Abschiedsgesuch habe ich übrigens gestern abend ins Schloß gesandt.

Die Klimate der Vorzeit

Von

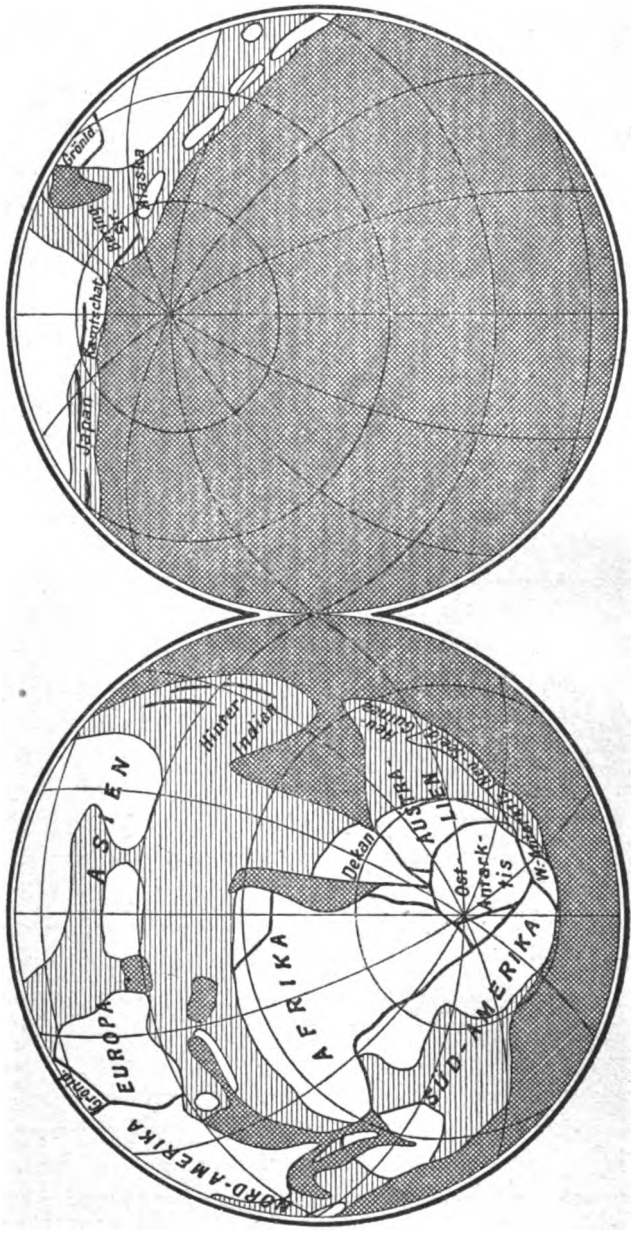
Professor Alfred Wegener

Sehr zahlreich sind die geologischen und paläontologischen Beobachtungen, welche uns Schlüsse auf das Klima der Vorzeit zu ziehen gestatten. Blocklehme, gekritzte Geschiebe und polierte Felsoberfläche bezeugen, namentlich wenn sie gleichartig auf großen Gebieten vorkommen, die Tätigkeit einer Inlandeisdecke, also polares Klima. Kohlen als ehemalige Moore können zwar bei den verschiedensten Temperaturen, aber nur bei Überschuß des Niederschlags gegenüber der Verdunstung entstehen, Salzlager sind umgekehrt an Trockengebiete gebunden. Die baumlose Tundrenflora jenseits der mit der Baumgrenze etwa zusammenfallenden 10 Grad-Isotherme des wärmsten Monats ist auch fossil meist gut von der gemäßigten Waldflora zu unterscheiden und diese vermöge der in den Hölzern erkennbaren Jahresringe wiederum von der Flora des tropischen Regenwaldes und oft auch von der immergrünen subtropischen Hartlaubflora. Mächtige fossilleere Sandsteine sind als Wüstenbildungen aufzufassen, und zwar entsprechen rot gefärbte mehr der heißen, gelb gefärbte mehr der gemäßigt temperierten Wüste (vgl. den roten Laterit der Tropen, die Roterden der Subtropen und die gelben Lehme der gemäßigten Breiten). Korallen kommen heute nur in Gewässern vor, deren Temperatur nie unter 20 Grad Celsius sinkt, Palmen nur in Klimaten, deren kältester Monat eine Mitteltemperatur nicht unter 6 Grad hat, und es ist sehr wahrscheinlich, daß ähnliches auch für die Korallen und Palmen der Vorzeit gegolten hat. Im Polarklima kommen keine Reptilien vor, da sie keine Eigenwärme produzieren, und

[1]) Oberhofmarschall.

Digitized by Google

ebenſo keine Regenwürmer, da dieſe im gefrorenen Boden nicht leben können, wohl aber Süßwaſſerfiſche, welche die Wärme des Waſſers ausnutzen, und Säugetiere, die ſie ſelbſt erzeugen uſw. Es iſt unmöglich, hier alle Momente anzuführen, die zur Entſcheidung darüber beitragen können, in welchem Klima eine gegebene foſſile Fauna oder Flora gelebt hat. Natürlich ſind alle dieſe Anzeichen, einzeln betrachtet, ſehr unſicher. Bei Tieren wie Pflanzen gibt es Beiſpiele erſtaunlicher Anpaſſungen an ein für die betreffende Familie ganz fremdes Klima. Aber es geht hier wie bei der Berechnung einer Meteorbahn aus einer großen Anzahl ganz ungenauer Schätzungen: Die einzelne Angabe kann ganz unſicher, oft verkehrt ſein, und trotzdem gibt die Geſamtheit, nach den Regeln der Ausgleichungsrechnung behandelt, ein recht zuverläſſiges Reſultat.



Erdkarte zur Steinkohlenzeit. (Doppelt ſchraffiert: Tiefſee; einfach ſchraffiert: Flachſee; nicht ſchraffiert: Land).

Die ungeheure Menge von Tatſachen, die ſich in dieſer Weiſe als foſſile Klimazeugen verwerten laſſen, zeigt nun überraſchenderweiſe, daß in den meiſten Gegenden der Erde in der Vorzeit ein ganz anderes Klima geherrſcht hat als heute. In unſerer

Digitized by Google

Heimat bildeten in der Karbonzeit die Steinkohlenflöze lebende Moore mit einer Flora, die nach dem Zeugnis ihres besten Kenners H. Potonié einen völlig tropischen Charakter hatte. Damals herrschte offenbar in Deutschland das ganze Jahr hindurch eine gleichmäßig heiße Temperatur von 25 bis 30 Grad Celsius bei reichlichen Niederschlägen, es hatte das Klima des äquatorialen Regenwaldes. Und das ganze darauf folgende Mesozoikum hindurch blieb sein Klima wenigstens subtropisch, und zwar größtenteils wüstenhaft; dann aber folgte im Tertiär eine gewaltige Abkühlung: im ältesten Tertiär noch tropische Hitze, im Jungtertiär, genauer Pliozän, nur noch die heutigen Temperaturen, die im Jahresmittel etwa 17 Grad niedriger sind als im Karbon, und bald darauf im Quartär die Eiszeit, in der das skandinavische Inlandeis nach Süden bis Leipzig reichte und die Alpengletscher am Nordfuße des Gebirges zu einem breiten Vorlandgletscher zusammenwuchsen. Der zwischen diesen Eisregionen eingepferchte Teil von Mittel- und Süddeutschland lag damals jenseits oder höchstens an der Baumgrenze; die Jahresmitteltemperatur muß damals noch 15 Grad niedriger gewesen sein als heute. Und seitdem trat wiederum eine Erwärmung bis auf den heutigen Stand ein.

Und auch in anderen Erdteilen finden sich deutliche Anzeichen großer Klimaänderungen, doch anderer Art. Die bisherigen Versuche, ihr System zu erkennen, sind sämtlich gescheitert. Sie bestehen entweder in Deduktionen, die an allzuvielen Stellen mit den Tatsachen im Widerspruch stehen und deshalb von der Geologie abgelehnt werden, oder aber sie entrollen vor uns unter Verzicht auf jede Theorie einen verworrenen Haufen einzelner Tatsachen, die in innerem logischem Widerspruch miteinander zu stehen scheinen und nur lose durch die anspruchsvolle Überschrift „Paläoklimatologie" zusammengehalten werden.

Diese Verhältnisse haben sich durch die Theorie der Verschiebungen der Kontinente vollständig geändert, nach welcher die Kontinentalschollen einschließlich ihrer Flachseegebiete, der Schelfe, große Wanderungen ausführen können; sie allein stellen nämlich die durch riesige Zusammenschübe auf ein Drittel verkleinerte und bereits arg zerstückelte oberste Gesteinsrinde der Erde dar, während in den Tiefseeböden bereits das zähflüssige und schwerere Tiefenmaterial entblößt ist, in welchem jene schwimmen. So ist der Atlantik als eine große, erst im Tertiär aufgerissene und gewaltig erweiterte Spalte aufzufassen, vor deren Aufreißen z. B. Afrika und Südamerika, wie ihre jetzigen Konturen noch verraten, unmittelbar zusammenhingen. Und in ähnlicher Weise haben früher auch Vorderindien, Australien und Antarktika unmittelbar mit Südafrika und untereinander zusammengehangen. Die Theorie vermittelt so zwischen den widerstreitenden Lehren der einstigen Landbrücken, die man sich bisher als versunken vorstellte, und der Permanenz der Ozeane, indem sie die Landverbindungen ohne Vermittelung von Brückenkontinenten und dabei gleichzeitig eine annähernde Permanenz wenigstens des Gesamtareals der Tiefsee gewährleistet. Auf die Einzelheiten dieser Verschiebungstheorie kann hier jedoch nicht

Digitized by Google

eingegangen werden.[1]) Für die Deutung der Klimate der Vorzeit bildet sie das bisher fehlende Glied in der Kette der Zusammenhänge, sie räumt die Klippen hinweg, an denen alle bisherigen Deutungsversuche scheitern mußten und ermöglicht es zum ersten Male, ein in den Hauptzügen — im einzelnen bleiben auch jetzt noch manche Fragen offen — folgerichtiges Bild von dem System und den Ursachen der Klimaänderungen der Vorzeit zu gewinnen. Daß damit nicht zu viel gesagt ist, dafür nur ein Beispiel: die permokarbonische Eiszeit auf der Südhalbkugel. Spuren ausgedehnten Inlandeises aus der Steinkohlenperiode und der darauf folgenden permischen Zeit wurden gefunden in Brasilien, Argentinien, Falklandsinseln, Togo, Kongo, Südafrika (hier am schönsten), Vorderindien, West-, Mittel- und Ostaustralien. Bei der heutigen Lage der Kontinente bedecken diese Spuren eine ganze Halbkugel der Erde; wenn wir den Pol noch so günstig legen, so bekommen die fernsten Eisspuren doch eine geographische Breite von nur 15 Grad. Mit anderen Worten: die ganze eine Erdhälfte müßte vereist gewesen sein, auf der anderen jedoch fehlen sichere Glazialspuren völlig. Man könnte zwar theoretisch einen solchen Zustand damit erklären, daß die Rotationszeit der Erde gerade gleich ihrer Umlaufszeit um die Sonne war, so daß sie dieser — wie jetzt der Mond der Erde — stets dieselbe Seite zuwendete, aber ein solcher Zustand würde nur als Endresultat der Bremsung der Erdrotation durch die Sonnenflut denkbar sein, kann also nicht mitten in der Erdgeschichte eine Zeitlang geherrscht haben. Infolgedessen hat niemand bisher eine Erklärung dieser auffallenden Eisspuren geben können, ja man kann wohl sagen, diese unbestreitbaren Tatsachen haben durch ihren anscheinend hoffnungslosen Widersinn die Erforschung der Vorzeitklimate bis auf den heutigen Tag geradezu gelähmt. Durch die Verschiebungstheorie finden sie mit einem Schlage eine überraschende Lösung: Rekonstruieren wir die Lage der Kontinentalschollen für die damalige Zeit, so rücken Südamerika, Vorderindien, Australien, Antarktika konzentrisch auf Südafrika zusammen und wir erhalten eine geschlossene Glazialspur von nicht größerer Ausdehnung als diejenige unserer quartären Eiszeit.

Noch an zahlreichen anderen Stellen gelingt es mit Hilfe der Verschiebungstheorie, Schwierigkeiten und Unstimmigkeiten zu beseitigen. Aber wir sehen doch bereits aus dem Gesagten, daß sie nur selten als Hauptursache für die Änderungen des Klimas auftritt. Sie ebnet vielmehr nur den Weg für eine andere Erklärung, nämlich durch Polwanderungen. Denn das Polarklima in Südafrika ist durch die Rekonstruktion der damaligen Kontinentalschollen noch nicht erklärt, sondern wir müssen dazu eine um 50 bis 60 Grad von der jetzigen abweichende Pollage annehmen. Und dieser Polwanderung entspricht eine Drehung des ganzen Systems der Klimagürtel. Der Äquator ging damals durch Deutschland, und der Nordpol lag weit im Pazifik, konnte also keine Inlandeisspuren erzeugen.

[1]) Siehe A. Wegener, Die Entstehung der Kontinente und Ozeane (Die Wissenschaft, Bd. LXVI.), Braunschweig 1920.

Digitized by Google

Schon vor der Verschiebungstheorie haben mehrere geologische Außenseiter die Richtigkeit des Gedankens der Polwanderungen erkannt und versucht, ihn durchzuführen, teils mit, teils ohne Beiwerk. Löffelholz v. Colberg, Reibisch, Simroth, Kreichgauer, Jacobitti, sie alle kommen, wenigstens für die jüngeren geologischen Zeiten, zu etwa denselben Pollagen, wie wir sie heute unter Benutzung der Verschiebungstheorie nur mit etwas größerer Schärfe und Folgerichtigkeit ableiten können. Die Fachgeologie hat diese Literatur leider als phantastisch abgelehnt, ohne ihren Wahrheitskern zu erkennen. Erst nachdem aus ihren eigenen Reihen Neumayr, Nathorst und Semper die Unabweisbarkeit einer geänderten Pollage im Alttertiär dargelegt haben, macht sie zögernd, doch in neuerer Zeit immer bestimmter das Zugeständnis, daß man ohne große Polveränderungen in der Erdgeschichte nicht auskommt. Dies darf man wohl objektiv feststellen, trotz des verzweifelten Kampfes, der noch von einzelnen Fachleuten gegen diese Anschauungen geführt wird.

Es ist in der Tat nicht einzusehen, wie man z. B. für die schon erwähnte Karbonzeit die ganz geänderte Pollage leugnen könnte. Die äquatoriale Regenzone, kenntlich an den produktiven Steinkohlenflözen, zog sich durch Nordamerika, Europa und Asien (China) als Großkreis. Und in Südafrika, 90 Grad davon (heute wegen der inzwischen gefalteten Alpen nur 80 Grad) breitete sich gleichzeitig das Inlandeis aus, rings umgeben von der gemäßigten, wenn nicht polaren baumlosen Glossopterisflora, auf den Falklandsinseln und in Neusüdwales auch von Hölzern mit Jahresringen, also einer Flora, die im krassesten Gegensatz zu der jahresringlosen, großblättrigen Tropenflora aus dem Kohlengürtel steht.

Und ganz ähnlich liegen die Verhältnisse für das Alttertiär. Wo jetzt in Grönland das Inlandeis sein kaltes Leichentuch ausbreitet, standen im Alttertiär Linden, Buchen, Pappeln, Ulmen, Eichen, ja sogar so wärmeliebende Gewächse wie Weinreben, Sequoien, Gingko, Platanen, Kastanien und Magnolien, eine Flora, wie sie heute etwa in Frankreich zuhause ist. In Europa war es damals, wie schon erwähnt, noch erheblich wärmer, in Deutschland wuchsen Palmen. Aber in Japan war nach Nathorsts Zeugnis das alttertiäre Klima kühler als heute. Auch hier ist man daher genötigt, den Nordpol anders als jetzt, nämlich etwa in die Gegend der Behringstraße, zu legen.

Die Frage, ob die Pollage auch in der quartären Eiszeit eine andere war als heute, und ob insbesondere die große Vereisung Nordamerikas und Europas ganz oder teilweise auf eine größere Nähe des Poles zurückgeführt werden kann, ist heute noch heftig umstritten. Aber der Ausgang ist nicht mehr zweifelhaft. Denn wenn auch nur für eine einzige geologische Zeit mit Sicherheit eine wesentlich andere Pollage als die heutige nachgewiesen ist, dann können wir auch für das Quartär nicht ohne weiteres die heutige voraussetzen, sondern müssen versuchen, sie auch für diese Zeit aus den fossilen Klimazeugen zu konstruieren. Hat man sich aber erst einmal ohne Vorbehalt auf diesen Standpunkt gestellt, so wird man ohne zwingende Not nicht den Pol außerhalb dieser ungeheuren quartären Eiskappe legen. Die heutige Breite der süd-

Digitized by Google

lichsten Endmoränen in Nordamerika ist 38 Grad; sie bleibt noch immer etwa 45 Grad, wenn wir Nordamerika an Grönland und dies an Europa heranschieben, um die Lage der Schollen im Quartär zu erhalten. Die Tiefdruckrinne, in welcher die Zyklonen bei etwa 60 Grad Breite entlanglaufen, kann jedoch nicht quer über ein Inlandeisgebiet gehen. Sie kann aber auch nicht durch ein solches unterbrochen werden, denn unsere heutigen Karten zeigen, daß sie gerade da, wo das Inlandeis gegen sie vorstößt, besonders tief und markant ist. Sie müßte also in unserem Falle noch südlich von 45 Grad gelegen haben, wenn wir die Pollage unverändert lassen. Und südlich von ihr käme dann erst die Hochdruckzone, die gleichfalls noch aus ihrer jetzt überall konstanten Breite herausgedrängt wäre. Im ganzen wäre dies eine Verschiebung der Klimagürtel, wie sie in der heutigen Karte nirgends auch nur annähernd zu beobachten ist und also unwahrscheinlich ist. Durch eine Polverlegung um etwa 15 Grad nach Grönland wird diese Abweichung zum Verschwinden gebracht. Und die Bestätigung für diese Verlegung sehen wir auf der anderen Seite auf den Neusibirischen Inseln, wo die Reste der typischen Quartärfauna mit Mammut, wollhaarigem Nashorn, Moschusochse, Pferd, Edelhirsch, Saigaantilope, Tiger zusammen mit hochstämmigen Erlen (Alnus fructicosa) und Birken (Betula alba) gefunden werden. Heute liegt diese Inselgruppe 5 Grad nördlich der Baumgrenze und hat eine mittlere Julitemperatur, die 7 Grad unter derjenigen der Baumgrenze liegt. Diese Tatsachen machen auch für die quartäre Eiszeit eine Verlegung des Pols notwendig.

Ob damit schon eine ausreichende Erklärung für das ganze Eiszeitphänomen gegeben ist, ist freilich eine andere Frage; und damit kommen wir wieder auf eine neue Seite des Klimaproblems der Vorzeit, die uns zwingt, etwas weiter auszuholen. Bei allen früheren Untersuchungen wurde stets davon ausgegangen, daß sich die Klimaveränderungen der Vorzeit sämtlich durch ein einziges Prinzip erklären ließen. Die einen meinten: nur durch Polwanderungen; die anderen: nur durch den Wechsel in der Land- und Wasserverteilung; oder: nur durch die periodische Veränderung der astronomischen Größen der Erdbahn und Erddrehung, oder nur durch Veränderungen in der Zusammensetzung unserer Atmosphäre usw. In Wirklichkeit aber haben wir bereits im vorhergehenden gezeigt, daß die Ursache der Klimaänderungen stets eine zusammengesetzte ist. Zwei stets wirkende Faktoren haben wir bereits kennengelernt: die Polwanderungen und die Kontinentalverschiebungen. Als dritten Faktor können wir die Land- und Wasserverteilung hinzufügen. Sie hat nachweislich im Lauf der geologischen Zeiten stark gewechselt, und unsere heutige Klimakarte zeigt, daß durch die Kontinente ganz bestimmte, nicht unerhebliche Störungen in der zonalen Anordnung der Klimate entstehen. Auch diese Ursache von Klimaänderungen muß dauernd gewirkt haben.

Eine genauere Überlegung zeigt, daß eine ganze Reihe von Ursachen in Betracht gezogen werden müssen, wenn das Problem vollständig behandelt werden soll, nämlich mindestens die folgenden:

Digitized by Google

1. Polwanderungen	progressiv	notwendig
2. Kontinentalverschiebungen		
3. Land- und Wasserverteilung	schwankend	
4. Änderung der Elemente der Erdbewegung	kurzperiodisch	
5. „ „ Sonnenstrahlung . . .		möglich
6. „ „ Absorption und Emission der Erde		
7. „ „ Weltraumstrahlung . .		

Mindestens diese sieben Ursachen müssen oder können jedenfalls alle gleichzeitig gewirkt haben.

Schlägt man ältere Lehrbücher der Geologie auf, so findet man in der Regel keine unserer sieben Ursachen in Betracht gezogen, sondern allein eine achte, die wir hier ganz fortgelassen haben, nämlich die fortschreitende Abkühlung der Erde. Man nahm insbesondere an, daß die Erde früher infolge höherer Innentemperatur ein wärmeres, in allen Breiten gleichmäßigeres Klima gehabt habe, so daß auch an den Polen noch Bäume gedeihen konnten, wie sie jetzt in unseren Breiten wachsen. Diese Vorstellung hat man ganz aufgeben müssen. Die theoretische Geophysik kann aus dem heutigen meßbaren Wärmestrom aus dem Erdinnern zur Oberfläche berechnen, daß der Wärmeverlust der Erde zu klein ist, um sich in den bekannten geologischen Zeiten in Klimaänderungen zu äußern, und andererseits zeigen auch die Spuren von Inlandeis, die man nicht nur im Karbon und Perm, sondern auch schon im Devon, im Kambrium, ja selbst im Algonkium gefunden hat, daß auch in so entlegenen Zeiten die Pole der Erde keineswegs warm waren, sondern wohl ähnliche Temperaturen wie heute auf der Erde herrschten. Dieser Irrtum kann also heute als beseitigt gelten. Nur eine letzte Spur von ihm kann man auch in modernen Lehrbüchern noch finden in der grundlosen Behauptung, daß sich die Klimazonen erst etwa seit der Jurazeit herausgebildet hätten.

Die obenstehende Übersicht über die Ursachen von Klimaschwankungen könnte beim Leser den Eindruck erwecken, als sei das Problem hoffnungslos kompliziert. Wie sollte es möglich sein, den Anteil einer jeden dieser sieben Ursachen an einer beobachteten Klimaänderung festzustellen? Und gelingt dies nicht, so können wir auch das System dieser Änderungen nicht erkennen. Glücklicherweise zeigt eine nähere Betrachtung der einzelnen in unserer Liste angeführten Ursachen bald, daß die Aufgabe keineswegs so hoffnungslos ist, wie sie im ersten Augenblick aussieht. Der Grund hierfür ist der Umstand, daß die erste Ursache, die Polwanderungen, alle anderen weit an Wirkung übertrifft, so daß das Problem in erster Näherung bereits durch alleinige Berücksichtigung der Polwanderungen gelöst wird. Das zeigt ja auch die oben angeführte Literatur über Polwanderungen und der Umstand, daß die Geologie in neuerer Zeit immer mehr zu der Annahme dieser Polwanderungen übergeht, trotz der dabei noch auftretenden offenkundigen Unstimmigkeiten, z. B. bei der permokarbonischen Eiszeit. Die Mitberücksichtigung der Konti-

Digitized by Google

nentalverschiebungen, die in Zukunft ohne weiteres möglich ist, gestattet uns, die wichtigsten derartigen Unstimmigkeiten zu beseitigen, und also eine zweite Näherung der Lösung zu finden. Eine dritte Näherung erhalten wir durch die Berücksichtigung der wechselnden Verteilung von Wasser und Land. Hierbei müssen wir etwas verweilen. Denn manche Autoren wie Woeikoff und in neuerer Zeit insbesondere v. Kerner, wollen diese Ursache allein anerkennen und alle Klimaänderungen der Vorzeit nur auf diesen Wechsel der Land- und Wasserverteilung zurückführen. Der Leser wird zwar bereits aus dem Vorangehenden einen lebhaften Eindruck von der völligen Hoffnungslosigkeit eines solchen Unternehmens haben, aber wir müssen, um ein objektives Urteil über die Bedeutung dieses Klimafaktors zu gewinnen, unsere heutigen Klimakarten zahlenmäßig zu Rate ziehen. Zwischen Pol und Äquator herrscht — im Jahresmittel — ein Temperaturunterschied von 45 Grad. Dies ist also der Betrag der zonalen Gesetzmäßigkeit. Auf ein und demselben Breitenparallel dagegen treten nur Schwankungen von 3 bis 15 Grad auf. Dies sind die Störungen, die durch die Lage der Kontinente und Ozeane verursacht sind. Diese Störungen bilden also nur einen kleinen Bruchteil des zonalen Gesetzes, und damit ist gesagt, daß die Berücksichtigung der Land- und Wasserverteilung auch nur eine kleine Korrektion an den durch Polwanderungen bedingten großen Klimaänderungen erfordert. Selbst wenn wir diese Korrektion ganz vernachlässigen würden, so würde es doch schon allein mit Hilfe der Polwanderungen (und Kontinentalverschiebungen) gelingen, das System der Vorzeitklimate wenigstens in den Hauptzügen richtig zu erkennen. Aber ein solcher Verzicht ist nicht einmal nötig. Denn unsere Klimakarten, namentlich die im Jahre 1918 von Köppen entworfene, zeigen, daß diese Störungen durch die Kontinente doch von einer gewissen Gesetzmäßigkeit sind: An den Westküsten der Kontinente biegen die Isothermen nördlich von 50 Grad Breite nach Norden, südlich davon nach Süden aus. Letzteres gilt auch besonders für die Wasserisothermen, so daß der Korallengürtel, sonst beiderseits des Äquators bis 30 Grad Breite reichend, an den Westküsten der Kontinente stark verschmälert wird. Der Grund hierfür ist das Hochsaugen kalten Tiefenwassers durch den ablandigen Passatwind. Und auf den Kontinenten selber haben die Isothermen (in mittleren Breiten) eine schräge Lage, sie liegen nämlich im Westen in etwa 12 bis 15 Grad höherer Breite als im Osten. Die Trockengebiete setzen im Westen scharf in den Roßbreiten ein, dehnen sich aber im Innern des Kontinents erheblich polwärts aus und endigen bereits vor Erreichung der Ostküste. Köppen hat diese Verhältnisse durch eine schematische Karte, die seiner Klimakarte in Petermanns Geographischen Mitteilungen beigefügt ist, klargelegt. Viel weitergehende Schlüsse wird man zwar nicht ziehen können, aber es scheint doch, als ob man auf diese Weise wenigstens den Hauptteil dieser Störung durch die Land- und Wasserverteilung wird berücksichtigen können.

Eine kurze Besprechung der übrigen Ursachen für Klimaänderungen wird zeigen, daß wir damit den Hauptinhalt des Problems bereits erschöpft haben.

Digitized by Google

Als vierte Ursache war die Änderung der Elemente der Erdbewegung genannt. Insbesondere ist von Bedeutung die Schwankung der „Schiefe der Ekliptik", ferner der Exzentrizität der Erdbahn, und drittens die Präzessionsbewegung der Erdachse. Den Einfluß dieser Veränderungen auf die Klimate der Erde haben Adhémar, Croll, Ball, Spitaler, Ekholm und neuerdings namentlich Milankovitch (1920) untersucht, letzterer unter gleichzeitiger Berücksichtigung aller drei Elemente. Als Ergebnis seiner Berechnungen findet er Wärmeschwankungen, die nicht streng periodisch verlaufen, deren Periode vielmehr zwischen 15 und 50 Jahrtausenden unregelmäßig schwankt, die ferner auf der Südhalbkugel ganz anders, aber auch nicht entgegengesetzt denen auf der Nordhalbkugel verlaufen, und sogar auf derselben Halbkugel in verschiedenen Breiten ganz verschiedenen Charakter tragen. Für 70 Grad Nordbreite findet Milankovitch hohe Sommertemperaturen vor 10000, 50000, 85000, 105000 Jahren usw., dagegen niedrige Sommertemperaturen vor 25000, 70000, 95000, 105000 Jahren. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß der Wechsel der quartären Eis- und Zwischeneiszeiten auf diese, geologisch gesprochen, kurzperiodischen Änderungen zurückzuführen ist. Bisher kennt man diese nur aus der quartären Eiszeit; aber es ist wohl nicht ausgeschlossen, daß man sie auch am Rande älterer Inlandeisdecken wird feststellen können. Für die großen Züge der vorzeitlichen Klimate können wir aber zunächst von ihnen absehen.

Damit haben wir diejenigen Ursachen besprochen, welche notwendigerweise gewirkt haben müssen, und deren Wirkung sich der Größe nach berechnen läßt. Die folgenden drei Ursachen tragen einen anderen Charakter. Es ist fast sicher, daß sich Sonnenstrahlung, Absorption und Emission der Erde und die Weltraumstrahlung verändern und verändert haben. Aber die Theorie ermöglicht uns kein Urteil darüber, wie groß diese Änderungen gewesen sind und ob sie sich in Klimaänderungen zu erkennen gaben. Es ist theoretisch sehr wohl möglich, daß dies nicht der Fall ist. Aus diesem Grunde erscheint es ratsam, mit der Benutzung dieser Ursachen möglichst sparsam zu sein und sie nur dann überhaupt heranzuziehen, wenn die Beobachtungen zeigen, daß man ohne sie nicht auskommt.

Dies letztere scheint nun allerdings der Fall zu sein. Denn es wird heute recht allgemein die Ansicht vertreten, daß im Quartär die Schneegrenze auf der ganzen Erde wesentlich erniedrigt war, insbesondere auch in den Tropen. Einen heiklen Punkt bildet bei diesen Diskussionen freilich die Behauptung der Gleichzeitigkeit aller dieser Eisspuren, die meist nur gefühlsmäßig aus der Frische des Aussehens aufgestellt ist, und es ist wohl möglich, daß manche dieser Beobachtungen revidiert werden müssen. Außerdem müssen wir von den Angaben über Erniedrigung der Schneegrenze einen noch unbekannten Betrag abziehen, da wir den weitesten Gletschervorstoß aus der Eiszeit natürlich mit dem weitesten Vorstoß aus der Jetztzeit vergleichen müssen, und wir diesen bei der kurzen Dauer unserer Beobachtungen über Gletscherschwankungen noch

Digitized by Google

nicht kennen. Aber bis jetzt scheint es doch, als bliebe eine allgemeine Senkung der Schneegrenze tatsächlich bestehen. Eine solche kann durch keine der Ursachen 1—4 erklärt werden, sondern nur durch eine Verminderung der Sonnenstrahlung (Solarkonstante) oder auch durch eine Verminderung der Absorption derselben seitens der Erde oder eine vergrößerte Ausstrahlung der letzteren, wie sie in de Marchis Theorie des geänderten Transmissionskoeffizienten und in Arrhenius' Theorie vom geänderten Kohlensäuregehalt der Atmosphäre angenommen wird. Die letzte Ursache, nämlich eine Veränderung der Weltraumstrahlung, könnte nur in einer Erhöhung derselben bestehen, da die Erde gegenwärtig keine nennenswerte Zustrahlung aus dem Weltraum erhält. Diese Ursache könnte also nur zur Erklärung besonderer Wärmeperioden in der Erdgeschichte herangezogen werden. Eine Nötigung dazu liegt bisher nicht vor, deshalb wird man diese Ursache vorläufig am besten noch unberücksichtigt lassen, obwohl die neueren Untersuchungen, nach denen das Sonnensystem sich in gerader Linie vom Orionnebel entfernt, die Vermutung nahelegen, daß dasselbe noch in geologischen Zeiten durch Teile dieses Nebels hindurchgegangen ist.

Damit haben wir einen Überblick über das komplizierte Problem der Vorzeitklimate gewonnen. Seine Lösbarkeit beruht, wie schon gesagt, auf dem starken Überwiegen des Einflusses der Polwanderungen; aber auch die anderen, weniger tiefgreifenden Ursachen für Klimaänderungen lassen sich noch als Korrektionen berücksichtigen, so daß es durchaus möglich erscheint, die Vorzeitklimate mit etwa derselben Genauigkeit deduktiv abzuleiten, wie es die fossilen Klimazeugen auf induktivem Wege gestatten. Die Grundlage dafür bildet die Konstruktion von Erdkarten für die Vorzeit. Die zahlreichen bisher veröffentlichten paläogeographischen Karten, in denen alle Kontinente in ihrer heutigen Lage belassen sind und nicht einmal die nach dem Kartentermin erfolgten Arealverkleinerungen durch die jüngeren Faltengebirge berücksichtigt sind, können natürlich hierfür nicht verwendet werden. Als Beispiel einer vorzeitlichen Erdkarte, die den Anspruch wenigstens auf grundsätzliche Richtigkeit in den Hauptzügen enthält, sei die nebenstehende Abbildung gegeben, die eine Rekonstruktion der Erdoberfläche für das Jungkarbon — also die Hauptsteinkohlenzeit — darstellt. Die nachkarbonischen Faltungen sind geglättet, wodurch die Schollen an den betreffenden Stellen vergrößert erscheinen; dann sind diese Kontinentalschollen gemäß den Annahmen der Verschiebungstheorie zurechtgeschoben, und auf diesem neuartigen Kartenbild sind dann die damals überfluteten Teile der Schollen durch einfache Schraffur als Flachsee gekennzeichnet. Die Tiefsee ist durch doppelte Schraffur hervorgehoben. Endlich ist das Gradnetz so orientiert, daß möglichst alle bekannten Klimazeugen der damaligen Zeit befriedigt werden. Wie man sieht, fällt dabei der Südpol auf das alte „Gondwana"-Festland, das aus Afrika, Südamerika, Dekan, Australien und Antarktika bestand, so daß seine Inlandeiskappe hier Spuren erzeugte, die später nach der Aufspaltung nach allen Himmelsrichtungen weit auseinandergetrieben wurden.

Digitized by Google

Es ist ohne weiteres möglich, in diese vorzeitliche Erdkarte noch die Klimagrenzen selber an der Hand der Erfahrungen, welche die heutige Klimakarte liefert, einzutragen. Dies würde uns aber weiter in die Einzelheiten der Forschungsarbeit hineinführen, als es in dem vorliegenden Aufsatz beabsichtigt ist.

Etwas über physikalische Chemie und ihren Einfluß auf das Wirtschaftsleben

Von

Professor v. Wartenberg

Als im vorigen Jahrhundert die wissenschaftliche Chemie allmählich in der bis dahin empirisch betriebenen chemischen Großtechnik Einfluß zu erlangen begann, war das Wissensgebiet noch so beschränkt, daß ein Chemiker zugleich auch die damalige Physik zu übersehen imstande war und sich nötigenfalls ihrer Hilfsmittel bedienen konnte. Allerdings waren die Anforderungen ziemlich bescheiden und bewegten sich vornehmlich in der Richtung, die physikalischen Eigenschaften, wie z. B. spezifisches Gewicht, Schmelztemperatur, Verhalten bei Lichtbrechung usw., der allmählich in großen Mengen dargestellten neuen Stoffe zu studieren und womöglich einen Zusammenhang zwischen solchen physikalischen Eigenschaften und dem Aufbau der Stoffe aus ihren Molekülen und Atomen zu erforschen. Die Absicht war, Voraussagen machen zu können, wie man durch Änderung des Aufbaues, besonders von Kohlenstoffverbindungen oder organischen Substanzen, ihre Eigenschaften in technisch wünschenswerter Form beeinflussen könne. Ein getreues Abbild dieses gemütlichen Zustandes gibt Keller in dem einleitenden Kapitel seines „Sinngedicht". Wenn sich auch leider die gehofften, einfachen, großzügigen Zusammenhänge nicht einstellen wollten, wurde doch so ein unendliches Material zusammengetragen, das unauffällig für den Laien, aber schlechterdings unentbehrlich für den Fachmann einen stillen, unabschätzbaren Einfluß auf die Technik hat.

In dem Maße, wie durch Ausdehnung der Disziplinen eine Detailübersicht für den einzelnen immer unmöglicher wurde, fingen nun einzelne Gelehrte an, sich je nach Neigung auf einzelne Kapitel der Physik bei ihren chemischen Studien zu spezialisieren. Diese Arbeiten erhielten allmählich Einfluß auf die Technik, denn bei keinem Zweige derselben kann man wohl mit mehr Recht behaupten und nachweisen, daß die Ausgangspunkte für die großen Umwälzungen ihren Ursprung in lediglich wissenschaftlichen Arbeiten haben, als eben in der chemischen Technik. Diese Symbiose ist auch stets von technischer Seite hochgehalten, und man findet hier kaum das sonst noch vielfach übliche wohlwollende Lächeln des Praktikers über den Theoretiker, sondern die Bemühungen des letzteren werden eifrigst verfolgt und materiell unterstützt. Der wirtschaftliche Erfolg ist eben zu

Digitized by Google

sehr in die Augen springend und die ganze Erziehung des Chemotechnikers zu modern, als daß eine Trennung von Theorie und Praxis auch dem smartesten, bloß auf Geldverdienen ausgehenden Geschäftsmann denkbar erschiene.

Eine große Reihe von Gelehrten wandte sich der Frage nach dem Verlauf von chemischen Reaktionen und den mit den stofflichen Untersuchungen unfehlbar gekoppelten Energieveränderungen zu. Ein Beispiel erläutert diesen Zusammenhang wohl am besten. Die für den Laien bei weitem wichtigste chemische Reaktion ist die Verbrennung der Kohle, wobei sich bei Überschuß von Luftsauerstoff Kohlensäure, bei nicht genügender Menge Sauerstoff eine weniger Sauerstoff enthaltende Verbindung, das Kohlenoxyd, bildet. Diese chemische Seite der Reaktion ist dem Laien aber durchaus gleichgültig; ihn interessiert, wieviel Energie in Form von Wärme er bei der Verbrennung erhalten kann. Hier setzt nun die physikalische Chemie ein. Sie studiert die Abhängigkeit des Verhältnisses zwischen gebildeter Kohlensäure und Kohlenoxyd von der Sauerstoffmenge, wobei sich ergibt, daß, allgemein gesprochen, kein chemischer Umsatz vollständig verläuft, sondern immer ein Rest unverbrauchter Ausgangsprodukte in einem sogenannten Gleichgewicht stabil bleibt. Sie studiert ferner den Einfluß in Druck und Temperatur auf die Kohlenverbrennung, wobei sich dann ebenso wie bei allen anderen Reaktionen ein heute genau vorauszusehender gewaltiger Einfluß auf das eben erwähnte Gleichgewicht herausstellt. Dieser sogenannte thermodynamische Teil der physikalischen Chemie ist heute soweit entwickelt, daß, wenn gewisse physikalische Eigenschaften der Komponenten einer Reaktion bekannt sind, sich voraussagen läßt, wie weit bei einer beliebigen Temperatur und Druck der Umsatz verläuft oder wenigstens verlaufen sollte. Denn an einem vorläufig noch in seinem Ursprung rätselhaften, kaum noch in seiner Wirkung formulierbaren Einfluß scheitern oft die schönsten Voraussagen, nämlich an der Geschwindigkeit, mit der eine Reaktion verläuft. Ein Stück Kohle verbrennt bekanntlich oder reagiert mit dem Luftsauerstoff energisch erst bei Rotglut, obgleich die Neigung zum Verbrennen auch schon bei gewöhnlicher Temperatur da ist. Wiederum ein Zweig der physikalischen Chemie ist, diese Gesetze der Reaktionsgeschwindigkeit zu erforschen.

Das technische Paradestück dieser beiden Disziplinen ist die in letzter Zeit so viel genannte Ammoniaksynthese. Den zu 80 Prozent in der Luft enthaltenen chemisch trägen Luftstickstoff können nur einige Bakterien in den ungemein beweglichen, fundamental lebenswichtigen Eiweißstickstoff umwandeln. Der Mensch mußte sich bisher mit fossilem (in Steinkohlen und Chilesalpeter aufgespeichertem), chemisch gebundenem Stickstoff behelfen. Diesen Luftstickstoff nun direkt mit Wasserstoff aus Wasser zu dem von Pflanzen leicht assimilierbaren Ammoniak oder Salmiakgeist zu verbinden, konnte erst gelingen, als man genau Bescheid wußte über die Reaktionsgeschwindigkeit, über die Menge des bei verschiedenen Temperaturen möglichen Umsatzes und auch über die Richtung, in der die einsetzende Technik das Problem angreifen mußte. Die theoretisch günstigen Bedingungen lagen in so sehr von üblichen Verfahren abweichenden Bahnen (sehr

Digitized by Google

hoher Druck bei beginnender Rotglut), daß ohne feste Zuversicht auf die Lehren der physikalischen Chemie kein Unternehmen sich auf die ungemein kostspielige und schwierige großtechnische Ausgestaltung eingelassen hätte. Als dann weiter der Krieg dieses für die Landwirtschaft als Düngemittel gedachte Ammoniak plötzlich in riesigem Maßstab für die Salpetersäure- und Sprengstoffindustrie benötigte, wurden, wiederum durch die Lehren der physikalischen Chemie über Auskristallisation, Lösungsgleichgewicht usw. gestützt, in geradezu vermessen erscheinender Weise nicht wie üblich langsame Vergrößerungen der Apparaturen, sondern gleich sprungweise Ausdehnungen auf das zehn- und hundertfache vorgenommen, so daß in fünf Jahren eine neue Großindustrie dastand, die mehr Ammoniak synthetisch produzieren konnte, als früher insgesamt in der Steinkohlenkokerei in Deutschland fabriziert wurde, und die Einfuhr von Chilesalpeter beseitigte.

Das erste großtechnische Anwendungsgebiet der physikalischen Chemie waren aber nicht diese auf thermodynamischen Überlegungen fußenden Methoden, sondern die Elektrochemie. Bei geschickter Anordnung kann man die bei einer chemischen Umsetzung freiwerdende Energie nicht als Wärme, sondern als Elektrizität gewinnen, und die direkte Umwandlung der Verbrennungsenergie der Kohle ist ein immer noch beliebtes Erfindungsthema. Praktisch unverhältnismäßig viel wichtiger ist aber zur Zeit die Umkehrung, die Zerlegung von zusammengesetzten Stoffen mit Hilfe der elektrischen Energie, die Elektrolyse. Nur genaue Kenntnis der diese Erscheinung beherrschenden Gesetze ermöglicht die praktische Anwendung im großen. Während sich ein nach der verbrauchten Energie unbedeutender Teil der Elektrochemie, die Galvanoplastik, das Überziehen unedler Metalle mit edleren usw. noch vielfach empirisch hilft, sind die Riesenbetriebe der Chlorkalielektrolyse, die elektrolytische Bleichlaugenherstellung, die Aluminiumfabrikation nicht wohl denkbar ohne physikalische Chemie. Sie wurden zuerst empirisch betrieben, und erst die scharfe Konkurrenz zwang zu Verbesserungen, die nur in theoretisch vorauszusagender Richtung gefunden werden konnten. Welchen Umfang diese Industrien haben, kann man daraus ermessen, daß so ziemlich alle Seife mit elektrolytisch aus billigen in der Natur vorkommenden Chlornatrium- und Chlorkaliumlaugen hergestellten Ätzlaugen gemacht wird. Die Ausdehnung der Aluminiumindustrie läßt sich noch nicht übersehen. Der Krieg hat zur großen Überraschung der meisten gezeigt, wie knapp in Wirklichkeit nicht bloß Metalle, wie Kupfer, Zinn, Blei usw., sind, sondern auch wie beschränkt gegenüber dem Massenverbrauch die natürlichen Eisenvorkommen sind, so daß in wenigen Generationen ein Ende abzusehen ist. Unerschöpflich ist nur der Ton, eine Siliziumsauerstoffverbindung des Aluminiums, und es wird daher aufs eifrigste, aber systematisch an der Hand der physikalischen Chemie nach einer möglichst ökonomischen Aufarbeitung desselben gesucht, denn gelöst ist das Problem noch keineswegs.

Das Aluminium ist nun aber für die meisten Verwendungszwecke zu weich, und dies führt uns zu einem anderen Zweig der physikalischen Chemie, der Me-

Digitized by Google

tallographie. Durch jahrtausendealte Erfahrung hat man empirisch gelernt, weiche Metalle, wie Kupfer, in stahlharte Bronze durch Zusatz von Zinn, das weiche Schmiedeeisen oder spröde Gußeisen in zähen, geschmeidigen Stahl durch Zusatz oder Wegnahme von Kohlenstoff zu verwandeln. Erst etwa eineinhalb Jahrhunderte ist es her, daß man überhaupt weiß, welche Stoffe diese Metalle so grundlegend verändern, und erst zwei bis drei Jahrzehnte, warum sie es tun. Die dem Außenstehenden höchst langweilig erscheinenden systematischen theoretischen Untersuchungen über das Auskristallisieren von gemischten, erstarrenden Stoffen sind ohne weiteres auf das Auskristallisieren von Metallegierungen anwendbar gewesen und haben den Anlaß zur systematischen Durchforschung des riesigen Gebietes gegeben. Wie sehr man in den allerersten Anfängen steckt, ergibt schon die einfache Überschlagsrechnung, daß aus der Anzahl der bekannten Metalle folgt, daß es 5000 Legierungen aus 2, 35 000 aus 3 und 250 000 aus 4 Metallen gemischt geben muß, und dabei sind oft winzige Zusätze, wie z. B. gerade beim Eisen der Kohlenstoff (rund 1 Proz.), von einschneidendster Wirkung. Was bei den altbekannten Metallen die Jahrtausende hindurch wirkende Empirie geschaffen hat, wird jetzt beim Edelstahl, beim Aluminium bewußt an der Hand der Theorie in Jahren geleistet und ein gewaltiges Gebiet neuer Möglichkeiten erschlossen. Ein großes Metallwerk, ein Stahlwerk ohne Metallograph ist heute nicht mehr denkbar.

Wenn hier auch nur ein paar Beispiele über die Verwendung der physikalischen Chemie in der Großtechnik angeführt sind, so ist damit natürlich nur ihr auch dem Laien handgreiflichster Einfluß auf unser Wirtschaftsleben berührt. Es gibt aber kaum einen Zweig der Technik, der nicht von ihren Lehren Nutzen zöge, wie sie umgekehrt selbst von der Technik neue Probleme und Anregungen zum weiteren Ausbau empfängt. Als einer der modernsten Wissenschaftszweige hat sie auch gleich alle Vorteile von der und für die Technik gehabt; denn ein charakteristisches Kennzeichen unseres modernen Wirtschaftslebens ist gerade die bewußte Anwendung theoretischer Grundsätze. Auf den relativ einfachen naturwissenschaftlichen Gebieten hat dies zum größten Segen beider, der Theorie und Praxis, gereicht. Leider kann man das bei den unermeßlich viel komplizierteren nationalökonomischen und politischen Verhältnissen, wenigstens nach den praktischen Erfolgen unseres theoretisierenden Zeitalters in Deutschland zu urteilen, nicht gerade behaupten.

Digitized by Google

Aus dem Briefwechsel Johann Jacobys

Mitgeteilt von

Gustav Mayer

(Fortsetzung)

Julius Waldeck an Jacoby.

Berlin, 4. März 1841.

Es ist zum Betrüben und zum Verzweifeln zu gleicher Zeit, wenn man hört, wie rüstig Ihr die Arme rührt, sehen zu müssen, wie man hier die Hände in den Schoß legt; aber es ist ja eine alte Erfahrung: Gemeinschaft macht Tapfere noch kühner, Furchtsame noch feiger, darum ist Paris und Berlin so verschieden. Das rühmliche Benehmen der Provinz Ostpreußen wird hier nicht nur von allen jenen Bestrebungen Ergebenen, sondern auch von Andersdenkenden anerkannt, und manchen Proselyten hat unter diesen die klare und würdige Haltung Deiner Broschüre gemacht. Allgemein hielt man hier Schön für den Verfasser; und selbst noch, nachdem Dein Name, von den einen mit dem Zusatze „ein unbescholtener selbständiger Arzt", von den anderen mit dem „ein Jude" genannt worden, wollten viele jenen Glauben nicht aufgeben. Auch der König, der die Broschüre gerade erhielt, als er das Dekret an den Landtag unterzeichnen wollte, soll dieser Meinung und ungemein aufgebracht gewesen sein (so erzählt der junge Savigny), die freiwillige Nennung des Autors aber (von der ich schon wußte, ehe Du es mir schriebst) soll begütigend auf ihn gewirkt haben. In der Tat glaube ich nicht, daß Dir viel Heil daraus erwachsen werde, ich fürchte, die letzte Seite der Schrift wird hinreichen, Dir eine Untersuchung an den Hals zu werfen, deshalb — sei für alle Fälle auf Deiner Hut und halte Deine Papiere in Ordnung ... Übrigens hat die Broschüre auch hier eine große Verbreitung gefunden, zum Teil schon, ehe die Konfiskation erfolgte; eine Nachricht von dem Eindrucke, den sie macht, und dem Erfolge, den sie in Ostpreußen gehabt, ich meine die Petition, sowie die vorzüglichsten Namen, die unter derselben stehen, habe ich heute nach Augsburg[1]) gesandt, da es sich nicht lohnt, Korrespondenzartikel nach Leipzig zu schicken, wo sie keine Aufnahme, wohl aber eine Versendung nach Berlin finden. — Um aber wieder auf hier zurückzukommen, so findet eine Petition, wie die Eurige, hier ungeheure Hindernisse, da zwar viele sich unterschreiben würden, vorher aber die Unterzeichnung einiger nur etwas bedeutender Namen verlangen, diese letzteren indes sich wohl hüten, die Aussicht auf Beförderung und Orden sich zu versperren. Nichtsdestoweniger ist die Sache noch nicht entschieden ... Die neuen Erweiterungen des Statuts der Landtage sind freilich ein erster kleiner Fortschritt, doch mit mancher Falle. So kann man einem

[1]) Gemeint sind die Augsburger und die Leipziger Allgemeine Zeitung, für die Waldeck korrespondierte.

Digitized by Google

geneigten Ausschusse leicht die Hauptsachen in der Zwischenzeit abzumachen geben und dem Landtage selbst nur Läppereien vorlegen; mit wenigen wird man immer leichter einig als mit vielen. Indessen fragt es sich doch, was für einen Einfluß auf den Entschluß Eurer Stände diese Propositionen machen werden. Aus Hamburg ist den Landtagsdeputierten unentgeltlich eine Schrift über das Verhältnis der Juden zu den Christen zugeschickt worden, worin dieses als höchst gefährlich für die letzteren geschildert und die Forderung gestellt wird, die Juden, wenn sie sich verheiraten wollen, nach Algier oder Syrien zu verweisen, auch das Taufen nicht zu gestatten, damit die deutsche Nationalität nicht zugrunde gehe. Dieses Deutschtum und die Franzosenfresserei machen den liberalen Bestrebungen überhaupt manches zu schaffen, und es ist recht gut, daß man Arndt auf den Mund geklopft; schade nur, daß die Schrift nicht zu haben. Auch „Woher? Wohin?“ [1]) ist hier nicht aufzutreiben, und ich bitte Dich deshalb sehr darum, wenn auch allenfalls nur in einer Abschrift. ... Mehr wüßte ich für heute nicht zu schreiben, denn obgleich ich täglich viel herumkomme, Stehely und die Lesekabinette besuche, so hört man außer der Sensation, die Deine Broschüre macht, nichts Neues, jene aber ist wahrhaft groß und allgemein ...

Heinrich an Jacoby.

Danzig, 5. März 1841.

In meinem letzten Briefe machte ich Ihnen Mitteilung, daß ich die Petition eingereicht und die Beilage verteilt hatte. Den anderen Morgen im ständischen Komitee beschäftigt, erhielt ich eine schriftliche Aufforderung des Landtagsmarschalls, die an die Mitglieder des Landtages verteilten Exemplare der „Vier Fragen“ zurückzufordern, weil ihm durch den königlichen Kommissarius die Mitteilung geworden, daß das Ministerium des Innern den Verkauf oder die Verteilung dieser Schrift verboten habe. Es war mir daher doppelt erfreulich, meiner Besorgnis Raum gegeben zu haben, welche allein Veranlassung war, daß ich sogleich, ohne die anderen Petitionen abzuwarten, Ihre übergab. Gehorsam dem Befehle meines Vorgesetzten, forderte ich die Mitglieder auf, mir die erhaltenen Exemplare zurückzugeben, damit ich solche Seiner Exzellenz übergeben könne. Allein — wunderbar genug — es wollte keiner ein Exemplar erhalten haben, und so blieb mir dann nichts anderes übrig, als das Eine, welches ich für mich behalten hatte, zur Disposition des Herrn Landtagsmarschall zu stellen, welcher es jedoch nicht annahm.

Der Ausschuß, welcher die königliche Proposition begutachtet hat, ist mit seiner Arbeit fertig; auf meinen Antrag, daß derselbe, bevor er sich in die Erörterung der Verordnung selbst einlasse, es sich zuvörderst klarmachen müsse, was die Verordnung bezwecke, da die Proposition darüber sich weder deutlich ausspricht, noch auf ein Gesetz Bezug nehme, wodurch man den Zweck deutlich erkenne, ging der Ausschuß ein, und es wurde die Ansicht festgestellt, daß der

[1]) Ihr Verfasser war bekanntlich der Oberpräsident Th. v. Schön.

Digitized by Google

Ausschuß darin den Beginn der Entwicklung einer allgemeinen Landesvertretung im Geiste der bisherigen Gesetze erkenne, und von diesem Gesichtspunkt ausgehend hat derselbe aus der Verordnung selbst diejenigen Elemente entfernt, welche einer anderen Deutung Raum geben konnten, und darin ausgesprochen, daß der Ausschuß nur als bevollmächtigt angesehen werden solle, wenn er im Verein mit den Ausschüssen mehrerer oder aller Provinzen in Wirksamkeit trete. Auch ist auf Abänderung des Wahlmodus dahin angetragen, daß nicht jeder Stand für sich, sondern der Landtag in Gemeinschaft die Mitglieder des Ausschusses wählen solle. In betreff der Öffentlichkeit, welche uns die Proposition mitgeteilt, hat der Ausschuß sich veranlaßt gesehen, zu erklären, daß diese der Sache nicht entspreche: Derselbe hat es vielmehr als ein dringendes Bedürfnis erkannt, daß die Verhandlungen des Landtages öffentlich stattfinden müssen, daher den Antrag vom Jahre 1831 wiederholt, daß es der König genehmigen möge, daß die Verhandlungen öffentlich abgehalten werden können. Sie sehen hieraus, daß der Ausschuß seine Pflicht gewissermaßen erfüllt hat, und werden es mir glauben, wenn ich Ihnen sage, daß diese Resultate nicht ohne schwere Kämpfe erzielt sind, und in den vier Tagen, in welchen sie von 9 bis 3 Uhr und öfters nachmittags von 4 Uhr ab geführt wurden, nicht ohne Nachteil auf meine Gesundheit geblieben. Ich fühle mich sehr durch diese Aufregung angegriffen und werde heute nicht das Zimmer verlassen, um mich einigermaßen zu erholen. Wahrscheinlich wird morgen oder Montag die Sache beim Landtag zur Beratung vorkommen.

Der Vater eines unserer Petitionäre schadet der Sache dadurch sehr, daß er sich den Ultras und Servilen anschließt, die unablässig darauf dringen, man müsse unbedingt vertrauen. — Sehr viele werden dadurch schwankend gemacht. v. Brünneck hat auch bereits seine Petition übergeben und die ihm übergebenen Exemplare verteilt. Meyerowitz[1]) sagte mir, es würde nicht schwer fallen, Beweise dafür zu erlangen, daß eine geheime Polizei organisiert sei. Es wäre sehr wichtig, wenn dafür ein Beweis geführt werden könnte. Ist es Ihnen möglich, solche Materialien zu beschaffen, dann beeilen Sie sich, mir dieselben zu übermachen. Es würde mir leicht werden, dann einen Antrag durchzuführen. Sollte Jachmann nicht Veranlassung finden, das Resultat des hiesigen Ausschusses seinen Freunden in Breslau mitzuteilen? Wird nicht etwas von dort aus geschehen, um die niederträchtigen Verleumdungen in der Leipziger Zeitung zu widerlegen? Grüßen Sie herzlich alle, die der guten Sache ergeben sind ...

Arnold Ruge an Jacoby.

Halle, 5. März 1841.

Sie fordern mich zur Anzeige Ihrer „Vier Fragen" auf. Ich habe bereits die Kritik nach Leipzig geschickt. Aber es ist nicht wahrscheinlich, daß sie passiert, da ich die wesentlichsten Punkte und den Gang Ihrer epochemachenden Dar-

[1]) Simon Meyerowitz (gest. 1863), Stadtrat in Königsberg, naher Freund Jacobys.

Digitized by Google

legung mitteile. Dies hätte etwas früher geschehen müssen. Doch ist es nun, wenn auch verhindert, kein großer Verlust. Ihre Schrift ist in allen Händen und noch mehr in allen Herzen. Es wird umsonst sein, daß bezahlte und verräterische Menschen der Wahrheit und dem Gesetz mit der geknechteten Presse entgegenarbeiten und schlechte Artikel gegen Sie schreiben. Diese Schrift ist eine große Tat und hat ihresgleichen noch nicht in unserer Geschichte.[1]) Das Vaterland ist Ihnen zu ewigem Dank verpflichtet.

Auch hier macht die Schrift einen gewaltigen Effekt. Alle Welt besinnt sich, daß wir ja unter den besten Gesetzen leben, wenn wir nur auf sie bestehen. [?] Der Landtag hat sich vertagt auf acht Tage. Die hiesigen Edelleute sind nicht so wie die dortigen; es ist zweifelhaft, ob die städtischen und liberalen Deputierten durchdringen; sie sind eifrig und haben Männer von Bildung und Charakter unter sich.

Petitionen entstehen auch hier. Man fühlt sich erhoben durch das Beispiel Königsberg. Ihr rettet noch einmal den Staat und die Freiheit. Grüßen Sie meinen Freund Rosenkranz, wenn Sie ihn kennen und zu sehen kriegen. —

Heinrich an Jacoby.

Danzig, 7. März 1841.

Wenn ich Sie in meinem Letzten ersuchte, mir recht bald — wenn es Ihnen möglich, solche Tatsachen und Beweise dafür mitzuteilen, die das Vorhandensein einer geheimen Polizei feststellen, so ergeht hiermit an Sie die Bitte, mir die Belege dafür, daß die Leipziger Zeitung die Widerlegung der Verleumdung gegen v. Schön und Konsorten nicht hat aufnehmen wollen, sobald als möglich einzusenden. Sie sollen dazu dienen, um einen Antrag wegen Mißbrauch der Presse zu motivieren. v. Blumenthal[2]) ist gestern mittag hier eingetroffen; es kann nur seine Eitelkeit ihn veranlaßt haben, die Nachricht zu verbreiten, daß er die Stelle des Herrn v. Schön beim Landtage ersetzen solle. Das Wahre an der Sache ist, daß v. Schön den König selbst gebeten hat, für den Fall, daß v. Schön erkranke, einen Stellvertreter zu ernennen. Diesem Antrage hat der König nachgegeben, indes nicht, wie vorgeschlagen, den Herrn Dohna-Wundlacken, sondern den v. Blumenthal für den Fall ermächtigt. v. Schön, dem ich Ihre Mitteilung über diesen Gegenstand vorhielt, versicherte mir, daß von seiner Abberufung keine Rede sein könnte. Die ständische Angelegenheit kommt morgen zum Vortrage und habe ich die Hoffnung, daß die Majorität sich für die Vermehrung unserer Verfassungsrechte aussprechen werde ... Der Vorschlag des

---

[1]) In seinem Brief an Moritz Fleischer vom 23. Februar hatte Ruge die „Vier Fragen" „das preußische Qu'est ce que le tiers état?" genannt. Vgl. Ruges Briefwechsel und Tagebuchblätter, herausgegeben von Nerrlich, Bd. I, S. 220.

[2]) v. Blumenthal, bis dahin Oberregierungsrat in Königsberg, war am 27. Februar zum Regierungspräsidenten in Danzig ernannt worden. Dohna-Wundlacken vertrat den Oberpräsidenten während der Landtagszeit in Königsberg.

Digitized by Google

Komitees, daß die Ausschußmitglieder von der Gesamtheit gewählt werden sollen, findet viel Widerspruch, indem die Eigenliebe vielen die Besorgnis, nicht gewählt zu werden, einflößt ...

Julius Waldeck an Jacoby.

Berlin, 11. März 1841.

... Das, was ich Dir neulich schrieb, kam nicht zustande, weil sich allenfalls einige jüngere Professoren ꝛc. und manche andere zur Unterschrift bereit erklärten, die Namen aus dem guten Bürgerstande indes sehr fehlten. Wie die Sachen hier stehen, war die Unterlassung jener Petition vielleicht das beste, denn bei uns hier „wissen die Herren, was sie wollen". Auch bei Euch, hoffe ich, wissen die Leute, was sie wollen. Die Rede in betreff des neuen Gesetzes über die Erbfolge des Adels spricht wenigstens dafür, und auch die Dankadresse an den König scheint mir wenigstens eine pfiffige Legalitätserklärung ihrer selbst, eben deshalb nur von den St. gemacht, um für künftige Adressen als gute Grundlage zu dienen. Doch wir werden ja bald sehen. — Gegen den Verfasser der „Vier Fragen" soll eine Untersuchung bereits eingeleitet, auf Befehl des Königs indes wieder aufgegeben worden sein. So die Fama. Von Dir erwarte ich nächstens etwas Bestimmtes darüber.

Am meisten spricht man jetzt hier, nachdem die „Vier Fragen" ziemlich abgesprochen, von dem Minister v. Boyen,[1]) dessen Eintritt in das Kabinett von ihm selbst an die Erfüllung von fünfzehn Bedingungen mehr oder minder freisinnigen Inhalts geknüpft worden ist.

Heinrich an Jacoby.

Danzig, 12. März 1841.

Ihnen für die mir in Ihrem letzten Briefe gemachten Mitteilungen dankend, will ich Sie heute nur mit wenigen Worten benachrichtigen, daß der Antrag des Ausschusses ganz so, wie er vorgeschlagen worden, vom Landtage mit großer Majorität angenommen worden ist. Ebenso der Antrag auf Öffentlichkeit der Verhandlungen. Ein Antrag, die Universität Königsberg mit zwei Stimmen am Landtage teilnehmen zu lassen, ist vom Ausschusse nicht zurückgewiesen, sondern der Beschluß gefaßt worden, durch den Minister v. Schön Erkundigung einzuziehen, in welchem Maße die Universität bei der früheren ständischen Vertretung beteiligt gewesen, ob sie ländlichen oder städtischen Grundbesitz habe, der noch nicht vertreten ist. Unsere Petition sowie die der Kreise kommt heute im Ausschusse zum Vortrage; es dürfte da manches zur Sprache gebracht werden, was man nicht erwartet. Sobald ein Beschluß gefaßt sein wird, teile ich Ihnen das Nähere mit. Ist die Petition von dort aus für die „Allgemeine Augsburger Zeitung", die gestern hier angekommen, eingesendet? v. Auerswald hat auch

[1]) Boyen war am 2. März zum Kriegsminister ernannt worden.

Digitized by Google

gleich nach Eröffnung des Landtages die Petition des Alt-Brandenburger Kreises eingereicht und nimmt (?) sich sehr gut.

Obgleich von den Gegnern jeder freien Entwicklung einige freiwillig fortgeblieben, so hat uns der Friedländer Kreis einen in die Stelle geschickt, wie ihn die früheren Landtage nicht aufweisen können. Es ist dies der v. Knobloch-Puschkeiten. Einen verknöcherteren Kerl habe ich noch nicht kennen gelernt. Glücklicherweise ist er sehr dumm.

Alexander Küntzel an Jacoby.

Orlau, 23. März 1841.

... Also, mein liebes Kobchen, wirst Du es endlich dahin bringen, ein paar Monate zu sitzen und ein berühmter Mann zu werden. Herr v. Rochow wird mir verehrungswürdig. Ich habe häufig behaupten hören, er sei eigentlich ein dummer Teufel; das glaube ich nun nicht mehr. Er liebt Dich, er ist Dein Freund, er teilt Deine Ansichten und will Dir einen Namen machen. Das ist klar. Ich kenne Dich zu lange, um zu glauben, Du habest Dummheiten in Deinem Briefe an den König auslaufen lassen; also ist die Anklage auf frechen und unehrerbietigen Tadel ꝛc., Majestätsbeleidigung und hochverräterische Tendenz nur auf Deine Schrift begründet, und das ist in der Tat ein schöner Humor ...

Von Berlin, dem Sitze der feinen Nasen und großartigen Kombinationen, höre ich, daß man uns die Absicht suppeditiert, uns von Preußen loszureißen und Schön zum Herzoge zu machen. Risum teneatis amici! ...

Otto Wigand an Jacoby.

(Leipzig), 31. März 1841.

Mein tapferer und hochachtbarer Freund!

Die Untersuchung wird mit solcher Wichtigkeit betrieben, das Aufsehen ist so ungeheuer, daß die Messe in der Tat meint, man hätte Revolution in Berlin machen wollen. Friedrich Wilhelm IV. hat es der Mühe wert gehalten, eigenhändig an unseren König zu schreiben, und das war genug, der Sache solch wichtigen Anstrich zu geben, das äußerste zu tun. Somit ist es gelungen, uns zu zwingen, jede Buchhandlung anzugeben, welche auch nur ein Exemplar erhalten hat. Es ist übrigens, ohne eine Minute Anstand zu nehmen, alles der Wahrheit gemäß gesagt worden — das verdiente eine Sache, wo es sich rein um Gesinnung handelt und jeder Vorteil verschmäht wird ꝛc. — Wir stimmen, wir sind ganz konform und nur ein Punkt, wo ein Dunkel herrscht: der erste Druck bei B. Tauchnitz jr., wovon ich Ihnen schrieb, ist, da die Zensur einschritt — nämlich die höhere Behörde, vernichtet und nicht weiter in Betracht zu ziehen, ohne nicht noch einige Menschen in U. zu ziehen; ich habe diesen vor der Kriminalbehörde negiert und nun kommt von Berlin der Befehl, diese Exemplare zu schaffen, und beruft sich auf Ihre zu Protokoll gegebene Aussage. Es ist dieses weiter

Digitized by Google

kein Hindernis, und Sie können allenfalls sagen, Sie hätten mich so verstanden, und wäre dem nicht so, dann wäre ich nicht ganz klar gewesen. Ich schreibe Ihnen dieses, obschon ich fast zwanzigmal unterbrochen worden bin in einer für mich sehr unruhigen Periode. Ich gehe nach Dresden, da ich die Erklärung abgebe, daß, wenn man diese Sache anders nimmt, als sie gesetzlich genommen werden kann, ich mein Vaterland verlassen werde. Ach für was für ein feiges Volk kämpft man doch! Seien Sie jetzt in Ihren Briefen vorsichtig; aber unterrichten Sie mich ganz, wie es mit Ihnen steht ...

Julius Waldeck an Jacoby.

Berlin, 8. April 1841.

... Euer Landtag hatte sich ganz gut benommen bis auf die Hauptsache, die zwar in festem und ehrenwertem Ton abgelehnt, aber doch immer abgelehnt ist, so heißt's denn wieder Hoffen und Harren ꝛc. —

Unserem Landtagshause in der Spandauerstraße gegenüber stehen einige Eckensteher, von denen einer den anderen gefragt haben soll: „Wat sind denn das Ständer!" Worauf dieser antwortet: „Ejentlich weeß ick es ooch nich, aber das weeß ick, daß sie hier in der Spandauerstraße ihre Schlafstelle haben." Was sagst Du denn zu der gemeinen Antwort, die Herr v. Haacke gegeben? ... Interessant ist auch noch folgendes: Herr v. Rochow hat dem Polizeidirektor v. Clausewitz in Danzig den Befehl gegeben, den Landtag zu überwachen. Dieser, dadurch in Verlegenheit gesetzt, hat sich sehr honett herausgezogen, er antwortete nämlich, Seine Exzellenz könnten doch keine Personalien verlangen, vielleicht mit Ausnahme einer so hohen Person wie die des Herrn v. Schön, und nun berichtet er wöchentlich so viel Gutes von Schön, daß Rochow platzt. In bezug auf die „Vier Fragen" hat R. sich besonders über die Vorrückung der Elbinger Antwort geärgert und mehrmals gesagt, schon wieder das unglückliche Reskript, wie konnte ich das auch unterschreiben, wie konnte Seifarth so etwas machen! —

Der Professor Hoffmann aus Breslau, der bekannte Hoffmann von Fallersleben, Verfasser der unpolitischen Lieder, ist hier und erzählt mir viel von dem Aufschwung, den ganz Schlesien genommen, hier findet er es dagegen tot ...

Otto Wigand an Jacoby.

22. Mai 1841.

Auf Ihre schöne Sendung antworte ich heute nicht: meine ganze Stimmung paßt nicht auf solche Herzenssachen! Ruge, Georg[1]) und viele Ihrer Verehrer haben oft im Kreise mit mir und Gleichgesinnten Ihr Wohl getrunken, der Himmel erhalte Sie und schenke der armseligen Welt noch mehr ehrliche

[1]) Georg Wigand, Bruder und Sozius Otto Wigands.

Digitized by Google

Männer. Die „Halleschen Jahrbücher" sind auf Kabinettsbefehl verboten, und morgen kommt Ruge und Echtermeyer zu mir, was zu machen. Sie müssen aufhören.

Julius Waldeck an Jacoby.

(Berlin), 22. Mai 1841.

... Was schließlich die Stimmung in Berlin betrifft, so hat sie sich sehr abgekühlt, und wird die Temperatur durch das Benehmen des hiesigen Landtags sowie durch das des Königs, der sich nur mit Ausführung und Wiederherstellung der Bauten Friedrichs II. zu beschäftigen scheint, noch sehr vermindert. Doch ist der Berliner immer noch so loyal, daß die beabsichtigte Erbauung einer Bastille am hiesigen Orte eine überflüssige, unsinnige, verschwenderische Unternehmung bleibt ...

Dinter[1]) an Jacoby.

Altenburg, 24. Juni 1841.

... Wigand ist ein Erzrepublikaner, dabei ein lebhafter, stets geistig beschäftigter Mensch, der an allem, was vorgeht, das lebhafteste, innigste Interesse hat, nur muß es nichts mit dem Hofe zu tun geben, das Königtum ekelt ihn an. Des Abends war ich mit der Frau bei ihm, es war niemand weiter da, so sah ich ihn denn in seiner Familie, wo er der liebenswürdigste Gatte und Vater ist, nur unstet ist er, nirgends scheint er Ruhe zu finden, unaufhörlich in Tätigkeit. Was treibt der Mann nicht alles! Buchhändler ist er, Beisitzer des Kriminalamts, Stadtverordneter, Vorsteher bei der Buchhändlerbörse, bei dem Magistrat ist er Beisitzer, der Leipziger-Nürnberger Eisenbahn Hauptmitglied, dabei baut er ein gewaltiges Haus, wohin er sein Verlagsgeschäft verlegen will, „Zum Guttenberg" genannt, kurz und gut er ist ein Mann, der für alles Schöne, für alles Gute das lebhafteste Interesse hat. Und was hat der Mann alles durchgemacht! Er war arm (aus Hannover gebürtig), heiratete in Ungarn, erwarb sich Vermögen, verlor es wieder, erwarb es sich in Pest von neuem, mußte Österreich verlassen und schwärzte die Frau mit zehn Kindern und Dienstleuten glücklich über die sächsisch-österreichische Grenze. Ich kann indes nicht anders sagen, als es ist ein Mann, der das höchste Interesse erwecken muß. Dabei hat er ein heiteres, fröhliches Gemüt ... Man muß ihn liebgewinnen, er scheint Ruges intimster Freund zu sein ... Verfasser der „Triarchie" ist ein gewisser Dr. Heß[2]) in Köln. Ruge, wie Du weißt, hat seine Stelle in Halle aufgegeben und zieht nach Dresden, wo er ganz den Wissenschaften leben wird, seine „Halleschen Jahrbücher" erscheinen jetzt unter der Firma „Deutsche Jahrbücher", die Einleitung zu denselben ist sehr hübsch. Wigand geht mit neuem Vertrauen daran, diese

[1]) Vermutlich ein Sohn Gustav Friedrich Dinters, des populären Königsberger Pädagogen.

[2]) Moses Heß, der berühmte rheinische Sozialist und spätere Begründer des Zionismus. Seine „Triarchie" war soeben bei Wigand erschienen.

Digitized by Google

Zeitschrift kostet ihn, wie er sagt, sehr viel Geld ... Den ersten Druck der „Vier Fragen" sollte Tauchnitz besorgen, hat auch den ersten Bogen gedruckt, da aber Tauchnitz ein sehr frommer, zum Pietismus sich hinneigender, dabei aber höchst rechtlicher Mann ist, so wollte ihn Wigand nicht mit hineinziehen, da er fürchtete, daß sich T. das zu Gemüte ziehen könnte, so sind also nur die ersten Bogen gedruckt, dann nahm es ihm Wigand fort und ließ es anderswo drucken ... Auf Veranlassung des preußischen Hofes hat die Bundesversammlung bei der sächsischen Regierung angetragen, man möge O. W. zwingen, sein ganzes Geschäft aufzugeben und ihm verbieten, je etwas Ähnliches zu unternehmen. Dagegen hat sich aber die sächsische Regierung opponiert und so hat man denn die Sache ruhen lassen. W. meint, daß die Untersuchungssache noch füglich zwei Jahre bis zur Entscheidung dauern könne. Mit Sehnsucht erwartet er die Entscheidung Deiner Sache, jedenfalls wird sie, meint er, den sächsischen Behörden als Norm dienen ... Was endlich die Zensurangelegenheiten im allgemeinen anlangt, so kann Dir W. keine neueren Fakta liefern, das Verbot, nichts gegen Preußen zu drucken, besteht unabänderlich fort ... Das Sachsen ist ein schönes Land, die Leute führen ein überaus vergnügliches Leben, sie fühlen sich bei ihren Institutionen so sicher, das Volk nimmt einen so regen Anteil daran, es ist eine wahre Freude; wollte Gott, es wäre bei uns solche Regsamkeit, dabei blüht das Land auf, überall sind reichlich beschäftigte, wohlhabende Menschen, kurz, mir scheint Sachsen ein glückliches Land! Den König liebt man allgemein, er ist ein schlichter, gebildeter Mann, dem jeder seiner Untertanen gleich wert zu sein scheint, sei er Militär, Bürger oder Beamter; sehr angenehm ist es, daß das Militär sehr in den Hintergrund tritt ...

Jacoby an Dinter.

Königsberg, 2. Juli 1841.

... Die Schilderung, die Du von Wigand entworfen, hat mich in hohem Grade ergötzt; ganz so habe ich mir den Mann gedacht, dessen tapfern Beistande die gute Sache so viel verdankt; hätten wir nur mehr solcher wackeren Streiter, dann wollten wir schon bald mit den „röchelnden Sumpfestieren" fertig werden. Der Sieg ist uns gewiß; gäbe nur Gott den Freunden oder Feinden der Freiheit mehr Entschiedenheit, so würden wir nicht so lange darauf zu harren haben!

Während die Bücherverbote sich häufen und der Preßzwang täglich drückender wird, beauftragt der König den pp. v. Brünneck, unserem Landtage „seine vollste Zufriedenheit bekannt zu machen". „Allerhöchstdieselbe ‚geruhten' (so lautet Brünnecks Schreiben an den Oberbürgermeister v. Auerswald), ‚dabei ganz besonders unsere Äußerung in betreff der zu wünschenden freien Presse mit dem Bemerken zu beloben, daß solche mit Ihrer eigenen Ansicht vollkommen übereinstimme', und wenn in dieser oder in anderer Beziehung eine andere Meinung geäußert und verbreitet worden sei, diese auf einem Irrtum beruhe

Digitized by Google

und nicht mit Ihrer Willenmeinung übereinkomme." — Diese schönen Worte erfolgten gleichzeitig mit dem Verbote der „Halleschen Jahrbücher."[1]) —

Die Breslauer Petition und die Antwort des dortigen Magistrats an den König zirkulierten, als ich Deinen ersten Brief erhielt, schon in vielfachen Exemplaren unter uns; jetzt sollen noch die Bürger Breslaus dem Magistrate für sein würdiges und energisches Betragen eine Dankadresse überreicht haben ...

...In Köln suche doch den Dr. Heß, Verfasser der europäischen „Triarchie" auf; nach diesem Buche zu urteilen, muß es ein tüchtiger Mann sein und in unserer Zeit tut es not, daß die Guten sich eng aneinander schließen. Kein Mann der Freiheit sei dem anderen fremd! — Hältst Du Dich in Heidelberg auf (wozu ich sehr rate), so grüße Chelius und Naegele von mir, wenn anders sie sich noch ihres Schülers aus dem Jahre 1828 erinnern. — Vergiß auch nicht, interessante Flugschriften (besonders in Straßburg und in der Schweiz) für mich einzukaufen. Namentlich, wenn Du es vorfindest, Kombst's Aktenstücke des deutschen Bundes,[2]) Memoiren eines mediatisierten Fürsten (Hamburg), das Manuskript aus Süddeutschland aus den zwanziger Jahren, Beschreibung des Hambacher Festes, die Kölner Kirche[3]) (1841) 2c. 2c. ....

Jacoby an Julius Waldeck.

Königsberg, 13. Juli 1841.

...Die treffliche Petition der Breslauer Stadtverordneten, sowie deren Antwort auf Rochows Absagebrief hatte ich bereits für Dich abschreiben lassen, als ich durch Dinter erfuhr, daß diese wichtigen Dokumente in Berlin, also auch Dir schon bekannt seien. Weniger dürfte dies mit beiliegendem Schreiben des p. p. v. Brünneck der Fall sein, für dessen Authentizität ich bürge. Der Prinz von Preußen hatte bei seiner Durchreise geäußert, daß der König mit den Arbeiten unseres Landtages unzufrieden sei; als der König solches erfuhr, gab er die im Schreiben des p. p. v. Brünneck enthaltene Erklärung ab, von welcher man nichts weiter zu sagen braucht, als daß sie und das Verbot der „Halleschen Jahrbücher" Zeitgenossen sind ...[4])

...Kennst Du den Buchhändler Wilhelm Cornelius, der sich zur Zeit in Berlin aufhält, so gib mir seine Adresse an oder bitte Veit, sich danach zu erkundigen. — Was weißt Du von Rochows Schützling, p. p. v. Haake aus Pr. Holland, was von Rochow selbst? Ist die Badereise nach Ischl der

---

[1]) Des Landtagsmarschalls v. Brünneck Schreiben vom 11. Juni. Der Auftrag des Königs wurde ihm am 8. Juni mündlich erteilt.

[2]) Ruge siedelte am 24. Juni von Halle nach Leipzig über. Vgl. Dinters Brief von diesem Tage.

[3]) Gemeint ist wohl: Authentische Aktenstücke aus Archiven des deutschen Bundes. 2 A, Leipzig 1838.

[4]) Gemeint ist die am 10. Juni d. J. verbotene Broschüre: Die Kölnische Kirche im Mai 1841. Würzburg 1841.

[4]) Vgl. Jacoby an Dinter 2. Juli.

Digitized by Google

Anfang des Endes? Man vermutet es hier um so mehr, da Schön dieser Tage eine sehr dringende Aufforderung des Königs erhalten hat, im September nach Berlin zu kommen, um den Verhandlungen über den Landtagsabschied, an welchen der König selbst teilnehmen will, beizuwohnen. Was hält der Berliner von all diesen Geschichten? ...

Dr. phil. Friedrich Steger an Jacoby.

Leipzig, 19. Juli 1841.

... Mit Robert Blum, Redakteur der „Sächsischen Vaterlandsblätter", beabsichtige ich die Herausgabe eines Volkstaschenbuches „Vorwärts!", das bei Friese erscheinen wird. Von einer Geldspekulation ist dabei keine Rede, vielmehr besteht unser Zweck einzig darin, den Versuch zu machen, ob der liberalen Meinung, der man die Zeitungen, allen wohlrednerischen Edikten zum Trotz, von Tage zu Tage mehr versperrt, vielleicht auf diesem Wege in größeren Kreisen Gehör verschafft werden könne. Durch Phrasenmacherei und Lärmen werden wir diesen Zweck nicht zu erreichen suchen, sondern in möglichst klarer und zugleich besonnener Weise die Anforderungen unserer Zeit und was zu deren Erfüllung getan und hauptsächlich unterlassen ist, darlegen.

Ostpreußen, dessen Erhebung für die alten Freiheitsrechte der Nation die freudigste Teilnahme und Bewunderung des gesamten Deutschlands erregt hat, kann in einem Werke, wie wir es beabsichtigen, keinen anderen als den ersten Platz einnehmen. Wieviel auch in den konstitutionellen Staaten Deutschlands bisher zur Begründung eines freieren konstitutionellen Staates geschehen ist, so verschwindet doch das alles schon gegen die bloße Hoffnung, daß die schöne Bewegung, die in Königsberg ihren Anfang nahm, bald den Kreislauf durch Preußen vollenden und das deutsche Ausland für die höchsten Interessen der Nation gewinnen wird. Nur dadurch, daß Preußen die geistige Hegemonie, die ihm die Sympathien aller zuteilen, wirklich übernimmt und die deutsche Einheit, die bisher durch Preußen mehr als einmal gefährdet wurde, in einem höheren Sinne neu begründet, kann ja für die Entwicklung unserer Kräfte endlich eine feste Basis entstehen, nur dadurch erhalten wir ja die Garantie, daß unsere Anstrengungen Früchte tragen werden, unsere Hoffnungen nicht in das Reich der Träume gehören.

Über Ostpreußen etwas Gediegenes zu liefern, muß daher unser größter Wunsch sein. Herr Landgerichtsrat Crelinger macht uns die Hoffnung, daß Sie, hochgeehrter Herr, vielleicht geneigt sein dürften, unsere Wünsche, die Ihnen vorzutragen wir die Absicht hatten, zu erfüllen. Sie sind gewohnt, das Beste mit den wenigsten Worten zu sagen, und somit würde ein kurzer Aufsatz Ihrer Hand schon genügen, um ein vollständiges Bild der gegenwärtigen edlen Bestrebungen Ostpreußens und der Lage der öffentlichen Angelegenheiten in jener echt deutschen Provinz zu geben. Entschuldigen Sie unsere Bitte. Es liegt uns so viel daran, eben von dem Manne, der an der Er-

Digitized by Google

hebung Ostpreußens unter allen den schönsten Anteil nahm, über die jüngste Zeit Mitteilungen bringen zu können, daß wir uns selbst der Gefahr aussetzen zu müssen glaubten, Ihnen, hochgeehrter Herr, vielleicht zudringlich zu erscheinen ...

Julius Waldeck an Jacoby.

Berlin, 3. August 1841.

... Die lieben Deutschen verkriechen sich immer unter dem Mantel der Gesetzmäßigkeit, der aber drückt mehr, als daß er wärmt, und ist uns in dem Grade zu weit, daß wir uns gar nicht aus ihm herausfinden, vielmehr bei solchen Bestrebungen uns immer mehr verwickeln. So z. B. die Breslauer,[1]) die ungezogenen Leute, haben es ihrer Petition, Antwort und abermaligen Petition zuzuschreiben, daß Seine Majestät sich das Liegnitzer Schloß für Höchstihre Anwesenheit wohnlich einrichten lassen, weil Sie den Breslauern nicht länger als höchst notwendig die Sonne Ihrer Gnade wollen scheinen lassen. Auch werden dieselben als treue Untertanen es gewiß nicht minder bedauern, den König dieses Mal als Peter Schlemihl ohne seinen Schatten zu sehen, da letzterer, um sich zu bessern, wahrscheinlich ohne Erfolg Ischl besucht. Wie man in den letzten Tagen hier allgemein sagt, wird sich diese Badereise ungemein lange ausdehnen und jener Schatten, der leider zu kenntliche Beweise seiner Wesenheit gegeben, in sein eigentliches Reich zurückkehren, der König soll ihm die Breslauer Suppe, die jener ihm eingebrockt, durchaus nicht verzeihen können, und man weiß hier allgemein, daß Seine Majestät in Ansehung schlechter Schüsseln keinen Spaß versteht. Außerdem soll Herr v. Rochow bei einer Gelegenheit, wo der Prinz C. seiner Tochter gefährlich den Hof machte, keinen Spaß verstanden und ein besserer Vater als Hofmann gewesen sein, dabei sich aber so grob ausgedrückt haben, daß auch dieses sonst ehrenwerte Benehmen ihm zahlreiche Feinde erworben. Auch hier wird der vermutete Abschied Rochows mit großer Freude begrüßt, denn ein blinder Instinkt stimmt die Berliner gegen denselben, überhaupt sind die Residenzler auch gegen den Herrn und Meister selbst aufgebracht, weil — er nichts bauen läßt; Knickerei hat schon manchen unpopulär gemacht und, wie Prinz Johann von Sachsen sagte, Taten sind besser als Worte ...

Das wäre so ziemlich alles, was Du zu wissen wünschtest, und zugleich das wenige, was sich von der Berliner Stimmung leider sagen läßt. Der Berliner lebt zu sehr dem Geschäft und dem Vergnügen, um für etwas anderes Sinn zu haben; indes ist es nicht zu leugnen, daß die neuesten Bestrebungen in den Provinzen hier viel mehr Freunde als Feinde finden. Der Berliner bequemt sich, diese Bestrebungen mit dem Geiste zu verfolgen, und da kann es bei seiner Einsicht nicht fehlen, daß er bald daran teilnimmt. Die Regierung tut das ihrige, diesen Prozeß zu begünstigen, durch Knickerei und Aufenthalt

[1]) Über den Konflikt des Königs mit der Breslauer Stadtvertretung und dessen Beilegung vgl. u. a. Prutz, Zehn Jahre, Bd. I, S. 497 f.

Digitized by Google

in Potsdam wendet der Hof die Bürger von sich ab, die auffallende Indolenz der jungen Nobeln, von denen einige durch Schnapstrinken und ordinäres Betragen im Hofjäger das Publikum beleidigten, unterstützt ihn darin; vor allem aber wird der jetzt einzuführende Anstellungsmodus, der dem Würdigeren vor [dem] Älteren den Vorzug erteilen soll, den Beamtenstand, die beste Stütze der Regierung, ihr abwendig machen, da jeder Zurückgewiesene jetzt ein Beleidigter wird. Vielleicht, wenn es angeht, werde ich mehr und gründlichere Beobachtungen aus dem hiesigen Leben für Eure Literaturblätter, auf die die Gutgesinnten sich hier sehr freuen, mitzuteilen mich bestreben ...

Noch ehe ich den Brief abschickte, sprach ich zufällig einen im Ministerium des Äußeren arbeitenden Legationsrat, der mir, da ich das Gespräch auf v. Rochow brachte, sagte: unter ihnen, den Beamten, gelte es für ausgemacht, daß Rochow, wenn er auch nicht gleich bei seiner Rückkehr abdanke, doch nur noch kurze Zeit am Ruder bleiben werde, da er seinen Einfluß fast verloren habe. Nun frisch Holz unter das Feuer! (Fortsetzung folgt)

Wie Republikaner des Jahres 1848 Monarchisten wurden

Von

Heinrich Ulmann

Kopfschüttelnd haben wir in diesen Jahren Monarchisten zur Republik umspringen sehen können. Zu ihrer reiferen Beurteilung kann es dienen, wenn aus der Vergangenheit die Motive der Männer heraufbeschworen werden, die aus Liebe zum Vaterland, angesichts des werdenden Reichs, republikanische Überzeugungen zurückgedrängt haben. Selbstverständlich ist anderswo Gleiches vorgekommen. Patrioten sind, sozusagen, Vernunftmonarchisten geworden, weil sie eher Nationale zu sein wünschten als Demokraten zu bleiben. Damit ist schon gesagt, daß solche Umstellungen in der Regel eingetreten sind, nachdem große national gerichtete Volksbewegungen gescheitert waren. Die Deutschen der vergangenen Generation, von denen auf den folgenden Seiten geredet werden soll, änderten ihre Überzeugungen auf Grund von Erlebnissen und Erfahrungen. Für letztere war das Ausland ein fruchtbarer Boden, in das sie als verurteilte Hochverräter sich geworfen sahen. Die Prüfung der einzelnen Fälle erst kann ergeben, ob und wie stark neben dem Grundmotiv etwa noch Drang nach politischer Betätigung in der alten Heimat oder gar weniger edle Motive als mitwirkend zum Entschluß gedacht werden müssen. Dann erst kann eine Syntheſe der Vorgänge versucht werden. Nur solche Persönlichkeiten können daher in Betracht kommen, die selbst über ihr Leben das Wort genommen haben oder über die anderweite gute und reichliche Kunde vorliegt. —

Digitized by Google

Ludwig Bamberger aus Mainz, zu dessen überaus interessanten und zuverlässigen „Erinnerungen“ (1899) noch seine „Gesammelten Schriften“ in fünf Bänden (1894 ff.) getreten sind, mag voranstehen. Die von mir veröffentlichten Denkwürdigkeiten des Ministers du Thil haben auch von der Gegenseite her klar gemacht, wie es diesen Muß-Darmstädtern zumute war und wie sie sich benahmen. Der 1848 blutjunge Akzessist Bamberger war ganz ohne Respekt für den Landesherrn rechts des Rheins und von früher Jugend an durch Erzählung und Lektüre erfüllt von Verehrung für die große französische Revolution, ihre Wirkung und ihre Grundsätze. Auf die erste Kunde von dem Sturz Ludwig Philipps litt es ihn nicht in der Heimat; er mußte (es mutet schlechterdings studentisch an) in Straßburg einmal republikanische Luft atmen. Dann vertrat er als Journalist und Volksredner in Mainz radikale Gesinnungen. Er trat gleich für den deutschen Einheitsstaat ein, wobei es, wenn nicht ausdrücklich, so im Unterverständnis auf die Republik abgesehen war. Wer mochte sich auch unter jenen jungen Leuten einen monarchischen Bundeseinheitsstaat, gerade auch gegenüber der Analogie mit dem verhaßten Bundestag, vorstellen können! Kurz, Ludwig Bamberger bog, je mehr der Verlauf der Verhandlungen in der Paulskirche die des Wartens ungewohnten ungebärdigen Gemüter enttäuschte, immer mehr in die radikale Tonart, soweit sie nicht sozialistisch war, hinein. Die Monarchie war ihnen unwiderbringlich verloren; die Verwirklichung der Einheit und Freiheit Deutschlands nur als Frucht der über den Liberalismus der Paulskirche hinausgehenden Revolution denkbar. Als diese sich zum zweitenmal 1849 in die Tat umsetzte, zögerte er nicht, als einer der Führer eines rheinhessischen Hilfskorps den aufständischen Pfälzern sich anzuschließen. Was er da erlebte, hat seiner eigenen Schilderung nach doch bleibenden Eindruck hinterlassen. Die Illusion war keineswegs geschwunden, aber es war wohl etwas in ihm zurückgeblieben, aus dessen Mischung mit späteren Elementen eine Fortbildung seines Wesens nach der praktischen Seite sich ergeben konnte. Der Sieg der Autorität in Deutschland trieb den zu schwersten Strafen Verurteilten ins Exil, gleich zahlreichen Gesinnungsgenossen. Ungleich so vielen der letzteren hat diese Prüfungszeit den unreifen Knaben im Lauf der Jahre nach oben gerissen. Dieser Intellektuelle mußte sich unter schwerer innerer Bedrängnis entschließen, seine juridische Ausbildung und jede politische Tätigkeit mit dem kaufmännischen Beruf zu vertauschen. Ein Glück noch, daß seine juridische Vorbildung und verwandtschaftliche Beziehungen ihm den Übertritt erleichterten. In langsamem, mühseligem Aufstieg kam er im Lauf eines in London, Antwerpen, Rotterdam und hauptsächlich Paris verbrachten Jahrzehnts eher zu besseren Lebensbedingungen als seine befreundeten Schicksalsgenossen, schließlich zu voller wirtschaftlicher Selbständigkeit. Wie stark er dabei an praktischer Einsicht und Brauchbarkeit gewonnen hat, hat er selbst erst später sich klar gemacht. So angenehm im Lauf der fünfziger Jahre im Kreis deutscher Freunde und weitausgedehnter französischer Bekanntschaften aus dem Kreis

Digitized by Google

der antinapoleonischen Opposition sein Dasein sich auch gestaltet, so blieb ihm ein Unterton innerer Unzufriedenheit, der wenigen Flüchtlingen erspart wird. Unfruchtbares Verschwörertum lag ihm nicht. Aber die Abschließung von politischem und journalistischem Wirken, seit er England hatte verlassen müssen, erregte ihn je länger je mehr. Seine politischen Anschauungen waren gereift. Aber das Reaktionssystem jenseits des Rheins ließ keinen Hoffnungsschimmer aufkommen. Zum Prinzregenten von Preußen wollte den Teilnehmern am badisch-pfälzischen Aufstand kein Vertrauen erwachsen. (Erinnerungen, 388 f.) Und doch war seine Einstellung gegenüber Preußen gründlich geändert seit 1848. Längst hatte der Einfluß seines Freundes Oppenheim, eines geborenen Frankfurters, aber begeisterten Berliners, ihn veranlaßt, ein Übermaß süddeutscher Vorurteile gegen Preußen abzulegen und damit einen freien Blick für die Entwicklung Deutschlands zu gewinnen. (Erinnerungen, 239.) So traf ihn wie mit blitzschneller Erleuchtung Anfang 1859 das Eintreten des französischen Kaisers für die Befreiung des von Österreich geknechteten Italiens. Österreich galt ihm nunmehr als Herd aller Korruption und Verderbnis auch für Deutschland. Die Schicksalsstunde für dieses, für sein Einheitsstreben schien ihm zu schlagen. Aber wie? Da drängte in seiner Seele der brennende Wunsch nach nationaler Einheit den einer Revolution von unten völlig zurück. Angesichts der gefühlspolitischen Hinneigung der öffentlichen Meinung, die sich fälschlich mit realpolitischen Gesichtspunkten drapierte, zur Unterstützung Österreichs, im Gegensatz zu alten Freunden wie J. Fröbel u. a., trotzend dem nachher wirklich erhobenen Vorwurf bezahlter Arbeit für Napoleon ergriff Bamberger, heraus aus seiner Verzweiflung über den auf immer sich versperrenden Weg des deutschen Aufstiegs, selbständig den Entschluß, aus der Fremde heraus mahnend sich an seine verblendeten Volksgenossen zu wenden. Er tat es, da der Weg der Korrespondenz zu wenig aussichtsreich schien, in einer anonymen, im Juni 1859 erscheinenden Broschüre: „Juchhe nach Italien!", der im Meinungskampf noch andere Äußerungen folgten. In jener Veröffentlichung ließ er es nicht bei Warnungen vor Verstrickung in die Geschicke Österreichs bewenden, er rang sich zu positiver Einheitspolitik hindurch. In leidenschaftlichem Erguß wendete er sich gegen die, die durch Deutschlands Entmündigung groß geworden; erst wenn dem österreichischen Geier die Krallen abgehackt, wenn die kleinen Raubvögel aus dem Schutz seiner Fittiche verjagt und die Stimmen der es rings umgebenden Nationen laut geworden wären, könne Hoffnung sein für Deutschland. — „Ja, wenn das möglich wäre, wenn in Preußen ein Funke von Ehrgeiz, Mut und Aufschwung aufloderte, allerdings dann könnte aus der Fabel Deutschland eine Wahrheit werden — aber dann hieße ja deutsch sein nicht blind sein und Elend wäre nicht unser Erbteil!" (Ges. Schr., III, 173). Es ist und bleibt, heißt es weiter (S. 179), doch der einzige Ausweg aus Deutschlands Jammerzustand, daß Preußen möglichst weit das Raubstaatensystem absorbiere. Von Berlin aus sei, das sei nicht zu leugnen, noch mehr Hoffnung auf einen glücklichen Ausgang, als

Digitized by Google

von einem Frankfurter Parlament aus. Und ferner: Der unverhofften Gelegenheit, wenn seit dem großen Friedrich, zum erstenmal vielleicht, leider nur vielleicht, der deutschen Sache ein preußischer Arm zu Diensten stehen möchte, spucke man wahnsinnig ins Antlitz, Deutschland gute Nacht (192).

Begründet wird diese Hoffnung auf Preußen in einer weiteren nach dem Krieg unter eigenem Namen noch 1859 abgeschlossenen Schrift (Ges. Schr., III, 250). „Wenn ich den Namen Preußen höre, so fühle ich weder Glaube noch Liebe noch Hoffnung in meinem Busen heraufziehen. Ich sage mir nur, daß ein großer Staat nie so erbärmlich sein kann wie ein kleiner ... Ist es irgendeiner Zukunft vorbehalten, Deutschland auf monarchischem Wege zu einigen, so kann nur Preußen ihr Werkzeug sein und in dieser Voraussetzung stelle ich meine Stimme zur Verfügung!"

Damit war schon 1859 der neue Weg beschritten, der Bamberger in der Folge zu Preußen und zur Reichsschöpfung Bismarcks geführt hat. Aber noch war freilich ein Stillstehen nicht ausgeschlossen, bedingt hauptsächlich durch den Verlauf der politischen Kämpfe in Deutschland in der ersten Hälfte der sechziger Jahre, die sich an Bismarcks Namen knüpfen. Die Vernunftehe des Demokraten, der ein verlorenes Vaterland mit heißer Seele sucht und mit tiefstem Weh wahrzunehmen glaubt, wie nicht nur die Regierungen, sondern vor allem auch die öffentliche Meinung unwiderbringliche Gelegenheiten verpassen, ja den einzigen Weg zur Rettung aus dem Chaos überhaupt versperren, konnte sich nur langsam vollziehen. Aber Bamberger hat schon 1859 die Hauptsache richtig erkannt. Er weiß nunmehr, daß der Staat vor allem Macht ist und daß in Deutschland nur die Monarchie, und zwar die preußische, diese Macht darstellt. Der immer lebhaftere Wunsch, ins Vaterland zurückzukehren und ihm politisch dienen zu dürfen, überbrückt mehr und mehr die Zweifel der nächsten Jahre. Gerade seine unvergessenen Darmstädter Erfahrungen dürften ihm die Überzeugung gefestigt haben, daß nur im Großstaat auch gesicherte Freiheit zu erringen und zu behaupten sei. In dieser Voraussetzung dachte der eifrige Demokrat die Hand ans Werk zu legen. Ein freies Deutschland unter Preußens Führung sollte erstehen, was er sich nur im Einklang mit der liberalen Meinung als ausführbar dachte. Als er später, etwa seit 1878, mit Schmerzen erkannt zu haben meinte, daß nicht dem Volk, sondern den feudalen Reaktionären der Gewinn zugefallen sei, hat er sich enttäuscht von Bismarck zur Opposition zurückgewendet.

Wie sehr er noch von rein demokratischen Vorstellungen ausging, beweist 1861 sein Aufsatz: „Die Französelei am Rhein" (zuerst in Demokratische Studien von Walesrode, jetzt Ges. Schr., I, 127), wonach Deutschlands Heil nur auf den Trümmern der Fremdherrschaft erstehen könne: bezeichnend die Zurückweisung der Anschauung, die Nation einigen zu können unter Schonung der Rechte dritter, offenbar gegen König Wilhelms deutsche Politik gemeint. Dafür erklärte er sich 1862 Franzosen gegenüber für „gut preußisch". Kraft seines Glaubens an die alleinseligmachende Kraft des großen Einheitsstaats,

Digitized by Google

stolz auf die in Preußen sich regenden volkstümlichen Kräfte, glaubte er auf diesem Wege moralische Eroberungen für Preußen erwarten zu dürfen. (Ges. Schr., III, 265.) In dem Verfassungskampf in Berlin sah er einen vorbereitenden Prozeß. Kurze Reisen, die er nach Deutschland in den folgenden Jahren machen konnte, bestärkten ihn in seinen Überzeugungen, verstärkten zugleich in ihm den Trieb zu dauernder Rückkehr ins Vaterland und politisch-journalistischer Wirksamkeit an Ort und Stelle. (Erinnerungen, 529.) Natürlich vollzog sich der Prozeß in ihm nicht ohne Zögerungen und Stockungen. Gerade die wieder mögliche persönliche Berührung mit den im Kampf gegen die Bismarcksche Gewaltherrschaft stehenden Gesinnungsgenossen gab Anlaß zu erneuter Selbstprüfung. Waren doch Männer von ganz anderem Schlage damals in ähnlicher Verlegenheit. Wer denkt nicht daran, wie Treitschke bis an die Schwelle des Reichsbaus heran Bedenken trug, dem Baumeister die Hand zu reichen, im Zorn über dessen innerpreußische Politik. Noch eine weitere Parallele läßt sich ziehen in jenen Monaten zwischen Heinrich v. Treitschke und Ludwig Bamberger. Beide haben die Möglichkeit der Anpassung der Dynastien an die Reichseinheit unterschätzt und haben sich ein irriges Bild geschaffen von der Stärke und Ausbreitung des Einheitstriebes im Volk. Beide haben sich das auch später eingestanden, zu jener Zeit waren sie sich dessen unbewußt. Damals, im April 1866, hatte Bamberger gegen Treitschke zu den Waffen gegriffen. In einer Broschüre mit dem seltsam gesuchten Titel: „Über Rom und Paris nach Gotha, oder die Wege des Herrn v. Treitschke" griff der Demokrat den als Aristokraten eingeschätzten Neu-Gothaer an wegen der Grundfehlerhaftigkeit seiner großen Arbeit: „Frankreich und der Bonapartismus". Auf den historischen Inhalt einzugehen ist hier, wo keine Geschichte des Journalismus geschrieben wird, kein Raum. Politisch erhellt daraus so viel, daß Bamberger zu denen gehörte, die zweifelten, ob das Gnadengeschenk des Parlaments aus solchen Händen anzunehmen sei. Der Frage, ob die Hoffnungen, die Treitschke auf das Haus der Hohenzollern zu setzen scheine, eitel seien, weicht der Verfasser aus. Ihm kommt es wesentlich darauf an, die Bedeutung der französischen Revolution als der weltgeschichtlichen Befreiungstat wieder in ihr Recht einzusetzen. Es bleibt bei der immer und besonders nachdrücklich 1861 ausgesprochenen Überzeugung, „daß Nationalität und Freiheit die zweierlei Formen einer und derselben Wesenheit sind". (Ges. Schr., I, 133.)

Und so ist es denn doch die Tat gewesen, die letzten Endes die Bekehrung zwischen April und Herbst 1866 vollendet hat. Ein erster Artikel, im Herbst aus Ems, für die demokratische, aber preußisch orientierte „Rheinische Zeitung", die damals von dem roten Becker geleitet wurde, gibt dem Umschwung schon in seiner Überschrift „Die vollendete Tatsache" Ausdruck. (Ges. Schr., III, 297.) Wir hören am besten wieder Bambergers eigene Worte: an tausend voneinander getrennten Stellen ist Hunderttausenden gleichzeitig die Überzeugung erstanden, daß der Weg zu dem unveränderten Ziel eines die ganze Nation

Digitized by Google

umfassenden deutschen Staates nicht rückwärts von dem Geschehenen ab-, sondern an das Geschehene anknüpfend, vorwärts geht. Das Geschehene zeigt ihm als unwiderruflich „den allseitigen Anschluß an den preußischen Staat bis zur Verschmelzung inklusive" (S. 301). In gewisser Beziehung tröstet er sich mit dem consensus omnium über den etwaigen Vorwurf, ein Nachbeter des Erfolges zu sein. Jedenfalls ist über die Echtheit seines nationalen Glaubensbekenntnisses kein Zweifel. Die süddeutsche Demokratie hat ihm das auch nicht vergessen und ihm bei der Wahl zum Zollparlament ihre Stimmen vorenthalten. Gegen Nörgler warf Bamberger die sehr vernünftige Frage auf, ob es nützlich sei, zur Einheit zu gelangen, wie Italien durch den französischen Befreier oder durch eine deutsche Heeresmacht „geführt zur Not sogar von einem unumschränkten König". (Am Scheideweg, Ges. Schr., III, 305.)

Noch einmal kehrte Bamberger nach Frankreich zurück. Und auf französischem Boden entwarf er seinen Monsieur de Bismarck 1868 (oder etwa schon 1867?), ein Werkchen, bestimmt, alte Gesinnungsgenossen für Bismarck und Preußen zu gewinnen und insbesondere den Franzosen eine weniger bedrohliche Anschauung von preußischen und deutschen Dingen beizubringen. (Vgl. auch den Artikel Frankreich in Ges. Schr., III, 817.) Näheres zu erörtern würde mich zu weit führen. Aber eines muß unbedingt hier zur Anschauung gebracht werden, wie Bamberger sich die Aufgabe der bekehrten Revolutionäre im preußisch-deutschen Staat vorstellte. Er setzt auseinander (Ges. Schr., III, 441), wie die Deutschen in ihrem schwächlichen revolutionären Versuch gescheitert, sich klar gemacht hätten, daß sie noch nicht die Anlage in sich ausgebildet hätten zur Erzeugung einer siegreichen Erhebung. Man mußte sich, fährt er fort, „zu jener anderen Notwendigkeit resignieren, welche darin besteht, sich der Erziehung der bestehenden Gouvernements zu weihen". Diese Aufgabe mit 30 regierenden Häusern zu lösen, sei unmöglich. Glücklich schon, wem es gelingt, einen einzelnen zu gewinnen. Geschichte und Natur der Dinge hätte seit 100 Jahren dazu die preußische Monarchie bezeichnet, die freilich seit 50 Jahren ihre Anhänger durch ihre vollkommene Nichtigkeit zur Verzweiflung gebracht hätte. „Endlich 1866 gewährte sie Anzeichen von Einsicht, Lebenskraft und gesundem Ehrgeiz. Für alle, die etwas verstanden von der Politik ihres Vaterlandes, war das der Moment, diesen Aufschwung zu ermutigen und zuvörderst den Haupturheber dieser denkwürdigen Erhebung in seiner schwierigen und zweifelhaften Bestrebung zu stützen, modernen Geist in die Seele einer alten militärischen Dynastie eindringen zu lassen." Dazu, meint er, habe gerade ein solcher machtvoll aristokratischer, aber biegsamer und ideenreicher Geist gehört. Doch genug. Als in diesem Jahr Bamberger dauernd ins Vaterland zurückgekehrt war, weihte er seine Feder in Flugblättern der neuen nationalliberalen Partei, der er sich im Zollparlament und dann im Reichstag anschloß. Wie hätte er sich dem bismarckfeindlichen Fortschritt verbinden können! Dem großen Reichsgründer war er alsbald so gewonnen, daß er 1870 Bismarck als bestellter Vermittler mit der Presse

Digitized by Google

ins Hauptquartier folgte und auch den Widerstand der eigenen Partei gegen die süddeutschen Reservatrechte in Versailles brechen half. Im Reichstag und in der Presse trat er energisch für Bismarcks Ziele ein, im unitarischen Sinn trat er in Wirtschafts- und Finanzfragen wirksam hervor, man muß ihn in dem Jahrzehnt von 1868 bis etwa 1878 als warmen Mitkämpfer des großen Reichsgründers ansprechen. Das änderte sich mit dem Umschwung der Handelspolitik zum Schutzzoll. Zahlreichen anderen, auch weit mehr rechts stehenden, ist's ja nicht anders gegangen. Verstimmt durch die gesamte Haltung der Regierung im Innern, wandte er sich dem Freisinn zu, trat 1883 für den Parlamentarismus ein, warf sich in eine mehr und mehr gereizte Opposition gegen den hochverehrten und nie ganz aus seinem Bewußtsein verdrängten großen Staatsmann. Es bleibt ein Etwas unverlöschlich von alter Begeisterung trotz all seines Kampfzorns. Immer wieder hat der in seinen Hoffnungen getäuschte Patriot, dem Liberalismus und Freihandel nun einmal untrennbare Begriffe waren, auch literarisch mit dem verehrten Gegner sich auseinandergesetzt. Aber enttäuscht war Bamberger: er, der, wie oben angeführt, auf seine alten Gesinnungsgenossen und wohl auch auf Franzosen mit dem blendenden Einfall Eindruck zu machen versucht hatte, der Volksgeist müsse die militärische Dynastie durchdringen und gewinnen, sah sich jetzt zu dem Geständnis gezwungen, daß die Entwicklung andere Wege genommen hatte. Denn im Grunde ist es nur eine andere Formel für obigen Gedanken, wenn gesagt wurde, daß es Aufgabe des im Westen mächtigen Liberalismus sei, den Osten mit seinem Geist zu besiegen. Heute, schrieb er 1889 (Ges. Schr., I, 349), sei die Summe der Entwicklung die, daß der Geist des Ostens den Geist des Westens bezwungen habe. In der Sprache des Tags nenne man das Kartell. Er dachte nicht gering von den Junkern, denen er mit Fug Eigenschaften beimaß, die in den eigenen Reihen fehlten. Aber mit tiefem Schmerz gestand er: sie sind unsere Herren geworden. Daß nun auch das neue Kaisertum, dank der schützenden Hand Bismarcks, unendlich über das hinausgewachsen in Tat und in Wertung durch die Menschen, was die Monarchie in den sechziger Jahren bedeutet hatte, wer hätte das verkennen können! Immer mehr schien jenes mit den eingeborenen Mächten Altpreußens zu einer Wesenheit zusammenzuwachsen. Bamberger, der sich einst aus der Kleinstaaterei in den Nationalstaat gerettet, hätte kein Süddeutscher sein müssen, um darüber nicht Unbehagen und Sorgen zu empfinden. Er ist Monarchist geblieben, aber er neigt doch wieder mehr zu den alten demokratischen Idealen. Er hatte ein Vorkämpfer sein wollen für den Einmarsch der Süddeutschen ins unitarische Lager. Das war nicht eingetreten, sein Los könnte vielleicht sogar abschreckend auf die Süddeutschen gewirkt haben, die mehr und mehr begannen, gegen den preußischen Faden im Gewebe der Reichseinrichtungen Abneigung zu verraten. Das bleibt bedauerlich, wenn auch begreiflich, daß nicht eine größere Zahl Bekehrter dem zwiespältig gewordenen Vorgänger hat nachfolgen wollen. —

Digitized by Google

Anders als der 1848 fast noch studentisch überströmende Bamberger ist der, einem noch kleineren Bundesstätchen entstammende Julius Fröbel, damals im reifen Mannesalter, hineingetreten in die Revolution. Bei ihm trägt die Hinwendung zum Republikanismus, der eine Beimischung von Sozialismus gewann, keinen Zug von Animosität gegen Zustände der engeren Heimat. Der vornehm-stattliche, willenskräftige, mit reicher Intelligenz, aber mit ebenso reicher Einbildungskraft beanlagte junge Mann, dem es an sich anschmiegender Lebenskunst von früh an, auch gegenüber geistigen Größen, nicht gebrach, hat eine gewisse unruhige Veränderungslust lange nicht los werden können. Frühzeitig hat er nach durchlaufener Vorbildung als Professor der Mineralogie in Zürich Anstellung gefunden, wo sein demokratischer Grundtrieb an den politischen Kämpfen der kleinen Republik Befestigung und Erweiterung erfahren hatte. Immer aber blieb sein Blick auf die alte Heimat gerichtet, wo das demokratisch individualistische Grundrecht des freien Wortes in der Presse durch eine erbärmliche Zensur erdrückt zu werden drohte. Da gab er seine Professur auf und errichtete in Gemeinschaft mit Arnold Ruge u. a. in Zürich und Winterthur das Literarische Comptoir, eine Buchhandlung, bestimmt, den Opfern jener Zensur ein Unterkommen zu erleichtern. Das Unternehmen charakterisierte sich durch die erste Veröffentlichung, Herweghs Gedichte eines Lebendigen und andere Schöpfungen eines politischen und religiösen Radikalismus. Nach Auflösung des unmöglich gewordenen Unternehmens, das Fröbel ein gutes Teil des Vermögens seiner (ersten) Frau gekostet hatte, war es schwierig, einem Tochterunternehmen den Aufenthalt in Dresden zu ermöglichen. Literarische Arbeiten, auch dramatische, wechselten eine kürzere Zeit mit politischen ab, bei gleichbleibender Absicht. Hier in Dresden traf Fröbel die Märzrevolution, die ihn alsbald als Redakteur der „Mannheimer Volkszeitung" nach Frankfurt, Berlin, Wien führte. Erst im Herbst ward ihm ein Mandat zur Paulskirche, wo er der Partei des Donnersbergs beitrat. Fröbel wünschte die Republik, war aber gegen dogmatische Überschätzung der Form und gegen Überstürzung. Er war nicht ohne Verständnis für das Ratsame, an Bestehendes sich anzulehnen, so z. B. für Erhaltung Österreichs gegenüber dem Ansturm der Nationalitäten. Damit hängt zusammen, daß ihm der schroffe Nationalitätssinn seiner demokratischen Freunde nicht einleuchtete. Überhaupt vertrat er rednerisch wie sonst eine gewisse Mäßigung. Damit weiß ich allerdings nicht recht zu vereinen, daß er sehr gewalttätiger Handlungen und Leistungen von einzelnen für fähig gehalten wurde. Die Gattin des württembergischen Ministers Römer hat es sich nicht ausreden lassen, daß zur Zeit des Stuttgarter Rumpfparlaments Fröbel den Minister, der jenes bekanntlich gesprengt, habe ermorden wollen. Und schon in Deutschland, wie nachher unter den Flüchtlingen in Amerika, erhoben sich Stimmen, die ihm die Präsidentenwürde der zukünftigen deutschen Republik zudachten. Für das Ansehen innerhalb der demokratischen Partei zeugt sicherlich auch der Umstand, daß von seiten der Linken des Frankfurter Parlaments neben Robert

Digitized by Google

Blum auch Fröbel im Oktober 1848 in das aufständische Wien entsendet wurde. Es ist bekannt, wie er hier, vorübergehend in der militärischen Aufstellung tätig, von den siegreichen Truppen verhaftet und vom Kriegsgericht zum Tode mittels Strang verurteilt wurde. Aber während Blum erschossen wurde, ward Fröbel durch Fürst Windischgrätz begnadigt, hauptsächlich weil durch Zufall eine für Österreich wirkende Broschüre Fröbels rechtzeitig zum Vorschein kam. Mit dem Verfahren gegen Blum hat er nicht das mindeste zu tun gehabt.

Fröbel konnte in der Paulskirche sein Verhalten öffentlich rechtfertigen. Bei den Beratungen über die Verfassung blieb er bei seiner großdeutschen Ansicht, aber er hat schließlich der Reichsverfassung von 1849 seine Zustimmung nicht verweigert. Er folgte dem Rumpfparlament nach Stuttgart und warf sich nach dessen Ende in die badische Revolution. Als diese gleich darauf zusammenbrach, entkam Fröbel in die Schweiz. Noch hatte er, scheint es, die Sache der Revolution nicht ganz verloren gegeben. Aber sein Versuch, von Helgoland aus nach Hamburg zu kommen, mißlang. So ging er mit Hinterlassung von Frau und Sohn in der Schweiz nach Neuyork, um da festen Fuß zu fassen. Fast acht Jahre hat er in den Vereinigten Staaten und den Ländern Mittelamerikas zugebracht. Innere und äußere Erfahrungen haben einen anderen Menschen aus ihm gemacht. Nicht lange schon nach seiner Ankunft hat er dem herkömmlichen Flüchtlingsvorurteil völlig entsagt, als ob es Aufgabe gesinnungstüchtiger Parteigenossen sei, dauernd die Heimat beeinflussen und aufwühlen zu sollen. In Vorträgen, die er in Neuyork vor gewähltem deutschen Publikum, nicht gerade zu dessen Genugtuung, hielt, führte er aus, daß Revolutionen, so notwendig sie unter Umständen erscheinen können, nicht aufzubauen vermöchten, daß insbesondere eine Umgestaltung Deutschlands nicht auf diesem Wege zustande kommen könne. Neue Ordnungen vermöge nur eine mit der nötigen Macht ausgerüstete Staatsgewalt zu schaffen. Danach sei es nicht Aufgabe der Flüchtlinge, neue Revolutionen vorzubereiten, sondern sich am amerikanischen Leben zu beteiligen. (Ein Lebenslauf von J. Fröbel, I, 283.) Oder wie er schon 1852 hatte drucken lassen: die Geschäfte, welche man in der Regel in einer Revolution unverzüglich glaubt errichten zu müssen, können nur in den auf die Revolution folgenden Jahrzehnten oder Jahrhunderten errichtet werden. (Die Zukunft Europas vom Standpunkt der Flüchtlinge in: Kleine politische Schriften, I, 9.) Und er blieb diesem, weniger aus reuiger Zerknirschung als aus zunehmender sittlicher Reife gewonnenen Standpunkt auch später treu (307). Ferner lehrte ihn Amerika, daß politische Freiheit nicht ohne weiteres für alle Menschen nach demokratischem Rezept genießbar sei. Zwar hat er die Ausdehnung der Sklaverei auf weitere Territorien bekämpft, politische Freiheitsrechte jedoch für Farbige gemißbilligt. Mit leisem Spott durfte er 1862 seinen Landsleuten entgegenhalten: die deutschen Theoretiker betrachten den Prozeß des Denkens als den der wirklichen Geschichte, bis sie von den theoretisch über-

Digitized by Google

wundenen Mächten praktisch eingesteckt oder aus dem Lande vertrieben wurden. Noch nach einer anderen Beziehung hat er sich gehäutet. Der Möglichkeit, wieder eine Professur wie einst in Zürich zu übernehmen, wich er aus: er warf sich sogar in ein entgegengesetztes Extrem, indem er als kleiner Seifensieder sein Brot verdienen wollte. Er hat es in allen möglichen Berufen, an allen möglichen Orten versucht, wobei er lernte die Augen aufzumachen gegenüber der Wirklichkeit. Es würde sehr viel zu weit führen, nach all den Punkten hinzublicken, wo er versucht hat, seinen Haken einzuschlagen. Die zwei Bände seiner amerikanischen Reisen und in konzentrierter Form sein Lebenslauf geben genügende Aufklärung. Beiläufig gesagt, bietet dieser Lebenslauf die fesselndste Lektüre, gewürzt mit Geist und Bosheit, ist aber auch ausgezeichnet durch Aufrichtigkeit gegen sich selbst. Ein erstaunliches Gedächtnis, vielfach gestützt auf Tagebücher und Akten, gewährt Vertrauen in die Wahrhaftigkeit des Schreibenden. — Genug; obwohl Fröbel eines Entgegenkommens gewichtiger Persönlichkeiten sich erfreuen durfte wie wenige, es ist ihm nicht gelungen, dauernd Fuß zu fassen. Auch nicht in der Journalistik, zu der er immer wieder zurückgeführt wurde. Bemerkenswert ist sein Eintreten für die von ihm als Whigpartei, später republikanische Partei bezeichnete Richtung wider die Demokraten unter seinen Landsleuten. So war er durch Kenntnisse und Erfahrungen mannigfacher Art aufgeklärt, durch Anregung mit den verschiedensten Elementen behutsamer gemacht und abgerieben, unbefriedigt von dem in Amerika Erreichten, als nach dem Krimkrieg eine Wandlung der europäischen Dinge sich vorzubereiten schien, die die nie ganz erloschene Sehnsucht nach der deutschen Heimat wieder stärker sich regen machte. Es kam dazu, daß Fröbel, den gleich nach seiner Ankunft in Amerika der Tod seiner Frau beraubt hatte, ein neues Ehebündnis mit einer Schicksalsgenossin Karoline Mördes, geborene Gräfin Armansperg, geschlossen hatte, die ihm gewisse Vermögensansprüche und weitreichende Beziehungen zubrachte. So ward 1857 die Rückkehr nach Europa ausgeführt.

Mann und Frau fanden anfänglich wenig Reiz an dem Leben in Deutschland, wohin sich Fröbel, als der Polizei da wie dort verdächtig, gleichsam einschleichen mußte. Etwa ein Jahr verging unter angestrengter literarischer Arbeit, dann war der Entschluß gefaßt zur Rückkehr nach Amerika. Schon befanden sich zu dem Behuf die Reisenden, begreiflicherweise noch immer schwankend, in England, als der unerwartete Tod der Gräfin Armansperg, der Schwiegermutter, die Notwendigkeit mit sich brachte, wichtiger Interessen halber nach Deutschland umzukehren. Währenddessen war seine Schrift „Amerika, Europa und die politischen Gesichtspunkte der Gegenwart" 1858 erschienen, worin er die Bedeutung des alten europäischen Kulturgebiets, seine Begrenzung durch den sich mehrenden Einfluß zweier außerhalb schwebender Schwergewichte, der Vereinigten Staaten und des russischen Zarenreichs, durch geographisch-politische Nachweise zu erweisen unternahm. Die Schrift, die mit Argumenten arbeitet, wie sie neuestens etwa Kjellen zu verwerten liebt, hatte nicht das

Digitized by Google

erhoffte Aufsehen gemacht. Es mußte sich nun erst ausweisen, mit welchen Augen Fröbel, nachdem er dauernd Posten gefaßt, die deutschen Verhältnisse betrachten würde. Der neue Geist, der sich seit 1859 auch in Deutschland durchzuringen begonnen hatte, forderte mit seinem ausgeprägten Nationalismus den scharfsinnigen Politiker von jenseits des Ozeans geradezu auf, sich an solchen Problemen zu versuchen.

Die Ausrüstung, mit der Fröbel bei seiner Flucht aus Deutschland bepackt gewesen war, hatte er völlig von sich geworfen. Republikaner war er nicht mehr, weder theoretisch noch praktisch. Nur durch Anschluß an die Macht bestehender Staaten ließe sich, so meint er, für Deutschland etwas gewinnen. Dem entsprach es, wenn er den Forderungen der auswärtigen Politik eine Art Primat zubilligt vor denen freier Entwicklung im Innern. Die Demokratie faßte er wesentlich auf als Selbstbestimmung der Individuen und insofern sah er im Föderalismus der Staaten die allein für die Demokratie zuträgliche Form des Staatslebens. Auch das war wohl ein Nachklang amerikanischer Eindrücke. Aus dem Gesagten erhellt schon, daß er ein Nationalitätsprinzip als staatenbildendes Element auch für Deutschland verwarf. Über Beteiligung des Volkes bei Herstellung einer neuen Ordnung für Deutschland dachte er jetzt äußerst bescheiden. Da wirkte in ihm die Erinnerung an das Mißlingen der Bewegung von 1848 bestimmend nach. So führte ihn jetzt vernünftige Erwägung zur Monarchie hin. Und diesem Auftakt hat dann durchaus sein weiteres Wirken entsprochen, als er seit 1859 von solchen Grundgedanken aus publizistisch tätig wurde. In seinem „Lebenslauf" hat er den Grundfehler seiner Pläne offen eingestanden, der darin lag, daß er Österreich für stärker hielt und Preußen weder die Kraft noch den Willen zutraute, die, unter sich häufenden Schwierigkeiten, notwendige Reform des deutschen Wesens zu fördern. Gleich 1859 in der Schrift „Deutschland und der Friede von Villafranca" kämpft er gegen die „kindliche" Nationalitätsidee wie gegen die Rückkehr zur Reichsverfassung von 1849 und predigte Verständigung der Fürsten. Selbstverständlich ist ihm Parteinahme für Österreich gegen napoleonischen Cäsarismus mit seiner Bastarddemokratie. Auch Preußen durch seinen bureaukratischen Zentralismus war ihm damals zuwider. In der 1860 herausgegebenen Epistel: die Forderungen der deutschen Politik, meint er, nur vom Deutschen Bund könne die Reform ausgehen, für den Anfang müsse neben dem Bundestag eine Delegiertenversammlung genügen. Bald entwickeln sich seine Gedanken umfassender, seit er eine einflußreiche Rolle bei Gründung des großdeutschen Reformvereins zu spielen begonnen hatte. Die Krönung erhalten seine Ideen durch das zuerst in seinem „Lebenslauf" enthüllte Projekt, das die Grundlage für die zum Fürstentag von 1863 bestimmte Vorlage gewesen ist. Lieblingsvorstellung war ein erbliches österreichisches Kaisertum über ein deutsches Reich, das sich neben Österreich und Preußen noch aus einem selbständigen dritten Körper der Mittel- und Kleinstaaten zusammenzusetzen hätte. Also ein Triasplan! Statt des Kaisertums will er sich auch zuvörderst genügen lassen

Digitized by Google

an einem dreiköpfigen Direktorium. Durch Nebenstellung einer aus Vertretern der Landtage gebildeten Volksvertretung soll die öffentliche Meinung gewonnen werden. Das bleiben die publizistisch eifrig verfochtenen Gedanken, auch nachdem Fröbel in den journalistischen Dienst der österreichischen Regierung eingetreten war. Gründliche Verärgerung über die Heillosigkeit der Wiener Regierungszustände hat Ende 1865 zur Lösung des Verhältnisses geführt. Aber die monarchische Grundform blieb auch, nachdem der unruhige und unbefriedigte Kopf Verwendung gesucht hatte erst in Stuttgart und dann in München. Ein Symptom tiefer Unbefriedigung war es, daß er wirklich an Rückkehr nach Amerika dachte. Aber er zog es vor, zuerst in Anlehnung an das Ministerium Hohenlohe, bald allein auf sich selbst gestützt, in München an der Spitze der süddeutschen Presse seine Ansicht zu verfechten.

Er hatte seinen Grundirrtum begriffen. Seit Ende 1866 wirkte er durch Einsendungen in die „Augsburger Allgemeine Zeitung", dann in der „Süddeutschen Presse" für Anschluß der Mittelstaaten an den Norddeutschen Bund, zugleich aber für schiedlich-friedlichen Austrag mit Österreich, das seine Hand dauernd von den deutschen Dingen zurückzuziehen hätte. Mit Begeisterung wandte er sich Bismarck zu, der an die Stelle der Idee die Tat gesetzt, der uns, wie er sich ausdrückte, vom Kribskrabs der Imagination, der Abstraktion, der Kritik, der Rechthaberei (neuer Irrtum!) befreit habe. (Lebenslauf, II, 453, wieder abgedruckt aus der „Allgemeinen Zeitung".) Der Vorwurf alter Parteigenossen, ein Überläufer zu sein, machte ihn keinen Augenblick irre, da das Heil des Vaterlandes ihm die neue Orientierung seines gesamten Handelns zu fordern schien. Bis 1873 hat er, freudig dem neuen Reich zugewandt, die Feder geführt, dann hat der Achtundsechzigjährige dem Verlangen nicht widerstehen können, unter Bismarcks Leitung, wie sein befreundeter Schicksalsgenosse Lothar Bucher, die Schulter mitunterzustemmen als beamteter Mithelfer. Die Sache ist aber etwas anders verlaufen, als sich der tapfere Mann in gerechtem Selbstvertrauen vorgestellt hatte. Fern der Heimat, im konsularischen Dienst des deutschen Kaiserreichs, hat Fröbel nützliche Dienste geleistet, Dienste, die freilich wenig sich berührten mit den durch sein Leben und Wirken hauptsächlich in ihm entwickelten Anlagen. Ob er sich bei seiner phantasiereichen Beweglichkeit zur Rolle eines unmittelbar um die Zentralsonne kreisenden Trabanten auf die Dauer geeignet hätte, läßt sich nicht entscheidend beantworten. Und zum Schluß noch eines. Man bleibt ungewiß, ob der kluge Mann, der aus revolutionärem Überschwang heraus sich zum Begriff der Macht als des staatsbildenden und staatserhaltenden Prinzips zurückgefunden hatte, auch über alle Bedingungen und besonders die Mittel der Macht in Deutschland allseitig klare Vorstellungen gewonnen hat. Bei all seinen Reformgedanken über eine Trias findet sich keine Andeutung, wie sehr die Frage des Heerwesens an den Höfen ein Hindernis gebildet hat für jede Bundesreform, die den Namen verdiente. So schiebt er die Militärfrage z. B. sichtlich beiseite, wenn er in der Broschüre „Die Forderungen der

Digitized by Google

deutschen Politik" 1860 (Kleine polit. Schr., I, 381) schreibt: „Die bessere Ausbildung der militärischen Gewalt des Bundes dagegen kann nicht auf eine Reform der Bundesversammlung warten. Was in diesem Gebiet Bedürfnis ist, muß auch noch unter den gegenwärtigen Umständen geschaffen werden." Das muß anders von ihm aufgefaßt worden sein, nachdem der in amerikanischen Zuständen herumgetriebene Mann erst längere Zeit gehabt hatte, sich auch nach jener Beziehung in das Wirrsal der großen deutschen Verfassungsfrage einzuleben. An obiger Äußerung interessiert hier nur die Leichtigkeit, mit der er sich über das offensichtliche Hindernis hinwegsetzte. Es war sicher die Not der Zeit, die auch von ihm vorausgesetzten napoleonischen Eroberungspläne, was ihn von dem schwer gangbaren Weg diplomatischer Verständigung zurückschreckte. (Schluß folgt)

Die Bühne Shakespeares

Von

Friedrich Brie

Unter den Künsten, denen unsere Zeit ein neues, produktives Interesse entgegenbringt, hat die Kunst der Inszenierung vielleicht die überraschendsten Wandlungen und Fortschritte erfahren. Für das Schauspeil steht dabei, wie im ganzen 19. Jahrhundert, Shakespeare im Vordergrunde. Um nur ein zahlenmäßiges Beispiel anzuführen: Im Jahre 1920 haben 175 Theatergesellschaften in Deutschland Shakespeare zur Darstellung gebracht, darunter 45 Gesellschaften den „Kaufmann von Venedig" und 59 den „Othello". Auch heute noch ist Shakespeare der Prüfstein für das Hirn des Intendanten. Drehbühne, Zirkus und Reliefbühne bemühen sich, die schier unzähligen Probleme zu meistern, die seine Stücke der Bühnenkunst vorlegen. Ohne Zweifel sind in den letzten beiden Jahrzehnten ungewöhnliche Fortschritte in der Inszenierungskunst Shakespeares gemacht worden; bedeutet doch schon die Drehbühne die Möglichkeit, einem der schwierigsten Probleme, dem schnellen Szenenwechsel, beizukommen und damit auch die Möglichkeit, von den oft geradezu fürchterlichen Bühnenbearbeitungen der Vergangenheit abzusehen.

In neuerer Zeit ist eine immer stärker werdende Tendenz bemerkbar, sich von der historischen Tradition der Shakespeareinszenierung ganz zu befreien und die Inszenierung lediglich unter dem Gesichtspunkt der Wirkung auf den heutigen Zuschauer zu betrachten. Man ist sogar so weit gegangen, Shakespeare im Kostüm der heutigen Zeit zu spielen. Das ist um so auffallender, als man umgekehrt auf anderen Gebieten der darstellenden Kunst den Anschluß an das Historische wiederzufinden sucht. So zieht man für die elisabethanische Musik wieder das Virginal heran, so bemüht man sich, die alten Instrumente aus der Zeit Bachs

Digitized by Google

wieder aufs genaueste nachzubauen, so konstruiert man Orgeln, die genau den alten Angaben bei Prätorius entsprechen, nur um möglichst genau Musik im Sinne des 17. Jahrhunderts hervorbringen zu können. Während die genannte Abwendung vom Historischen für die Inszenierung der Stücke unserer klassischen und nachklassischen Zeit im Grunde nicht so viel bedeutet, liegen die Dinge bei Shakespeare anders, und so ist es ratsam, von Zeit zu Zeit an die Art und Weise, wie Shakespeare seine Stücke inszenierte, zu erinnern und die alte Form mit der neuen zu vergleichen. Noch sind zwar trotz mehr als hundertjähriger Bemühung von seiten der Wissenschaft nicht alle Eigentümlichkeiten der Shakespearebühne aufgeklärt, aber die entscheidenden Punkte, die eine Theateraufführung zur Zeit Shakespeares zu etwas ganz anderem machten als eine moderne, sind bekannt.

Zunächst wurde zum Unterschied von späteren Zeiten noch bei Tageslicht gespielt, zwar nicht mehr wie im Mittelalter in der Kirche, auf dem Marktplatz und im Wirtshaushof, aber immerhin in einem Gebäude, das eine offene Arena enthielt und eine Nachbildung der für Stierhetzen und Bärenhetzen bestimmten Baulichkeiten war. Durch diese offene Arena verfügte die Shakespearebühne über denselben großen Vorzug, den in unserer Zeit die Freilichtbühne sich wiederzuerobern sucht, das natürliche Licht. Es fehlte die künstliche Beleuchtung der geschlossenen Teater, welche die Farben der Haut so gut wie die der Augen, Haare oder Kostüme verfälscht und durch unnatürlich fallende Schatten das Mienenspiel verzerrt. Die Vorstellung begann um 3 Uhr nachmittags und pflegte sich zwei bis drei Stunden auszudehnen. Von der ungedeckten Arena war ein Teil, der Pitt oder das Stehparterre, für das minderbemittelte Publikum reserviert, während der besser situierte Zuschauer auf Rängen saß, die den Wänden des Gebäudes entlang liefen. Der frei bleibende Raum der Arena wurde eingenommen von einer großen offenen Bühne, in deren Hintergrund sich ein hohes, aber nicht sehr tiefes Bühnenhaus erhob. Der untere Teil dieses Bühnenhauses war gegen die offene Vorderbühne abgeschlossen durch einen Vorhang; zog man diesen beiseite, so hatte man die nicht sehr tiefe Hinterbühne vor sich. Über dieser Hinterbühne erhob sich ein weiteres Stockwerk des Bühnenhauses, das gleichfalls nach der Vorderbühne hinschaute und, wenn nötig, als Oberbühne verwendet werden konnte. So bestand die elisabethanische Bühne demnach aus drei Spielfeldern, einmal der großen ungedeckten Vorderbühne, auf der alle größeren, figurenreichen Szenen gespielt wurden, und die bald einen Wald, bald eine Heide, bald eine Meeresküste, bald eine Straße, bald ein Zimmer darstellen mußte, zum anderen der Hinterbühne, die sich nur zur Darstellung intimer, figurenarmer Szenen, besonders Zimmerszenen, eignete, und endlich der Oberbühne, die nur zur Darstellung erhöhter Örtlichkeiten wie Zinnen, Balkons, Fenster u. dgl. in Betracht kam. Naturgemäß stellte die frei ins Publikum vorspringende Vorderbühne an den Schauspieler, der hier von allen Seiten gesehen wurde und demgemäß sein Spiel einrichten mußte, sehr hohe Ansprüche.

Digitized by Google

Diese dreiteilige Bühne ist nun nicht eine Erfindung des elisabethanischen Englands, wie man früher annahm, sondern geht in ihren Anfängen bis ins Altertum zurück, und ist im letzten Grunde nichts als die alte griechische Bühne, nur von der Renaissance eigenartig umgestaltet. Wohl spielte man die Stücke von Äschylus noch auf einem einzigen Bühnenfelde, der Orchestra, wo Schauspieler wie Chor sich befanden, aber bald danach, vielleicht schon zur Zeit des Sophokles, kam als entscheidende Neuerung ein Bühnenhaus hinzu. Dieses Bühnenhaus, das zunächst aus Holz war, diente sowohl als Ankleideraum für die Schauspieler wie als erhöhtes Bühnenfeld; in letzterer Eigenschaft konnte es sowohl für das Erscheinen von Göttern verwendet werden als zur Darstellung eines erhöhten Schauplatzes, etwa eines Daches oder eines Fensters, dienen. Aus diesem hölzernen Bau, der allmählich einem steinernen wich, entwickelte sich mit der Zeit ein dauerndes zweites Bühnenfeld, auf dem die Schauspieler agieren konnten, während der Chor in der Arena stand. Eine Treppe sorgte für die notwendige Verbindung zwischen der Arena und dem erhöhten Bühnenfelde. War das Bühnenhaus zweistöckig, so stand damit noch ein drittes Spielfeld, eine in ihrer Verwendung beschränkte Oberbühne, zur Verfügung. Dieses antike Theater, das von Griechenland nach Rom und damit über die ganze alte Welt wanderte, zerfiel im Mittelalter, das diese Ruinen nicht zu benutzen verstand. Erst die Renaissance entdeckte sie wieder und konstruierte nun an der Hand der Ruinen und der Beschreibung von Vitruv Theaterbauten nach antikem Muster. So entstand das berühmte Theater des Palladio in Vicenza. Von Italien wanderte dieses dreiteilige Theater auf noch unbekannten Wegen nach den Niederlanden und von da nach England, wo es etwa zehn Jahre vor dem Auftreten von Shakespeare auftaucht.

Die dreiteilige Bühne Shakespeares arbeitete nun folgendermaßen: Während auf der Vorderbühne eine Handlung vor sich ging, konnte auf der Hinterbühne hinter dem geschlossenen Vorhang die Dekoration gewechselt werden. Die Verbindung der beiden Bühnenfelder ermöglichte etwas, was die moderne Bühne kaum nachzumachen imstande ist, das sichtbare Sichbewegen der Spieler von einem Orte nach dem anderen, etwa von einem Zimmer ins andere. Da mit Hilfe der immer fertigen Oberbühne drei Spielfelder zu Gebote standen, konnte nach mittelalterlicher Art ohne jede Pause gespielt werden. Dieses pausenlose Spiel, das schon in der Antike üblich gewesen war, bot außerordentliche Vorzüge. An und für sich würde es sich mit Hilfe der Drehbühne auch heute wieder ermöglichen lassen, aber die Theaterdirektoren machen mit Rücksicht auf ihr künstlerisch zu wenig erzogenes Publikum kaum Gebrauch davon. Als ein vollgültiger Ersatz kann indessen auch die moderne Drehbühne schon darum nicht gelten, weil die Verdunkelung beim Szenenwechsel den Zuschauer allzusehr aus der Illusion reißt. Auf der anderen Seite hafteten aber auch, vom modernen Standpunkte aus gesehen, der Shakespearebühne schwere Mängel an. So fehlten der Vorderbühne, die ja ganz frei in die Arena hineinsprang, selbstverständlich alle Kulissen, und auch die Hinter-

Digitized by Google

bühne verfügte statt deren nur über allerhand Vorhänge, über deren Beschaffenheit wir nicht genauer unterrichtet sind. Alles, was zur Unterstützung der Illusion da war, waren Möbel und Versatzstücke, Bäume, Zäune, Lauben, Brunnen, Denkmäler usw., die man auf die Vorder- oder Hinterbühne stellte. Standen diese Gegenstände aber einmal auf der Vorderbühne, so konnten sie während des Stückes von dort kaum wieder entfernt werden, da die Vorderbühne ja über keinen Vorhang verfügte. Ein Brunnen oder Baum blieb ruhig in den Zimmerszenen stehen, ohne daß das Publikum daran Anstoß nahm. Schwieriger lag der Fall, wenn jemand im Verlauf der Handlung auf der Vorderbühne getötet wurde; dann konnte er allerdings nicht liegenbleiben, sondern der Leichnam mußte irgendwie herausgetragen werden.

An die Illusionsfähigkeit des Zuschauers wurden auch sonst Ansprüche gestellt, denen ein heutiges Publikum nicht mehr gewachsen wäre. Während wir heute die Tageszeit durch Lichteffekte andeuten und den Ort und die Jahreszeit durch Kulissen, mußte auf der Bühne Shakespeares all das durch die Worte des Schauspielers und die Mimik angedeutet werden. Aus dem Benehmen von Bernardo und Francisco, die einander zu Beginn des „Hamlet" anrufen, schloß der Zuschauer, daß es Nachtzeit sei. Die gespenstige Nacht, in der Duncan ermordet wird, die Heide im „König Lear" und der Mondschein im „Kaufmann von Venedig", wurden dem Publikum nur durch die Worte des Schauspielers vermittelt. Gelegentlich wurde die Nachtzeit auch so angedeutet, daß Personen mit brennenden Fackeln oder Lichtern auftraten.

Auch das eigentliche Spiel stellte große Ansprüche an die Illusionsfähigkeit der Zuschauer. Während auf italienischen und französischen Bühnen damals bereits Frauen auftraten, wurden auf der Bühne Shakespeares noch wie in der Antike und im Mittelalter die Frauenrollen von Knaben gegeben. Allerdings dürfen wir nicht vergessen, daß noch zu Anfang des 18. Jahrhunderts Aufführungen von italienischen Komödien in Wien stattfanden, bei denen keine Frauen auftreten durften, und daß im echten japanischen Theater noch heute keine Frauen verwendet werden. Die Sada Jakko und die Hanako, die in Europa spielen, sind Ausnahmeerscheinungen. Dagegen ist es nur eine Legende, daß ähnlich wie im antiken Theater auch im Theater Shakespeares keine Frauen oder wenigstens keine ehrbaren Frauen sich unter das Publikum gemischt hätten. Schon der oft so zarte und poetische Inhalt der Stücke spricht dafür, daß die Verfasser sich an ein gemischtes Auditorium wandten; zum Überfluß wissen wir auch aus zeitgenössischen Anekdoten, daß schon damals Frauen uspieler zu schwärmen pflegten. Es wäre ein aussichtsloses Unternehmen gewesen, die sehr selbständige elisabethanische Frau vom Theaterbesuch auszuschließen; pflegten sich doch sogar in Deutschland im 17. Jahrhundert in die Aufführungen der Jesuiten Frauen als Zuschauerinnen einzuschmuggeln.

Eine historische Inszenierung kannte die elisabethanische Bühne nicht. Nicht nur Hamlet und Ophelia traten in elisabethanischem Kostüm auf, sondern auch Cäsar, Coriolan und Kleopatra. Erst das Erwachen des historischen

Digitized by Google

Sinnes im Zeitalter der Romantik hat hier durchgreifende Änderungen geschaffen, deren wir auch in kommenden Zeiten schwerlich wieder werden entraten können. Starke Ansprüche an die Illusionsfähigkeit stellte auch die geringe Zahl der darstellenden Schauspieler. Da eine Schauspielertruppe nur aus 12—16 Mitgliedern bestand, mußte eine Schlachtszene oder eine Volksszene von etwa acht Spielern bewältigt werden. Dieser Mangel an Personal erforderte nicht selten, daß in ein und demselben Stücke ein Schauspieler mehrere Rollen übernehmen mußte. Das bekannteste Beispiel dieser Art ist die Vereinigung der Rollen der Cordelia und des Narren im „Lear".

Alle Eigentümlichkeiten der Shakespearebühne drängten darauf hin, daß das Interesse der Zuschauer sich auf die Kunst der Schauspieler konzentrierte. Nun ist es außerordentlich schwierig, ja fast unmöglich, über die Schauspielerkunst vergangener Zeiten ein Urteil zu fällen. Erst unseren Nachkommen, denen Phonograph und Kinematograph ein einigermaßen brauchbares Bild überliefern werden, wird in dieser Hinsicht ein besseres Los zuteil werden. Daß aber im Verhältnis zu den anderen Ländern im damaligen England die Schauspielkunst auf ungewöhnlich hoher Stufe stand, lehren uns die Urteile der Ausländer, die damals die englischen Theater aufsuchten, und die Erfolge, welche die in ihrer Muttersprache spielenden sogenannten „englischen Komödianten" damals in Deutschland davontrugen.

Daß wir uns heute wieder in eine ähnliche Illusionsfähigkeit zurückschrauben könnten, wie sie das elisabethanische Publikum besaß, ist ausgeschlossen. Jeder Versuch, ein Stück von Shakespeare auch nur annähernd in der Ausstattung zu geben, in der es zu seiner Zeit über die Bühne ging, wäre von vornherein zum Scheitern verurteilt. Eine andere Frage ist die, ob wir nicht unsere Art, Shakespeare zu inszenieren, dadurch heben können, daß wir uns einzelne Züge der damaligen Inszenierungsweise zu eigen machen. Tageslicht, pausenloses Spiel und Versuche in der Richtung nach mehreren kulissenlosen Spielfeldern, vor allem in der Richtung nach einer freien Vorderbühne hin, würden sich mit den sonstigen Prinzipien moderner Inszenierungskunst vielleicht doch irgendwie zu einem befriedigenden Ganzen vereinigen lassen, das die Eigenart der Shakespeareschen Stücke besser herausbringen würde als unsere bisherigen Inszenierungen. Für die Experimentierfreudigkeit unserer Bühne bietet sich hier noch ein reiches Feld.

Digitized by Google

Zwei österreichische Publizisten

Von

Sigmund Münz

I. Heinrich Friedjung

Man darf wohl sagen, daß der in Wien im siebzigsten Lebensjahre verstorbene Geschichtschreiber Heinrich Friedjung einen der ersten Plätze unter den deutschen Geschichtschreibern der Gegenwart eingenommen habe. Ein Mann von ungeheurem Wissen und ausgezeichneter Darstellungsgabe ist mit ihm dahingegangen. Mit der gleichen Sorgfalt hatte er aus toten wie aus lebenden Quellen geschöpft. Wenn er ein Drittel seiner Zeit unter den Pergamenten in den Hof-, Staats- und Kriegsarchiven verbracht hatte, so widmete er das zweite Drittel dem Umgange mit Persönlichkeiten, die selbst Geschichte gemacht hatten, und das dritte Drittel verbrachte er am Schreibtische, um seine Studien und Eindrücke zu verarbeiten. Diese seine Studien galten vornehmlich der zweiten Hälfte des 19. und den Anfängen des 20. Jahrhunderts. Durch sein zweibändiges Werk „Der Kampf um die Vorherrschaft in Deutschland" (1859—1866), das schnell ein Dutzend Auflagen erlebte, hatte er sich einen Namen in der Welt gemacht. Seine anderen Werke über den „Krimkrieg und die österreichische Politik", über „General Benedek", den Besiegten im 1866er Krieg zwischen Preußen und Österreich, die „Geschichte Österreichs von 1848 bis 1860" und „Das Zeitalter des Imperialismus 1884—1914" reihen sich als ein Kranz von Edelsteinen um jenes kostbare Kleinod.

In dem Werk „Der Kampf um die Vorherrschaft in Deutschland" geht der Geschichtschreiber in mustergültiger Sprache der Niederlage Österreichs im Kampfe gegen Preußen nach. Er zieht ebensowohl die ferneren Ursachen wie die nähere Veranlassung in den Kreis seiner Betrachtung. Er forscht den Spuren jener Reaktion nach, die Kaiser Franz Joseph als unglückliches Erbe aus dem Metternichschen Zeitalter übernommen hatte. Den wankelmütig-anständigen Charakter Franz Josephs, der es nicht verstand, seine Ratgeber zu wählen, stellt er dem beständig-nüchternen Wesen Wilhelms I. gegenüber, der die Gabe hatte, die hervorragenden Männer zu entdecken und an sich zu fesseln. Treffliche Charakterzeichnungen der im Vordergrunde seines Zeitbildes stehenden Persönlichkeiten finden sich in Friedjungs Buche, von dem man mit Tacitus sagen darf, daß es abgefaßt sei „sine ira et studio", Porträte von Franz Joseph und Wilhelm I., Bismarck, Moltke, Benedek, Roon. Die Schlachten des Jahres 1866 sind mit einer Meisterschaft geschildert, daß man darüber staunen muß, daß ein Mann sie beschrieben, der nie den Waffenrock getragen, der nie eine Militärakademie besucht und keine andere Beziehung zum Kriegswesen hatte als die der außerordentlichen Kenntnis der Kriegsliteratur und des Studiums in dem Wiener Kriegsarchiv. Freilich ein ent-

Digitized by Google

ferntes Verhältnis zu Taktik und Strategie hatte er insofern, als er ein vortrefflicher Schachspieler war. Am Schachbrett mag er ein Stück seiner taktischen und strategischen Erkenntnisse sich angeeignet haben. Noch wenige Tage vor seinem Tode sah man ihn im Café Central in der Herrengasse in Wien seine gewohnte Schachpartie spielen. Und diese seine Vertrautheit mit den vierundsechzig Feldern mag es auch erklären, wie es kam, daß er den Einmarsch der Preußen in Böhmen, die Gefechte von Nachod und Trautenau und die entscheidende Schlacht von Königgrätz-Sadowa sowie die Seeschlacht bei Lissa so trefflicher gezeichnet hat. Der militärischen Kompetenz des Werkes steht aber auch die politisch-diplomatische ebenbürtig zur Seite. Denn bei den allerlebendigsten Quellen, die noch für die Erkenntnis dieser Zeit flossen, holte er sich Rat. Er begab sich nach Friedrichsruh, um den Fürsten Bismarck persönlich über die Vorgeschichte des Krieges von 1866 zu befragen, ebenso holte er sich Bescheid bei dem österreichischen Widersacher Bismarcks, Grafen Rechberg, und bei dem italienischen Botschafter in Wien, Grafen Nigra, der als ehemaliger Gesandter bei den Tuilerien ihm authentischen Aufschluß über Frankreichs und Italiens Haltung im Jahre 1866 geben konnte. Und er erkundigte sich auch bei Moltke und Blumenthal, die als Augenzeugen und bewegende Kräfte in seinem Werke sprechen. So entstand jenes lebendige Kriegstheater, das in Friedjungs Buche in unerreichter, weit außerhalb Deutschlands Grenzen anerkannter Meisterschaft an uns vorüberzieht.

Friedjung hatte wohl in seinem Meisterwerk mit Objektivität seines Amtes gewaltet, aber doch immer seine warmen Gefühle für die im Jahre 1870 von Deutschland errungene Einheit, zu welcher der Krieg von 1866 die Grundlage geschaffen, durchblicken lassen. In jungen Jahren mehr alldeutsch als österreichisch gesinnt, entwickelte er sich später immer mehr zum österreichischen Patrioten, und dies, weil er der Überzeugung war, daß Deutschland selbst seine Stellung in der Welt nur durch das Bündnis mit Österreich-Ungarn aufrechterhalten könne. Sein Meisterwerk war im Verlage von Cotta in Stuttgart erschienen. Der Cottasche Verlag wendete sich an Friedjung mit der Anregung, ein ähnliches Werk über den Deutsch-Französischen Krieg von 1870 abzufassen, wie er ein solches über den Preußisch-Österreichischen von 1866 geschrieben. Der Verlag tat diesen Schritt unter dem Eindruck der Bewunderung, welche die Historiker und Militärs aller Länder für das letztgenannte Werk Friedjungs hegten. Dieser lehnte aber das Anerbieten glatt ab, denn er wollte sich fortan ganz der österreichischen Geschichtschreibung widmen. Sein nächstes Buch war das zweibändige Werk „Österreich von 1848 bis 1860". Ein sicherlich sehr nützliches, sehr gelehrtes, an allerhand Aufschlüssen reiches, aber keineswegs so packendes Werk wie sein erstes, das ihm den Namen gemacht hatte. Man möchte sagen, daß es Friedjung kaum ganz gelungen sei, sich aus dem Gestrüppe österreichischer nationaler, kirchlicher und wirtschaftlicher Verwirrungen die Bahn zu dem europäischen Gesamtbewußtsein zu brechen. Dieses letztere Buch erhebt sich nicht zu der Höhe einer in ein Ganzes mündenden künstlerischen

Digitized by Google

Komposition, sondern zerfällt in eine Anzahl mehr oder weniger anziehender Abhandlungen.

Friedjung war insofern eine Ausnahme unter deutschen Gelehrten, zumal Geschichtschreibern, als er nicht als Professor wirkte, sondern als Journalist. Ganz anders als etwa in England, Amerika und auch Frankreich, waren und sind die deutschen Geschichtschreiber in der Regel Professoren. Um die großen deutschen Historiker der letzten Jahrzehnte zu nennen, Ranke, Treitschke und Mommsen, so waren sie akademische Lehrer. Der einzige Gregorovius, der berühmte Schilderer des mittelalterlichen Rom, war Schriftsteller und lebte ausschließlich von der Feder. Friedjung war nur vorübergehend Lehrer an der Wiener Handelsakademie. Doch dann, als er wegen seiner freien und namentlich sehr deutschen Gesinnungen mit der österreichischen Staatsgewalt zerfallen war, widmete er sich dem journalistischen Berufe, gründete selbst eine Wochenschrift, „Die deutsche Wochenschrift", wurde später Chefredakteur der „Deutschen Zeitung", dann Korrespondent der „Münchner Allgemeinen Zeitung" und blieb Mitarbeiter der „Vossischen Zeitung" bis zu seinem Tod. Und dieser Mann, der so viel für Zeitungen schreiben mußte, um leben zu können, fand die Zeit, sich zu sammeln, in Archiven zu forschen und so bedeutende Werke abzufassen. Dies konnte nur ein Mann von guten Nerven und von der Gabe, sich ohne Qual den heterogensten Gebieten zu widmen. Und im Besitze solch guter Nerven war Friedjung tatsächlich. Er schrieb nicht nur mit der Feder, sondern stritt auch mit ihr. Er stürzte sich in die verwegensten Kämpfe für Österreich und Deutschland. Ich war in den letzten Jahren, wie freundschaftlich wir einander auch persönlich gesinnt waren, nicht selten unter seinen loyalen Gegnern anzutreffen. Da ich ihn genau kannte, wußte ich, wie alle Welt, daß er nie anders als in gutem Glauben schreibe. Aber zuweilen wußte ich ihn auf verirrten Pfaden, und damit er nicht strauchle, versuchte ich ihn noch am Vorabend eines furchtbaren Prozesses, in den er sich gestürzt hatte, zu retten. Das verhält sich wie folgt: Als Baron Aehrenthal, von Petersburg als Botschafter abberufen, die Leitung der auswärtigen Politik der Monarchie übernommen hatte, wußte er sich schnell Friedjungs als des Interpreten und Verherrlichers seiner staatsmännischen Wirksamkeit zu bedienen. Der österreichische Achilles hatte seinen österreichischen Homer gefunden. Friedjung, der als Politiker ein wenig naiv war, ließ sich von dem ehrgeizigen, etwas zu sehr expansiven, vielleicht gar imperialistischen Aehrenthal ins Garn locken und unterstützte dessen ausgreifende Balkanpolitik, zumal die Annexion Bosniens und der Herzegowina. Damit Aehrenthal die namentlich von Rußland und Serbien so sehr angefochtene Annexion der seit dem Berliner Kongreß von Österreich-Ungarn okkupierten Provinzen der Welt annehmbar mache, glaubte er auf Intrigen hinweisen zu sollen, die Serbien gegen den Bestand Österreichs angezettelt hätte. Er händigte nun seinem publizistischen Intimus ein Päckchen von Dokumenten ein, aus denen die Konspiration der serbischen Regierung mit südslawischen serbo-kroatischen Politikern Österreichs hervorgehen sollte. Ins-

Digitized by Google

besondere schien der südslawische Politiker Supilo schwer kompromittiert, denn wenn die Dokumente echt waren, so lag sein Hochverrat an der österreichisch-ungarischen Monarchie klar zutage. Friedjung veröffentlichte in der „Neuen Freien Presse" einen Artikel, in dem er gleichzeitig mit der serbischen Regierung die südslawischen Politiker schwerer Schuld bezichtigte. Sofort erhob sich im Lager der südslawischen Politiker schärfster Widerspruch und tiefste Entrüstung gegen die von Friedjung ausgesprochene Denunziation. Supilo und Genossen beschuldigten ihn der Ehrabschneiderei, begangen durch eine Anklage, die auf Dokumenten beruhte, die Fälschungen und Erfindungen wären. Aehrenthal scheute sich, seinen publizistischen Gewährsmann zu decken. Supilo und Konsorten erhoben gegen Friedjung die Anklage auf Verleumdung und Ehrenbeleidigung. Ich selbst deutete diesem an, Aehrenthal würde ihn wohl bis zum Schwurgerichtssaal begleiten, aber sich hüten, ihm während des Prozesses zur Seite zu sein — der Minister würde sozusagen an der Schwelle des Schwurgerichtes von ihm Abschied nehmen. Es nutzte nichts. Friedjung glaubte sich seiner Sache sicher. Der serbische Minister des Äußern Milovanovich kam damals nach Wien und besuchte mich. Die Rede kam zwischen uns auf den bevorstehenden Prozeß gegen Friedjung. Milovanovich versicherte mich, daß Friedjung das Opfer gefälschter Dokumente geworden sei, denn kein wahres Wort sei an all den von ihm angeblich aufgedeckten Ränken. Ich fragte Milovanovich, ob er wohl Friedjung persönlich eines Besseren belehren wollte. Er erwiderte: „Mit größtem Vergnügen." Ich schlug ihm vor, mit Friedjung bei mir zusammenzutreffen, um ihn richtig zu informieren. Der serbische Minister erklärte sich gern bereit. Als ich nun Friedjung, der oft mein Gast zu sein pflegte, vorschlug, sich mit Milovanovich bei mir zu treffen, lehnte er mit einer stolzen Geste ab, da er nicht darauf eingehen könne, sich weismachen zu lassen, daß die von ihm benutzten Dokumente falsch seien. So hatte ich mir bei dem leider allzu zuversichtlichen Geschichtschreiber einen Korb geholt. Und ich war nicht der einzige, dessen Vermittlung Friedjung ablehnte. Masaryk, der nunmehrige Präsident der tschecho-slowakischen Republik, der die Intrigen des österreichisch-ungarischen Gesandten in Belgrad, Grafen Forgach, in einer Broschüre aufdeckte, wies nach, daß ein Mann Namens Vasitsch im Dienste der österreichisch-ungarischen Gesandtschaft in Belgrad Fälschungen besorgt habe. Auch Mr. Steed, damals Korrespondent der „Times" in Wien, stellte sich den Beschuldigungen Friedjungs kräftig entgegen und eröffnete in den „Times" jene Kampagne gegen die österreichisch-ungarische Politik, der er konsequent bis zum Ausbruche des Weltkrieges huldigte. Es kam zum Prozeß, und dieser gestaltete sich zu einer cause célèbre. Der Schwurgerichtssaal war der Schauplatz des Auftretens von allerhand Politikern, und im Auditorium sah man die Vertreter der Presse aus aller Herren Ländern. Die Beweisführung Friedjungs, der allerdings mit gewohnter Unerschrockenheit auftrat und Herr seiner Nerven bis zum letzten Augenblicke blieb, stand auf so schwachen Füßen, daß er im Verlaufe des Prozesses sich zurückzog und durch

Digitized by Google

eine Ehrenerklärung mit den Gegnern sich ausglich. Aber die Spuren dieser Episode zeigten sich in dem weiteren gespannten Verhältnis zwischen Österreich und Serbien. Der zukünftige Historiker des Weltkrieges wird in dem Friedjung-Prozeß bereits den grollenden Vorboten des furchtbaren Gewitters erkennen, das eines Tages über Europa sich entladen sollte. In England hat man bald nach Ausbruch des Weltkrieges eine Publikation über die Urheber desselben veranstaltet und unter diesen auch Friedjung angeführt. Seine Beziehungen zu Aehrenthal hatten selbstverständlich sehr gelitten. Nach dem Prozeß sollten der Minister und sein vormaliger Verherrlicher einander nicht mehr sehen.

Friedjung war eine streitbare Natur, und unerschrocken trat er für die vermeintliche Wahrheit ein, wenn er sie irgendwie verletzt glaubte. Einige Jahre nach seinem solch ein Aufsehen erregenden Prozeß gab es eine andere ungeheure Sensation in seinem Leben. Die Begebenheit ist unter dem Titel „Der Fall Alter" zu verzeichnen. Friedjung ist es widerfahren, daß er einen ebenso begabten wie hysterischen und verlogenen Schriftsteller namens Wilhelm Alter, Redakteur der „Wiener Allgemeinen Zeitung", in den Tod trieb. Dieser hatte in der „Deutschen Rundschau" Enthüllungen über den Krieg von 1866 auf Grund von zeitgenössischen Tagebüchern veröffentlicht, die ihm angeblich zugänglich geworden und über die er nur geheimnisvolle Andeutungen machen zu können glaubte. Friedjung, der den Stoff wie kein zweiter beherrschte, schrieb über Alters Enthüllungen einen Artikel, in welchem er den Verfasser sozusagen vor die Schranken forderte. Er mutete ihm zu, daß er sich einem Schiedsgericht von Histor kern stelle und Aufklärungen über die benutzten Quellen gebe, wenn er nicht als Fälscher und Schwindler gebrandmarkt sein wollte. Alter schien auf den Vorschlag einzugehen, zog es aber vor, nach Salzburg abzureisen und sich dort den Tod zu geben, womit eine ebenso ehrgeizige wie psychopathische Existenz ihren frühen Abschluß fand. Im Zusammenhange mit dem Fall Alter will ich etwas erzählen, woraus hervorgehen soll, daß auch hervorragende Gelehrte sich manchmal bloßzustellen imstande sind. Friedjung, mit dem mich jahrzehntelange Beziehungen verknüpften, veröffentlichte nie eine Schrift, ohne mich mit einem Widmungsexemplar zu beschenken. So schickte er mir seine Abhandlung „Wilhelm Alter und seine Enthüllungen über den Krieg von 1866" ein, in der er mit gewohntem Scharfsinn eine vernichtende Kritik an dem unglücklichen Selbstmörder übte, der ähnlich wie der Engländer Chatterton seine Zeitgenossen betrogen und auch so geendet habe. Er warf aber unter anderem Alter vor, sich in einer Abhandlung über die „auswärtige Politik der ungarischen Revolution 1848—1849" unrechtmäßig auf Forschungen bezogen zu haben, die er angeblich im Londoner Record Office gemacht hätte. Und da zitierte Alter Berichte eines Hudson, englischen Gesandten in Turin, immer mit dem Vermerk, daß die Schriftstücke dem Archiv des Auswärtigen Amtes in London entnommen seien. Friedjung nun wollte es nicht gelingen, in dem englischen Blaubuch über die italienischen Angelegenheiten den Namen Hudson zu finden.

Digitized by Google

Und er fragte bei dem Londoner Archivar Horace Headlam an, wie es sich damit verhielte. Dieser antwortete im Februar 1913: „I agree with you that the despatches quoted by Herr Alter are fabrications. In any case, I can find nothing corresponding to them. Nor does there appear to have been any person called Hudson in the British Diplomatic Service at that time." (Ich stimme mit Ihnen überein, daß die von Herrn Alter angeführten Depeschen Fabrikationen sind. Keinesfalls finde ich etwas vor, was ihnen entspräche. Auch geht nicht hervor, daß ein Mann namens Hudson um jene Zeit im diplomatischen Dienste Großbritanniens gestanden habe.) An diesen Brief des Archivars knüpften sich nun allerhand Betrachtungen Friedjungs über Hudson, „der wenigstens in seiner Eigenschaft als diplomatischer Vertreter Großbritanniens ein Phantasiegebilde Alters gewesen sei". Ich war nicht wenig betroffen, als ich all das in Friedjungs Schrift las, denn mir persönlich war der Name Hudsons als der des englischen Gesandten in Turin in den Tagen Cavours nur allzu geläufig. Er war sozusagen einer von den Mitschöpfern des einigen Italien, und unzählige Male bin ich auch in Florenz an dem mit einer Gedenktafel geschmückten Hause vorübergegangen, in dem er wohnte, als er den Posten in Turin aufgegeben hatte. Ich erschrak, als ich wahrnahm, welchem Irrtum Friedjung selbst und zu meinem noch größeren Staunen der Archivar des Record Office sich hingegeben hatte. Dieser hätte ja einfach in der „National Biography" nachzusehen brauchen und sich dort die Belehrung verschaffen können, daß Sir James Hudson in Rio de Janeiro von 1843 bis 1851 englischer Gesandter gewesen und hierauf 1851—1863 Gesandter in Turin. Es war also schon dumm genug, wenn der verlogene Alter in seiner Abhandlung „über die auswärtige Politik der ungarischen Revolution 1848 bis 1849" Hudson, der damals in Rio wirkte, in Turin auftreten ließ. In seinem letzten Werke „Historische Aufsätze", das 1919 erschien, hat Friedjung den Irrtum betreffs Hudsons berichtigt.

Dieses letzte Buch macht dem Charakter Friedjungs alle Ehre. Er hielt zu dem Ausspruch des alten Lateiners Lucanus Victrix causa diis placuit, sed victa Catoni.

Er hielt treu zu dem Gedanken der Zusammengehörigkeit aller deutschen Teile Mitteleuropas. Er beweinte den Zusammenbruch Österreichs, das nach seiner Erkenntnis seine historische Mission bis zum Ende getreulich erfüllt habe. Er war auch von dem Bewußtsein durchdrungen, daß die Teile Mitteleuropas, die durch Jahrhunderte zusammengestanden, ein Einzelleben schwer würden führen können.

II. Moriz Benedikt

Der Herausgeber der „Neuen Freien Presse"

Man würde zu wenig sagen, wenn man behauptete, der im einundsiebzigsten Lebensjahre verstorbene Herausgeber und Chefredakteur der „Neuen Freien Presse" in Wien sei der bekannteste politische Publizist des gegenwärtigen Österreich gewesen. Er war mehr als dies. Er war der bekannteste Publizist

Digitized by Google

auch des früheren großen Österreich, ja der vormaligen österreichisch-ungarischen Monarchie. Und ich weiß nicht, ob es neben ihm und dem Berliner Maximilian Harden viele deutsche Publizisten in unseren Tagen gegeben habe, deren Tätigkeit solche Wellen aufkräuselte wie die seine. Es war allerdings ein vielangefochtenes Wirken, und der nunmehr Verstorbene hatte vielleicht nicht allzu viele Freunde. Aber auch diejenigen, die seiner Persönlichkeit mit Vorbehalt gegenüberstanden, wagten nicht, sein Talent anzutasten. Denn das Vorhandensein einer nicht gewöhnlichen Begabung schien allen über jeden Zweifel erhaben.

Er hatte allerdings eine Tribüne, von der aus das Wort weithin in die Lande hallte — die „Neue Freie Presse". Sie war für Österreich, was die „Times" für England. Und er hatte diese Tribüne bereits wohlgezimmert vorgefunden, als er vor 44 Jahren in das Blatt eintrat, das jetzt 57 Jahre zählt. Die publizistische Dynastie Walter steht nunmehr trotz Lord Northcliffe festverankert im Ansehen der Zeitgenossen als Herrin der „Times". — Noch jetzt ist sie in der Person Mr. John Walters als Chairman der „Times" an diesem Weltblatte beteiligt. Moriz Benedikt jedoch war ein Selfmademan — der Gründer seiner Dynastie, und aus der Hand des Vaters ging nunmehr das Zepter über in die seines einzigen überlebenden Kindes, seines Sohnes Dr. Ernst Benedikt, eines feingebildeten, auch literarisch und musikalisch bewanderten Mannes anfangs der 40er Jahre, der bereits seit 16 Jahren an der Seite seines Vaters Proben seiner Begabung als Leitartikelschreiber gab und nunmehr als Herausgeber und Chefredakteur zeichnet.

Moriz Benedikt war eine Individualität unter den Publizisten, wie denn auch die „Neue Freie Presse" eine Individualität unter den Zeitungen Mitteleuropas.

Sie ward im Jahre 1864 gegründet und stellte vom ersten Tage ihres Erscheinens an die liberale Richtung dar gegenüber jener staatlichen Bevormundung, durch die sich das Regime des alten Österreich auszeichnete. Alles, was durch Kraft und Glanz der Feder nicht in Österreich allein, sondern in allen deutschen Landen hervorragte, wußte die „Neue Freie Presse" unter ihre Fahne zu scharen. Dem Anreize, die Hörige der Regierung zu werden, widerstand sie tapfer. Als Benedikt, sehr jung und eben erst seinen juridischen Universitätsstudien in Wien entwachsen, in die Zeitung eintrat, sollte er bald Gelegenheit finden, auch seinen praktischen Sinn zu zeigen. Der österreichische Ministerpräsident Graf Taaffe, der Herr über die Zeitung „Die Presse" war, aus der dann durch den Exodus der begabtesten Mitglieder der Redaktion die „Neue Freie Presse" hervorgehen sollte, setzte alle Hebel in Bewegung, um in den Besitz der Mehrzahl der Aktien der „Neuen Freien Presse" zu kommen. Da war es der junge Moriz Benedikt, der die Mittel herbeizuschaffen wußte, um den Plan zum Scheitern zu bringen und der Zeitung, die bereits eines großen Ansehens und Einflusses sich erfreute, ihre bürgerliche Unabhängigkeit zu wahren. Benedikts Hauptbetätigung galt dem wirtschaftlichen Gebiete. Wenn er auch

Digitized by Google

in den letzten Jahrzehnten den Ehrgeiz hatte, sowohl die innere wie die äußere Politik als seine persönliche Domäne zu behandeln, so lag doch seine unbestrittene Begabung auf dem Felde des ökonomischen Publizisten, und auf diesem Gebiete hatte er weniger glänzende, aber zweifellos echtere Lorbeeren gepflückt als auf dem der inneren und der äußeren Politik. Er war der Vertreter des Kapitalismus gegenüber dem Sozialismus, der Verfechter einer deutschen Staatsleitung auch innerhalb des alten Österreich. Er machte immer deutsche Politik, insofern er an dem Bündnisse mit Deutschland nicht gerüttelt wissen wollte; er setzte sich aber auch allen Versuchen entgegen, das alte Österreich zu autonomisieren, zu föderalisieren, zu atomisieren, und nicht minder allem magyarischen Streben, Ungarn völlig unabhängig von Österreich zu machen und mit diesem ausschließlich durch das Band einer Personalunion zusammenzuhalten. In diesem Punkte kannte er keine auch noch so wohltätigen Zugeständnisse. Und darum fand er unter den Tschechen, die es nach einer Losreißung von der Wiener Zentralregierung verlangte und nach der Krönung des Kaisers von Österreich zum König von Böhmen, keine Sympathien für seine publizistische Betätigung. Ebensowenig aber bei den auf eine Zerreißung der österreichisch-ungarischen Armee in ein österreichisches Heer für sich und ein ungarisches für sich hinarbeitenden Magyaren. Nach vielen Fronten hatte er zu kämpfen. Und er kämpfte unablässig. Er war von eisernem Fleiße und von einer gesundheitsstrotzenden Arbeitskraft ohnegleichen.

Er lebte nur für das Blatt und errang viel Erfolge für dasselbe. Einmal interviewte er den Fürsten Bismarck, als dieser gelegentlich der Hochzeit seines älteren Sohnes Herbert mit der österreichischen Gräfin Hoyos in Wien weilte. Es war bereits nach der Entlassung Bismarcks. In dieser bedeutungsvollen langen Unterredung machte der Fürst schwere Ausfälle gegen die von seinem Nachfolger Caprivi eingeleitete auswärtige Politik, und er betonte, daß der Draht zwischen Berlin und Petersburg nicht abgerissen werden dürfe. Wilhelm II. sollte später diese Politik wieder aufnehmen, was sein jüngst erschienener Briefwechsel mit Nikolaus II. zeigt, hat es aber dabei zum Unheil Deutschlands nicht unterlassen, französischen Empfindlichkeiten nahezutreten und das mächtige England unablässig zu reizen. Benedikt hat — einflußreicher als viele Minister — in manche wichtige staatsmännische Aktionen eingegriffen, so als Mitglied einer Währungsenquête unter dem Finanzminister Steinbach gefochten für Einführung der Goldwährung in der alten österreichisch-ungarischen Monarchie und ebenso für den Ausgleich zwischen Österreich und Ungarn unter dem ungarischen Ministerpräsidenten Szell gute Anregungen gegeben.

Er war nicht nur der Herausgeber und Chefredakteur, sondern auch der Hauptschreiber der Zeitung. Noch bis eine Woche vor seinem Lebensende schrieb er fast Tag für Tag den Leitartikel seines Blattes, und da dieses in zwei täglichen Ausgaben erscheint, so geschah es nicht selten, daß er auch zwei Artikel im Tage abfaßte. In seiner Redaktion und in seinem ganzen Hause durfte kein Blatt vom Baume fallen, ohne daß er es befohlen hätte. Er hatte sehr

Digitized by Google

autokratische Neigungen, so daß er hätte sagen können: „La Neue Freie Presse c'est moi". Er war die lebendige Verwirklichung des „Sic volo, sic jubeo". Alles ordnete er in Selbstherrlichkeit an, ohne daß er etwa jemals Redaktionskonferenzen zusammenrief nach Art seiner Vorgänger oder von der Art, wie solche bei anderen großen Zeitungen, etwa bei der „Frankfurter Zeitung", gang und gäbe sind.

Ich weiß nicht, ob es als eine glückliche Einrichtung zu betrachten sei, wenn der Besitzer einer großen Zeitung auch ihr oberster Leiter und zugleich ihr Hauptschreiber ist oder wenn der oder jener Hauptschreiber einer großen Zeitung zugleich als ihr Chefredakteur fungiert. Schreiben und redigieren sind zwei heterogene Funktionen und nicht immer kompatibel. Der Leiter einer großen Zeitung ist eine Art Herrscher und sollte mit der ganzen Ruhe, Vornehmheit und Objektivität eines Herrschers ausgestattet sein, vor allem aber den Beiträgen, die in der Redaktion einlaufen, insbesondere den Artikeln seiner ständigen Mitarbeiter, das größte Wohlwollen entgegenbringen, was aber ausgeschlossen scheint, sobald er selbst als Primadonna die Feder führt. Ich sage nicht, daß der Chefredakteur einer Zeitung nie schreiben darf. Aber er soll seine Schreibkraft nur für die großen Gelegenheiten aufsparen und sein Talent und seine Fruchtbarkeit nicht in ewigen Kleinigkeiten verzetteln und mit zu großer Gier hinter jedem unbedeutenden Ereignisse einherlaufen. Moriz Benedikt war unermüdlich und unersättlich. Seitdem er vor 15 Jahren nach dem Tode seines Kollegen Eduard Bacher Alleinbesitzer der Zeitung geworden, gönnte er sich niemals mehr einen Urlaub. Wohl verbrachte er in der Zeit bis zum Kriegsausbruche mehrere Monate des Jahres auf dem 1000 Meter hohen Semmeringplateau, drei Eisenbahnstunden von Wien entfernt. Aber auch dort richtete er eine Art Villeggiaturfiliale der Zeitung auf, schrieb fast täglich seine Artikel, die durch den Fernsprecher in die Wiener Redaktion übermittelt wurden, wie er denn auch unablässig telephonisch nach Wien seine Anordnungen erteilte.

Bis zum Kriegsausbruche hatte er rastlos an der Hebung seines Blattes gearbeitet. Die Sonntagsausgaben mit ihren Beiträgen hervorragender Männer — nicht etwa deutscher Federn allein — waren reichhaltig und interessant, wie manche großen Revuen. Und namentlich die Oster-, Pfingst- und Weihnachtsnummern der „Neuen Freien Presse" enthielten ausgezeichnete Aufsätze aus aller Herren Ländern. Insbesondere waren die Spitzen der französischen schönen und politischen Literatur häufig zu Gaste geladen in den Spalten der „Neuen Freien Presse". Anatole France, Clémenceau, Pichon, Adolph Brisson, Capus und so viele andere. Max Nordau glänzte durch seinen vielseitigen kritischen Geist. Auch unter den ständigen Wiener Mitarbeitern waren Männer, deren Namen man mit Achtung in der ganzen Welt nannte. So der Musikkritiker Eduard Hanslick, der Feuilletonist Theodor Herzl, mit Nordau an der Spitze der zionistischen Bewegung stehend, die jedoch von der „Neuen Freien Presse" immer totgeschwiegen wurde. Männer, die lange vor Benedikts Alleinherrschaft bereits dem Redaktionsstabe des Blattes ange-

Digitized by Google

hörten. Überhaupt darf man nicht etwa der Vorstellung sich hingeben, daß Benedikt sich sein Nest erst habe bauen müssen. Als er in das Blatt eintrat und dort schnell zur Geltung gelangte, sorgten für die Verbreitung des Rufes der Zeitung bereits eine Anzahl erlauchter Geister: Nach den Gründern des Blattes — Friedländer, einem Verwandten Ferdinand Lassalles, und Etienne, einem Freunde Gambettas und ausgezeichneten Kenner Frankreichs, der klassisch schneidige Literatur- und Theaterkritiker Ludwig Speidel, der ätzende Humorist Daniel Spitzer, der ausgezeichnete politische Publizist Eduard Bacher. Letzterer wurde nach Etiennes Tod Herausgeber des Blattes, und ihm gesellte sich seit 1881 auch Benedikt zu, bis dieser nach Bachers Tod sich zum Alleinherrscher und Alleinbesitzer aufschwang, wenn auch das Unternehmen nominell eine Aktiengesellschaft blieb. Benedikt erweiterte und verstärkte in dem Blatte den Hang zum Sensationellen. Er beging manchen Fehler, der daraus resultierte, daß ihm der persönliche Verkehr mit der Gesellschaft abging. Er arbeitete so rastlos, daß er persönliche Beziehungen nur in geringstem Ausmaße pflegen konnte.

Er war durchaus altösterreichisch gesinnt in dem Sinne, daß die Monarchie als Ganzes erhalten würde. Und so hatte er Partei genommen gegen die irredentistischen Agitationen Serbiens, das auf Bosnien seinen lüsternen Blick geworfen, Italiens, das nach Trento und Triest auslugte, und Rußlands, das in Ostgalizien wühlte. Wohl begreiflich also, daß die heftige Sprache, die er gegen solche Bestrebungen in seinem Blatte führte, das sich durchaus solidarisch fühlte mit der Politik des Ballplatzes, der Erhaltung des Friedens nicht allzu förderlich sein konnte. Während des Krieges vertrat er die Politik der Bundestreue gegenüber Deutschland. Insbesondere unterstützte er den Grafen Czernin, dessen Talent er erkannte, dessen Charakter er aber überschätzte. Czernin setzte sich nun sehr ein für Benedikts Berufung als lebenslängliches Mitglied des Herrenhauses. Als einziger Zeitungsbesitzer saß dieser in den Reihen der österreichischen Lords, und zwar als Liberaler auf der Linken.

In seinen letzten Lebensjahren mußte er zusammenbrechen sehen alles, wofür er gestritten hatte: Die österreichisch-ungarische Monarchie, Österreich selbst, das Bündnis mit Deutschland, die kapitalistische Weltordnung in Mitteleuropa, den Glanz und den Wohlstand Wiens — auch das Herrenhaus, in dem er noch nicht einmal seine Jungfernrede gehalten hatte. Sogar die Zeitungsautokratie, denn der Sturm der Revolution fegte über alle Autokraten in Mitteleuropa dahin. Auch in die Zeitung ist die Institution des Betriebs- und Arbeiterrats eingedrungen.

Seine letzte Kraft galt dem Kampfe gegen die fiskalisch-unökonomische Finanzpolitik der republikanischen Regierung und namentlich dem Staatssekretär der Finanzen Dr. Reisch, der uns ein „Steuermann" dünkte nur im Sinne der Steuern, von denen er uns jeden Morgen ein neues Bukett bescherte, aber keineswegs ein „Steuermann" im Sinne des Piloten, der das Schiff der Staatswirtschaft durch die vielen Klippen zu steuern wußte.

Digitized by Google

Nave senza nocchier könnte man mit Dante von dem unglücklichen Österreich sagen. Der Kampf gegen Sozialisierung und Vermögensabgabe war einer der letzten Kämpfe Benedikts.

Dieser hatte viele Feinde. Auch der oben erwähnte Henry Wickham Steed zählte von dem vollen Dezennium her, das er als Korrespondent der „Times" in Wien verbracht hatte, nicht gerade zu den Freunden des nunmehr Verstorbenen, der sich allerdings mit dem Motto „Oderint dum metuant" über alle Gegnerschaft leicht hinwegsetzte. Aber auch Steed, der in seinem kurz vor Kriegsausbruch erschienenen Werke „The Hapsburg Monarchy" die „Neue Freie Presse" und deren Herausgeber wenig schmeichelhaft beurteilt, kann nicht umhin, von dem Blatte zu sagen: „Yet, despite defects, the ‚Neue Freie Presse' possesses one quality that distinguishes it advantageously from the bulk of its ‚Liberal' contemporaries. It stands for an idea and is not a mere contrivance for the sale of printed paper. Herein lies its force." [1] Und von Benedikt sagt er: „The editor-proprietor of the ‚Neue Freie Presse' is a journalist of genius — a tyrannical, vindictive genius, under whom his staff and many of his readers groan, but a genius nevertheless." [2]

Und das ist auch die Meinung aller der Gegner des Verstorbenen, daß er zu den größten Begabungen gehörte, welche die Publizistik der letzten Jahrzehnte hervorgebracht hatte.

Parlamentarische Sitten und Unsitten.

Ein alter Parlamentarier schreibt uns:

Die Klagen über den Niedergang unseres parlamentarischen Lebens wollen nicht verstummen, ja sie mehren sich noch immer, obwohl doch in keiner Zeit des deutschen Verfassungslebens das Parlament einen größeren Einfluß auf Gesetzgebung und Verwaltung ausgeübt hat als in unseren Tagen, wo die Volksvertretung, die auf Grund des freiesten Wahlrechts der Welt gewählt ist und darum in Wahrheit die Meinung des ganzen Volkes widerspiegelt, sich der hohen Verantwortung bewußt sein müßte, die ihr das Vertrauen der Wähler auferlegt hat. Aber davon scheint auch heute keine Rede zu sein, denn die parlamentarischen Sitten und Unsitten jener vergangenen Zeiten,

---

[1] Doch trotz ihrer Fehler besitzt die „Neue Freie Presse" eine Eigenschaft, die sie vorteilhaft unterscheidet von der Menge ihrer „liberalen" Zeitgenossen. Sie steht für eine Idee ein und ist nicht eine reine Vorrichtung für den Verkauf von bedrucktem Papier. Darin liegt ihre Macht.

[2] Der Herausgeber und Eigentümer der „Neuen Freien Presse" ist ein genialer Journalist — ein tyrannischer, rachsüchtiger Genius, unter dessen Joch seine Redaktion und viele seiner Leser ächzen, aber gleichwohl ein Genie.

Digitized by Google

in denen nur ein Scheinparlamentarismus in deutschen Landen herrschte, sind auch heute durchaus noch nicht ausgestorben: auch in den Parlamenten des neuen Deutschland sind stundenlange Dauerreden an der Tagesordnung, und dieses Redefieber steht in einem merkwürdigen Kontrast zu der Tatenlosigkeit, die das parlamentarische Leben unserer Tage kennzeichnet. Wieviele dringende Gesetze hat der Reichstag vor seiner jüngsten Vertagung unerledigt gelassen! Selbst das Gesetz, das den 11. August als Nationalfeiertag festzulegen bestimmt war, ist nicht zustande gekommen, obwohl dies in einem disziplinierten Parlament in wenigen Minuten hätte geschehen können.

Die Gründe dieser beklagenswerten Erscheinung liegen, wie mir scheint, tiefer. Sind sie noch eine Nachwirkung der großen Staatsumwälzung, die wir vor bald vier Jahren erlebt haben? Oder sind sie vielleicht durch den Alpdruck zu erklären, der auf dem deutschen Volke infolge der ununterbrochenen Vexationen lastet, denen wir bis in die jüngsten Tage ausgesetzt sind? Denn die Gründe für diese Erscheinung allein darin zu suchen, daß das demokratische Wahlrecht eine große Anzahl von Männern ins Parlament entsandt hat, die in ihrem engeren Kreise gewiß an der richtigen Stelle stehen mögen, die den parlamentarischen Pflichten aber nicht gewachsen sind und nun, um gewissermaßen diligentiam zu prästieren, durch Dauerreden die Geschäfte aufhalten — das dürfte doch verfehlt sein. Der Schreiber dieser Zeilen wohnte vor einigen Monaten einer solchen Dauersitzung des Reichstages bei, in der ein bekanntes Mitglied der äußersten Linken die Regierung heftig angriff und ihre Geduld und die des ganzen Hauses durch seine endlosen Tiraden auf eine harte Probe stellte. Unwillkürlich fiel ihm dabei eine Sitzung des Schweizer Nationalrates ein, der er im vorigen Jahre in Bern anwohnen durfte: es war geradezu bewundernswürdig, mit welcher Sachlichkeit die Vertreter der verschiedenen Parteien die Verhandlungen führten und zu einem guten Ende brachten, obwohl der Schweizer Nationalrat in drei Sprachen verhandelt, was den Gang der Beratungen doch einigermaßen erschwert.

Sollte eine solche rein sachliche Verhandlungsweise im deutschen Parlament überhaupt nicht möglich sein? Man darf die Hoffnung nicht aufgeben. Gewiß werden und müssen in großen politischen Fragen die Geister aufeinander platzen; das geschieht überall in der Welt. Um so mehr aber erscheint es als die dringendste Pflicht der Parteien, in allen Fragen, denen eine geringere Bedeutung zukommt, sich allen Haschens nach Sensation zu enthalten und rein sachlich zu verhandeln. Nur dann wird es möglich sein, die Geschäfte so zu fördern, wie es im Interesse des Volkes liegt und wie ich es in geradezu vorbildlicher Weise in der freien Schweiz habe beobachten können. Nur dann auch wird das Parlament sich des Ansehens erfreuen dürfen, dessen es nicht nur in seinem eigenen, sondern im Interesse des ganzen Vaterlandes bedarf. Die Zeiten, wo der deutsche Reichstag nur dadurch wirken konnte, daß er durch seine glänzendsten Redner und ihre eindrucksvollen Ausführungen die öffentliche Meinung zu gewinnen

Digitized by Google

suchte, sind hoffentlich für immer vorbei, und eine Partei, die die alten parlamentarischen Sitten und Unsitten, die der Vergangenheit angehören, wieder einführt, versündigt sich geradezu am Vaterlande. Nicht auf langes Reden, sondern auf entschlossenes und zielbewußtes Handeln kommt es jetzt an, und dieses entschlossene Handeln vermißt man leider.

Indes, diese Betrachtungen bedürfen noch einer Ergänzung. Die Erfahrung lehrt, daß die Dauerreden, die wir auch früher über uns ergehen lassen mußten, nur zu geeignet sind, das Haus nervös zu machen. Vor mir liegt der stenographische Bericht der drei Sitzungen vom 18. Juli, dem Tage, an dem der Reichstag in die Ferien ging. Man kann sich kaum die wüsten Schimpfworte vorstellen, die von hüben und drüben geschleudert wurden und die nur beweisen, wie erschreckend tief das parlamentarische Niveau gesunken ist, wie verwildert die parlamentarischen Sitten von heute sind. Ich weiß wohl, daß es auch früher im Reichstage stürmische Szenen gab, z. B. bei der Beratung des Zolltarifs oder der Lex Heinze. Aber sie lassen sich doch nicht im entferntesten mit denen vergleichen, von denen das Reichstagshaus heute widerhallt. Und wenn man auch für diese Verwilderung der parlamentarischen Sitten Entschuldigungsgründe anführen kann, wie den an dem begabtesten unserer Minister verübten Meuchelmord, über dessen Schändlichkeit die Erregung immer noch nachzittert: niemand wird doch dem Präsidenten Loebe widersprechen wollen, dem der Abgeordnete Stresemann „im Sinne aller Parteien" den geziemenden Dank dafür ausgesprochen hatte, daß er „in oft wildbewegten Sitzungen, bei denen die Geister hart aufeinander prallten, sehr oft durch Takt und Energie wie Humor verstanden" habe, die Verhandlungen zum Ende zu führen — niemand wird, sage ich, dem Präsidenten Loebe widersprechen wollen, wenn er in seinen Schlußworten unter anderem sagte: „. . . ich hoffe, daß unser Land wieder in Zeiten hineinkommt, in denen auch in diesem Hause die Erregung und die Gegensätze sich weniger hart widerspiegeln, die ja unser ganzes Land bewegen."

Geht diese Hoffnung in Erfüllung, dann darf man mit Gewißheit annehmen, daß der neue Reichstag trotz seiner demokratischen Zusammensetzung sich seiner Vorgänger würdig erzeigen und sich im deutschen Volke des Ansehens erfreuen wird, das der höchste Ehrenrat der Nation in jedem freien Staatswesen verdient.

Digitized by Google

Literarische Berichte

Studien über Alfred Rethel. Von Josef Ponten. Mit 16 Abbildungen auf Kunstdruckpapier. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Niemand hat heute so viel über Alfred Rethel studiert und an diesem Gegenstande gearbeitet wie Josef Ponten. In zehn Jahren erwachsen, bilden diese Studien, edel und zuchtvoll durch und durch, ein Werk von ungewöhnlich fester und reiner Faser, ahornweiß. Pontens Buch ist Zeugnisablegung einer innerlichen Wahrhaftigkeit und hoher Geistigkeit, die bezwingen, weil ein ganzer Mensch sich einsetzt, eine Persönlichkeit! In groß angelegten, aber genau und scharf eindringenden Aufsätzen werden zunächst die drei monumentalen Zyklen Rethels betrachtet: die epische, in Stationen zerfallende, geschichtsphilosophisch beleuchtete Reihe der Karlsfresken im Rathaus zu Aachen, die sechs balladischen Blätter des Hannibalzuges und der dramatische Totentanz, Rethels berühmtestes Werk. In dem folgenden Abschnitt, „Ueberschau und Versuch einer Wertung", gibt Ponten die kühne, zusammenfassende Beurteilung Rethels. Die „Ausleitung" beschäftigt sich des kürzeren mit Rethels Handzeichnungen. Der Zeichner Rethel ist Ponten „fast der liebste Rethel". 16 zum Teil ganzseitige Abbildungen der am wenigsten zugänglichen Bleistiftstudien und Oelgemälde Rethels bringt der letzte Bogen. Die nach- und mitschöpferische Liebe zu dem stammverwandten Meister, ehrfürchtig und furchtlos in einem, gibt dem nachgeborenen Dichter und Betrachter das Recht und schenkt ihm die Kraft, sich hoch an der Seite des Einsamen zu halten. Pontens Rethelstudien, lichtvoll, erschöpfend in meisterlicher Beschränkung als ein Werk der Kunstwissenschaft, sind zugleich erhebend und erschütternd zu lesen wie eine Dichtung des Lebens.

M. L.

Bismarck. Sein Leben und sein Werk. Von Gottlob Egelhaaf. 3, vermehrte Auflage. Stuttgart, Karl Krabbe Verlag (Erich Gußmann).

Daß eine neue Auflage des stattlichen Bandes in verhältnismäßig kurzer Zeit nötig wurde, ist der beste Beweis für die Volkstümlichkeit dieser Bismarck-Biographie, die mit starkem vaterländischem Empfinden und echter Begeisterung für ihren Helden sachliche Sorgfalt und schlichte, klare Darstellung verbindet. Es darf also der Hinweis auf das verdienstvolle Buch, den wir an dieser Stelle beim Erscheinen der zweiten Auflage brachten, wiederholt werden, wobei noch besonders erwähnt sei, daß Egelhaaf die in den letzten Jahren neu ans Licht gekommenen Quellen gewissenhaft herangezogen und in das Ganze der Biographie verarbeitet hat. Unter die Dokumente neu aufgenommen sind unter anderem die Briefe, die zwischen den Kaisern Wilhelm II. und Franz Josef nach der Entlassung und beim Wiener Besuch des Fürsten gewechselt wurden. Die Schreiben Wilhelms II. bilden vielleicht die vernichtendste unbewußte Selbstkritik, die je ein Briefschreiber über sich gegeben hat.

Romantik-Land. Ein deutscher Frühling in Wort und Bild. Ausgewählt und eingeleitet von Ludwig Benninghoff. Hamburg, Hanseatische Verlagsanstalt.

Das Buch ist für unsere Zeit ganz besonders bestimmt. Der Begriff Romantik ist darin nicht literarhistorisch gefaßt, sondern „seelisch". Der Herausgeber möchte durch diese Sammlung auf die deutsche Volksseele einwirken. Die Romantiker, „innerlich glühende", sollen uns zur Vaterlandsliebe entzünden. Zu dem Zweck hat Ludwig Benninghoff aus den älteren und jüngeren Romantikern, aus Goethe und den Freiheitsdichtern Poesien in Versen und Prosa ausgewählt. Diesen hat er zur Ergänzung 16 treffliche Bilder von Cornelius, Friedrich, Rethel, Schinkel, Schwind u. a. beigefügt. So will er durch Wort und Bild zur Wiedergeburt des deutschen Volks beitragen. Möge es gelingen!

Dr. Ernst Müller.

Die Gerechtigkeit. Von Max Rümelin. Tübingen, Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck).

Wann nennt man einen Menschen gerecht? Schüler pflegen an einem Lehrer nichts höher zu schätzen als die „Gerechtigkeit". Wann ist ein Gesetz gerecht? Alle Staatsbürger fordern gerechte Gesetze. In diesen beiden und in ähnlichen Fällen sind Unparteilichkeit und Sachlichkeit die nächsten Kennzeichen. Aber sie genauer zu bestimmen und mit einem positiven Inhalt zu erfüllen, ist schwierig. Keinesfalls kann „Gleichheit" den maßgebenden Gesichtspunkt bilden; suum cuique bedeutet nicht „jedem das gleiche", sondern „jedem nach Verdienst und Leistung". Vielmehr muß die Idee des Rechtes und der sittlichen Ordnung entwickelt werden, und zwar im Zusammenhang mit dem Vergeltungsgedanken, damit der Leitbegriff der Gerechtigkeit lebendige Anwendung finden könne. Rümelin spricht

Digitized by Google

über diese Dinge mit großer Freiheit und Sicherheit, mit Ausblicken auf wirtschaftliche und politische Verhältnisse, die weit reichen. Das Büchlein dürfte bei vielen unserer Leser Interesse finden. D.

Lustspielnovellen. Von Raoul Auernheimer. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Auernheimer erweist mit jedem neuen Werk immer stärker seine Meisterschaft in der Kleinkunst der Novelle. Diese Meisterschaft zeigt sich nicht nur in jeder einzelnen Arbeit, sondern auch in dem sicheren Stilgefühl, mit dem er die Farben solch eines bunten Novellenstraußes aufs feinste abtönt, aus dem Vielerlei eine Einheit formt, die der Titel aufs glücklichste zusammenfaßt. Dem letzten Bande „Maskenball", Novellen im Kostüm, folgen nun die „Lustspielnovellen", und es ließ sich für diese amüsanten Prosastücke kein treffenderer Name finden. Alle Vorzüge des guten Lustspiels, der witzige Vorwurf, die überraschende Pointe, der funkelnde, geistreiche Dialog und die Situationskomik vereinen sich mit der psychologischen Vertiefung und Stimmungsmalerei der Novelle. Der Dichter führt uns die vielverschlungenen Pfade in Eros' Reich, läßt uns tragikomische Abenteuer Unerfahrener miterleben, an kühnen Erlebnissen Vielerfahrener teilnehmen. Aber so Gewagtes er auch mit unnachahmlicher Wiener Grazie erzählt oder mit feinem, überlegenen Lächeln verschweigt, stets ist er der vornehme und geschmackvolle Künstler, bei allem geistreichen Spott der verstehende Mensch. Er sieht dem Spiel der Welt mit jenem Lächeln zu, das nur aus dem Grunde reifer Lebensbetrachtung und warmer Menschenliebe erblüht. So dürfen wir uns seiner neuen Gabe gerade in unseren schweren Tagen aufrichtig freuen. Fr.

Auslandsrätsel. Amerikanische und spanische Reisebriefe von Friedrich Dessauer. Josef Kösel & Friedrich Pustet, Kempten.

Seit einer Reihe von Jahren ist es Sitte geworden, von Zeit zu Zeit über das große Wasser zu fahren und Amerika neu zu entdecken. Von Goldberger, der das Schlagwort vom Lande der unbegrenzten Möglichkeiten prägte, über Fulda, der das Problem feuilletonistisch, und Holitscher, der es sozial anpackte, bis zu Kerrs neuesten paradoxen Purzelbäumen, hat noch keiner diese merkwürdig komplizierte Maschinerie völlig erfaßt. Wie sollten sie auch in wenig Wochen in sich aufnehmen, was der jahrelangen Durchdringung bedürfte! In die lange Kette des „Ich und Amerika" flicht sich das Buch des Frankfurter Röntgenologen Friedrich Dessauer mit wohltuender Bescheidenheit ein. Dessauer ist als einer der ersten nach dem Kriege hinübergekommen und er leidet noch ein wenig unter der Verblüffung, die chinesische Mauer wirklich durchbrochen zu haben. Er entdeckt kein Neuland, er löst keine „Auslandsrätsel". Oft Gesehenes, vielfach Ausgesprochenes wiederholt er liebenswürdig, formgewandt und dankbar. Zu dankbar für die Selbstverständlichkeit gastlicher Aufnahme. Und doch ohne jene Plastik, die einzig diesem selbstischen Volksgebilde gerecht würde. Seine Absicht, seinen Landsleuten die versperrten Pfade wieder zu öffnen, gelingt nicht, denn er findet nicht die Formel, die politisches und wesentliches Verstehen anbahnen könnte. Eine ansprechende Erinnerung für den Reisenden und seine Freunde, geben diese Briefe, die auch Spanien ein paar freundliche Seiten widmen, einer weiteren Oeffentlichkeit nur begrenzte Ausblicke. Sp.

Sommerhaidenweg. Neue Gedichte. Von Paul Wertheimer. Nikola-Verlag. Wien, Berlin, Leipzig, München.

In diesen Reifegedichten des bekannten Wiener Lyrikers und Novellisten hat starkes, nach Gestaltung drängendes Erleben eine künstlerisch-plastische Umkleidung von farbiger Bildkraft, Anmut, Fülle und Eigenart gefunden. Sommerlich stilles Leuchten über Strophen voll Tiefsinn und innerer Musik, Lieder eines hellenisch heiteren Genießers, der in befreiendem Kunstschaffen sieghaft das Leben zu deuten und zu bezwingen versteht. B. K.

Geschichte der Aufteilung und Kolonisation Afrikas seit dem Zeitalter der Entdeckungen. Von Paul Darmstaedter. 2. Bd. Geschichte der Aufteilung Afrikas 1870—1914. 8°. VIII und 176 S. Berlin, Vereinigung wissenschaftlicher Verleger.

Dieser zweite Band enthält im Gegensatz zum ersten nur die Geschichte der weiteren Aufteilung, da einerseits nach Ansicht des Verfassers die Geschichte der Kolonisation nicht mehr auf die gleiche Teilnahme wie bisher rechnen dürfte, andrerseits es in absehbarer Zeit sehr schwierig ist, das notwendige Quellenmaterial zu verschaffen. Trotzdem ist das Werk auch so ein Denkmal deutschen Gelehrtenfleißes, da es auf Grund eingehender Studien den Kampf der Großmächte um den großen afrikanischen Bissen aufrollt. Fällt doch in diese Zeit, um nur einige Hauptpunkte zu nennen, die Erwerbung von Tunis durch Frankreich, von Tripolis durch Italien und der Raub Aegyptens und der Burenstaaten durch England, endlich auch der Kampf um Marokko. Dazu enthält es für uns noch

Digitized by Google

mehr: die trotz ihrer Kürze so ruhmreiche Geschichte der deutschen Kolonisationstätigkeit in Afrika von 1883 bis zum letzten Heldenkampf Lettow-Vorbecks und zum Versailler Raubfrieden, aber wie Verfasser zum Schluß seiner gehaltvollen Arbeit mit Recht sagt: „Die Aufteilung Afrikas, wie sie in Versailles beschlossen wurde, wird ebensowenig von Dauer sein, wie die Aufteilung Europas." — ei —

Klassiker der Politik. Herausgegeben von Fr. Meinecke und H. Oncken. 6 Bände. Berlin, R. Hobbing.

Ueberaus begrüßenswert ist dies Unternehmen. Die Absicht ist, Anregung und Vertiefung zu geben dem heute so bitter notwendigen Nachdenken über den Staat, seine Aufgaben, Machtvollkommenheiten und Grenzen. Zu diesem Zweck werden Schriften einiger besonders hervorragender Vertreter der Staatslehre, die bisher nicht so bequem und allgemein zugänglich gewesen sind, in verhältnismäßig billigen Ausgaben der Oeffentlichkeit vorgelegt. Die Auswahl, die von den beiden Herausgebern getroffen worden ist, kann als sehr glücklich bezeichnet werden. Machiavell (Bearbeiter: v. Oppeln-Bronikowski), Morus (Ritter und Oncken), Pufendorf (Breslau), Friedrich der Große (Oppeln-Bronikowski und Volz), St. Pierre (Oppeln-Bronikowski und Michael) und W. v. Humboldt (Kähler) sind durch je einen Band vertreten. Dabei kam es darauf an, durch knappe und doch die wesentlichen Linien herausarbeitende Einleitungen mit der Gedankenwelt der Verfasser nicht nur bekannt zu machen, sondern sie auch an den ihnen zukommenden Platz innerhalb der allgemeinen Entwicklung der Staatslehre zu stellen; unter Umständen mußte der zuverlässige Wortlaut erst mühsam festgestellt und bei den im Original fremdsprachlichen Schriften auch die Uebersetzung geliefert werden. Die Art, wie die Bearbeiter diese Aufgaben gelöst haben, ist in fast allen Fällen geradezu vorbildlich. Damit bietet das Unternehmen speziell auch für den Unterricht ein höchst willkommenes Hilfsmittel. Es wäre dringend zu wünschen, daß der Verlag sich durch die Ungunst der Zeit nicht abschrecken läßt, das Begonnene weiter auszubauen und dieser ersten Reihe noch weitere anzufügen. W. W.

Die Herzogin von Langeais. Eugenie Grandet. Von Honoré de Balzac. Verdeutscht und mit einer Einleitung versehen von Max Hochdorf. Berlin, Deutsches Verlagshaus Bong & Co.

Ueber Balzac, den großen Sittenschilderer, und seine Werke braucht ja heute nichts mehr gesagt zu werden und ebenso nicht über die Erzählung „Die Herzogin von Langeais", die den Leser in die Kreise der hohen Aristokratie und die morschen Verhältnisse der ersten Gesellschaftskreise der französischen Hauptstadt führt, und „Eugenie Grandet", welche das Leben der Provinz schildert. Wir wollen nur hervorheben, daß Max Hochdorf die beiden Erzählungen vortrefflich ins Deutsche übertragen hat und daß das Buch vom Verlage sehr gut ausgestattet worden ist. H.

Sonette aus der Krim. Von Adam Mickiewicz. Nachdichtung und Vorwort von A. E. Rutra. (Kleine Rolandbücher, 11. Bd.). München, Roland-Verlag Dr. A. Mundt.

Diese Sonette gehören zum Bedeutendsten, was Mickiewicz, der große Klassiker der Polen, geschaffen hat, und überhaupt zum Wertvollsten der polnischen Literatur. Rutras Nachdichtung ist mehr als eine bloße Uebersetzung; er verstand es, sich in die Sprache des Dichters einzufühlen und den schwermütigen Rhythmus seiner Verse wiederzugeben. E. M.

Franz Brentano. Zur Kenntnis seines Lebens und seiner Lehre. Von Oskar Kraus. München, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung.

Dem vor drei Jahren verstorbenen großen Philosophen wird mit diesem Buch, von einem der Kundigsten geschrieben, die erste sachlich erschöpfende Würdigung zuteil. Da Brentanos Schriften nur einen kleinen Ausschnitt seines Gedankenwerks enthalten — vieles ist unveröffentlicht —, so können in der Tat bloß die ihm näher Stehenden über Werdegang, Inhalt und Ziel genauer unterrichtet sein. Dies ist bei Kraus in hervorragendem Maße der Fall. Noch zwei andere Philosophen sind an dem Brentano-Buch beteiligt. Von der Persönlichkeit des edlen, aus erlauchtem Geschlechte stammenden Mannes entwirft sein Schüler und Freund Karl Stumpf ein Bild in feiner Zeichnung. Ein zweiter Anhang bringt Erinnerungen aus der Feder Edmund Husserls. D.

Die Wataga. Ein Steppenroman aus der Ukrainerzeit. Von Viktor Menzel. Mit Bildern von R. Trache. Reutlingen, Verlagsbuchhandlung Enßlin & Laiblin.

Der Verfasser, der mit Gogol verglichen wurde, ist bereits als Lyriker des Ostens, als Historiker und Philosoph hervorgetreten. In dem vorliegenden Roman, der eine eigenartige wirkungsvolle Vereinigung von Abenteuer-, Seelen- und Kulturroman ist, bietet er im Rahmen einer wildbewegten, spannenden Handlung menschlich ergreifende und problemtiefe Lebensschicksale. Er weiß

Digitized by Google

prächtig zu schildern und stellt eine Reihe von Gestalten aus dem 17. Jahrhundert mit großer Lebenswahrheit hin, und ebenso malt er die Natur- und Völkerwelt Südrußlands mit großer Treue. Der Roman dürfte ebenso viele dankbare Leser finden wie der früher im gleichen Verlage erschienene „Die Schwurbrüder". H.

Nachrichtendienst, Presse und Volksstimmung im Weltkrieg. Von W. Nicolai. Berlin, E. S. Mittler u. Sohn.

Der Leiter der Abteilung III B des Generalstabs des Feldheeres, Oberstleutnant Nicolai, dem der Nachrichtendienst und die Beziehungen des Generalstabs zur Presse unterstellt waren, ist vielfacher Anfechtung ausgesetzt gewesen. Um so wichtiger ist es, daß er nun selbst über den deutschen Nachrichtendienst und über die Abwehr der gewaltigen feindlichen Spionage, sowie über die Beeinflussung der öffentlichen Meinung durch die Presse und über den „vaterländischen Unterricht" der Oeffentlichkeit Rechenschaft ablegt. Man erhält eine klare Vorstellung von dem ständigen Kampf, den die oberste Heeresleitung mit der schlaffen Reichsregierung um die Stärkung des heimischen Kriegswillens zu führen hatte, und erkennt, daß die angebliche Einmischung der obersten Heeresleitung in die Politik ihr dadurch aufgezwungen wurde, daß die berufenen Stellen versagten. E.

Die Technik in der Kunst. Von Dr. R. W. Schmidt. Aus der Reihe „Die Wunder der Technik", Verlag von Frankhs technischem Verlag, Dieck & Co., Stuttgart.

Es handelt sich hier um eine Sammlung von Bildnissen mit technischem Vorwurf, beginnend mit dem Transport eines Bildwerks bei den Assyrern und endigend mit zwei neuesten technischen Reklameplakaten. Die Verwendung von Kunstdruckpapier und Lexikonformat gestattete eine bemerkenswert gute Wiedergabe der Bilder. Auch deren künstlerische Auswahl befriedigt. Nur die aus dem Deutschen Museum stammenden wären besser durch andere ersetzt. Das Werk wird bei seiner guten Ausstattung nicht nur Technikern, sondern jedem Kunstfreund Freude machen. Man darf dem Erscheinen weiterer Bände dieser Reihe mit Interesse entgegensehen. Leicht ist diese Auswahl nicht. R. Weyrauch.

Echo. Kleine Lieder. Von Irene Heberle. Berlin-Zehlendorf, Fritz Heyder.

Zarte Gedichte einer poesiebegabten Frau liegen hier vor. Gatten- und Mutterliebe sind es vor allem, die sie verherrlicht. Es ist echt subjektive Lyrik, alles kommt bei ihr aus innerstem Herzen. Darum sprechen auch diese tiefempfundenen Gedichte wieder zum Herzen. E. M.

Leben und Treiben zur Urzeit. Von Dr. O. Hauser. Mit Bildern von Wilhelm Kranz, Wilhelm Kuhnert und Erich Sturtevent. (Bongs Jugendbücherei, Band 4.) Berlin, Verlag von Richard Bong.

Der Verfasser will bei den jugendlichen Lesern das Interesse an dem Werdegang und der Entwicklung des Menschengeschlechts in den frühesten Zeiten erwecken; die Jugend soll die allmähliche Entstehung der Kultur und wechselvollen Schicksale des Urmenschen im Laufe der Jahrtausende erfahren und zu einem Weltbilde gelangen, das den letzten Forschungsergebnissen entspricht. Dieses Ziel wird mit dem Buche durchaus erreicht werden, denn das Wissenschaftliche ist in eine so verständliche Form gebracht und die Darstellung ist so lebendig, daß der jugendliche Leser überall gefesselt und angeregt wird. Sehr wertvoll ist auch das Bildermaterial, das wesentlich zum Verständnis beiträgt. H.

Die deutsche Schulreform. Herausgegeben vom Zentralinstitut für Erziehung und Unterricht. Leipzig, Quelle & Meyer.

Ganz unabhängig von der Reichsschulkonferenz 1920, für die es ursprünglich als ein die Fülle der dort ihrer Lösung harrenden Probleme orientierend und grundlegend zusammenfassendes Handbuch gedacht war, hat dieses durch Klarheit und inneren Gehalt ausgezeichnete Werk bleibenden Wert für jeden Schulmann und Kulturpolitiker als Ratgeber für alle Fragen der deutschen Schulreform, ihre rechtlichen Grundlagen, die äußere und innere Einheit des Unterrichtswesens, endlich alle die Fragen, die Lehrer, Schüler, Elternbeiräte usw. betreffen. Männer vom Range Kerschensteiners, Karstädts, Pretzels, Carl Goetzes u. a. haben daran mitgearbeitet, und in jedem Abschnitt wird der Stand des behandelten Problems erörtert, werden die dazu gemachten Vorschläge übersichtlich zusammengestellt. Nichts wird dem Leser aufgedrängt: es bleibt ihm die volle Freiheit selbständigen Urteils gewahrt. H. Z.

Dionys-bácsi. Drei Novellen von Richard v. Schaukal. Braunschweig, Georg Westermann.

Die drei Novellen, meisterlich zueinander abgetönt, zeigen R. v. Schaukal als bedeutenden Sprachkünstler. Besonders in der dritten Arbeit „Die Krücke" legt er mit feinem Verständnis die sich wandelnde Psyche eines Mannes klar, den ein Unfall zum Krüppel machte. Mehr auf intimen

Digitized by Google

Reiz des behandelten Milieus als auf starke Handlung gestellt, beweist das Buch aufs neue das starke Können des Dichters. Sp.

Die Nibelungensage. Neu erzählt von Will Vesper. Mit vielen farbig getuschten Federzeichnungen von E. R. Vogenauer. Oldenburg i. O., Verlag von Gerhard Stalling.

Will Vesper, dessen Neudichtung der Tristan- und Parzivalsagen heute ein viel gelesenes Volksbuch geworden ist, hat nun auch die Nibelungensage in gleicher Weise erneuert. Aus den verschiedensten alten Quellen, den deutschen und den nordländischen, hat er ein neues geschlossenes Werk geformt. Es handelt sich also nicht etwa um eine bloße Nacherzählung, sondern um die Neuschöpfung eines Dichters, der bewiesen hat, daß er es wagen darf, das alte Sagengut neu einzuschmelzen und zu formen. Das neue Buch ist dem früheren ebenbürtig, und die vielen Freunde der Tristan- und Parzivalsagen werden wissen, was sie zu erwarten haben. H.

Gedanken zur neudeutschen Chinapolitik. Von Dr. jur. F. W. Mohr. Neuwied, Strüder.

Der frühere Direktor der Salzverwaltung der Provinz Schantung ist ohne Zweifel durch hervorragende Sachkenntnis berufen, über unsere Beziehungen zu China ein maßgebendes Urteil zu fällen, und er tut es im Hinblick auf die dringliche Notwendigkeit, diese Beziehungen sobald als möglich wieder aufzunehmen. China kann uns Erzeugnisse von höchstem Wert liefern, so die Sojabohne und die Erdnuß zur Fettgewinnung, und uns Industriewaren in beträchtlicher Menge abnehmen. Wie der Verkehr im einzelnen in Gang zu bringen ist, durch Reorganisation unserer Vertretung, Förderung des deutschen Schulwesens, Neugestaltung der Aufklärungsarbeit durch die Presse, darüber gibt Mohr sehr bebeachtenswerte, durchaus auf die Praxis gestützte Darlegungen, welche unsere verantwortlichen Stellen sich nicht entgehen lassen dürfen. E.

Luther und Kant. Von Dr. Br. Wehnert. Meerane, Herzog.

„Es hat uns schon lange einen Stich ins Herz gegeben, daß unser größter Philosoph mit unserem größten Theologen nur voneinander abgewandt, in der Geschichte des deutschen Geistes vor unseren Augen stehen soll." Das ist das Problem der vorliegenden Schrift. Einem einführenden Teil: „Zwei Alles-Zermalmer" folgen die Kapitel: Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft, Luther und der Kant der praktischen Vernunft und Luthers und Kants theoretische Philosophie. Die letztere bietet den Anknüpfungspunkt, der es ermöglicht, zu zeigen, daß Kants Philosophie vielfach Luthers Religion zur Voraussetzung hat. „Dem theoretischen Kant ist, ohne daß er es wußte und ahnte, der transzendente Luther vorhergegangen." — Störend und erschwerend sind in dem Heft die allzu vielen Gedankenstriche. Dr. W.

Neue Gedichte. Von Hans Böhm. München, Georg D. W. Callwey, Verlagsbuchhandlung.

H. Böhm, Gymnasial-Oberlehrer in Berlin, hat schon 1906 „Gedichte" erscheinen lassen, die durchweg eine gute Aufnahme fanden. Die neue Sammlung ist sehr umfassend, äußerlich und innerlich. Eine seltene Mannigfaltigkeit von Motiven und Tönen findet sich darin. Diese Gedichte sind ein „Abdruck einer interessanten Gemütslage und eines interessanten Geistes". Sie verraten ein ungewöhnlich starkes lyrisches Talent. E. M.

Gustav Rümelins politische Ideen. Von Otto Schnizer. Beiträge zur Parteigeschichte, herausgegeben von Prof. Dr. A. Wahl, Tübingen. Tübingen, J. C. B. Mohr (Siebeck).

In dankenswerter Weise veröffentlicht Professor Wahl eine Reihe von Arbeiten, die bei dem Fehlen einer wissenschaftlich begründeten Geschichte der einzelnen Parteien wenigstens Vorarbeiten dazu sein sollen. Auch die vorliegende Schrift — der Verfasser hatte sie als Doktorarbeit geschrieben, ist aber vor der Fertigstellung am 1. November 1914 gefallen — dient dem gleichen Zwecke und ragt desbalb über die Menge sonstiger Doktorarbeiten heraus, da sie ein zusammenhängendes Bild der Entwicklung der politischen Anschauungen des württembergischen Schulmannes G. Rümelin von seinen Anfängen 1848 bis zu seinem Tode 1889 bietet. Der geschichtliche Wert des Buches liegt hauptsächlich darin, daß wir besonders aus den bisher ungedruckten Briefen Rümelins an seinen Freund Kern sehen, in welcher Weise Rümelin, wie so mancher Süddeutsche (Triasidee!), die weitere Entwicklung der deutschen Einheit sich dachte und wünschte, bis Bismarcks Staatskunst einen gangbaren Weg fand. Schn.

Gott wird. Von Albert Sexauer. Konstanz, Reuß & Itta.

Sieben Predigten aus der freireligiösen Gemeinde Karlsruhe. Als Themata sind gewählt: Deutscher Glaube, Entwicklung, Das Ich und das All, Das Ich und das Du, Das Ich und das Selbst, Tod und Leben, Christus und wir. Packend sind

Digitized by Google

vor allem die Anfangsstücke. „Wir sind bewegt, alle, sind zutiefst erregt und erschüttert, ob es uns bewußt ist oder nicht. Aus aller Ordnung, aller Ruhe sind wir gerissen. Aber wenn es wahr ist, daß nur das Chaos den tanzenden Stern gebiert, wie Nietzsche sagt, so haben wir vielleicht ebendeshalb Hoffnung, heute mehr als je, zu leuchtender Klarheit zu gelangen mitten aus dem Dunkel der Sorgen und Kämpfe, das uns umgibt." Wärme und Kraft spricht aus manchen Darlegungen, die oft an frühere Mystiker, Eckehart, die „deutsche Theologie", Frank, Böhme, Hölderlin u. a. angelehnt sind. Und heute, wo Sammlung der Geister nötig ist und die Macht des Mammonismus und Materialismus sich derartig hervordrängt, muß man anerkennen, wieviel ideale Tendenzen hier vertreten werden. Aber neben der Zustimmung wird sich fast auf jeder Seite der Widerspruch regen. Man kann sich des Gefühls nicht erwehren, daß hier ein „Ersatz" dargeboten wird, der eben doch als solcher empfunden wird. Ob man innerlich warm werden kann bei den langen dogmengeschichtlichen Erörterungen der „Christuspredigt"? Darf man sich die Sache so leicht machen, das Christentum, zumal das evangelische, in einer Karikatur darzustellen, um es dann abzulehnen? Und tritt nicht statt wahrer Gottesverehrung Menschenverhimmlung ein, wenn es an einer Stelle heißt: „Die Kritik endete in unseren Tagen mit dem Werk eines Mannes, den Karlsruhe mit Stolz zu seinen Bürgern und unsere Gemeinde mit ganz besonderer Freude in engerem Sinn zu dem Ihrigen zählen darf, in der Christusmythe von Artur Drews." Gehört das in eine „Predigt"? Man muß die freireligiöse Bewegung und vieles in diesen Reden ernst nehmen. Aber was hier geboten wird, weist doch über sich selbst hinaus. Dr. W.

Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten)

Adolf, Eginhart, In der Mainacht. (Um 1910.) Aus dem Werke „Vom Erdenleben". Dützen in Westfalen, Verlag Rote Erde.

Becker, Dr. phil. John, Goethe und die Brüdergemeinde. Mit einem Geleitwort von Friedrich Lienhard. Neudietendorf in Thüringen, Verlag von Friedrich Jansa.

Belt, J. C. van den, Die ersten Wochen des großen Krieges. Lüttich/Marne-Ourcq/Tannenberg/Lemberg. Berlin, E. S. Mittler & Sohn.

Beyerlein, Franz Adam, Wetterleuchten im Herbst und zwei andere Novellen. (Reclams Universal-Bibliothek Nr. 6321.) Leipzig, Verlag von Philipp Reclam jun.

Bezzi, Giovanni, Il Pensiero Sociale di L. A. Muratori. Torino, Fratelli Bocca, Editori.

Boehm, Dr. Karl, Professor, Begriffsbildung. (Wissen und Wirken 2. Bd.) Karlsruhe i. B., G. Braunsche Hofbuchdruckerei und Verlag.

Bruhn, Dr. Christian, Lungenarzt in Hamburg-Reinbeck, Vom gesunden und vom kranken Tuberkulösen. Hamburg 35, Verlag Parus.

Budde, Karl, Ludwig Richter. Altes und Neues. Leipzig, R. Voigtländers Verlag.

Candill, Großvaters Garten. Magdeburg-N., Verlag von R. Zacharias.

Claudius, Matthias, Der Wandsbecker Bote im Bilderschmuck Ludwig Richters. Eine Auswahl von Karl Budde. Leipzig, R. Voigtländers Verlag.

Collenberg, Freiherr Ludwig Rüdt v., Die Deutsche Armee von 1871 bis 1914. (Forschungen und Darstellungen aus dem Reichsarchiv, Heft 4.) Berlin, E. S. Mittler & Sohn.

Conrad, Heinrich, Der Freiwillige Hofnarr. Memoiren des Peter Prosch, Handschuhhändlers aus Tirol. (Memoirenbibliothek V. Serie, 15. Band.) Stuttgart, Verlag Robert Lutz.

Deutsche Rundschau, Juli 1922. Herausgegeben von Rudolf Pechel. Berlin, Verlag Gebrüder Paetel (Dr. Georg Paetel).

Drews, Artur, Professor, Geschichte der Philosophie. IX. Die deutsche Philosophie der Gegenwart und die Philosophie des Auslandes. Berlin und Leipzig, Vereinigung wissenschaftlicher Verleger, Walter de Gruyter & Co.

Dünnhaupts Studien- und Berufsführer. Band 1: Geschichte. Von Dr. Kurt Jagow und Dr. Friedrich Matthaeius. Band 2: Psychologie und Psychotechnik. Von Dr. Fritz Giese. Dessau, C. Dünnhaupts Verlag.

Gaßner, Trude, Vom tiefen Leben. Leipzig, Tenien-Verlag.

Haake, Dr. Paul, a. o. Professor, Bismarcks Sturz. (Schriften der Historischen Gesellschaft zu Berlin, Heft 2.) Berlin, Weidmannsche Buchhandlung.

Digitized by Google

Hein, Alfred, Die Frauenburger Reise. Entdeckung einer ostpreußischen Landschaft. Mit Bildern von Franz Hein. Dresden und Leipzig, Verlag von Heinrich Minden.

Hein, Alfred, Der Lindenfrieden. Ein deutsches Liederbuch fürs Volk. Dresden, Verlag Heinrich Minden.

Hellweg, Westdeutsche Wochenschrift für Deutsche Kunst. 2. Jahrg., Heft 24—26. Essen, Verlag des Hellweg (Dr. Reismann-Grone).

Horneffer, Ernst, Professor, Die große Wunde. Psychologische Betrachtungen zum Verhältnis von Kapital und Arbeit. München/Berlin, Verlag R. Oldenbourg.

Jaeger, D. Dr. Paul, Festland, Wege zur Wirklichkeit. Stuttgart-Gotha, Verlag Friedrich Andreas Perthes A.-G.

Kielstra, Dr. J. C., Professor, Die niederländischen Kolonien in Süd-Ostasien im Weltverkehr. (Kieler Vorträge Heft 7.) Jena, Kommissionsverlag von Gustav Fischer.

Liebrich, Dr. Karl, Lebensleid und Liebe. Eine Philosophie des Herzens. Briefe an eine Freundin zur Ueberwindung des Individualismus. Stuttgart-Gotha, Verlag Friedrich Andreas Perthes A.-G.

Lotus-Blätter. Herausgeber: Otto Wilhelm Barth. 2. Jahrgang, Heft 1. München, Asokthebu, Otto Wilhelm Barth.

Moog, Dr. Willy, Die deutsche Philosophie des 20. Jahrhunderts in ihren Hauptrichtungen und ihren Grundproblemen. Stuttgart, Verlag Ferdinand Enke.

Nawiasky, Dr. Hans, Professor, Gesamtüberblick über das Deutschtum außerhalb der Reichsgrenzen. (Das Grenz- und Auslanddeutschtum, Heft 1.) München, Dr. Franz Pfeiffer & Co., Verlagsgesellschaft m. b. H.

Ottel, Klemens, Die Technik des wirtschaftlichen Verkehrs. Ein Handbuch der allgemeinen und internationalen Handelskunde des Waren- und Bankgeschäftes. Wien-Leipzig, Hölder-Pichler-Tempsky A.-G.

Oyama, Kotaro, Der Geist des absoluten Schicksals. Das Ideal des Lebens, der Politik, der Erziehung. Weinfelden-Konstanz, A.-G. Neuenschwandersche Verlagsbuchhandlung.

Picard, Emile, Discours et Mélanges. Paris, Gauthier-Villars & Cie.

Schotthöfer, Fritz, Sowjet-Rußland im Umbau. Frankfurt a. M., Frankfurter Societäts-Druckerei G. m. b. H.

Schütze, Friedrich, Jesus der Meister des Lebens. Breslau, Ferdinand Hirt.

Sering, Dr. Max, Geh. Reg.-Rat, Professor, Die Krisis der Weltwirtschaft und die auswärtige Wirtschaftspolitik. (Kieler Vorträge, Heft 6.) Jena, Kommissionsverlag von Gustav Fischer.

Sommer, Georg W., Der Künstlerprophet. Mit 2 Abbildungen nach Radierungen von Willy Jaekel. München, Asokthebu, Otto Wilhelm Barth.

Statistisches Jahrbuch für das Deutsche Reich. Herausgegeben vom Statistischen Reichsamt. Zweiundvierzigster Jahrgang 1921/22. Berlin W. 35, Verlag für Politik und Wirtschaft.

Stimmen des Orients. Monatsschrift für das geistige, kulturelle, politische und wirtschaftliche Leben der Völker des Morgenlandes. 1. Jahrg. M. 2. Herausgegeben in Verbindung mit mehreren Orientalen von Max Grühl. Kirchheim-Teck, Verlag: „Stimmen des Orients", Fr. Späths Nachf. Jos. Weixler.

Streeter, B. H., Prof., und A. J. Appasamy, Der Sadhu. Christliche Mystik in einer indischen Seele. Mit einem Geleitwort vom Erzbischof von Upsala. Stuttgart-Gotha, Verlag Friedrich Andreas Perthes A.-G.

Trendelenburg, Adolf, Goethes Faust, der Tragödie erster Teil. Berlin und Leipzig, Vereinigung wissenschaftlicher Verleger, Walter de Gruyter & Co.

Vom Kaiser in Doorn. Persönliche Erlebnisse und Betrachtungen einer Deutschen. Leipzig, Paul List Verlag.

Zähringer, Wilhelm, Mein Heidelberg. Wie es wurde und wie es ist. Mit 89 Abbildungen und 2 Plänen. Bühl (Baden), Verlag der Konkordia A.-G.

Rezensionsexemplare für die „Deutsche Revue" sind nicht an den Herausgeber, sondern ausschließlich an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart zu richten.

Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Justizrat Dr. A. Löwenthal in Frankfurt a. M.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten. Übersetzungsrecht vorbehalten.

Herausgeber, Redaktion und Verlag übernehmen keine Garantie für die Rücksendung unverlangt eingereichter Manuskripte. Es wird gebeten, vor Einsendung einer Arbeit bei dem Herausgeber anzufragen.

Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart

Digitized by Google

Steuer und Wirtschaft

Von

Reichsminister a. D. Dr. jur. Dr.-Ing. h. c. Scholz, M. d. R. u. d. R.-W.-R.

Das gewaltige Anwachsen aller sächlichen und persönlichen Kosten der Verwaltung, das chronische Defizit der Reichsbetriebe, besonders aber in riesenhaftem Ausmaß unsere Verschuldung gegenüber dem Ausland aus den Reparationsverpflichtungen haben in den letzten Jahren in immer steigendem Umfange die Finanzminister und Parlamente zu dauernd in Bewegung befindlichen Steuererfindungsmaschinen gemacht. Ob bei dieser unablässigen Tätigkeit einerseits die Steuergläubiger, andererseits die Steuerschuldner so behandelt worden sind, wie es ihrer Wirtschaft entspricht und frommt, erscheint zweifelhaft. Nur die Finanz- und Steuerpolitik ist gut, die die Wirtschaft der Steuergläubiger stärkt, ohne die Wirtschaft der Steuerschuldner allzusehr zu schwächen oder gar zu vernichten.

Was zunächst den Standpunkt der Steuergläubiger anlangt, so darf bei uns nie außer acht gelassen werden, daß wir außer mit Reich und Gemeinden noch mit dem Zwischenglied der Einzelstaaten zu rechnen haben, daß also in Deutschland die Verteilung des Gesamtsteuerertrages unter drei Hauptsteuergläubiger — ganz abgesehen von Provinzen und Kreisen — zu erwägen ist. Die Entwicklung hat immer mehr dazu gedrängt, daß das Reich, veranlaßt durch seine Geldnot, fast die gesamten Steuerquellen an sich gezogen hat, und daß Länder und Gemeinden im wesentlichen von Dotationen des Reiches, also von den Brosamen leben, die von des Reiches Tische fallen. Daß diese Entwicklung, ausgehend von der Erzbergerschen Steuerreform, eine unbedingt glückliche sei, wird schwer behauptet werden können. Sie hat einmal dazu geführt, daß Länder und Gemeinden die finanzielle Selbstverantwortung, ohne die eine geordnete und wahrhaft sparsame Verwaltung nun einmal nicht zu führen ist, mehr oder weniger verloren haben, und sie hat andererseits bewirkt, daß die verschwindend wenigen Steuerquellen, die Ländern und Gemeinden zur selbständigen Bewirtschaftung geblieben sind, von ihnen über Gebühr in Anspruch genommen werden mußten. — Man denke nur an die ungeheuerlichen Sätze der Gewerbesteuer in einer Reihe von Gemeinden, die geeignet sind, weite Kreise — insbesondere des gewerblichen Mittelstandes — zum Erliegen zu bringen.

Copyright 1922 by Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart

Digitized by Google

Die erste Forderung einer organisierten Steuerreform muß somit die möglichst reinlicher Scheidung der Steuerquellen zwischen den verschiedenen Steuergläubigern sein; mindestens wären an Länder und Gemeinden einige ertragreiche Steuergebiete zu eigenverantwortlicher Bewirtschaftung zu überweisen.

Zum anderen hat die überhastete, durch die immer steigende Geldkalamität des Reiches allerdings erklärliche Gesetzesmacherei auf steuerlichem Gebiete dahin geführt, daß wir eine schier unübersehbare Fülle verschiedener großer und kleiner Steuern besitzen, aus deren Wirrwarr kaum die zuständigen Finanzämter, geschweige denn die unglücklichen Steuerzahler noch herauskommen können. Nimmt man hinzu, daß alle diese Steuern sich im Ertrage gegenseitig Konkurrenz machen, d. h., daß immer eine von ihnen den Ertrag der anderen schmälert, und daß es unter ihnen eine ganze Anzahl gibt, bei denen der finanzielle Effekt kaum die Veranlagungs- und Erhebungskosten deckt, so wird auch hier die Forderung nach größtmöglicher Klarheit und Vereinfachung verständlich erscheinen. Ich würde es für durchaus im Rahmen des Möglichen liegend erachten und glaube, daß Steuergläubiger und Steuerschuldner dabei gut fahren würden, wenn man die Gesamtheit der zu erhebenden Steuern — abgesehen natürlich von Zöllen und Luxussteuern, die nicht rein finanziellen Zwecken dienen — auf die drei großen Gebiete: Einkommen, Vermögen und Warenumsatz zurückführte.

Der Gesamtertrag würde nicht geringer, der Verwaltungsapparat ungeheuer eingeschränkt und verbilligt, für den Steuerschuldner die Verständlichkeit und die Kalkulationsmöglichkeit in seiner eigenen Wirtschaft ganz wesentlich erhöht werden.

Abgesehen von der Gesetzgebung, hat auch die Verwaltung auf steuerlichem Gebiete zu Mißständen geführt, die von dem steuerzahlenden Publikum vielleicht noch stärker, weil unmittelbarer, empfunden werden. Die Konzentration fast der ganzen Steuerveranlagung und -erhebung bei den Finanzämtern hat dort so erhebliche Stockungen veranlaßt, daß nicht nur der Steuerzahler bei Abwicklung seiner Steuergeschäfte, sondern insbesondere auch der Steuerfiskus wegen monate-, ja jahrelanger Verzögerung in der Beitreibung der Gefälle wesentlichen Schaden erlitten. Der letztere Umstand ist aber nicht nur aus finanziellen, sondern auch aus politischen Gründen recht bedenklich. Denn in den Kreisen der Lohn- und Gehaltsempfänger setzt es nicht mit Unrecht böses Blut, daß ihnen zwar regelmäßig durch den Abzug vom Lohn oder Gehalt die Einkommensteuer im voraus einbehalten wird, während die übrigen Steuerzahler sie meist mit großer Verzögerung und zu einer Zeit, wo der Geldwert nicht annähernd mehr der gleiche als im Moment der Veranlagung ist, entrichten. Es war, verwaltungstechnisch gesehen, ohne Zweifel ein starker Fehler, im Augenblick tiefgreifender gesetzgeberischer Veränderungen auf steuerlichem Gebiete nun auch noch den Gesamtsteuerverwaltungsapparat grundlegend umzugestalten. So schwer es auch sein mag, die eingeleitete zentralistische Entwicklung in der Steuerverwaltung wieder rückwärts zu revidieren, so sehr wird

Digitized by Google

man doch im Interesse des Staates sowohl wie der Bürger überlegen müssen, ob nicht die Rückkehr zur Veranlagung und Erhebung mindestens einer Reihe von Steuern durch die unteren Verwaltungsbehörden (Kreise und Gemeinden) und die in soweit zu bewirkende Entlastung der Finanzämter allmählich dringendes Erfordernis wird.

Eine künftige Reform unserer Steuer- und Finanzgesetzgebung und -verwaltung würde somit unter dem Zeichen der ernstlichen Prüfung folgender drei Gesichtspunkte stehen müssen:

1. Möglichst reinliche Scheidung der Steuerquellen zwischen den drei Hauptsteuerträgern Reich, Staat und Gemeinde;
2. Vereinfachung unseres gesamten Steuersystems und Zurückführung auf möglichst wenige, aber ertragreiche Steuerarten;
3. Übertragung der Steuerveranlagung und -erhebung unter Abkehr von zentralistischen Bestrebungen an die unteren Verwaltungsbehörden.

Exzesse der sozialpolitischen Gesetzgebung

Von

Prof. Dr. H. Göppert, Wirklicher Geheimer Rat, Bonn

Es ist das Vorrecht der jungen deutschen Republick geworden, den mächtigen Impuls, den der Krieg der Sozialpolitik gegeben hat, in gesetzlichen Bestimmungen zu verkörpern. Ob ein den Krieg ohne schweren Schaden verlassendes kaiserliches Deutschland diesen Impuls nicht wirkungsvoller, weil ruhiger, gegenüber einer noch an staatliche Ordnung gewöhnten Arbeiterschaft und gestützt auf eine leistungsfähige Wirtschaft, zur Geltung gebracht hätte, ist heute eine müßige Frage. Nur das mag gesagt sein, daß diejenigen, in deren Händen früher die Vorbereitung der Gesetze lag, der Überzeugung waren, mit Beendigung des Kriegs vor einer Ära weitausgreifender sozialer Reformen zu stehen, der die noch bis kurz vor Kriegsende bestehende Gegnerschaft eines Teiles der Industrie kein Hindernis mehr würde bereiten können. Als der große Verfasser und Vollstrecker der kaiserlichen Botschaft vom 17. November 1881 nach Abschluß des Gebäudes der Sozialversicherung, den er nur unter vollem Einsatz seiner ganzen gewaltigen Persönlichkeit gegen Sozialdemokratie, Zentrum und Freisinn mit Hilfe der Konservativen, Nationalliberalen und der vom Zentrum abgesplitterten bayerischen Stimmen hatte durchsetzen können, vom langen Ringen ermattet, auch unter dem Einfluß des Kampfes mit der politischen Vertretung der Arbeiterschaft nicht mehr imstande war, sich den sozialpolitischen Forderungen einer mittlerweile herangewachsenen mächtigen Industrie zu assimilieren, da war es Deutschlands Unglück, daß sich kein zweiter Bismarck mehr fand, der die Gedanken und Forderungen des Februarerlasses Kaiser Wilhelm II.

Digitized by Google

durchzuführen vermochte. So erfolgreich auch Deutschland bemüht blieb, den Schutz der Arbeiter gegen die Gefahren ihrer Tätigkeit für Leib, Leben und Sittlichkeit zu vervollkommnen, das, worauf gerade die Februarerlasse mit besonderem Nachdruck hingewiesen hatten, die gleichberechtigte Stellung des Arbeiters als Gehilfen bei der Produktion, diesem Gebiet hielt sich die deutsche Gesetzgebung vor dem Kriege noch fern. Soweit nicht die Gewerkschaften, von denen auch die freien, der Sozialdemokratie affiliierten Gewerkschaften immer mehr aus Organen des so entsetzlich unfruchtbaren und doktrinären Klassenkampfs zu Organen der praktischen Sozialreform wurden, dem Arbeitgeber die Macht der geeinten Arbeiterschaft entgegenstellen konnten, blieb das Arbeitnehmerverhältnis das Objekt des freien Arbeitsvertrags, dessen Inhalt der wirtschaftlich Stärkere, der Arbeitgeber bestimmte. Die gesetzliche und zumeist auch tatsächliche wirtschaftliche Unterlegenheit und Abhängigkeit wurde auch durch die Arbeiter-Wohlfahrtseinrichtungen, in denen sich, wie in keinem anderen Lande, ein starkes soziales Empfinden der Industrie ausprägte, nicht aufgewogen. Wenn sich nun, als plötzlich schon die kommende und dann die erfolgreiche Revolution alle Hemmungen beseitigt hatte, eine gewisse Hast zeigte, die bisher noch klaffende Lücke auszufüllen, und dabei Übertreibungen nicht ausgeblieben sind, so ist das nicht wunderbar. Werden mit einem Male die Schützen hochgezogen, so stürzen die gestauten Wasser weiter in das Tal hinaus, als wenn sie immer im gleichmäßigen Laufe dahergeflossen wären. Wären nicht plötzlich alle Kräfte entfesselt worden, so würde heute vielleicht unser geschriebenes Arbeiterrecht nicht einen so großen Teil des so dickleibig gewordenen Reichsgesetzblattes ausfüllen, sondern wir würden die Zentralarbeitsgemeinschaft der Verbände der Arbeitgeber und Arbeitnehmer in ruhiger Arbeit dieselben Gedanken, aber mehr in Anpassung an unsere wirtschaftliche Lage und weniger schematisch im Wege der Vereinbarung verwirklichen sehen. Diese Zentralarbeitsgemeinschaft ist die größte soziale Tat seit Bestehen der Großindustrie, als welche man sie gepriesen hat, nicht geworden, weil sie zu spät, nämlich erst dann geschaffen worden ist, als die Erkenntnis des verlorenen Krieges und der heraufziehenden Revolution die Abneigung eines kleinen, aber einflußreichen Teils der deutschen Industrie beseitigt hatte, die schon zu Beginn des Krieges entgegengestreckte Hand der Arbeiterschaft zu ergreifen. Der große Industrielle, dem es im letzten Moment noch gelang, dieses Hemmnis zu beseitigen, war kurz zuvor noch einer der entschiedensten Vertreter des Standpunkts vom „Herrn im Hause" gewesen. Auch in der Industrie war das Führerproblem nicht rechtzeitig gelöst worden. Wir stehen heute vor der merkwürdigen und beängstigenden Tatsache, daß das gänzlich verarmte Deutschland in der sozialpolitischen Gesetzgebung, von Australien abgesehen, allen anderen Ländern voraus ist. Beängstigend deshalb, weil Sozialpolitik und Wirtschaft nicht gesonderte Wege gehen können, sondern eine erfolgreiche Sozialpolitik größten Stiles auf die Dauer nur auf der Grundlage einer reichen Wirtschaft geführt werden kann. Beängstigend namentlich für denjenigen, der in dem Knäuel von Gesetzen und Verordnungen trotz aller

Digitized by Google

Übertreibungen und trotz allem höchst bedenklichen Schematismus Gedanken verwirklicht findet, die einen Fortschritt für die Menschheit bedeuten und die deshalb nie wieder aus unserem Arbeiterrecht verschwinden dürften. Was seit dem 9. November 1918 auf diesem Gebiet geschaffen worden ist, konnte von unserer Wirtschaft nur ertragen werden, weil die Entwicklung der Valuta alle wirtschaftlichen Gesetze über den Haufen warf und Gewinne vortäuschte, denen gegenüber die Belastung durch die Sozialpolitik nicht zu Buche schlug. Betriebswirtschaft hat man unsere Wirtschaft genannt, und auf Betriebswirtschaft beruht auch das Gebäude unserer Sozialpolitik. Sieht sich, und das kann schon morgen sein, unsere Wirtschaft gezwungen, mit dem Auslande auf gleicher Basis zu konkurrieren und mit jedem Pfennig Produktionskostenersparnis zu rechnen, dann könnten die ihr aufgebürdeten sozialpolitischen Lasten eines Tages untragbar werden und es wird die bange Frage sich erheben, was von dem Erhaltenswerten noch erhalten werden kann. Übersteht Deutschland die einmal kommende Krisis als geordnetes Staatswesen, so wird der Konjunktursturz, wie das immer und überall der Fall war, auch die Stoßkraft der Arbeiterbewegung lähmen. Auf Erhaltung wird schließlich nur rechnen können, was sich einen sicheren Platz in dem Rechtsbewußtsein des Volkes erobert hat. Eine nicht auf rasche Beruhigung gärender Wünsche, sondern auf dauernde Schöpfungen berechnete Sozialpolitik hätte alles vermeiden müssen, was mit diesem Rechtsbewußtsein nicht vereinbar ist, namentlich vermeiden müssen, Einrichtungen, die an sich durch ein geläutertes Rechtsbewußtsein gefordert werden, durch Zusätze zu verderben, die diesem Rechtsbewußtsein zuwiderlaufen und dadurch nur zu leicht den dauernden Bestand des Ganzen gefährden. Ich meine das hier so viel angefochtene Betriebsrätegesetz. Nachdem nun einmal, wie zugegeben werden muß, der Ausbau der schon vor dem Kriege vorhandenen, während des Krieges durch das Hilfsdienstgesetz etwas verbesserten Einrichtung der Arbeiterausschüsse zu einer vollberechtigten Interessenvertretung der Arbeitnehmerschaft im Betriebe von der zu spät geborenen Zentralarbeitsgemeinschaft nicht mehr übernommen werden konnte, war dieses Gesetz notwendig und es konnte in seinen Grundzügen kaum anders lauten. Freilich setzt das Gesetz, um günstig zu wirken, nicht minder wie eine in dem Arbeiter den gleichberechtigten Gehilfen bei der Produktion achtende Arbeitgeberschaft eine besonnene, verantwortungsbewußte Arbeitnehmerschaft voraus. Wo diese Voraussetzungen gegeben sind, da hat das Gesetz schon bisher durchaus günstig gewirkt und es wird noch günstiger wirken, wenn eine dauernde Senkung der Konjunktur die Interessengemeinschaft zwischen Arbeitgeber und -nehmer stärker in das Bewußtsein der Arbeiterschaft einprägt. Seine größten Fehler sind, einmal, daß es der Arbeiterschaft zwar Rechte gibt, aber ihr überläßt, diese Rechte zu erweitern, also kein Gesetz des sozialen Friedens ist, sodann sein Name, mit dem es sich als Verwirklichung des Rätegedankens hinstellt. Im Grunde handelt es sich bei beidem um dasselbe. Der Rätegedanken in seiner noch nicht denaturierten Gestalt bedeutet die Übernahme der Produktionsmittel und der Leitung der Produktion durch die Arbeiterschaft der

Digitized by Google

Betriebe. Der Rätegedanke ist ein Raubtier, zwischen dem und unserer heutigen Wirtschaftsordnung, die in ihren Grundzügen zu respektieren die deutsche Gesetzgebung durch die Verfassung von Weimar verpflichtet ist, es keinen Friedenszustand gibt und das nicht dadurch besänftigt werden kann, daß man Einrichtungen, denen sein wahres Wesen fremd ist, „Räte" nennt. Der wahre Rätegedanke wird sich dann doch dieser Einrichtungen zu bemächtigen suchen, das vermeintliche Schaf im Wolfspelz sich nur zu leicht in das reißende Tier verwandeln, dessen äußere Hülle man ihm nur zu geben glaubte. Die Entwicklung muß nicht so laufen, aber die Gefahr, daß sie diese Richtung einschlägt, besteht; die Art, wie die Kommunisten die Betriebsräte als Gegenorganisation gegen die Gewerkschaften verwenden, sie nach den Worten Däumigs als Brandherde der Revolution ausnützen, zeigt, daß es sich hier nicht nur um theoretische Möglichkeiten handelt. In ihren gesetzlichen Rechten haben freilich die Betriebsräte wenig genug von dem ursprünglichen Rätegedanken an sich. Sie sind fast ausschließlich ausgebaute Arbeiterausschüsse mit bestimmten selbständigen Rechten zur Vertretung der Interessen und Forderungen der Arbeitnehmerschaft in bezug auf das Arbeitsverhältnis. Die sogenannte Mitwirkung bei der Leitung der Produktion beschränkt sich auf das Recht der Ratserteilung und kommt in der Praxis wohl wenig in Betracht. Aber an zwei Stellen zeigt das Gesetz doch ein anderes Gesicht, und diese habe ich als Beispiel von Exzessen der sozialpolitischen Gesetzgebung im Auge. Das sind das Recht des Betriebsrats, die Vorlegung der Bilanz auch bei solchen Unternehmen zu verlangen, die nicht zur Veröffentlichung der Bilanz verpflichtet sind, und das Recht, zwei Mitglieder in den Aufsichtsrat der Aktiengesellschaften usw. zu entsenden. Aus unserer Jugend erinnern wir uns aus Gustav Freytags Kaufmannsroman „Soll und Haben", wie der langjährige Vertraute des Hauses T. O. Schröter zurückschrickt, als Sabine das Geheimbuch der Firma vor ihm aufschlägt. Es handelt sich um das Geheimste der Firma. Und jetzt sollen Personen, die alljährlich wechseln, die nur ein sehr loses Band mit der Firma verknüpft, dieses Geheimste sehen. Es soll ferner durch die Aufsichtsräte, die zentralen Organe der Körperschaften, vor denen es kein Geheimnis in der Geschäftsführung geben dürfte, ein Zug rasch wechselnder Persönlichkeiten beginnen, die nicht das Vertrauen der Körperschaft zu verdienen brauchen. Gewiß gibt das Gesetz ein strafrechtlich geschütztes Schweigegebot. Aber eine bloße Strafvorschrift hat noch nie Geheimnisse gehütet, wo nicht Standesbewußtsein und Standeserziehung mitgewirkt haben.

Vergebens forscht man in den Gesetzmaterialien nach einer schlüssigen Begründung für diese exorbitanten Rechte. Der Betriebsrat bedarf der Bilanzeinsicht zur Erfüllung seiner Aufgaben, heißt es lakonisch, wobei es dem Divinationsvermögen des Lesers überlassen bleibt, die Beziehungen zwischen Aufgaben und Recht zu ermitteln. Noch eigenartiger aber berührt, daß es bezüglich der Entsendung von Betriebsratsmitgliedern in den Aufsichtsrat heißt: „Die Verleihung einer so weitgehenden Befugnis, welche das im allgemeinen gewährte Mitberatungsrecht in ein Mitbestimmungsrecht verwandelt, wird in

Digitized by Google

der Überzeugung vorgeschlagen, daß nichts so sehr die Arbeitsfreudigkeit, das Verantwortlichkeitsgefühl und das Interesse an der Hebung der Betriebsleistungen und des Ertrags zu steigern geeignet ist, als die verantwortliche Mitwirkung an der Leitung des Unternehmens und daß solche jeder äußerlichen Kontrolle bei weitem überlegen ist." Gut gebrüllt, Löwe!

Wenn man schon glaubte, eine, wie die Motive selbst sagen, so „grundlegende Neuerung" nicht mit Rechtsgedanken, sondern bloßen Zweckmäßigkeitserwägungen begründen zu dürfen, dann wenigstens doch nicht mit so handgreiflichen Unrichtigkeiten! Wie soll es die Kameradschaft, die 800 Meter unter Tage, über sich und unter sich den harten Fels, vor dem Kohlenstoß kauert, begeistern, daß oben im rosigen Lichte des Tages sich zwei Genossen hin und wieder mit anderen um einen grünen Tisch setzen dürfen? So spricht nur, wer das, was er denkt, nicht sagen will. Aber ein kleiner Hinweis findet sich doch in den Worten, daß diese Mitwirkung jeder äußeren Kontrolle überlegen ist. Das war auch die Methode der Räte, zunächst Kontrolle zur Vorbereitung der Übernahme der Macht. An diesen beiden Stellen zeigt sich der Pferdefuß, der wahre Rätegedanke kommt zum Vorschein. Das ist auch von unabhängigen Sozialisten bei den Reichstagsverhandlungen offen ausgesprochen worden: „Aber es handelt sich in dieser Frage (der Bilanzeinsicht) um ein Stück Klassenkampf. Wir lassen keinen Zweifel darüber, daß das nur der erste Schritt sein soll auf dem Wege der endgültigen Verwirklichung des Zieles, das dahin geht, daß die Arbeiterschaft selbständig die Produktion übernimmt und selbständig als Bedarfsproduktion durchführt." — „Wir können uns nur denken, daß nach dem Eintritt der Arbeiter in die Aufsichtsräte auch diese Instanzen als ein Kampfboden benützt werden, um weiter für ein wirkliches Mitbestimmungsrecht der Arbeitnehmer zu kämpfen. Es soll die Etappe sein zu dem höheren Ziele, daß die alleinige Bestimmung in der Produktion schließlich und endgültig denen übergeben wird, die die tägliche Arbeit leisten."

Es wird anders kommen. Wir haben auch viel von der Abschaffung einer Geheimdiplomatie gehört, erlebt haben wir sie bisher nicht. Die bisher nicht veröffentlichten Bilanzen werden, wenn die Betriebsräte von ihrem Rechte Gebrauch machen, nicht bleiben, was sie waren, nämlich der ernste Rechenschaftsbericht, den sich der Kaufmann selbst über den Erfolg der letztjährigen Tätigkeit ablegt, sondern wie die veröffentlichten Bilanzen nur das sagen, was zu sagen man für gut befindet. Die Aufsichtsräte, in denen die Betriebsratsmitglieder sitzen, werden zu blutleeren Organen werden, die sich auf formelle Erledigung der gesetzlichen Mindestaufgaben beschränken. Nicht zum erstenmal macht der Gesetzgeber die Erfahrung, daß die Erscheinungen des Wirtschaftslebens schwinden, wenn er sie mit seinen plumpen Händen zu fassen und Zwecken dienstbar zu machen sucht, die ihrem Wesen widersprechen. Mehr als die Wirkungen, die diese Rechte auf die betroffenen Unternehmungen haben werden, ist die Enttäuschung zu fürchten, die der Erfolg bei der Arbeiterschaft hervorrufen wird. Bei der Arbeitgeberschaft aber, auf deren überzeugte Mitwirkung das Gesetz zur Erreichung seiner sonstigen

Digitized by Google

Zwecke nicht zum wenigsten angewiesen ist, wird es der neuen Einrichtung keine Freundschaft erwerben, daß ihr aus politisch-taktischen Gründen Befugnisse verliehen sind, die das Rechtsbewußtsein des Kaufmanns verletzen. Es ist zu bedauern, daß der Reichstag, der zu dem von der Nationalversammlung beschlossenen Betriebsrätegesetz die Ausführungsgesetze zu erlassen hatte, nicht vermocht hat, den beiden Bestimmungen die Ausführung zu versagen. Wir aber wollen wünschen, daß sich diese Exzesse nicht später rächen. Dazu wird die Arbeiterschaft selbst am meisten beitragen können, indem sie von diesen Rechten keinen Gebrauch macht.

Aus dem Briefwechsel Emanuel Geibels mit Paul Heyse

Mitgeteilt von

Erich Petzet

Im Jahre 1852 war Emanuel Geibel, zwei Jahre später Paul Heyse, dem ehrenvollen Rufe des Königs Maximilian II. folgend, nach München übergesiedelt, dessen literarischer Blüte ihre Kunstanschauungen und ihre überragenden Persönlichkeiten das Gepräge gegeben haben. Bis 1868 währte, vielfach beneidet und bekämpft, aber doch erfolgreich sich durchsetzend, ihr gemeinsames Wirken; dann kehrte Geibel, der nach dem frühen Tode seiner jugendlichen Gattin nie mit dem Schauplatz seines kurzen Eheglücks und seines tiefsten Leids hatte verwachsen können, nach seiner Vaterstadt Lübeck zurück, wo er schon 1865, ein Jahr nach dem Tode seines königlichen Gönners Maximilian, sich mit seiner Nichte Berta und seinem heranwachsenden Töchterchen Marie ein neues Heim eingerichtet hatte, neben dem München nur auf ein bescheidenes Pflichtteil gesetzt wurde. Nicht nur innerlich, auch äußerlich war also die Loslösung Geibels längst vorbereitet, als jener Anstoß erfolgte, der endgültig seine Münchener Zeit zum Abschluß brachte. Als Wortführer der Bürgerschaft Lübecks hatte der alte Kaiserherold den Preußenkönig Wilhelm bei seinem Besuche in der freien Hansastadt mit dem Wunsche begrüßt,

Daß noch dereinst dein Auge sieht,
Wie übers Reich ununterbrochen
Vom Fels zum Meer dein Adler zieht.

Partikularistische Engherzigkeit nützte diese Verse zu einer gehässigen Hetze aus, und der jugendliche König Ludwig II. entzog, übelberaten und in seinem empfindlichen Herrschergefühl verletzt, dem Dichter in Ungnade die ihm seit 1852 gewährte Ehrenpension. Würdig antwortete Geibel. Sofort aber trat auch Heyse dem Freunde zur Seite und verzichtete freiwillig ebenfalls auf seinen königlichen Gnadengehalt, nicht um einer leeren Demonstration willen, sondern um die von König Maximilian niemals angetastete Freiheit seiner politischen Über-

Digitized by Google

zeugungen und ihrer offenen Aussprache gegen jede Bedrohung oder Anzweiflung sicherzustellen. Für ihn aber kam ein Fortgehen von München nicht in Frage. Im Frühjahr 1867 war ihm nach Jahren der Trauer um seine früh verstorbene erste Gattin Grete, geb. Kugler, ein neues Leben aufgegangen in der Begegnung mit der erst siebzehnjährigen, aber zu frühem Ernst gereiften jugendschönen Münchnerin Anna Schubart, die ihm als tief verstehende, fein empfindende und starkmütige Lebensgefährtin ein neues, dauerndes Glück schuf. Damit war sein Verhältnis zu München unlösbar geworden; mit dem alten Freunde aber blieb er bis zu dessen aufrichtig betrauertem Ende in reger Verbindung, die nicht nur den Faden gemeinsamer persönlicher Beziehungen weiter spann, sondern vor allem die oft erprobte Gesinnungsgemeinschaft in Fragen der Dichtung immer wieder bestätigte und wach erhielt. Aus diesem Briefwechsel, der in seinem vollen Umfang von 1848 bis 1884 im Herbst dieses Jahres im Verlag von J. F. Lehmann in München erscheinen soll, geben die nachfolgenden Briefe aus den Jahren 1868 und 1869 eine bezeichnende Probe. Sie zeigen die beiden Freunde an diesem Wendepunkt in der ganzen inneren Freiheit und vornehmen Überlegenheit, die sie befähigte, unberührt von aller äußeren Anfeindung oder Bewunderung, sich nur der selbstgewählten eigenen Lebensaufgabe hinzugeben, Heyse auf der Höhe seines reichen künstlerischen Schaffens, Geibel noch ungebeugt, aber unter dem wachsenden Druck unheilbaren, von ihm heroisch getragenen Siechtums, beide vorbildlich in der verantwortungsbewußten Reinheit ihrer Kunstanschauung, wie in der klaren Festigkeit des Charakters.

1.

Caro Ghibellino mio!

Daß Dir in meinem Hause eine neue Leserin geboren worden, wirst Du vielleicht schon erfahren haben.[1]) Alles steht gut, das Fräulein verspricht an Sanftmut ihrer Mutter gleichen zu wollen und schon früh sich zu denen zu gesellen, denen es Gott im Schlaf gibt. Ich atme nach banger beklommener Zeit wieder fröhlich auf, verdehne meine Tage auf den Lorbeeren meines tapferen Weibes und werfe mehr und mehr allen Ehrgeiz hinter mich.

Dies alles aber ist nicht der Anlaß meines Schreibens, sondern ein „höherer Auftrag", den ich mit alter klosterbrüderlicher Diplomatenmanier an Deine Adresse bringen will. Im Januar, von Berlin kommend, machte ich endlich einen nicht mehr zu umgehenden Besuch in Weimar. Es kam von neuem zu den Dir hinlänglich bekannten Erklärungen der Übersiedlungsfrage[2]) und ich erklärte dem gnädigsten Herrn, daß ich jetzt weniger denn je einen inneren oder äußeren Antrieb fühlte, München zu verlassen, daß ich aber, wenn irgend etwas

[1]) Am 6. April 1868 war das erste Kind aus Heyses zweiter Ehe, Marianne, geboren worden.

[2]) Vgl. Großherzog Karl Alexander und Paul Heyse in Bd. 43 (1918) der „Deutschen Revue", S. 226—234.

Digitized by Google

in meiner Lage sich ändern sollte, gern die so freundlich und beharrlich dargebotene Hand ergreifen würde. Nun besuchte mich vor acht Tagen W. Genast,[1]) der zum Schillertage in Wien gewesen war, und teilte mir mit, daß bei seiner Abschiedsaudienz zwischen ihm und dem Serenissimus die Rede gewesen sei, ob nicht Weimar ein für allemal zum Vorort der Schillerstiftung zu machen sei, und daß er (Genast) sich geäußert habe, um dies durchzusetzen, sei es erforderlich, aus Weimar wieder mehr als in den letzten Jahrzehnten einen Musensitz zu machen. Wenn z. B. wir beide dort hausten, werde es niemand befremden, Weimar an der Spitze der Schillervereine zu sehen usw. Der Großherzog habe ihn darauf in seine Verhandlungen mit mir eingeweiht und sich geäußert, Dich in Weimar zu haben werde ihm die größte Ehre sein; die Stellung, die Du irgend dort einzunehmen wünschtest, würde er Dir bereitwillig gründen, Dir jede Freiheit lassen und an Deine Person keine anderen Ansprüche machen, als die Du ihm freiwillig einräumtest. Aber so gern er Dir in jeder Weise entgegenkäme, könne er doch nicht eher Dich einladen, als bis er versichert wäre, keinen Korb zu bekommen.

Ich habe es also übernommen, Bester, bei Dir auf den Busch zu klopfen, Du hast vorläufig weiter keine Beschwerde als mir mit zwei Zeilen zu sagen, ob Du überhaupt gesonnen wärst, Lübeck zu verlassen, und etwa in der Weise, wie Du ein Münchner bist, ein Weimaraner zu werden, wobei es freilich doch wohl auf eine etwas brüderlichere Teilung des Jahres abgesehen wäre, da sonst Karl Alexander nicht zu seinem Schaden käme. Ich für mein Teil würde aufs dringendste zureden, wenn ich irgend dächte, daß ich im Lauf der nächsten Jahre Grund haben könnte, München zu verlassen. Aber so freundlich Weimar trotz des tiefen Schnees, der um die Dichterstandbilder gehäuft war, mich angesprochen hat, so frevelhaft finde ich's, aus ganz naturgemäßen gedeihlichen Verhältnissen mich ohne den Zug und Drang meines Genius herauszureißen, um eine Luft zu atmen, die mir vielleicht durchaus nicht zusagt.

Nun noch im Fluge, daß Adolfs „Verlobte"[2]) vorgestern in Szene gegangen sind und einen sehr angenehmen Eindruck gemacht haben, der sich noch verstärken wird, wenn bei der Wiederholung der Schluß des ersten Aktes glaubhafter herauskommt, wie es bereits im Werk ist. Freilich geht gerade der beste Duft einer so graziösen Arbeit verloren, wenn das meiste unter den Händen der hiesigen „guten Leute und schlechten Komödianten" ins Grobe und Schleppende verzerrt wird. Wie will man mit drei Proben die spielende Lebendigkeit erreichen, die hier den Ausschlag gibt! Dagegen war die Dahn-Hausmann[3]) unvergleichlich, und der zweite Akt hielt sich über mein Erwarten. Herzlichen Gruß

---

[1]) Wilhelm Genast (1822—1887), damals Staatsanwalt, später Ministerialdirektor in Weimar, hochverdient um die deutsche Schillerstiftung.

[2]) „Die Verlobten", Lustspiel von Adolf Wilbrandt.

[3]) Marie Dahn-Hausmann (1829—1909), seit 1849 eines der hervorragendsten Mitglieder der Münchener Hofbühne, seit 1853 vermählt mit dem vortrefflichen Heldendarsteller Friedrich Dahn.

Digitized by Google

von den „Untern".[1]) Das Oberhaus empfiehlt sich bestens. — Lieber Alter, Du fehlst mir sehr. Ich bastle in meinen verlorenen Stunden, deren ich täglich ein Dutzend habe, an alter Lyrik, schüttle Sprüche aus dem Ärmel, und könnte Dein Ohr so gut brauchen, von anderem Brauchbaren zu geschweigen.

Lebe wohl, grüße Tochter und Nichte und laß von Dir hören.

Dein

München, 16. April 1868. Paul Heyse.

*

Die Einladung Karl Alexanders blieb erfolglos, auch als das Verhältnis beider Dichter zu dem bayerischen Hofe im Herbste desselben Jahres sich löste. München ließ Geibel von dannen ziehen, und seine Freunde sandten ihm als Andenken eine Sammlung von Photographien seiner dortigen Getreuen nach. Lübeck aber empfing den endgültig in seine Vaterstadt Heimkehrenden mit festlicher Huldigung und Fackelzug und ernannte ihn zum Ehrenbürger. Nach den bewegten Wochen schrieb darüber Geibel an den Münchener Freund, das Haupt der „Krokodile", in deren Kreis sie beide so viele geistig belebte Stunden gemeinsam verlebt hatten:

2.

Lübeck, am zweiten Weihnachtstage 1868.

Schon öfters, lieber Paul, hatte ich in stiller Hoffnung nach den verheißenen Photographien ausgeblickt; nun ist mir das stattliche Album, das sie umfaßt, zur reizendsten Festgabe geworden. Mein Herz ist nicht eben vergeßlicher Natur, aber zu mancher Stunde tut es doch wohl, einen solchen Wegweiser zu besitzen, der in eine liebe Vergangenheit zeigt, und Du glaubst nicht, mit welcher Freude ich meine Erinnerung zwischen den goldgeränderten Blättern spazieren führe. Nimm denn selbst meinen herzlichsten Dank für das schöne Geschenk, und danke in meinem Namen den „Krokodilen" und allen Freunden, welche dazu beigesteuert haben! Daß selbst der kleine Muscheck[2]) nicht fehlt, von dem mir früher nie ein Bild zu Gesicht gekommen, hat mich wahrhaft gerührt. Von wem auch der glückliche Gedanke ausgegangen, er kannte die Stelle, wo ich sterblich war.

Nun laß mich aber auch gelegentlich durch ein paar Zeilen von Dir hören! Die Sache liegt jetzt anders wie früher, wo wir stets binnen nicht allzulanger Frist alles Erlebte mündlich nachholen konnten. Ich will ja keine Herzensergießungen, nur ein bißchen kleine Chronik, daß ich auch in der Ferne mit euch fortleben mag.

---

[1]) Die „Unteren" waren in dem Hornsteinschen Hause Frau Klara Kugler mit ihrem Sohn Hans und dessen Freund Adolf Wilbrandt, das „Oberhaus" die Familie Heyse.

[2]) Bruder der Schauspielerin Muscheck, späteren Frau Nachreiner, der Kinderrollen spielte.

Digitized by Google

Von mir wird wenig zu berichten sein, was Dir neu wäre. Du kennst mich hinlänglich, um zu wissen, daß es nicht meine Liebhaberei ist, als Löwe des Tages auf dem Bewunderungsstuhle zu sitzen, und wirst Dir daher selbst gesagt haben, daß ich nur über mich ergehen ließ, was unabweislich war. Daß mich bei allem dem das mir so herzlich entgegengebrachte Wohlwollen meiner Landsleute wirklich tief bewegt und erquickt hat, will ich nicht in Abrede stellen, zumal, da es sonst gar nicht in ihrer Art liegt, viel Wesens zu machen. Ich müßte überhaupt der undankbarste Mensch von der Welt sein, wenn ich mit meiner gegenwärtigen äußeren Lage nicht zufrieden sein wollte. Vermöchte ich mich nur des Gebotenen reiner zu erfreuen! Aber mein körperlicher Zustand ist leider elender denn je. Eine Reise nach Berlin, lediglich um Wilms[1]) zu konsultieren, blieb erfolglos. Er erklärte den Sitz des Übels für unerreichbar und vertröstete mich für das Frühjahr auf Kissingen. Aber bis dahin ist noch lange, und ich habe Tag für Tag schwer auszuhalten. Daß ich unter solchen Umständen nicht viel vor mich bringe, wirst Du begreiflich finden. Nur ein paar Lyrica sind entstanden, die Dir ihrer Zeit zu Gesichte kommen sollen. Und was treibst Du? Deine beiden Novellen im Salon[2]) habe ich gelesen: von der Entwicklung der ersten hätte ich mich gerne ein klein wenig mehr überraschen lassen; die zweite hat mich entzückt, sie gehört zu dem Schönsten, was Dir je gelang. Aber was ist aus der Vernunftgöttin[3]) geworden? Was macht Irmgard v. Hammerstein[4]), die ich Dir mit Freuden ein für allemal überlasse; ich weiß nicht, was mir jenen Abend in den Sinn kam. Wilbrandts „Narziß“[5]) habe ich zurückgelegt, bis ich ihn uno tenore lesen kann.

Das Blatt geht zu Ende, also nochmals: Schreib gelegentlich, daß wir nicht ganz außer Zusammenhang geraten! Zunächst aber grüße mir alle, die mir in München wert sind: Frau Klara und Frau Anna, Windscheids und Wilbrandt, die Krokodile und Dahns. Ich bin und bleibe in guten und schlimmen Tagen treu der Deine

Emanuel Geibel.

3.

München, 14. Januar 1869.

Deinen Dank an die „Krokodile“, liebster Geibel, habe ich erst heut vor acht Tagen in feierlicher Sitzung verkündigen können, da der Weihnachts- und Neujahrstage wegen zwei Teichabende ausfielen. Desto solenner war das Fest,

---

[1]) Robert Friedrich Wilms (1824—1880), Chirurg, seit 1862 Chefarzt des Diakonissenhauses Bethanien in Berlin.

[2]) „Die beiden Schwestern“ und „Die Stickerin von Treviso“ waren im 3. Bande des „Salon“ (1868) erschienen.

[3]) „Die Göttin der Vernunft“, Trauerspiel in fünf Akten von Heyse, erschien erst 1869.

[4]) Heyse hat diesen Stoff nicht bearbeitet; doch nahm ihn Wilbrandt auf, dessen historisches Schauspiel „Der Graf von Hammerstein“ 1870 erschien.

[5]) Wilbrandts Novelle „Narziß“ erschien zuerst in vier Fortsetzungen im „Salon“ (1868); sie spielt in Pompeji, dessen Untergang die letzte Entwicklung herbeiführt.

Digitized by Google

mit dem wir unser neues Jahr inaugurierten. Die gewöhnlich so seicht hinschleichenden Teichgewässer schwollen mächtig an durch einen wahren Wolkenbruch der muntersten Verse, die manchen unter uns, trotz der Schuppenhaut, bis auf das Gebein durchnäßten. Ich für mein Teil hatte ein satirisches Carmen geliefert, dessen Gegenstand ich selber war. Nachdem ich im Vorbeigehen auch die übrigen gestreift hatte, brachte ich eine Blumenlese aller landläufigen Phrasen zu Markte, deren meine intimen Feinde sich seit Jahren zu bedienen pflegen, so daß der gute Julius, der die Verse vorzutragen hatte, in eine edle sittliche Entrüstung geriet und das Blatt zuletzt tief empört auf den Tisch schleuderte. Daß die Enthüllung nicht lange auf sich warten ließ, kannst Du denken. Die Krone des Abends aber war ein Brunnenmodell unseres Knoll, eine Doppelherme, Du und ich mit einem Kranz bekrönt, jeder in die Muschel zu seinen Füßen seinen kastalischen Quell ergießend. Das Wie entzieht sich der näheren Beschreibung. Dazu bengalische Beleuchtung, feierliche Enthüllungsrede, großes Hoch und Jubelgelächter.[1]) Du hättest an allem Deinen Spaß gehabt.

Die ernstlicheren Huldigungen, deren Opfer Du gewesen, haben auch uns herzlich gefreut, so sehr ich es Dir nachfühle, daß Du sehr zufrieden bist, dies alles nun hinter Dir zu haben. Möchtest Du nur etwas körperliche Frische wieder gewinnen, um unter der Last der mit den Jahren sich häufenden Kränze den Kopf oben zu behalten. Ich habe ein gutes Zutrauen zu Kissingen. Wenigstens hält die Verjüngung, die sich Freund Melchior dort geholt hat, noch immer vor, und wenn eure Leiden auch verschiedene Ursachen haben, ist doch Wilms' Ausspruch immerhin gewaltig genug, um auch für Dich Hoffnungen auf diesen Jungbrunnen zu erwecken. Ich gehe im Mai mit meinem lieben Weibe nach Berlin. Es wäre schön, wenn man Dir dort begegnete und das Neueste in einer der dortigen Austernbänke behaglicher und ausführlicher austauschen könnte, als es schriftlich sich tun läßt. Denn gerade weil ich jetzt eine faule und nichtsnutzige Zeit habe und die Tage dieses Jahres gottsträflich verlottere, will auch meine Brieffeder nicht recht vom Fleck. Ich brüte über einem reizenden Schauluſtspiel,[2]) das eigentlich zum Gusse reif ist, aber immer noch auf die gute Stunde wartet. Die „Vernunftgöttin" habe ich zurückgezogen, da ich mich überzeugte, daß die Ziegler[3]) der Aufgabe nicht gewachsen wäre und auch die Männer nur um Gottes willen ihre Schuldigkeit getan haben würden. Das Stück, das aller Sentimentalität entbehrt und daher so gar nichts „Sympathisches" hat, kann nur wenigstens imponieren, wenn es in allen Teilen lebendig

[1]) Über dies Fest der Krokodile vgl. auch Heyses Jugenderinnerungen, 5. Aufl., Bd. 1, S. 233f. Der gute Julius ist der Dichter Julius Grosse (1828—1902), Knoll der Bildhauer Konrad Knoll (1829—1899), der Schöpfer des Fischbrunnens vor dem Rathaus in München, Melchior der Verfasser der „Erzählungen aus dem Ries" Melchior Meyr (1810 bis 1871).

[2]) „Ehre um Ehre", Schauspiel in fünf Akten.

[3]) Klara Ziegler (1844—1909) war 1868—1874 die Heroine des Münchener Hoftheaters.

Digitized by Google

wird. Deklamationen und grobe Kulissenkünste reichen dazu nicht aus. Vom „Rothmantel“ [1]) dagegen habe ich Besseres erlebt, als ich nach den Proben, die alles Flache und Rohe der Komposition bloßlegten, erwarten durfte. Er ist bereits viermal über die Bretter gegangen, was für hier nicht wenig ist, und ich habe wieder einmal erfahren, daß bei aller dramatischen Wirkung die Gunst des Stoffs drei Vierteile des Erfolges bewirkt. Übrigens dauert die „angenehme Temperatur“ des hiesigen Theaters erfreulich fort; denke, daß sie es sogar mit „Colberg“ [2]) wagen wollen, so spröde ich abgewehrt habe. Indessen haben wir auch das Preisstück [3]) genossen, ein wunderliches Werk, in jeder Ader strotzend von guter Laune, Geist und ungebundener Dichterkraft, das Ganze so unbeholfen, daß man sich fragt, wie ein solches Talent zu solchen Jahren (38) kommen konnte, ohne den Instinkt für das Dramatische auch nur notdürftig zu entwickeln. Wenn auch unverdauter Shakespeare die Hauptschuld trägt, bleibt das Problem dennoch rätselhaft.

An Deinen Muscheck (den Xaverl heißen sie ihn im Theater) habe ich selbst geschrieben und eine höchst orthographische Antwort davongetragen, die unter meinen Zimelien aufbewahrt wird.

Und was wäre nicht noch alles zu plaudern, wenn die Götter nicht den Schweiß vor die Tugend des Briefschreibens gesetzt hätten! Mein „Feenkind“ [4]) wird Dir nächstens erzählen, wo in den letzten Wochen des alten Jahres meine Gedanken verweilten. Daß die Trevisanerin Dir eingeleuchtet, war mir eine doppelte Freude, einmal weil sie mein Liebling ist, dann, weil ich sie gegen die „Unteren“ in Schutz zu nehmen hatte, die ihre Sittlichkeit anzweifelten. Sie soll nun auch freilich nicht in den Band „moralischer Erzählungen“ [5]); aber in dieser zugeknöpften Zeit tut ein freier Atemzug unsäglich wohl. Laß nun auch Du wieder von Dir hören, und bleibe eingedenk

Deines alten getreuen

Paul Heyse.

---

[1]) „Der Rothmantel“. Komische Oper in drei Akten nach Musäus' Volksmärchen von Paul Heyse. Musik von Georg Krempelsetzer.

[2]) Heyses vaterländisches Schauspiel „Colberg“, das meistgespielte seiner Dramen, wurde in München am 2. April 1869 zum ersten Male aufgeführt, nachdem es in Norddeutschland schon längst die Bühnen erobert hatte.

[3]) „Schach dem König“, historisches Lustspiel von Hippolyt Schauffert (1835—1872), das einen vom Wiener Burgtheater ausgesetzten Preis erhalten hatte.

[4]) „Das Feenkind“, Novelle in Versen, im Dezember 1868 abgeschlossen, erschien im 4. Bande des „Salon“ (1869).

[5]) Die immer wiederholten Vorwürfe wegen der „Unsittlichkeit“ seiner Dichtungen, die dazu nötige, sie in den „Giftschrank“ zu schließen, veranlaßten Heyse, damals (1869) einen Band „Moralische Novellen“ zusammenzustellen, dessen Inhalt („Vetter Gabriel“, „Die beiden Schwestern“, „Lorenz und Lore“, „Am toten See“ und „Der Turm von Monza“) auch den empfindlichsten Gemütern keinen Anstoß erregen sollte. An die Spitze aber stellte er als Einleitung einen Brief „an Frau Toutlemonde in Berlin“, in dem er ebenso anmutig wie nachdrücklich ein offenes Bekenntnis seiner Anschauungen über sittliche Freiheit und Verantwortung des Dichters ablegte und alle philisterhafte Engherzigkeit in ihre Schranken zurückwies.

Digitized by Google

Freundlichste Grüße von meinen Frauen und Wilbrandt, der allerlei Siechtum zu bestehen hatte, dabei aber frisch und fruchtbar ist.

4.

Lübeck, März 1869.

Lieber Paul!

Indem ich mich hinsetze, Dir zu Deinem Geburtstage einen herzlichen Gruß zu senden und bei dieser Gelegenheit einmal wieder Nachricht von mir zu geben, kommt es mir recht zum Bewußtsein, wie wenig ich erlebe, was der Rede Wert wäre. Man sagt zwar: Les jours se suivent, mais ils ne se ressemblent pas; mir aber gehen die Tage dahin, einer wie der andere, leider auch darin gleich, daß sie hauptsächlich aus den herkömmlichen Schmerzen, ziemlich mühseliger Arbeit und tiefer Erschöpfung zusammengesetzt sind. Allein ich will Dich mit keiner Jeremiade behelligen, sondern lieber sagen, daß ich den völligen Verzicht auf gesellige Abwechslung und die Beschränkung auf den allerengsten Kreis, die mein Zustand mir auferlegt, nicht allzu schwer empfinde. Du weißt ja, daß ich von jeher zur Gattung der Haustiere gehört habe; mit Berta lebt sich's herzlich und bequem, Marie blüht in der vollen Frische ihrer sechzehn Jahre, und ich will zufrieden sein, so lang ich noch hin und wieder in schmerzfreier Abendstunde mit einem alten Freunde oder bei einem Glase guten Weines aller Qual und Sorge vergessen kann.

Geschaffen habe ich freilich nicht viel. Die politischen Zustände sind nicht danach angetan, die glimmende Asche zur Flamme anzublasen, und zum Drama fehlt mir zur Zeit ein Stoff, der mich lockte und zugleich meiner Natur entspräche. Am liebsten würde ich mich einmal wieder im Lustspiel versuchen: wenn mir nur irgendwo eine an sich komische Fabel entgegenspränge, die nicht erst langen Ersinnens, sondern nur des Aufbaus, der Austiefung und der charakteristischen Belebung bedürfte! So brachte ich nur ein paar Balladen zustande, von denen Du die fertigste — Hans Wittenborg, der Bornholm vertanzt — nächstens im „Salon" finden wirst. Außerdem hab' ich eine altlübische Erzählung angefangen, die ich aber im Bewußtsein meiner schwachen Prosa mehr zur Stilübung als in Gedanken an das Publikum schreibe.[1])

Von Deinem „Feenkind" ist bis dahin keine weitere Kunde zu mir gedrungen; ich weiß nicht einmal, ob ich es auf den Brettern oder lediglich im Buchladen suchen soll. Wilbrandts „Novellen"[2]) habe ich mit lebhaftem Interesse gelesen: die mittlere gefällt mir am besten. „Die Brüder" sind ein fein ausgeführtes Kabinettstück, aber der Eindruck, den es zurückläßt, behält etwas Peinliches; „Reseda" setzt ergötzlich an und spinnt sich eine Weile äußerst behaglich fort. Schade, daß gegen das Ende hin das humoristische Element zurücktritt und der etwas theatralisch arrangierte Schluß die volle Heiterkeit nicht wiederbringt.

---

[1]) Diese Erzählung ist nicht erschienen.

[2]) Die erste Novellensammlung von Adolf Wilbrandt (1869) enthielt „Die Brüder", „Heimat", „Reseda".

Digitized by Google

Hopfens „Argen Sitten“ [1]) habe ich bei bestem Willen keinen Geschmack abgewinnen können. Dagegen empfehle ich Dir Karl Detlefs „Unlösliche Bande“, [2]) eine glänzend geschriebene Novelle, die nicht bloß durch die Wahl des Stoffs an Deinen Freund Turgenjew [3]) erinnert. An „Schach dem König“, das ich aufführen sah, habe ich mich wie Du aufrichtig ergötzt; nur traten wohl hier, bei mittelmäßiger Besetzung der Nebenrollen, die Mängel der ersten beiden Akte noch unverhüllter hervor.

Wenn Du im Mai nach Berlin gehst, so laß mich doch das Nähere wissen. Ich soll nach Kissingen, sobald es warm wird, es wäre zu hübsch, wenn wir uns treffen könnten; von dem, was uns zumeist beschäftigt, dem Unreifen, halb erst Fertigen, läßt sich ohnehin nur plaudern, nicht schreiben.

Perfall [4]) scheint ja rüstig vorzugehen. Ebenso Wolzogen in Schwerin, der sich gern an Neues wagt und über sehr respektable Kräfte zu verfügen hat, worauf ich Dich für vorkommende Fälle aufmerksam mache. Dagegen hör' ich von Weimar manches, was mich nicht bedauern läßt, daß wir ablehnten.

Und nun noch tausend Grüße an Dein Haus, oben und unten, und an den Teich! Verzeih diesen inhaltlosen Zettel, der nur ein Lebenszeichen sein soll, freue Dich Deiner gesunden Tage und vergiß nicht ganz Deinen alten Freund

Emanuel Geibel.

5.

München, 15. März 1869.

Es hat mich wahrhaft gerührt, mein Alter, daß Du der Märziden nicht bloß in Deinem lieben Gemüte, sondern auch mit der Dir so unlieben Feder gedacht hast. Der Tag begrüßte mich mit Deiner Handschrift, und da er sich eben neigt, habe ich kein dringenderes Bedürfnis, als Deinen Händedruck zu erwidern. Ich habe nicht eben den Brauch, mich in meinen Rück- und Vorgedanken an bestimmte besonders nachdenkliche Tage zu halten; ich fühle mich noch jung genug, daß jeder Tag in mir Epoche machen kann, wenn er sonst das Zeug dazu hat. Aber an diesem 39. Geburtstage, an der Schwelle des Schwabenalters, habe ich mich doch einiger Betrachtungen nicht erwehren können, unter denen der dankbar frohe Rückblick auf unser nun bald zur Silberhochzeit reifes, getreues Miteinanderausharren in guter und böser Zeit nicht die letzte Stelle einnahm. „Und so fortan,“ lieber Teurer! Auch wenn der sonst so volle Strom unseres Austausches, der freilich sommerlang unterirdisch fort-

[1]) Hans Hopfen, dessen Roman „Arge Sitten“ kürzlich erschienen war, gehörte zu den Krokodilen.

[2]) Karl Detlef ist der Schriftstellername von Klara Bauer (1836—1876), deren Romane und Novellen meist in Rußland spielen.

[3]) Schon 1854 hatte Paul Heyse Turgenjews „Tagebuch eines Jägers“ im „Deutschen Literaturblatt“ bewundernd angezeigt und war später mit ihm auch in persönliche Beziehungen getreten; die vierte Sammlung seiner Novellen ist Turgenjew zugeeignet.

[4]) Karl Freiherr v. Perfall (1824—1907) war seit 1867 Hoftheaterintendant in München, Alfred Freiherr v. Wolzogen (1823—1883) in Schwerin.

Digitized by Google

zufließen pflegt, jetzt in dünneren Bächen hinrieselt, wie es unser beider Art und Wesen mit sich bringt. Ich habe in den letzten Monaten weniger als sonst nebenausschauen können und fühle mich seit gestern in Wahrheit wie neugeboren, da ich einen Strich unter eine ziemlich frevelhaft vom Zaun gebrochene Novelle [1]) gemacht und doch erst vor 14 Tagen ein Stück — zwischen Lust- und Schauspiel — in zweiter Schrift beendet hatte. An beiden Arbeiten ist noch viel zu tun, zumal das Drama (Prosa, Zeit von Louis XV.), an dem ich, so gesund Fabel und Charaktere mir scheinen und der Wirkung schon in der jetzigen Gestalt versichert sein dürfen, noch einen nicht unwesentlichen Mangel im Organismus entdeckt habe. Ich bin aber herzlich froh, endlich wieder einen Schritt in die Bühnenwelt getan zu haben, wieder einmal auf Hochwild zu pirschen, nachdem ich lange nur Hasen und Hühner geschossen. Mein „Gold-Stück" [2]) glänzt mich so verlockend an, daß ich es kaum erwarten kann, bis ich alles Dazwischenliegende aus dem Wege geräumt habe. Der Aufbau, jetzt in fünf sehr lebhaft bewegten Akten, hält mir Stich, in so mancher Stimmung ich ihn auch von allen Seiten betrachten mag. Und ich denke diesmal endlich etwas zu schaffen, was zugleich der Bühne und dem Poeten genugtut und durch Stoff und Schärfe der geistigen Intentionen ebenso auf die Modernen wirkt, wie es uns Idealisten aus der alten Schule durch die Form naherücken soll.

Dieser Brief und sein Schreiber sind inzwischen ein paar Tage älter geworden, und da Briefe nicht vom Ablagern besser werden, will ich nur noch in Kürze das Nötigste hinzufügen. Zunächst das lange versprochene Kärtchen meines lieben Weibes, unter den jüngsten Aufnahmen die mindestbeliebte, daher sie mir allein noch übriggeblieben ist. Ich schicke sie Dir „auf Abschlag". Vielleicht führt uns der Mai zusammen und Du kannst Dir dann eines der anmutigeren Exemplare dagegen eintauschen.

Dann muß ich noch sagen, daß Du das „Feenkind" weder auf den Brettern noch im Buchladen zu suchen hast, sondern im Lauf des Sommers an unsrer gemeinsamen fireside im „Salon". Ich selbst habe kein gutes Gewissen in betreff dieses Kindes. Es ist so ein Treppenstück, so ein Schrankstück [3]) in der Seeoner Badelaune auf fauler Bärenhaut halb im Schlaf gezeugt. Wie es hernach denn doch ans Licht drängte, erschrak ich ob seiner mancherlei Schäden und Gebrechen, die um so fühlbarer werden, da eine Ähnlichkeit, nur in der Komplexion freilich, mit der älteren Schwester Zyprischer Abkunft [4]) nicht zu verkennen ist. Nun will ich sehen, was Du dazu sagst. Hundertmal habe ich mir

---

[1]) In der Zeit vom 6. bis 15. März 1869 war die Novelle „Der verlorene Sohn" entstanden.

[2]) Das Schauspiel „Gold" wurde schließlich von dem Dichter verworfen und nicht veröffentlicht.

[3]) So nennt in Shakespeares „Wintermärchen", Akt 3, Sz. 3, der alte Schäfer Perdita, von der er glaubt, sie sei die Frucht eines leichtfertigen Liebesverhältnisses.

[4]) „Die Braut von Cypern", eine heitere Novelle in Ottaverime, war schon 1856 erschienen.

Digitized by Google

zugeschworen, aus Müßiggang keine Verse zu machen, da dieser Leichtsinn sich hernach aufs Schwerste zu rächen pflegt, und immer wieder folge ich, „wenn mich die bösen Ottaverime locken". Über Wilbrandts Novellen bin ich ganz Deiner Meinung, die mittlere scheint mir die vollendetste. Was den Stil betrifft, bewundere ich Nr. 1 am höchsten. Immer aber bis jetzt überwiegt mir in seinen Sachen die Behandlung über den Stoff, die Erfindung, das Thema. Gerade für den Novellisten ist es entscheidend, Probleme, oder, um jedes Mißverständnis auszuschließen, Fabeln zu finden, die in ihren gröbsten Grundlinien etwas Spezifisches haben, das sich der Erinnerung mit Macht einprägt, nach der heiteren oder ernsten Seite. Und dann diese einfachen Grundlinien möglichst rein wirken zu lassen, möglichst wenig durch bauschigen Faltenwurf oder lyrisches Helldunkel zu verhüllen, scheint mir das Ziel, dem wir, nach so viel üblen Manieren, die durch unsere Romanweitschweifigkeit auch in die Novelle eingedrungen sind, mit aller Entsagung wieder nachstreben sollen. Ich werde mit jeder neuen Aufgabe der Art immer einfacher, ja nüchterner, und finde, daß nur die meiner Arbeiten mir selber auf die Länge stichhalten, in denen ich mich vor allen färbelnden Palettenkniffen am sorgfältigsten gehütet habe. Aus der Photographie wieder zur einfachen Radierung zurück, oder wir verlieren auch auf diesem Gebiet alle Frische der Empfindung, wie wir sie bei der übertriebenen Illusion der Bühnenwirkung im Drama fast schon verloren haben.

Von Anderem ein andermal. Daß wir in Gefahr standen, Windscheid[1]) zu verlieren, ihn aber glücklich noch einmal uns erhalten sehen — durch ungewöhnliche Gnadenwirkungen von hochoben — haben die Zeitungen Dir bereits gemeldet. Mir wäre es ein unersetzlicher Verlust gewesen.

Herzlichstes von Haus zu Haus. Alles ist wohlauf und wünscht Gutes von Dir zu hören, wozu Kissingen das Beste tun möge.

Treulich Dein alter

Paul Heyse.

6.

Carolath, 7. August 1869.

Wie gerne, liebster Paul, möchte ich Dir bei dem schweren Schlage, der Dein junges Glück getroffen,[2]) ein tröstliches Wort senden! Aber ich fühle nur allzu tief mein Unvermögen, und kann Dir daher nur aus der Ferne die Hand drücken und Dir sagen, daß ich in herzlicher Teilnahme Eurer Trauer gedenke.

Du hättest schon längst wieder von mir gehört, wenn sich mir nur irgendein erquicklicher Anlaß zum Schreiben geboten hätte. Allein mein Leben ist arm an dergleichen, und der Schleier, den das peinliche Siechtum darüber spinnt,

[1]) Bernhard Windscheid (1817—1892), der berühmte Jurist, stand unter den Gelehrten Münchens Paul Heyse wohl am nächsten. Er lehnte im März 1869 den an ihn ergangenen Ruf nach Leipzig ab, folgte aber später (1871) einer Erneuerung desselben.

[2]) Am 27. Juli 1869 war Heyses Töchterchen Marianne nach ganz kurzer Krankheit plötzlich gestorben.

Digitized by Google

wird immer dichter und beklemmender. Den Versuch, mir durch Kissingen aufzuhelfen, muß ich nun auch wohl als gescheitert ansehen; es scheint, als habe die winterliche Kälte, die uns dort plötzlich im Juni überfiel, alle gedeihliche Wirkung des Brunnens zuschanden gemacht. Wenigstens hat sich mein Zustand nach der Kur eher verschlimmert als gebessert, und an die leidigen Vertröstungen auf nachträgliche Erfolge wage ich nicht mehr zu glauben. Jetzt bin ich seit anderthalb Wochen mit Berta und Marie hier in Carolath,[1]) um Landluft zu genießen, aber trotz der liebevollen Rücksicht und Pflege, die mir zuteil wird, und trotz des nichtswürdigsten Müßiggangs, dem ich mich auf ärztlichen Befehl hingebe, will es in keiner Weise vorwärts. Im September soll ich in Travemünde warme Seebäder gebrauchen und abermals Kissinger trinken. Gott gebe, daß endlich einmal etwas anschlägt, sonst weiß ich kaum, wie ich die Beschwerden des Winters überstehen soll.

Den 8. August. Unterwegs habe ich Deine „Moralischen Novellen" gelesen. Das Vorwort ist reizend und Vetter Gabriel allerliebst. Im übrigen halte ich es mit der „Stickerin" und dem Giftschrank. Desto aufrichtiger ergötzte ich mich an dem „Feenkinde", dessen liebenswürdiges „Stanzengeplätscher" mir alles zu übertreffen scheint, was Du bis dahin in dieser Art geschaffen. Man sollte überhaupt in dieser Zeit, wo die ganze Literatur in breiten Bettelsuppen auseinanderzugehen droht, wieder mehr in Versen erzählen. Die vortrefflichste Prosageschichte behält, wenn Du sie der Probe des lauten Vorlesens unterwirfst, immer ein gewisses unkünstlerisches Element: das Stoffliche schmeckt durchaus vor, während erst in der reinen Form Inhalt und Behandlung zu vollkommener Gleichberechtigung gelangen. Und was machen Deine Dramen? Wenn Du etwas vollendet hast, so schick' es mir doch im Bühnenmanuskript. Solche Gabe schafft mir noch immer eine helle Stunde: Du findest kein dankbareres Publikum. Hast Du Dir einmal die Geschichte des Deutschen Ordens, die mich in letzter Zeit mehrfach beschäftigte, auf tragische Stoffe angesehen? Mir däucht, da wäre allerlei zu finden, so episch sich die Dinge auf den ersten Blick ausnehmen.

Mit Wilbrandt geht es ja munter vorwärts. In Kissingen erzählte mir Rettich,[2]) daß „Unerreichbar" auch in Wien mit bestem Erfolg gegeben sei, und den „Narziß" habe ich mit wahrem Genusse gelesen: die prächtige Novelle erinnerte mich, bei tieferem ethischem Gehalt, durch die Äußerlichkeiten des Stoffs und noch mehr durch den Reichtum der Farbengebung an Kleists „Erdbeben von Chile". Jetzt bin ich eben dabei, den „Coriolan"[3]) abends aktweise

---

[1]) Mit dem Fürsten Heinrich v. Carolath und seiner zweiten Gemahlin verband Geibel seit vielen Jahren eine nahe Freundschaft, die auch nach dem Tode des Fürsten (1864) von seiner Witwe in der feinfühligsten Weise weitergepflegt wurde.

[2]) Karl Rettich (1805—1878), Schauspieler am Burgtheater in Wien, der Gatte von Julie Rettich.

[3]) In der von Bodenstedt geleiteten Sammlung neuer Übersetzungen der Dramen Shakespeares (1866—1872) hatte Wilbrandt den „Coriolan" übernommen.

Digitized by Google

vorzulesen, und bewundere neben der Gewalt des Dichters die musterhafte Arbeit des Übersetzers. Das ist doch deutsch, während man sich an den unverdauten Anglizismen der Tieckschen Ausgabe die Zähne zerbricht!

Dieser Tage, als ich die nachgelassene Bibliothek des Fürsten durchstöberte, fiel mir Dein „Jungbrunnen“ [1]) in die Hand. Ich kann Dir nicht sagen, welch ein Hauch glückseliger Jugend mich aus den verschollenen Blättern anwehte und wie mich bei „Fedelint“ und „Funzifudelchen“ aller Zauber der Erinnerung überwältigte.

Ach, wer bringt nur eine Stunde
Jener holden Zeit zurück! — —

Tausend Grüße an die Deinigen, Frau Klara, Wilbrandt, Windscheid! Lebe wohl und halte Dich aufrecht. Ich will versuchen, dasselbe zu tun.

Treu der Deine

Emanuel Geibel.

Monte Cassino

Von

Robert Kohlrausch

Ein stiller Mittag im hellen Frühling lag über der Welt, als wir die Höhe des Klosters erreicht hatten. Und weil es Mittag war, fanden wir seine Pforten geschlossen. Aber wir waren darüber nicht böse. Denn indem wir uns wartend niedersetzten auf eine sonnenwarme Steinbrüstung, fanden wir glückliche Muße, die Schönheit ringsumher immer tiefer, immer wohltätiger auf uns wirken zu lassen.

Eine herrliche Landschaft, groß und üppig zugleich, lag weithin ausgebreitet um uns her, und wir wunderten uns nicht mehr über des heiligen Benedikts Wahl, als er die wasserdurchrauschte Felsenenge von Subiaco gegen diesen hohen, steinernen Thronsitz vertauschte, den die Natur ihm bot. Versunken in die Tiefe lag weit unter uns das grüne, fruchtbare Tal des bald in den Garigliano sich wandelnden Liris, das den reichen Süden verkörperte mit seinen Pinien, seinen Fruchtbäumen, seinen Weingärten. Von dort unten hatte das kleine, muntere Pferd unseres Einspänners uns wacker die vielen, breitgeschwungenen Kehren der Straße hinangezogen und rastete nun gleich uns auf der glücklich errungenen Höhe, vor dem verschlossenen Klostertor sich an einem Heubündel freuend. Üppigkeit und Fruchtbarkeit hatten uns auch den stolzen Berg emporbegleitet;

---

[1]) „Jungbrunnen. Märchen eines fahrenden Schülers“ (1850) war das erste, ohne Verfassernamen erschienene Buch Paul Heyses. Die Märchen von Fedelint und Funzifudelchen usw. hatte der junge Student im Kuglerschen Hause, in das ihn Geibel eingeführt hatte, den Kindern erzählt, von den zahlreichen Liedern ist eine ganze Anzahl in die späteren Gedichtausgaben Heyses übergegangen.

Digitized by Google

auf sorgsam abgetreppten Terrassen bot er seine Flächen der Sonne dar, in deren hellem Lichte der Silberglanz der Ölbäume sich mit anderer Wipfel frischerem Grün zu harmonischem Einklang verschmolz. Hob sich der Blick zur Ferne, dann lösten sich nach vorn und hinten graue, starre Felsengipfel aus dem weichen Grün, und auf der höchsten Höhe warf der Schnee den starken Sonnenglanz mit weißer Blendung zurück. Aber der versöhnende, blaue Duft südlicher Lüfte milderte jede Schroffheit und legte sich gleich einem weichen, leichten Schleier, der doch keine Schönheit verbarg, über Felsenzacken und Abgrundtiefen, die mit blauen Fluten angefüllt schienen.

Wir sahen unter uns die von Mönchen dereinst gegen die feindlichen Grafen von Aquino kriegerisch aufgerichtete Feste, die Rocca Janula, die das alte, jetzt wieder Cassino getaufte San Germano beherrschte, wo Papst und Kaiser einmal einen berühmten Frieden schlossen. Wir erblickten jetzt unmittelbar neben uns die mächtigen Unterbauten und auf ihnen die starken Mauermassen des Klosters, die wir auf unserer Fahrt so lange schon gleich einer breit ausgezogenen, viereckigen, steinernen Krone den umgrünten Felsen hatten bedecken sehen. Aber ach — wir suchten vergeblich nach deutlichen Zeichen ehrwürdiger Vergangenheit! Hell, nüchtern, modern zogen die langen Linien der Wände mit ihren langen, gleichmäßigen Reihen der Fenster sich schwachgegliedert hin. Erinnerung mußte lebendigen Anblick ersetzen. Wir selbst mußten die Vergangenheit wecken, indem wir von ihr sprachen; jetzt belebte sich uns das moderne Bild mit auferstehenden Gestalten und Formen. Wir beiden Deutschen, die wir dort oben auf luftiger Höhe dasaßen im italienischen Sonnenschein, fühlten beim emsigen Entwirren all der feinen, starken Fäden, die sich von dieser Stätte, von diesem berühmtesten Kloster des Abendlandes nach Deutschland hinüber und von Deutschland wieder hierher zurück nach Monte Cassino spannten, wie nahe die große Kulturstätte mit unserem deutschen Geist und Herzen verbunden gewesen ist seit Jahrhunderten. Als wenn eine frühe Barbarentat, eine grausame Zerstörung des ältesten Klosters durch unsere noch gewaltsam-rohen Volksgenossen, die Langobarden, immer aufs neue hätte gesühnt werden sollen, so haben die Fürsten und Söhne dieses gleichen, hier im Süden zur Kultur emporsteigenden Stammes, haben später die Franken und Sachsen das aus Trümmern auferstandene Kloster immer wieder mit Wohltaten und Schenkungen überhäuft. Hierher haben Herrscher deutschen Blutes aus dem verbrecherischen Wüten einer blutbefleckten Welt sich geflüchtet, hierher sind andere nach ihnen gewallfahrtet, haben am Grabe des heiligen Benedikt und seiner frommen Schwester Scholastica gebetet und sind in ihrem Glauben durch geheimnisvolle Wunder bekräftigt worden. Einer aber, der die Klostermauern von Monte Cassino für unser Gefühl am schönsten verherrlicht hat, war ein bescheidener Mönch, Paulus Diaconus, der Langobarde. Hier auf dieser Höhe hat er die Geschichte seines Volkes niedergeschrieben, hat für die Nachwelt aufbewahrt, was ihm von den Taten, Kämpfen, Sagen dieses deutschen Stammes bekannt war. Mauern sind gestürzt, Säulen sind gefallen, fast nichts ist geblieben von dem

Digitized by Google

alten Kloster, in dem Paulus Diaconus eine heißgeliebte Zelle besaß, aber seine Worte klingen heute noch um die Bergeshöhe — die Schrift hat gesiegt über den Stein.

Endlich tat sich die festverschlossene Pforte für uns auf. Das Innere des Klosters enthüllte sich unseren Blicken, wir durften eintreten in diese gewaltige Vereinigung von Höfen, Bogenhallen, Terrassen, Statuen und Brunnen, in diesen riesenhaften Bau, der nach italienischer und antiker Sitte die reichste Kunstentfaltung hinter einfachen Außenmauern verbarg. Auch hier brauchten wir noch Zeit, um die vergebliche Sehnsucht nach einem Bild aus des Klosters mittelalterlicher Blütezeit langsam zu besiegen, aber als wir uns einmal hineingesehen hatten in die Wirkung der Bauten, in denen 17. und 18. Jahrhundert sich mit einer schönen Mischung von Renaissance und Barock verkörperten, standen wir doch in ehrfürchtiger Bewunderung vor diesem Fürstensitz der Kirche. Fürstlich hat sie sich bedankt bei den Wohltätern des Klosters, deren Bildsäulen die Bogenhallen eines der Höfe füllen; fürstlich hat sie das Grab des Gründers von Monte Cassino mit Marmor und Mosaik und Edelmetall geschmückt; fürstlich hat sie die mächtige Treppe von einem der Höfe zur Loggia del Paradiso hinan in der ganzen Breite dieses Hofes emporgetürmt, um dem entzückten Blick das Paradies der Landschaft ringsumher in seinem ganzen Schönheitsreichtum aufzutun. Aber am tiefsten bewegt fühlten wir uns doch, als wir bei sorgsamem Suchen trotz all des Neuen ein paar verschonte Reste des alten Klosters noch entdeckten. Da war vor allem die Tür zur Kirche mit ihren beiden aus Erz gefertigten Flügeln. In Konstantinopel wurden sie geschaffen auf Bestellung des Abtes Desiderius im Jahre 1067. Viele Jahrhunderte haben sie vorüberziehen sehen, viele Generationen von Benediktinermönchen sind eingetreten in die Kirche durch diese Tür, um am Grabe des Heiligen zu beten. Mit Stolz haben sie das lange Verzeichnis der Klosterbesitzungen gelesen, das eingegraben ist in das Erz. Auf dem einen Flügel konnten sie 22 Felder angefüllt sehen mit Namen von solchen Besitzungen, 16 auf dem anderen; hier hatte der Künstler Platz gelassen, um auch seinem Namen Dauer zu verleihen: Maurus, der Sohn des Pantaleon, hatte das Werk nach dem Vorbild einer anderen berühmten Kirchentür in Amalfi gefertigt. Ehrfurchtsvoll standen auch wir vor dieser ehernen Tür, vor dem stolzen Zeugnis klösterlicher Macht. Aber stärker noch ergriff es uns, als ein Mönch uns einen anderen Rest vom verschwundenen Klosterbau des Abtes Desiderius wies. Denn hier war nicht nur Stolz und Macht, hier war Schönheit. Ein Fenster nur, ein einziges, hat uns die Vorstellung von der Architektur des damaligen Klosters lebendig erhalten, aber es ist so zierlich-reizvoll mit seinen vier von Rundbogen überspannten Öffnungen, seinen immer zu zweien hintereinander gestellten, glatten oder gewundenen Säulchen, daß ein vertrauter Anblick von oft gefühltem Reiz in uns dabei lebendig wurde. Nach ein paar der schönsten Stellen des mittelalterlichen Rom wurden wir durch diesen Anblick versetzt, in die Klosterhöfe von San Paolo fuori le mura, von San Giovanni in Laterano. Damit

Digitized by Google

empfanden wir deutlich Stil und Wert jener vergangenen Klosterschöpfung, den ganzen Zauber einer weltentrückten, zierlich-freundlichen, heiter-frommen Kunst.

Viel, viel weiter noch zurück in die Zeiten, die damals bereits jahrhundertelang versunken waren, als das Kloster des 11. Jahrhunderts hier aufgebaut wurde, trug uns ein anderes Wort unseres Führers. Wir durchschritten wieder einen der Höfe, da hob er die Hand, wies auf mächtige, das Viereck umfassende Granitsäulen und sagte: „Hier stand einst ein Apollotempel, den der heilige Benedikt hat umstürzen lassen. Diese Säulen stammen von jenem Tempel." Beim Anblick der Säulen öffnete sich vor unserem Blick die Geschichte der bedeutsamen Klostergründung auf diesem weithinschauenden Felsen gleich einem vergilbten Buch. Ein gar merkwürdiges Titelbild aber machte den Anfang des Buches. Ein Bild, in dem sich weltliche Pikanterie, gegensätzlicher Farbenreiz und überirdisches Wunder absonderlich mischten. Benedikts Flucht aus dem Tal von Subiaco weit fort auf die Höhe von Monte Cassino hatte ganz eigenartigen Grund. Während er anfangs einsam in einer Felsenhöhle gehaust hatte, waren ihm bald Genossen in Scharen zugeströmt. Er hatte zuerst ein Kloster für sie bauen müssen, dann immer mehr, bis in der Vergeinsamkeit zwölf Klöster die Menge der Mönche beherbergten. Mit Neid und Ärger sahen die Bewohner des benachbarten Vicovaro das Wachsen dieser Kolonie von heiligen Männern, und sie faßten einen bösen Plan, ihnen die Heiligkeit auszutreiben. Sie nahmen sieben hübsche, liederliche Frauenzimmer in ihren Dienst und stifteten sie an, in verführerischer Nacktheit vor dem Hauptkloster zu tanzen, im Tanz die Mönche zu verlocken. Für alle zwölf Klöster langte wohl die Zahl der hilfsbereiten Weiber nicht. Aber im Hauptkloster stifteten sie schlimme Verwirrung. Verschiedene von den Mönchen vergaßen ihr Gelübde, brachen aus dem Kloster aus und liefen den tanzenden Mädchen zu. Da wurde Benedikt von Trauer und Grimm erfaßt, er sagte sich los von seiner entweihten Stiftung bei Subiaco, wanderte hinaus auf der Suche nach einer neuen Heimat. Seine Begleiter waren drei von seiner Hand im Kloster gefütterte junge Raben; wenn er aber auf seiner Wanderung an einem Kreuzwege zweifelhaft war über die Richtung, dann erschienen ihm jedesmal Engel in der Gestalt von zwei schönen Jünglingen und wiesen ihm den Weg. Die nackten, weißen Weiberkörper in der grauen Felsenwildnis, die schwarzen Raben, die den schwarzen, wandernden Mönch umflattern, die von überirdischem Glanze leuchtenden Jünglingsgestalten an den Kreuzwegen — es ist wirklich eine phantastisch-farbige Fülle von Figuren auf diesem Titelbilde zu der Geschichte der Klostergründung.

Denn zu der Bergeshöhe hinan, die das Kloster Monte Cassino tragen sollte, wiesen die Himmlischen dem frommen Mönche den Weg. Als er aber vom alten Castrum Casinum emporstieg, das von Römerzeiten her am Fuße des Berges lag, erblickte sein Auge mit Schrecken die ragenden Säulen eines in voller Pracht aufrecht stehenden Apollotempels vor sich auf dem Gipfel,

Digitized by Google

sah mit vielleicht noch größerem Entsetzen den weißen Marmor eines Venusaltars aus dem Immergrün eines heiligen — den Heiden heiligen! — Haines hervorleuchten. Dieser Marmoraltar mochte den Zürnenden an das jüngst Erlebte gemahnen, und er zauderte nicht, ihn zu zerstören. Feuerbrände warf er in den Hain, die Stämme flammten auf, brachen in sich zusammen und begruben unter ihrer Asche den Altar der Liebesgöttin. Und nicht besser erging es dem Tempel des Apollo. Heidnischer, verbotener Götzendienst war es, was hier auf der einsamen Höhe noch im christlich gewordenen Lande getrieben wurde; leicht fanden sich Helfer für den heiligen Mann bei des Tempels erlaubter, gebotener Zerstörung. Aber die gestürzten Säulen wurden geheiligt, indem sie Verwendung fanden beim Bau des neuen Klosters, das Benedikt hier im Jahre 529 erschuf.

Nur 70 Jahre später klangen deutsche Laute von drohenden, wilden, barbarischen Stimmen zuerst unheilvoll in den Klosterfrieden hinein. Langobarden waren es unter der Führung des ersten Benevent regierenden Herzogs aus dem fremden Stamme, den der tolle Strom der Völkerwanderung auf Italiens Boden gespült hatte. Die Mönche mußten fliehen vor den zerstörenden Horden, wandten sich nach Rom und fanden dort in einem rasch gegründeten Kloster beim Lateran Zuflucht. Sie mußten dort anderthalb Jahrhunderte hausen, bis andere Gedanken und anderer Glauben heimisch geworden waren unter den Langobarden. Jetzt hatten sie sich aus ketzerischen Arianern in fromme katholische Christen verwandelt und erblickten in dem von Benedikt gegründeten Kloster nun einen hochheiligen Ort. Von Benevent, von wo die Zerstörung hereingebrochen war, kam sühnende Hilfe für den Wiederaufbau des Klosters. Mit Unterstützung des nun regierenden Herzogs Gisulfs II. konnte der Abt Petronax, ein reicher Brescianer, das niedergeworfene Heiligtum im Jahre 718 wieder auferstehen lassen, und mit seiner Gemahlin Scauniperga wallfahrtete Gisulf selbst empor zu dem neugebauten Kloster als erster in einer schier unabsehbaren Reihe von fürstlichen Wallfahrern, vornehmlich aus deutschem Blut. Und je wüster, blutiger die Zeiten wurden — voll unerhörter Not waren 8. und 9. Jahrhundert — um so mächtiger lockte der Klosterfrieden. Eine kurze Wallfahrt genügte nicht mehr den Friedesuchenden; sie wollten den Weg ins Tal hinunter nicht wieder gehen, wollten eine Heimstätte haben hinter den sicheren Mauern dort oben. Karlmann war es, der Oheim Karls des Großen, den als ersten dieser Fürstenmönche die Sehnsucht nach noch tieferer Einsamkeit aus dem Kloster auf dem Berge Soracte hinweg nach Monte Cassino trieb. Der weltentsagende Herrscher gab hier einen Beweis von echt christlicher Demut, indem er auf Geheiß des Abtes Petronax Aufseher über das Vieh wurde. Vielleicht haben die vierbeinigen Untertanen ihm größere Freude gemacht als die zweibeinigen. Bald gesellte sich diesem ersten Fürsten ein weiterer hinzu; Ratchis war es, der König der Langobarden; auch ihn trieb Weltmüdigkeit in das Kloster. Tasia, seine Gemahlin, und Rottrude, seine Tochter, gingen den gleichen Weg; in einem unterhalb von Monte Cassino gegründeten Frauen-

Digitized by Google

kloster, Piumarola mit Namen, fanden auch sie nahe dem Gatten und Vater kirchliche Zuflucht. Auf der Höhe droben schuf sich der weltflüchtige König Ratchis mit eigenen Händen einen Weinberg, der heute noch nach ihm genannt wird. Leider ist eine zu seinem Andenken später dort erbaute Kapelle zugrunde gegangen, obwohl ein Abt im 16. Jahrhundert sie noch einmal wiederherstellte. Seine Gestalt aber belebt neben der des Karlmann jene Zeit mit bedeutungsvollen Bildern. Beide sind noch einmal wieder aus dem Frieden herausgerissen worden, Karlmann durch fremden Zwang, Ratchis durch wieder aufgelebte Herrschsucht in seiner Brust, aber beide sind heimgekehrt nach dem geliebten Monte Cassino, Ratchis noch lebend, Karlmann wenigstens als Leiche. Sein Bruder Pippin sandte die Gebeine des im Jahre 755 in Vienne Gestorbenen in einem angeblich goldenen Sarge nach dem Orte des Friedens, wo sie beigesetzt wurden. Und wieder öffneten sich die Klosterpforten, weil ein Herrscher begehrte, hier Mönch zu werden. Adelhard war es, ein Vetter Karls des Großen, dem er zürnte wegen der Verstoßung seiner Gemahlin. Doch Karl rief ihn wieder zurück als Erzieher für seinen Sohn Pippin.

Der Name Karls des Großen, der von hoher Bedeutung für das Kloster werden sollte, wie das Kloster für ihn, klingt hier zum erstenmal auf. Alle großen Abteien Italiens hatten damals auch eine starke politische Bedeutung. Und Monte Cassino konnte durch seine Lage schon ein starkes Bollwerk bilden gegen Benevent, gegen diesen reichen, südlichen Rest vom Langobardenkönigreich, das Karl der Große besiegt und auf sich selbst übertragen hatte. Zum Fürstentum war durch den Untergang des Königreichs Benevent geworden; sein Beherrscher Arichis hatte sich den Fürstentitel beigelegt, als es keinen Langobardenkönig mehr gab, wie wenn er sagen wollte: „Hier seht ihr den Erben alter, großer Macht. Hütet euch vor ihm!“ Und wirklich bedeutete dieser Fürst eine Gefahr für den Papst ebenso wie für Karl den Großen. Am Hofe von Benevent herrschte geschäftige Feindschaft gegen die siegreichen Franken. Arichis nannte die Tochter des letzten Langobardenkönigs Desiderius Adelperga seine Gemahlin, mit ihrem Bruder, dem nach Konstantinopel geflüchteten Adelchis, blieb er in enger Verbindung und bereitete durch geheime Verschwörung dessen Landung in Süditalien vor. Diese Gefahr bildete den Hauptanlaß für den vierten Römerzug Karls. Es gelang ihm, sich Arichis tributpflichtig zu machen, aber mit Wohlgefallen ruhte sein Blick doch auf dem damals noch in Form einer kriegerischen Feste hoch auf seiner gesicherten Höhe thronenden und nach Süden schauenden Kloster Monte Cassino. Nach Süden lag Benevent, ein Stützpunkt gegen den gefährlichen Ort war Karl willkommen. So stieg er als mächtigster der Wallfahrer im Jahre 786 hinauf zu dem Kloster, betete dort am Grabe des heiligen Benedikt und überschüttete dessen Stiftung mit Gnadenbeweisen. Er machte das Kloster zur kaiserlichen Kammer, wodurch die Mönche Kaplane des Kaiserreiches, der Abt Erzkanzler und Friedensfürst wurde. Nur durch des Abtes Vermittlung war es aufständischen Baronen jetzt noch möglich, des Herrschers Gnade wiederzugewinnen; aus goldenem Becher durfte der Be-

Digitized by Google

herrscher des Klosters trinken, unter purpurnen Decken schlafen; bei Prozessionen trug man ihm das kaiserliche Labarum oder ein goldenes, gemmengeschmücktes Kreuz — vielleicht noch ein Werk echter, prunkliebender Barbarenkunst — voran.

Im Jahr 865 kam ein anderer Karolingerkaiser, Ludwig II., nach Monte Cassino, von dort aus eine Belagerung des langobardischen Capua zu leiten. Auch er knüpfte sein Andenken an diesen Ort. Vom Abte Bertarius wurde zu Füßen des Berges um ein dort schon länger gegründetes Kloster 869 eine neue Stadt angelegt und anfangs mit griechisch klingendem Namen getauft. Aber Ludwig II. hatte den Capuanern den Leib des heiligen Germanus entführt und schenkte nun dem neuen Orte mit reichen Reliquien dieses Heiligen auch einen neuen Namen. San Germano hat er nach dem kaiserlichen Geschenk viele Jahrhunderte hindurch geheißen. Erst 1871 hat man die Stadt Cassino getauft nach dem alten Casinum.

Zwischen diesen Fürstenwallfahrten und späteren ähnlichen liegt eine dunkle Lücke. Furchtbare Heimsuchung brach über Italien und Monte Cassino herein. Die Brandung der Völkerwanderung war vom Norden her über das unglückliche Land gekommen, jetzt kam ein Sturm aus dem Süden. Die Sarazenen, durch Langobardentorheit und Langobardeneifersucht über das Meer aus Afrika herbeigerufen, gingen gleich einer Feuerwelle hin über das Land und ließen Schutt und Asche hinter sich zurück. Auch Monte Cassino machten sie zu Schutt und Asche. Wenn Goten und Langobarden manchmal noch die heiligen Orte geschont hatten, den Ungläubigen waren die Kirchen- und Klosterschätze die stärkste Lockung. Aber nur sechs Jahre vergingen damals, bis Monte Cassino wieder auferstand aus der Asche. Jetzt kam eine neue Blüte des Klosters; wie gut es den Mönchen dort ging, beweist ein jährliches Geschenk einer einzigen Stadt von sechstausend Aalen. Terracina war es, das die Fürbitte der Frommen so nahrhaft belohnte. Wieder kamen auch die Friedesucher und Wallfahrer, von Kronen befreit oder von Kronen bedrückt. Unter ihnen hat Kaiser Heinrich II. vor allen beigetragen zum Ruhme des Klosters wie zu seiner weltlichen Macht. Ein Wunder vollzog sich an ihm dort oben, und er hat kaiserlich dafür gedankt. Als er ankam, war er durch ein Steinleiden arg von Schmerzen gepeinigt, in der Nacht aber zwischen Schlaf und Wachen erschien ihm der heilige Benedikt und verhieß ihm freundlich, der nächste Morgen werde Befreiung von seinem Leiden bringen. Der Morgen kam, und wirklich kam die Befreiung. Nun bereicherte der Glückliche das Kloster mit einer Fülle von Geschenken, mit reichen, gemmengezierten Gefäßen aus Gold und Silber, mit kostbaren Gewändern, mit neuem Besitz an Kirchen und Ländereien. Er bestätigte der Abtei den Charakter einer kaiserlichen, auch vom Papst selbst unabhängigen Kammer. Die frommen Mönche fanden aber noch anderen Vorteil in dem am Kaiser geschehenen Wunder. Seit einer der bösen Klosterzeiten flüsterte man sich zu, der Leichnam des heiligen Benedikt wie der seiner frommen Schwester Scholastica seien von Feindeshand gestohlen worden. Das war ein schwerer

Digitized by Google

Schaden für den Ruf des Klosters. Jetzt aber hatte der Heilige selbst jenes Gerücht als Lüge widerlegt. Er war dem Kaiser hier in Person erschienen, also mußte sein Leib noch an der ihm heiligen Stätte ruhen.

Das Kloster hatte den höchsten Gipfel von Macht und Ansehen erstiegen. Die Zeit war gekommen, in der es der Welt seine Bedeutung auch in seiner äußeren Gestalt offenbaren mußte. Der im Jahre 1058 Abt gewordene Desiderius aus dem Fürstengeschlecht von Benevent unternahm es, das Kloster nach Zerstörung der alten Anlage von Grund aus neu zu erbauen. So war es wieder ein Mann aus deutschem Blut, von dem so Großes für Monte Cassino geschah. Mit fürstlicher Pracht schuf er eine Wohnung für den Abt, eine Bibliothek, ein großes, von Tannenbalken überdachtes, farbig verziertes Gebäude für die Mönche, Bilder- und Marmorschmuck für den Kapitelsaal. Für den Kirchenbau ging er selbst nach Rom und erwarb eine Menge von Marmorsäulen und anderen Resten antiker Schönheit. In Ostia lud man das kostbare Gestein auf Schiffe, lenkte es zur Mündung des Garigliano, den Fluß hinauf in den Rapido, der sich mit ihm vereinte, dann weiter ins Land hinein bis an den Fuß des Klosterberges. Die Säulen waren schwer, die Wege schlecht und steil, die Stätten des Klosters hoch und fern, aber es fehlte dem Abte nicht an frommen Helfern, die sein Eifer anfeuerte zum heilsamen Werk. Auf ihren Schultern trugen sie gleich eine der Säulen zur Höhe hinan und warben durch ihr Beispiel Genossen zur Nachahmung. Aus Amalfi, aus der fernen Lombardei ließ Desiderius Künstler kommen, sein rasch emporwachsendes Werk zu schmücken. Vor der neuen Basilika, deren drei Schiffe durch hohe Granitsäulen geschieden wurden, dehnte sich ein Vorhof, von vier Säulenhallen umgeben, aus. Die beiden längsten dieser Hallen mündeten in zwei besondere Kirchen, die sich turmgleich über 24 Stufen erhoben als hohe Wächter vor dem Hauptheiligtum. Die Fassade strahlte von Mosaiken, an denen Künstler aus Konstantinopel gearbeitet hatten, aus der Apsis blickten Johannes der Täufer und Johannes der Evangelist herab, die Wände waren voll von Malereien, das Marmorpflaster von wunderbarer Schönheit. Von jenem Bau, jedoch erst unter dem nachfolgenden Abte vollendet, stammen auch die beiden Flügel der Tür aus Erz, die noch heute des Klosters Macht und Größe mit ihrem Besitzungsverzeichnis verkünden. Diese Tür ist neben verstreuten Resten von Porphyr und Serpentin und jenem einen schönen vierteiligen Fenster alles, was außer den antiken Säulen erhalten geblieben ist von dem stolz ins Tal hinunterschauenden Bau des Desiderius. Brand, Erdbeben, geschmacklose Neuerer haben all das Herrliche zerstört. Wir aber betrauerten, indem wir durch die neue, späte Pracht hindurchwanderten, den Untergang dieser hohen Kunstschöpfung mit einem gleichen Gefühl tiefer Wehmut, wie den der alten Peterskirche von Rom. In unseren Kummer aber mischte sich Freude. Häufig hatten wir mit einer Empfindung von kaltem Schrecken das Leblose triumphieren sehen über das Lebendige, hatten tote Steine gefunden, wo wir nach den warmen Menschengestalten verlangten, die lange zu Staub geworden waren. Hier aber

Digitized by Google

fanden wir einen Sieg des Lebendigen. Lebendiges hatte sich erhalten aus der Zeit jenes verschwundenen, zertrümmerten Bauwerks; der vom Abte Desiderius ausgestreute Samen der Kunst war aufgegangen und er trug heute noch Frucht nach Jahrhunderten. Durch die fremden Künstler, die Desiderius herbeigerufen hatte, war eine Kunstschule hier im Kloster selbst entstanden, und ihre Traditionen hatten, indem sie die Mönche zu Künstlern veredelten, das Kloster des heiligen Benedikt in das echteste Denkmal für ihn selbst verwandelt. Für ihn, den wir als größten Reformator des Mönchswesens verehren müssen, der mit einem einzigen Worte den Flüchtlingen aus dem Leben einen Zweck im Leben wiedergab. Nur ein Gebot hatte für die Mönche bis auf seine Zeit gegolten; es hieß: „Bete!" Der große Reformator aber setzte neben das „Bete" noch ein anderes: „Arbeite!" So gesellte sich der Betrachtung die Tätigkeit, ein voller Einklang wurde geschaffen aus Benedikts fruchtbaren Worten: „Bete und arbeite!" Auch vor den Tagen des Desiderius hatten die Mönche gearbeitet; von Ratchis' Weinberg sprach die Kapelle darin, die Bibliothek war — wie noch heute — voll von Handschriften unschätzbaren Wertes für die Wissenschaft. Aber die Kunst gewann sich erst jetzt einen Platz im Kloster, und wir sahen mit frohem Staunen, indem wir seine Räume durchschritten, wie sie dort jetzt noch blüht und gedeiht. Wir sahen werdende Schöpfungen der Bildhauerkunst und Malerei, sahen geschickte Mosaikarbeiter an ihrem Werk, sahen in der heiligen Gruftkirche unter ihren Händen vergängliche Malereien in dauerhafte Mosaiken sich verwandeln. Und wir fühlten tief die schöne, fruchtbare Vereinigung von Tätigkeit und Frömmigkeit, in der Benedikts edle Seele den reinen Gottesdienst erkannte.

Während aber aus diesen arbeitsreichen Sälen und Hallen, in denen auch manche Söhne des Klosters Beuron wirkten, unser geliebtes Deutsch von vielen Seiten uns umklang, dachten wir mit besonderer Liebe vor dem Scheiden einmal noch an den Mönch aus deutschem Stamme, dessen Gestalt uns die nächste, menschlichste schien von allen, die des Klosters Geschichte nennt. Groß und gewaltig schwebt über seiner Schöpfung der heilige Benedikt, erhaben und fremd wallfahrten die Kaiser und Könige den Berg hinan. Der stille Mönch aber, der die Geschichte seines Volkes in einsamer Zelle hier niederschrieb, ist uns Freund und Bruder. Indem er die vom Norden fernher mitgewanderten deutschen Sagen festhielt in seiner Langobardengeschichte, gab er uns ein Stück ureigener Poesie zum Geschenk. Aber nicht nur als Historiker lebt er für uns fort. In Gedichten und Briefen offenbart er tiefmenschliches Gefühl, und indem er uns dadurch nahetritt, bringt er auch einen anderen, Höheren uns nahe: Karl den Großen.

Mitten in eine zwiespältige Welt hinein war Paulus Diaconus vom Schicksal gestellt worden. Er, der Langobarde, wurde Freund und Verehrer des Frankenkaisers, der das Langobardenkönigreich zertrümmert hatte. Das klingt wie Verrat und Abfall, aber Paulus hat sein Volk und seine Herrscher nie verleugnet und nie verraten. Wohl aus Kummer über den Untergang

Digitized by Google

des Langobardenreiches ist er ins Kloster gegangen, und er hat Arichis, dem Fürsten von Benevent, bis an den Tod seine Treue gehalten, hat seiner Gemahlin das früheste von ihm erhaltene Gedicht gewidmet, hat ihm selbst eine rühmende Grabschrift geschrieben. Aber dann trat Karl der Große, der mächtige Frankenherrscher, bestimmend in sein Leben, wandelte sich ihm langsam aus einem Feind in einen Freund und Beschützer. Traurig war der Anlaß, der Paulus mit ihm in Berührung brachte. Droben in seiner Heimat in Friaul — man zeigt in Cividale noch heute sein leider unechtes Geburtshaus — war sein Bruder zurückgeblieben, als er selbst nach dem Süden von Italien zog. Diesen Bruder Arichis hatte Karl mit anderen vornehmen Langobarden gefangen fortgeführt, als er einen Aufstand in Friaul niederwarf, hatte sein Vermögen eingezogen und so des Gefangenen Gattin und Kinder bitterem Elend preisgegeben. Mit Jammer gedachte Paulus der Unglücklichen, und als die Gefangenschaft sieben Jahre schon dauerte, nahm er die Poesie zu Hilfe, des Bruders Geschick zu lindern. Um Ostern 782 — seit ungefähr sechs Jahren war Paulus damals bereits in Monte Cassino — suchte der Mönch mit einer Elegie den Herrscher zu erweichen und bat ihn um die Freilassung des Bruders, um Rückerstattung des Vermögens. Der Dichtung aber noch größere Wirkung zu geben, verließ er selbst sein ihm so teures Kloster und machte sich auf den Weg nach Norden, an den Hof des Frankenherrschers.

Es war ein Werk der Menschenliebe, das er tat, und es trug ihm reiche Frucht. Allerdings nicht sogleich. Obwohl er mit größter Freundlichkeit aufgenommen wurde, zögerte Karl doch noch lange, bis er die Gefangenen freigab, wohl um Paulus in seiner Nähe zu halten, der für einen der gelehrtesten Männer seiner Zeit angesehen wurde, vor allem, weil er griechisch verstand. Aus diesen Tagen ungeduldigen Wartens ist uns ein Brief an den Abt von Monte Cassino glücklich erhalten geblieben, der uns tief in das Herz des Mönches hineinblicken läßt. „Wenngleich eine weite Ferne mich von Euch trennt," schreibt er darin, „so verbindet mich doch eine feste Liebe mit Euch, die sich nie trennen läßt; und fast jeden Augenblick quält mich ein solch Verlangen nach Euch und meinen Herren und Brüdern, daß kein Brief noch Blatt ausreicht, es auszusprechen. Denn, wenn ich der Zeit gedenke, wo ich nur mit göttlichen Dingen mich abgab, an die anmutige Lage meiner kleinen Zelle, an eure wohlwollende Zuneigung, an die fromme Schar so vieler eifriger Streiter Christi, an die leuchtenden Vorbilder einzelner Brüder in allerlei Tugenden, an die süßen Gespräche über die Vollkommenheit des himmlischen Vaterlandes, dann faßt mich ein Verlangen, und ich kann unter tiefen Seufzern des Herzens die Tränen nicht zurückhalten. Ich lebe hier unter guten Christen, alle nehmen mich gut auf; mir wird Freundlichkeit um die Wette erwiesen um unseres Vaters Benedikt und um Euretwillen. Aber im Vergleich mit Eurem Kloster ist mir der Hof ein Kerker, gegen die Ruhe bei Euch ist das Leben hier ein Sturmwind." So klagte der Mönch in der Fremde die Gefühle seines von Heimweh zerissenen Herzens.

Digitized by Google

Aber allmählich wandte sich das Blatt. Karl gab endlich die Gefangenen frei; Paulus erfüllte zum Dank die Bitte des Herrschers, an seinem Hofe zu bleiben. Und nun begann ein Leben von ganz merkwürdiger Art, von dem uns durch Briefe, Dichtungen, Grabschriften Kunde blieb. Dichter und Gelehrte hatte Karl um sich gesammelt, und mit Versen, Späßen, Rätseln, Wettkämpfen, Beantwortung schwieriger Fragen wurden die Mußestunden seines Herrscherlebens ausgefüllt. Dichtungen von ihm selbst oder von seinem Hofdichter Petrus von Pisa lassen uns in das Herz des Herrschers blicken, wie jener Brief des Paulus uns in das Herz des Mönches blicken ließ. Das Bild eines Musenhofes, einer freundlichen Insel inmitten einer noch barbarischen Welt, ersteht vor unseren Augen und läßt uns manches Häßliche dieser Welt vergessen.

Dort im Frankenreiche schrieb der gelehrte Mönch auf den Wunsch Karls eine Homiliensammlung nieder, und über ein Jahrtausend lang hat man diese beim Nachtgottesdienst gebräuchlichen Vorlesungen in der katholischen Kirche stets aufs neue vernommen. Karl selbst aber ließ ein Rundschreiben ergehen, in dem er von Paulus Diaconus als von „unserem lieben Getreuen" spricht. So war zwischen Fürst und Mönch die Freundschaft besiegelt. Und Paulus, der aus tieftraurigem Herzen dem Langobarden Arichis das Grablied gesungen hatte, dichtete nun die Grabschriften für ein paar Angehörige des fränkischen Herrscherhauses. Karl aber, sein großer Beschützer, zeigte seinen Dank in treuer, wahrhaft liebevoller Anhänglichkeit an den Sohn des von ihm besiegten Volkes. Aus der Zeit nach Paulus' Rückkehr in sein geliebtes Kloster, die wahrscheinlich 786 bei Gelegenheit von Karls Wallfahrt nach Monte Cassino geschah, blieb uns ein Brief in Versen erhalten, den Karl entweder selbst gedichtet hat — er klingt ungeheuer persönlich und echt — oder von Petrus von Pisa hat schreiben lassen. Es ist so schön, den Ton echter, warmer Menschlichkeit in diesen Versen aus der Tiefe versunkener Jahrhunderte heraufklingen zu hören:

Mache dich eilig nun auf, mein Brief, und fliege behende
Fort über Täler und Wälder und Höh'n und wähle die Richtung
Hin zu dem prächtigen Haus Benedikts, des Gotteserwählten.
Dort ist sichere Ruhe für alle, die müde sich nahen;
Dort gibt es Öl für die Gäste, gibt Brot und Fische die Menge,
Frommen Frieden der Brüder in Demut und köstlicher Eintracht,
Lob, Verehrung und Liebe zu jeglicher Stunde für Christus.
Sage dem Vater und allen: „Ich grüß' euch, mög' es euch wohl geh'n."
Doch den Hals meines Paulus umarme voll Jubel und Liebe,
Sag' es ihm wieder und wieder: „Ich grüße dich, bester der Väter."

Seltsam war die Stellung zwischen den beiden verwandten, aber doch feindlichen Völker- und Herrscherstämmen, zu der das Leben den Paulus geführt hatte. Manchmal mag er im Kloster in tiefem Sinnen an den Gräbern Karl-

Digitized by Google

manns, des Franken, und Ratchis, des Langobarden, gestanden haben. Doch war dieser Mönch wahrscheinlich ein so stiller, weltabgewandter Mensch, daß er nur Gott im Himmel als den eigentlichen Herrn über sich empfand und über die politischen Gegensätze dieser haßerfüllten Welt weit hinweg in ein ewiges Reich des Friedens blickte. Treulos ist er seinem Volke nie geworden; das beweist sein letztes, bedeutendstes Werk: eben dieses Volkes Geschichte. Wenn er auch Karl, seinem Wohltäter, in Treue ergeben blieb und Briefe, Gedichte hinüberwandern ließ an ihn über die Berge, seine letzten Lebensjahre gehörten doch dem eigenen Volke. So verdanken wir ihm und Monte Cassino dies naive, treuherzige Werk. Auch in ihm zeigt er sich nicht als politisch-kritische Natur. Alle die Sagen der Langobarden nimmt er auf Treu und Glauben als Wahrheit hin, und wir besitzen sie durch ihn. Wir sehen, wie Rosamunde von ihrem Gatten Alboin gezwungen wird, aus dem Schädel ihres von Alboin erschlagenen Vaters ihm zuzutrinken, und wir erleben ihre raffiniert-furchtbare Rache mit. Wir nehmen teil an König Autharis poesievoller Brautfahrt und wir hören die wundervolle Geschichte von den tugendhaften Langobardenfrauen. Die sannen sich beim Avareneinfall ein gar merkwürdiges Mittel aus, um sich vor den gierigen Feinden zu schützen. Sie legten sich Hühnerfleisch zwischen die Brüste, ließen es dort verfaulen und erreichten es wirklich, daß die sich nahenden Avaren vor dem entsetzlichen Geruch schauderten, sich abwandten und fluchend riefen: „Alle Langobardenfrauen stinken!“

Kindliche Geschichten aus eines Volkes Kindheit. Wir lachen darüber, wir freuen uns darüber, denn dieses Volk war von unserem Fleisch und Blut. Und wenn die geliebte Zelle des Paulus Diaconus leider längst in Trümmer zerfallen ist, um die Höhe von Monte Cassino schweben doch heute noch die Gestalten seiner Langobardensagen, seiner Langobardengeschichte, zum wechselvollen Reigen bunt verschlungen.

Luther und die Reform der deutschen Universitäten

Von

Prof. Dr. G. Kaufmann

Auf den die Welt aus größter Verwirrung befreienden Konzilien zu Konstanz 1414—1418 und Basel 1431—1449 hatten die Vertreter der Universitäten einen großen Einfluß. Wohl wußten die mächtigeren Fürsten die Landesuniversitäten und deren Vertreter auf den Konzilien nach ihren besonderen Wünschen dienstbar zu machen, und die Verhandlungen berührten die wichtigsten Fragen der Ordnung von Staat und Kirche. Aber das steigerte auch wieder den Einfluß der Wissenschaft und ihrer Vertreter, und trug natürlich wieder dazu bei, daß die Fürsten so einflußreiche Anstalten in ihren Staaten

Digitized by Google

zu haben wünschten, und daß deshalb viele neue Universitäten gegründet wurden. Im Deutschen Reiche waren bis 1450 acht Universitäten gegründet worden: 1. Prag 1348, 2. Wien 1365, 3. Heidelberg 1386, 4. Köln 1389, 5. Erfurt 1392, 6. Leipzig 1409, 7. Rostock 1419, 8. Löwen (Louvain) 1426. Köln ist 1794, Erfurt 1816 aufgehoben. Die übrigen bestehen noch heute. Von 1450—1506 folgten 9. Greifswald 1456, 10. Freiburg i. B. 1457, 11. Basel 1460, 12. Ingolstadt 1472, 13. Trier 1473, 14. Mainz 1477, 15. Tübingen 1477, 16. Wittenberg 1502, 17. Frankfurt a. O. 1506. Ingolstadt wurde 1800 nach Landshut und 1826 nach München verlegt, Trier und Mainz 1798 aufgehoben, Wittenberg 1817 mit Halle, Frankfurt a. O. 1811 mit Breslau vereinigt. Die übrigen bestehen noch heute.

In der Periode der Reformation und Gegenreformation steigerte sich das Bedürfnis so, daß trotz der großen Zahl der vorhandenen Universitäten noch zehn protestantische und neun katholische Universitäten neu gegründet wurden. Die protestantischen sind: 18. Marburg 1527, 19. Königsberg 1544, 20. Jena 1558, 21. Helmstedt 1576, 22. Gießen 1607, 23. Straßburg 1621, 24. Rinteln 1621, 25. Altdorf 1622, 26. Duisburg 1655, 27. Kiel 1665, 28. Halle 1694. Duisburg ist nach Bonn, Helmstedt ist nach Göttingen verlegt, Rinteln und Altdorf sind aufgehoben. Die übrigen bestehen noch heute. Die katholischen sind: 29. Dillingen 1549, 30. Braunsberg 1568, 31. Würzburg 1582, 32. Paderborn 1614, 33. Salzburg 1620, 34. Osnabrück 1630, 35. Bamberg 1648, 36. Breslau 1702, 37. Fulda 1734. Außerdem in den deutschen Ländern des Hauses Habsburg: 38. Olmütz 1574, 39. Graz 1586, 40. Innsbruck 1672. Von diesen zwölf katholischen Universitäten bestehen nur noch Braunsberg, Würzburg, Graz und Innsbruck, aber auch sie sind in einer völlig neuen Ordnung. Und zwar sind sie nach dem Muster der sich in der Hauptsache gemeinsam mit den protestantischen Universitäten entwickelnden älteren katholischen Universitäten und unter den geistigen Strömungen des 18. und 19. Jahrhunderts umgestaltet worden, und nicht mehr einseitig katholisch geblieben.

Die deutschen Universitäten waren Hauptschauplätze der Kämpfe um die Reform der Kirche im 16. bis 18. Jahrhundert und damit zugleich für die Entwicklung der Staaten und der Gesellschaft des mit dem 16. Jahrhundert sich entwickelnden neuen Zeitalters. Denn so stark auch die Wurzeln waren, mit denen die Generation von Luther und Kalvin, von Melanchthon und Thomas Morus, Hutten, Zwingli, Murner, Kepler, Giordano Bruno, Machiavelli, Galilei, den Mediceern, Karl V. und Heinrich VIII., Königin Elisabeth und Philipp II., Coligny und seinen Gegnern usw. in wichtigen Anschauungen des Mittelalters festgehalten wurde: schon das 16. und 17. Jahrhundert offenbarte sich doch als eine andere Welt, wesentlich verschieden von dem Mittelalter. Verändert ist der Weltschauplatz, aufgelöst ist die alle Länder umfassende Weltkirche, verändert ist die Stellung der Menschen zu den großen Organisationen des Landes, zu Kirche und Staat, verändert sind die

Digitized by Google

Verhältnisse der Literatur. Die herrschenden Ideen haben sich verändert und mit ihnen die Sprache des Amtes und der Wissenschaft. Luthers deutsche Übersetzung der Bibel eröffnete die Periode der Befreiung unseres Volkes von der Herrschaft der Sprache und damit auch von manchem Zuge des Geistes eines fremden Volkes. Die deutsche Predigt und das deutsche Kirchenlied nebst den übrigen Verkündigungen und Elementen des kirchlichen und des politischen Lebens, vor allem die sich in den zwanziger Jahren des 16. Jahrhunderts rasch mehrende Fülle von Büchern und Flugschriften, vielfach meist derben Holzschnitten, gewöhnten unser Volk, auch die weiten Gebiete des kirchlichen Lebens nebst den Gedanken, Gefühlen und Ahnungen des Herzens in deutscher Sprache und damit zugleich mit deutlicheren Vorstellungen zu beherrschen und zu durchleben. Katholische Schriftsteller haben die lutherische Bibel dann schnell für das katholische Volk zurecht gemacht oder haben sich, wie schon früher, in eigener Übersetzung versucht, und so entstand zusammen mit anderen kirchlichen und politischen Schriften und Streitschriften bereits im Laufe des 16. Jahrhunderts eine kirchliche Literatur in deutscher Sprache, die dieser Sprache schnell eine den großen Gedanken und tiefen Empfindungen der Zeit immer reicher entsprechende Ausdrucksfähigkeit gab. Sie wuchs und bereicherte sich, indem sie das Mittel wurde, die religiösen Gedanken und kirchlichen Streitpunkte dem Volke zu erklären. Die an sich sehr unerfreulichen kirchlichen Streitigkeiten wurden so zum Träger eines erhöhten geistigen Lebens, und unsere bis dahin mehr nur auf die Poesie und auf das Geschäft des Tages beschränkte Sprache wurde zur Führerin auch unseres geistigen und wissenschaftlichen Lebens.

Es gab schon ältere Bibelübersetzungen, aber erst Luthers Übersetzung machte die Bibel zu einem Volksbuch, und zwar zu dem wichtigsten und einflußreichsten. Bis zu dem Ende des 18. Jahrhunderts und noch darüber hinaus war die Bibel Luthers für breite Schichten des Volkes das Hauptbuch, vielfach das einzige Buch. Diese Tatsache ist ein wichtiger Beitrag zu den politischen Veränderungen, welche die Reformation herbeiführte, vor allem zu der Loslösung eines großen Teiles unseres Volkes aus dem bisher alle romanischen und germanischen Völker umschließenden Verbande der von Rom aus geleiteten Kirche. Damit begann die wichtigste Periode in der geistigen Entwicklung unseres Volkes, die Periode ihrer Selbständigkeit.[1]) Und Luther war der Führer in dieser Bewegung.

Wohl trat ein Rückschlag ein in dieser Entwicklung. Die protestantischen Parteien zankten sich über meist unfruchtbare Fragen so leidenschaftlich, daß sie damit den besten Teil ihrer Kräfte nutzlos verbrauchten, und indem sie dabei in die Gedankenwelt der Scholastik zurückfielen, so stellten sie sich sogar geradezu in den Dienst der den Protestantismus bedrohenden Mächte. Auch

[1]) Eine feinsinnige Erörterung dieser und verwandter Fragen bietet Fried. Kluge: Von Luther bis Lessing. Straßburg 1888. Besonders verweise ich auf S. 18 f.

Digitized by Google

die führenden Männer konnten sich meist nicht befreien von einem Buchstabenglauben an die Schrifttexte und von der Vorstellung, daß die ewige Seligkeit oder Verdammnis abhängig sei von der buchstäblichen Richtigkeit des Bekenntnisses.

Wohl hatten sich auch schon im 13. und 14. Jahrhundert Keime des Lebens und der Gedankenwelt der Neuzeit geregt, aber erst die vorzugsweise von Italien getragene Renaissance bereitete das neue Zeitalter vor, und erst die von Deutschland ausgehende Reformation der Kirche im 16. Jahrhundert hat den Bruch mit dem Mittelalter vollendet, bildet den ersten Abschnitt der Neuzeit. Die Einheit der europäischen Christenheit war beseitigt, die Macht der Kirche und des Papstes in der Grundlage verändert.

Es kam hinzu eine Umwälzung in den politischen Verhältnissen. Die Bildung der großen Monarchien Spanien, Frankreich, England, die Auflösung des deutschen Kaisertums in mehr selbständige Staaten, die sich unter dem Einfluß der kirchlichen Reformation und Gegenreformation sehr verschieden entwickelten, die gesteigerte Bildung der Bürger und Bauern und die Beseitigung des Gegensatzes zwischen geistlichen und weltlichen Personen in den evangelischen Ländern: diese und manche andere Neubildungen gaben dem 16. und 17. Jahrhundert den Charakter einer neuen Periode, in der das Mittelalter der europäischen Welt, ihrer politischen und kirchlichen Gliederung, ihrer kirchlichen Gedanken und wesentlicher Teile ihrer moralischen Anschauungen, ihrer Arbeit und ihrer Lebensformen umgebildet wurde. Natürlich ragen in diese Periode noch starke Elemente des Mittelalters hinein, vor allem in den Gebieten der katholischen Kirche. Aber auch hier machte sich geltend, daß sie aufgehört hatte, die einzige Kirche zu sein.[1]) Selbst der Jesuitenorden, der vorzugsweise der Träger des Kampfes für die alte Kirche war, trug eine andere Gestalt und arbeitete anders als die im Mittelalter in der einheitlichen Kirche begründeten Orden. Er war anderer Art als sie. Er versuchte deshalb auch — und vielfach mit Erfolg — ihren Besitz sich anzueignen. Er war schon im 16. und 17. Jahrhundert, trotz der mittelalterlichen Art seiner Religiosität, der Vertreter einer anderen kirchlichen Welt, einer anderen Periode der katholischen Kirche. Das offenbarte sich schon in dem zähen Widerstande, den ihm im 16. und 17. Jahrhundert große Gruppen eifrig katholischer Männer entgegenstellten. Aber die Katholiken hielten allerdings wie noch heute starke Züge der Welt des Mittelalters fest, von denen sich die Protestanten gelöst hatten, die freilich durch den Teufelsglauben und manche sinnliche Auffassung übersinnlicher Dinge und Vorgänge, wie durch den Buchstabenglauben biblischer Sätze ebenfalls oft noch mittelalterlich gebunden erscheinen. Aber fehlt es heute an solchen Erscheinungen? Und gerade auch bei unkirchlichen? Wie stark sich übrigens gleichzeitig schon die schärfste Kritik zu regen begann, mag

[1]) Die Versuche von Troeltsch, das 16. und 17. Jahrhundert noch zum Mittelalter zu rechnen, muß ich ablehnen.

Digitized by Google

uns das Beispiel des Kopernikus lehren (gest. 1543). Er stellte sich freilich mit der Methode seines Denkens bisweilen noch ganz auf den Boden der Scholastik. So[1]) wenn er den Beweis für die Kugelgestalt der Welt folgendermaßen führte: „Zuerst müssen wir bemerken, daß die Welt kugelförmig ist, teils weil diese Form als die vollendete, keiner Zusammenfügung bedürftige Ganzheit die vollkommenste von allen ist, teils weil sie die geräumigste Form bildet, welche am meisten dazu geeignet ist, alles zu enthalten und zu bewahren, oder auch weil alle in sich abgeschlossenen Teile der Welt, ich meine die Sonne, den Mond und die Planeten, in dieser Form erscheinen, oder weil alles dahin strebt, sich in dieser Form zu begrenzen, was an den Tropfen des Wassers und den übrigen flüssigen Körpern zur Erscheinung kommt, wenn sie sich aus sich zu begrenzen streben." Das ist nach heutigem Urteil nichts als eine allgemeine Betrachtung ohne jede Schlußkraft, und nicht anders steht es mit seinem Beweise für die Bewegung der Erde. „Es kommt nun noch hinzu, daß der Zustand der Unbeweglichkeit für edler und göttlicher gilt als der der Veränderung und Unbeständigkeit, welcher deshalb eher der Erde als der Welt zukommt; auch füge ich hinzu, daß es widersinnig erscheint, dem Enthaltenden und Setzenden eine Bewegung zuzuschreiben und nicht vielmehr dem Enthaltenen und Gesetzten." Kopernikus war einer der Größten unter den Bahnbrechern der neuen Zeit, hier aber trägt er Waffen und Gewand der alten Zeit, während er der neuen Anschauung die Wege bahnte. Trug er sie aber in alter Überzeugung? Man muß daran zweifeln, denn die Astrologie, die er der Masse gegenüber ebenfalls vertrat, hat er einem Genossen seiner Forschung gegenüber als eine irrige Meinung der Menge bezeichnet. Er pflege sie aber, weil sie verlangt werde und weil er so die Mittel gewinne, sich zu erhalten und der reinen Erkenntnis zu dienen. Er deutet diese Notarbeit einmal mit den Worten an: „Es ist wohl diese Astrologia ein närrisches Töchterlin; aber du lieber Gott, wo wollt ihre Mutter, die hochvernünftige Astronomia, bleiben, wenn sie diese ihre närrische Tochter nit hätte, ist doch die Welt noch viel närrischer und so närrisch, daß dero selben zu ihrem Frommen diese alte verständige Mutter durch der Tochter Narrentaydung eyngeschwatzt und eyngelogen werden muß. Und seynd der Mathematicorum salaria so gering, daß die Mutter gewißlich Hunger leyden müßte, wann die Tochter nichts erwürbe."[2]) Mit Luther aber war es nicht so. Wohl hat er die Welt von der Herrschaft der Scholastik in entscheidenden Punkten befreit, aber dabei lebte er noch stark gebunden in manchen Anschauungen der Scholastik, ihrer Art zu denken und zu beweisen.

Luther hatte seine Ausbildung in der Scholastik erhalten, versenkte sich dann aber vorzugsweise in das Studium der Werke Augustins. Natürlich konnte

[1]) Heinrich Bruns, Von Ptolemäus bis Newton. Rede beim Rektoratswechsel der Universität Leipzig 1912. Leipzig, Alex. Edelmann.

[2]) Hartfelder, Philipp Melanchthon, S. 197. Entnommen aus R. Wolf, Geschichte der Astronomie. München 1877, S. 82.

Digitized by Google

er ihn nicht so lesen, wie wir ihn mit den Hilfsmitteln der seitdem so ertragreichen Forschung über die alte Kirche lesen und verstehen: aber die Hauptsache wurde doch erkannt. Luther und die mit ihm forschenden Theologen sahen, welch großer Unterschied zwischen Lehre und Verfassung der alten Kirche und der Kirche ihrer Tage bestehe. Luther scheute sich bei diesem Studium auch nicht, an Stellen biblischer Bücher mit scharfer Kritik heranzutreten.

Zu dieser wissenschaftlichen Bewegung kam der grobe Mißbrauch der kirchlichen Gewalt und der kirchlichen Güter hinzu, wie er namentlich in der Ausbeutung der Völker und Staaten durch den Ablaßhandel betrieben wurde, und durch Verteilung von Gütern und Rechten der deutschen Kirche an Günstlinge der römischen Kurie. Diese Dinge hatten selbst so ergebene, in den Zeremonien und in der Verehrung der Reliquien eifrige Söhne der Kirche, wie den damaligen Kurfürsten von Sachsen, überzeugt, daß Päpste, Bischöfe und sonstige hohe Würdenträger der Kirche mit dem Reliquienhandel und ähnlichen Maßregeln groben Mißbrauch trieben. Aber alle diese Erfahrungen hatten in Luther und den ihm ähnlich denkenden Männern bis zu den Kämpfen der Jahre 1517—1520 die Verehrung der Kirche und die Überzeugung nicht erschüttert, daß nur in der Kirche und durch die Kirche das Heil der Seele zu finden ist. Luther hatte die Kraft seiner Jugend der Aufgabe gewidmet, ein rechter, in lebendigem Glauben forschender und wirkender Diener der heiligen Kirche zu werden. Die Kirche war ihm die heilige Kirche, trotz aller Schwächen und Sünden der Geistlichen und trotz aller Mißbräuche, die selbst die wichtigsten Lehren und Einrichtungen der Kirche verunzierten. Luther hatte sich jahrelang verzehrt in dem Ringen um die rechte Erkenntnis und die rechte Kraft, damit er als treues Glied der Kirche leben und ihr recht dienen möge. Jetzt stand er am Ziel. Die Vorbereitung war beendet, und er sah täglich mehr, wie vielen er zum Lehrer und Berater, zum Führer auf dem Wege zur Erkenntnis und zum Leben in und für die Kirche werde. Er gewann an der Universität und im besonderen in ihrer theologischen Fakultät rasch einen leitenden Einfluß. Da riß ihn sein Eifer für die Kirche in den Kampf mit den verweltlichten, die Kirche zu ihrem Privatinteresse mißbrauchenden römischen Herren der Kirche.

Luther war ein an Gemüt und Geist reich begabter Mensch, aber diese Kraft trieb ihn auch fort in alle Tiefen und Untiefen der Gedanken, die ihn zur Zeit beherrschten. Die Härte der Erziehung durch seinen ihn doch liebenden Vater mußte nachwirken auf seine Vorstellungen von der Art, wie Gott die Menschen liebt. Aber noch wichtiger war die Stimmung, die ihn namentlich dann beherrschte, wenn er sich in die unbegreiflichen Vorstellungen versenkte, die in den Lehren der Kirche und der scholastischen Philosophie über Gott und Welt verbreitet waren. Sein Studium führte ihn aber immer wieder hinein in diese bald erschütternden, bald mit Worten spielenden Erörterungen, ohne ihm etwas zu geben, was sein reiches und tiefer begründete Vorstellungen forderndes Gemüt beruhigte. Ihn quälte namentlich die herrschende Lehre,

Digitized by Google

daß der Mensch Gottes Rache verfalle, wenn er nicht der Gnade Gottes teilhaftig werde. Er trat ins Kloster, um als Mönch Gottes Gnade zu gewinnen, durch eifrige Erfüllung der Ordenspflichten, durch Gebet und Anrufung der Heiligen. Aber nichts genügte ihm, so hart er sich auch der Contritio, der von der Kirche gebotenen bitteren Reue, hingab über alles, was er bei sich an Gedanken und Werken als Sünde glaubte ansehen zu müssen. Er fühlte sich durch eine immer tiefere Kluft von dem gerechten und rächenden Gotte geschieden. Mochten ihn fromme Ordensbrüder zu beruhigen suchen: immer wieder quälte ihn der Begriff der Gerechtigkeit Gottes, der die Sünden an dem Sünder rächen müsse. Erst um etwa 1510, also gegen das Ende seiner zwanziger Jahre, wurde er ruhiger und faßte aus einigen Bibelstellen die Überzeugung, daß Gottes Gerechtigkeit die vergebende Barmherzigkeit sei. Aus Worten des Apostels Paulus im Römerbriefe gewann er den Halt für diese Auffassung, und nun fand er auch bei Augustin und bei den Mystikern ähnliche Gedanken oder las sie hinein. Das war nun sein Glaube: Gottes Gnade können wir nicht durch eigene Leistungen verdienen, sondern müssen sie als Gnade und Geschenk hinnehmen, und ebenso das Leid wie die Freuden des Lebens. Mit diesen Gedanken schwand ihm aber auch die allgemein herrschende Vorstellung, daß der Beruf als Geistlicher oder das Leben als Mönch dem Menschen irgendeinen Vorzug bei Gott gebe. Luther beseitigt damit die Sonderstellung der Geistlichen und des geistlichen Berufs. Alle Kinder Gottes sind Gott gleich lieb. Es ist darin kein Unterschied zwischen Geistlichen und Laien. Diese persönliche Religion hatte auch im Mittelalter nicht gefehlt, in Tausenden von stillen Frommen füllte sie das Herz und bildete die Kraft, mit der sie sich über die Schranken und Dunkelheiten der Lehre der Kirche hinweg zu der einfachen Gottesliebe und Gottesergebung den Weg bahnten. Aber durch Luther wurden nun diese Gedanken wirksamer ausgesprochen und beseitigten die Vorstellungen, welche dem geistlichen Amte und der Möncherei eine besondere Stellung zu Gott verliehen. Damit war die Grundlage des Protestantismus gegeben, aber Luther meinte damit nur den wahren Geist der Lehre der bestehenden Kirche zu erfassen und nicht mit ihr zu brechen. Die christliche Frömmigkeit sollte nach Luthers Auffassung die Menschen nicht aus der Welt hinaus führen, sondern auf dem rechten Wege in die Welt hinein. In jedem Stande und bei jeder Arbeit könne der Mensch ein lebendiger Christ sein.

Luther besaß eine umfassende theologische Gelehrsamkeit. Er kannte die großen Scholastiker gründlich, und er war zugleich berührt von dem Humanismus und seiner Verehrung der klassischen Literatur. Dem gelehrten Ordensbruder Joh. Lang stand er nahe, er verehrte Reuchlin und Erasmus und verwarf mit selbständigem Urteil die Autorität, die das Mittelalter dem Aristoteles widmete. Kampf gegen den Mißbrauch des Aristoteles in theologischen Dingen und Verehrung für Augustin: das war ein Grundzug seiner wissenschaftlichen Stellung. Die spöttischen epistolae obscurorum virorum tadelte

Digitized by Google

er, Erasmus hatte er verehrt, und seine Ausgabe des Neuen Testaments war ihm eine wertvolle Hilfe. Doch blieb er auch diesem großen Gelehrten gegenüber selbständig in seinem Urteil. So meinte er, Erasmus verstehe den Apostel Paulus nicht richtig, auch stelle er den Hieronymus über Augustin. Indessen tatsächlich hat doch Erasmus wesentliche Teile der Wege vorbereitet, auf denen Luther und seine Freunde dann weitergegangen sind. Nur darf man dabei vor allem nicht vergessen, daß damals viele von den Lehren und Meinungen, die von der Kirche im Kampfe gegen Luther und die von ihm gegründete Kirche behauptet und als wesentliche Teile der Kirchenlehre aufgestellt wurden, 1517 noch nicht bindende Lehren waren, sondern der freien Erörterung unterlagen. Luther war stark berührt von den kritischen Ergebnissen, welche die für das Altertum begeisterten Gelehrten der Renaissance gefunden oder vorbereitet hatten. Besonders wichtig war ihm die Erkenntnis, daß die Werke des Aristoteles, wie sie von den Scholastikern gelesen wurden, an wichtigen Stellen verändert seien. Man habe nicht den wirklichen Aristoteles, sondern einen für die herkömmliche Ansicht, daß im Aristoteles eine philosophische Begründung der Kirchenlehre gegeben sei, zugestutzten und also gefälschten Aristoteles.

Zweitens hatte man in Luthers Zeit zu erkennen begonnen, daß viele der damals von der Kirche anerkannten Lehren und Gebräuche in der ursprünglichen Kirche Christi, ja bis in das 5. und 6. Jahrhundert hinauf, nicht gelehrt und nicht geübt wurden. Es begann ein Suchen und Vergleichen mit den Lehren der Bibel und der Kirchenväter, d. h. der angesehensten Lehrer der Kirche in den ersten fünf Jahrhunderten. Luther hatte als Mönch wesentliche Gedanken seiner späteren Lehre vorgetragen, ohne die Vorstellung haben zu können, sich damit irgendwie von der Kirche zu entfernen. Wo er aber Zustände oder Lehren der Kirche kritisierte, geschah es rücksichtsvoll und ehrerbietig. Er war und wollte nichts anderes sein als der ergebene Sohn der Kirche, bis ihn die Vertreter der Kirche zum Kampf zwangen.[1])

Das gilt auch von den 95 Thesen. Einige Theologen lehrten: das Bußsakrament fordere nur die attritio, d. h. ein wenig Betrübnis, nicht wirkliche Reue (contritio). Der Beichtbrief erschien wie ein Freibrief zum Sündigen. In ernsten geistlichen wie weltlichen Kreisen war man damals entrüstet über den Unfug, der von Papst Leo X., ähnlich wie von manchem Vorgänger, mit dem Ablaß getrieben wurde, und die marktschreierische Reklame von Tetzel und Genossen steigerte den Zorn und die Verachtung. Der Kurfürst von Sachsen und andere Fürsten verboten deshalb den Vertrieb dieses Ablasses in ihren Ländern, und 1517 schlug Luther am 31. Oktober an die Türen der Schloßkirche zu Wittenberg in der an der Universität üblichen Form 95 Thesen über das Wesen des Ablasses (pro declaratione virtutis indulgentiarum), in denen er die Hauptbegriffe erklärte, die mit dem Ablaßwesen zusammenhingen.

[1]) Karl Müller, Kirchengeschichte, Bd. 2, S. 228 f.

Digitized by Google

In dem Fegefeuer, führte er aus, sollen nicht Strafen abgebüßt, sondern die Entwicklung vom alten zum neuen Menschen, die der Tod unterbrochen hat, soll hier vollendet werden. Die Thesen wurden schnell in allen Teilen Deutschlands verlangt und verschlungen. Es war eine Erlösung von dem Jammer dieses rohen Mißbrauchs der Religion, aber nun kamen die Gegenschriften von Tetzel, Dr. Eck u. a. Luther erwiderte, und dabei kam er auch zu Untersuchungen über die Gewalt des Papstes. Luther blieb bereit, sich seiner Strafgewalt zu unterwerfen, aber nicht mehr seiner unbedingten Lehrgewalt. Luther wurde nach Rom zum Verhör geladen. Er war bereit, dem Befehl zu folgen, aber da der Kaiser und der Kurfürst von Sachsen dagegen waren, suchte ihn der Kardinallegat Cajetan in Deutschland zu verhaften und gewaltsam nach Rom zu schaffen. Luther erschien in Augsburg vor Cajetan (1518, 12., 13., 14. Oktober), aber der Kurfürst schützte ihn und veranlaßte ihn, nach Wittenberg zu fliehen. Auch spätere Verhandlungen konnten zu keinem Ausgleich führen, und es ist lehrreich für den Lauf der Welt und ihrer großen Entscheidungen, daß hier die Kirche mehrfach von religionslosen und liederlich lebenden Männern vertreten wurde. So erkannte der apostolische Nuntius Aleander,[1]) der Führer des päpstlichen Kampfes gegen Luther, ganz offen die Kinder an, die ihm die Gattin eines Advokaten geboren hatte, und erklärte, daß ja alle Geistlichen so lebten, „mit Ausnahme derer, die Päderastie treiben, die der Teufel holen mag (qui puerilia sectantur, quos diabolus capiat)". Und diese Leute durften den ganz im Dienste und in andächtiger Verehrung der Kirche lebenden und sich für die Kirche opfernden Luther als Feind der Kirche erklären und verfolgen! Der Vertreter des Papstes verkündete nun eine Lehre über den Ablaß, die Luther in keiner Weise mit seiner innerlichen Auffassung der Religion vereinigen konnte. Durch diese Kämpfe wurde Luther zu immer neuen Untersuchungen geführt, namentlich über die Sakramente, über Stellung und Gewalt des Papstes und über das Priestertum. Das Mönchswesen erschien ihm in den Jahren 1517—1520 mehr und mehr als eine Verirrung, und in der gewaltigen Schrift, die er im Sommer 1520 an den christlichen Adel deutscher Nation richtete, brach er die Bahn, auf der unser Volk zu einer vollständigen Erneuerung seines kirchlichen Lebens gehen sollte. „Die Zeit des Schweigens ist vergangen, die Zeit des Redens ist gekommen," schrieb er in den Sommertagen 1520 an einen Freund, und forderte nun in zahlreichen Schriften eine Beseitigung der Gewalt der Geistlichen über die Kirche und für alle Christen gleiches Recht und gleiche Befugnis in kirchlichen Dingen. Darin war das Entscheidende für die ganze Bewegung gegeben. Freilich hat die Kirche, die Luther dann zum Ersatz für die alte Kirche gründen mußte, ihren Mitgliedern nicht jene Freiheit gewähren können. Sie mußte in Lehren

[1]) Kalkoff, Aleander gegen Luther. Leipzig, Haupt 1908, S. 143, Anm. 5 Aleander rechtfertigte sich wegen der Wahl seiner Liebe: Potuissem et vilius conducere amicas, sed Neapolis me deterret neque aliter potest Romae fieri. Sic cardinales, sic serenissimi rotae autidores, sic omnes faciunt praeter eos, qui puerilia sectantur, quos diabolus capiat.

Digitized by Google

und Verfassung gewisse Vorschriften geben, die dann zu einer Quelle von Zänkereien und Verfolgungen wurden, in denen Luther selbst nicht nur schwer gelitten hat, sondern sich auch zu Zwangsmaßregeln gezwungen sah, die mit der Stimmung und den Lehren seiner ersten Reformperiode 1517—1525 nicht zu vereinigen sind. Und sein wichtigster Gehilfe, Melanchthon, mußte noch schwerere Kämpfe durchmachen mit Gruppen von Eiferern, die in einzelnen Gedanken und Worten Luthers oder seiner Schüler die Bedingung des rechten Glaubens gefunden zu haben meinten.

Luther hat auch in der Frage der Reform des Universitätsunterrichts vieles nachgeben müssen. Die heftigen Worte, mit denen er und seine Freunde auf die Scholastik schalten und sie aus dem akademischen Unterricht auszuscheiden suchten, haben nicht gleich zum Ziele geführt. Auch die feierliche Verbrennung des kanonischen Rechts durch Luther (1520, 10. Dezember) hat den Einfluß dieses wichtigen Produktes der scholastischen Periode nicht gleich beseitigt, vor allem aber: die Bildung der protestantischen Glaubenslehre erfolgte unter dem Einfluß scholastischen Denkens und scholastischer Sprechweise, und an den auf die Gründung der protestantischen Kirchen folgenden Parteikämpfen untereinander hat die Gewohnheit, in den Formen der scholastischen Philosophie zu denken, erheblichen Anteil. Aber trotz alledem beginnt doch mit Luthers Kämpfen um die Freiheit des religiösen Lebens von der päpstlichen Gewalt eine neue Periode der Kirche. Wir Menschen sind eben alle beherrscht von Zeit und Ort. Auch die Vorkämpfer der Freiheit, die durch Jahrhunderte lange Verehrung geheiligte Fesseln zerreißen, auch sie stoßen plötzlich auf Grenzen, die sie nicht zu überschreiten wagen, und scheinen ihr Wesen zu wechseln. Luther hat sich in wichtigen Fragen, so in der Frage über das Wesen Gottes große Zurückhaltung auferlegt. Er suchte nicht die Erkenntnis, was Gott an sich sei. Nur das will er erforschen, was der Gottesgedanke für die Menschen bedeute.[1]) Aber in den Fragen, die der Wissenschaft zugänglich sind, zeigte Luther einen kühnen Sinn und ein bewunderungswürdiges Gefühl für das Richtige. So erkannte er, daß die unter Augustins Namen gehende einflußreiche Schrift „über wahre und falsche Buße" nicht echt sein könne, und ließ sich auch weder durch die herrschende Ansicht noch durch den Widerspruch des von ihm damals sehr hoch geschätzten Karlstadt irremachen. Die neuere Forschung hat Luthers Verdacht bestätigt, und ebenso sein Urteil, daß die Schriften des Mystikers Dionysios Areopagita, die als Werk eines in der Apostelgeschichte erwähnten Anhängers des Apostels Paulus galten, weit späteren Ursprungs seien. Auch vor biblischen Büchern erstarrte sein kritischer Sinn nicht.[2]) Den

[1]) Franklin Arnold, Luthers Stellung in der Geschichte der Geisteswissenschaften. Breslau 1917, S. 6.

[2]) In der Einleitung zu der von P. W. Schmidt und Franz v. Holtzendorff herausgegebenen Protestanten-Bibel des Neuen Testaments ist eine bequeme Zusammenstellung solcher Urteile Luthers über biblische Bücher gegeben. Leipzig, Barth 1872, S. XX.

Digitized by Google

Brief Jakobi z. B. nannte er eine stroherne Epistel. Indem man aber diesen kritischen Zug in dem Wesen Luthers betont, muß man zugleich festhalten, daß dieser Zug Luther nicht einseitig beherrschte. Auch darf man aus der Fülle seiner Schriften nicht folgern, daß er im Forschen und Schreiben seine Aufgabe gesehen hätte, er schrieb eigentlich nur, wenn eine Pflicht ihn rief; er ist mehr zu den praktischen Männern zu rechnen als zu den Gelehrten. Der große Kampf, in den er ganz wider seinen Willen hineingezogen war, drückte ihm die Feder in in die Hand. Den Grundzug seiner theologischen und philosophischen Natur bildete die Ergebenheit in die recht überlieferte Glaubenslehre, aber daneben erhielt sich der durch die wissenschaftliche Arbeit geweckte kritische Sinn, und sein Temperament wählte im Kampfe gerne den schärfsten Ausdruck. Luther hatte in diesen Untersuchungen die Überzeugung gewonnen, daß die Lehre Jesu Christi und die Ordnungen der christlichen Kirche der ersten Jahrhunderte durch mancherlei Aberglauben und zum Teil aus dem Heidentum übernommene Einrichtungen gefälscht und verunstaltet sei, und damit einen kritischen Sinn geweckt, der wenigstens einen Teil dieser unberechtigten Lehren und Einrichtungen abschüttelte. Luther hat den Kampf mit der Kirche nicht gesucht. Er glaubte der Kirche zu dienen, als er die Mißbräuche bekämpfte, die in Tetzels Ablaßhandel offenbar wurden und die Kirche dem Gespött preisgaben. Er handelte als aufrichtiger und eifriger Diener der Kirche und im Gefühl der Pflicht als Lehrer der jungen Geistlichen. Als aber der Papst und seine Kardinäle jenen Frevel und Mißbrauch verteidigten, da wurde ihm der Kampf aufgedrängt, der ihn dann zu immer weiter greifender Erkenntnis über späte Entstehung und willkürliche Erweiterung kirchlicher Ämter und Lehren führte. Und dann galt es bald: die Massen, die sich unter seinem Einfluß von der Kirche lösten, wieder zu einer Kirche zu einigen und zu ordnen. Dabei hat Luther manches, was er ursprünglich glaubte dem Urteil und Empfinden der Einzelnen überlassen zu können, durch Lehre und feste Ordnung geregelt und dann oft mit Schroffheit festgehalten und erzwungen. Da hat sich ihm auch Melanchthon[1]) bisweilen nur widerwillig gefügt, und nach Luthers Tode war er selbständiger. Freilich, in entscheidender Stunde auch schwächer. Unter dem Druck des bei Mühlberg 1547 siegreichen Kaisers Karl V. war Melanchthon bereit, Lehre und Kirchenordnung in wesent-

[1]) Das Verhältnis von Melanchthon zu Luther hat G. Kawerau ausgezeichnet geschildert in den Deutsch-Evangelischen Blättern 1903, Heft 1, S. 29—42. Über Melanchthon gehen die Urteile oft stark auseinander, aber bei genauem Erwägen wird man im ganzen dem Urteile zustimmen, das der zuletzt von Kirn nachgeprüfte Artikel von Landerer und Herrlinger in Haucks Realenzyklopädie für Theologie und Kirche, 12, S. 547 ausspricht: Wir haben in Melanchthon „keinen großartigen, tiefgründenden geschlossenen und energischen Charakter vor uns, aber doch eine edle Persönlichkeit, die man nicht ohne Liebe und Verehrung betrachten kann, ja der man sogar in ihren Fehlern und Schwachheiten die Teilnahme nicht versagen kann, welche der tragische Konflikt einer großen Aufgabe mit einer ihr nicht ganz gewachsenen Kraft und einem widerstrebenden Temperamente erwecken muß". Meiner Meinung nach wird man die Bedeutung Melanchthons für die Entwicklung deutschen Wesens und deutscher Wissenschaft noch kräftiger betonen müssen.

Digitized by Google

lichen Punkten wieder zu katholisieren. Ähnliches ist von anderen Führern der protestantischen Bewegung zu sagen, bis die neue Kirche in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts feste Formen angenommen hatte. Da bildete sich aber unter dem Einfluß jener Ermattung, die nach so stürmischen Perioden regelmäßig einzutreten pflegt, eine nicht selten jede Rücksicht und jede Freiheit vernichtende Rechtgläubigkeit, die sich leicht mit der Herrschsucht und der Rechthaberei unbedeutender oder doch einseitiger Geister und brutaler Fürsten verband.¶

Alle Versuche, den Übergang von einem bedeutenden Abschnitt der Kultur zu einem anderen zu schildern, bleiben unvollkommen, müssen sich begnügen, die leitenden Persönlichkeiten und die wichtigsten Veränderungen der Zustände hervorzuheben. Dabei wird sich denn immer zeigen, daß die älteren Zustände und leitenden Gedanken noch nachwirkten. So heftig sich Luther über die Scholastik äußerte, so konnte er sich doch von ihren Traditionen nicht befreien. Die Art z. B., wie Luther seine Abendmahlslehre verteidigte, ist eine scholastische Spielerei. Diesen Eindruck gewinnt man schon, wenn man Köstlins Bericht liest[1]) über Luthers Theorie: wie Gott und also auch der Gottmensch auf dreierlei Weise an einem Orte sein könne. Um so weniger konnte er hindern, daß neue Formen scholastischen Philosophierens die Entwicklung der Dogmen der protestantischen Kirchen beherrschten. Am schärfsten hat damals Erasmus die scholastischen Verirrungen der Theologen und Philosophen bald mit Spott, bald mit ernster Arbeit bekämpft, aber auch Erasmus wollte die scholastische Theologie nicht beseitigen: er wollte sie nur von gewissen Mängeln befreien. Und noch weniger haben sich Humanisten, wie der gefeierte Ortwin Gratius, so hohe Ziele gestellt. Wenn ihm an der Kölner Universität die Theologen Schwierigkeiten bereiteten, so hatte das andere Gründe, vermutlich auch die leidige Konkurrenz.

Luther begann seine akademische Tätigkeit als Magister artium und hatte also die Philosophie der Scholastik vorzutragen. Er war darin gründlich geschult, aber auch erfüllt von jenem Zuge der Zeit, der von diesen erschöpften Versuchen einer unmöglichen Aufgabe zu fruchtbareren Arbeiten drängte. Bald nachdem er in Wittenberg zu lesen begonnen hatte, schrieb er einem Erfurter Freunde: Es behage ihm nicht, daß er verpflichtet sei, Philosophie vorzutragen. Es dränge ihn, in Theologie zu arbeiten. 1512 wurde er zum Doctor theologiae erklärt, und er begann nun Vorlesungen über Theologie auf einem neuen, von der Scholastik mehr und mehr gesäuberten Wege. Er legte die Bibel selbst zugrunde und suchte die Studenten in ihr Verständnis einzuführen. In das richtige Verständnis der biblischen Bücher einzudringen und dies richtig Verstandene zu verarbeiten: darin sah Luther seine Aufgabe. In dieser Arbeit vollendete sich nun auch seine eigene Entwicklung, indem er namentlich aus dem Studium des Römerbriefes die Überzeugung gewann, daß Gottes Gerechtigkeit den Menschen nicht zu erschrecken brauche, daß sie ja den Sünder rettende, die

[1]) Haucks Realenzyklopädie, Bd. 11, S. 741.

Digitized by Google

Sünde vergebende Gnade sei. Damit befreite er sich auch von der Vorstellung, daß der Mensch durch gute Werke die Gnade Gottes erkaufen oder verdienen könne.

Luther beseitigte die Scholastik aus seinen biblischen Vorlesungen — und systematische Vorlesungen hat er nicht gehalten[1]) —, so sehr auch seine Art zu denken von den scholastischen Traditionen beeinflußt war.

Durch den Zorn über den Mißbrauch der Ablaßbriefe wurde er zum Kampfe aufgerufen, zu einem Kampfe für die Kirche, für die Beseitigung eines frevelhaften, die Kirche untergrabenden Mißbrauchs ihrer Gewalt. Luther begann den Kampf aus Sorge um sein und seiner Gemeinde Seelenheil, und erst im Laufe dieses Kampfes für seine Gemeinde und seine Universität erweiterte sich sein Werk zu einem Kampfe für sein Volk. Sein gelehrter, scholastisch wie humanistisch ausgebildeter Ordensbruder Lang hat ihm bei seinen Studien gewiß gute Hilfe geleistet, hat ihn namentlich zu besserer Kenntnis des Griechischen veranlaßt und beim Erlernen des Hebräischen unterstützt: aber Lang hatte über Aristoteles zu lesen und Griechisch zu lehren, hat auch in den kommenden Kämpfen keine genauer bekannte Rolle gespielt. Luther widmete sich dagegen ganz dem Unterricht in der Theologie und schlug[2]) hierbei von vornherein den Weg ein, der ein neues Zeitalter des Universitätsstudiums eröffnete: nur die Bibel selbst zugrunde zu legen und die Arbeiten der Scholastik beiseite zu lassen, in deren endlosem Für und Wider das Studium sich verlor. „Er begann mit der Auslegung der Psalmen, schloß daran in den folgenden Jahren die der Briefe an die Römer und die Galater und des Hebräerbriefes und wandte sich dann zum zweiten Male dem Psalter zu.“[3])

Luther begann den Versuch, den Universitätsunterricht von dem Druck der Scholastik zu befreien, noch ehe er durch den Kampf gegen den Ablaßhandel mit der Kirche in Streit geriet. Er begann ihn mit stürmischer Heftigkeit, aber er blieb trotzdem doch selbst bis an das Ende seines Lebens unter dem Einfluß der Scholastik. So scharf er ihre Verirrungen und nutzlosen Spielereien verurteilte, er blieb doch unter dem Einfluß des Geistes, in dem er erzogen war, und der großen Gelehrten, welche die beiden Gedankenwelten, in denen das Mittelalter die Hauptquellen seiner Bildung verehrte, die Philosophie der Griechen und Römer und die Lehre der Kirche, auszugleichen und zu einem einheitlichen, die philosophischen Bedürfnisse der christlichen Welt befriedigenden Systeme zu vereinigen suchten. Wohl zerriß Luther den Schleier, den die Scholastiker über das Denken der Menschen gerade bei den wichtigen Fragen, die mit der Religion zusammenhängen, ausbreiteten: aber die Fetzen dieses Schleiers sollten doch noch oftmals seinen Blick verhüllen. Trotzdem erfüllte er sich in

[1]) Karl Müller, Kirchengeschichte, Bd. 2, S. 221.

[2]) Näheres bei Hans v. Schubert und Karl Meisinger, Zu Luthers Vorlesungstätigkeit. Sitzungsberichte Heidelberger Akademie der Wissenschaften 1920, Abhandlung 6. Heidelberg, Winter 1920.

[3]) Friedensburg, Geschichte der Universität Wittenberg. Halle 1917, S. 96.

Digitized by Google

dem Studium der wissenschaftlichen Kräfte, welche sich im Kampf um die Probleme der Scholastik entwickelt hatten, mit dem freieren Zuge der Zeit, und schon ehe er mit der herrschenden Kirche irgendwie in Konflikt kam, kämpfte er für die Befreiung des Universitätsunterrichts von der Scholastik, namentlich von den Aristoteles-Vorlesungen. Er schrieb 1517 an den gelehrten Freund Lang in Erfurt: „Es brennt mir auf der Seele, jenem Gaukler (Aristoteles), der mit seiner griechischen Larve die Kirche äfft, die Maske vom Gesicht zu reißen und ihn in seiner Schande bloßzustellen.“ [1]) Und noch im gleichen Jahre ließ er einen seiner Schüler die These verteidigen: „Es ist ein Irrtum zu behaupten, ohne Aristoteles werde man kein Theologe. Der ganze Aristoteles verhält sich zur Theologie wie die Finsternis zum Licht, seine Ethik ist der Feind der Gnade.“ Diese Ansichten drangen durch bei den Studierenden, bei den Kollegen und bei der Regierung. Am 18. Mai 1517 schrieb Luther an Lang: „Unsere Theologie und Augustin machen hier die besten Fortschritte und haben mit Gottes Hilfe bereits in dieser Hochschule die Herrschaft gewonnen. Aristoteles aber gleitet hinab, sein Sturz steht nahe bevor, und wenn er stürzt, wird es für immer sein. Es ist fast zu verwundern, wie man jetzt die Sentenzen verschmäht. Überhaupt kann niemand auf Zuhörer hoffen, der nicht in seinen Vorlesungen diese unsere Theologie, das will sagen die Bibel und St. Augustinus oder einen anderen der alten Kirchenlehrer behandelt.“ [2]) Ohne die Vorarbeiten des Erasmus und mancher anderen, die durch Studien in den biblischen Sprachen wie durch Übersetzung und Erklärung biblischer Bücher Hilfe boten, wäre Luthers Wirken nicht zu denken. Aber alle diese Vorarbeiten wären auch vergeblich gewesen, hätten dem Bibelstudium wohl niemals den entscheidenden Einfluß auf die Theologie, geschweige denn auf die geistige Entwicklung des deutschen Volkes und auf die Erneuerung der Universitäten gegeben, wenn nicht Luther diese Vorarbeiten zu seiner kühn durchgreifenden Änderung der biblischen Vorlesungen benutzt und so das Studium der Bibel zur Grundlage und zum Mittelpunkte der theologischen Ausbildung gestaltet hätte. Luther war begeistert von seiner Aufgabe, und es erschien ihm als etwas Selbstverständliches, daß er sich frei mache von der bisherigen Art der biblischen Vorlesungen. Er legte die biblischen Texte selbst zugrunde und wendete bei der Erklärung auch gelegentlich deutsche Worte an.

Sein Versuch hatte einen durchschlagenden Erfolg. Die akademische Jugend strömte ihm in Massen zu, und auch die seine Anschauungen und seine Methode anfangs bekämpfenden Professoren wurden überzeugt und folgten seinem Beispiel. So vor allem Karlstadt, der sich anfangs dem Einfluß des Neuerers zu entziehen suchte. Er konnte dann aber doch nicht unterlassen, Augustin zu studieren, auf den Luther hinwies, und wurde durch Augustin für Luthers Ziele und Wege im akademischen Unterricht wie in den kirchlichen Fragen

[1]) Friedensburg, S. 100 f.
[2]) Friedensburg, S. 100 f.

Digitized by Google

gewonnen. Karlstadt wurde sogar der eifrige Freund und Gehilfe des in der Wittenberger Universität mit jedem Tage einflußreicheren Professors Martin Luther.

Ich betone nochmals: Als Luther so gegen den Einfluß des Aristoteles ankämpfte, dachte er nicht entfernt an einen Kampf gegen die Kirche. Im Gegenteil: er wollte die Kirche vor einem heidnischen Einfluß schützen. Sein Wirken hat dann wesentlich dazu beigetragen, daß die Regierung eben damals den Plan einer Reform des Universitätsunterrichts faßte. Denn Spalatin, der Ratgeber des Kurfürsten bei den Angelegenheiten der Universität, stand damals stark unter Luthers Einfluß. Er bewunderte vor allem seine Tätigkeit als Professor, die auch allgemein einen großen Eindruck machte. „Luther nahm es mit seinen akademischen Vorlesungen sehr ernst. Wie er für die Bequemlichkeit seiner Zuhörer sorgte, indem er von der Schrift, die er auszulegen gedachte, eigene Textbücher herstellen ließ, die zwischen den Zeilen und an den Rändern reichlichen Raum für die Nachschriften zur Verfügung stellten, so pflegte der Professor sich auf die Vorlesung selbst aufs genaueste vorzubereiten; er arbeitete sie wörtlich aus und trug außerdem Worterklärungen und sonstige Bemerkungen in sein Handexemplar ein. Seine Methode der Auslegung aber war die eines streng wissenschaftlich arbeitenden Gelehrten. Besonders bezeichnet ihn die Gewissenhaftigkeit, mit der er jeden Fortschritt der Erkenntnis und der Hilfsmittel sofort aufnimmt und verwertet, ohne sich doch in den Bann irgendwelcher Autoritäten zu begeben. Luthers Vorlesungen trugen den Stempel seines eigenen Geistes, seiner eigenen Persönlichkeit; was er seinen Zuhörern gab, entsprang der vertrautesten Kenntnis der heiligen Bücher ... der ebenso gelehrte wie fromme Professor aber verstand es, den bedeutsamen Inhalt, den er mitteilte, durch packende Bilder und Vergleiche, auch durch Fabeln und Anekdoten zu beleben und der Fassungskraft seiner Zuhörer näher zu bringen, wobei der künftige Bibelübersetzer zur Erklärung schwieriger Ausdrücke mit Vorliebe das heimische Idiom heranzog.“ [1]) Luther wirkte stark durch die frische und kraftvolle Art, wie er seine Gedanken und Gefühle ausdrückte, durch den „Ichton“. [2]) Im Frühling 1518 wurde der Unterricht der Universität von der Regierung so umgestaltet, daß es Luther mit den freudigsten Hoffnungen erfüllte. Am 21. März 1518 schrieb er an den Freund Lang in Erfurt: [3]) „Unsere Universität kommt vorwärts, wir dürfen erwarten, in Kürze Vorlesungen in zwei, ja in drei Sprachen, ferner über Plinius, Mathematik, Quintilianus und noch andere vortreffliche Lektionen zu bekommen, diejenigen über Petrus Hispanus, Tartaretus und Aristoteles aber über Bord zu werfen! Schon ist der Kurfürst dafür gewonnen und die Angelegenheit liegt seinen Räten vor.“ [4]) Es erfolgte dann wirklich eine tiefgreifende

[1]) Friedensburg, S. 96.

[2]) Ludwig Ihmels, Das Dogma in der Predigt Luthers. Leipzig 1912, S. 69.

[3]) Friedensburg, S. 111 f., 126 ff., 130 f.

[4]) Die Art der Vorlesungen Luthers schildern H. v. Schubert und Karl Meisinger

Digitized by Google

Reform, die auch auf die anderen Universitäten nachgewirkt hat. Der Kreis der humanistischen Lektionen wurde erweitert, indem man Plinius, Quintilian und den Grammatiker Priscian hinzunahm. Die Vorlesungen über Aristoteles wurden eingeschränkt, aber nicht beseitigt. Es blieben zunächst sogar die Vorlesungen „in den beiden Wegen", also von Vertretern beider nur durch Tüfteleien geschiedener Parteien der Scholastik nebeneinander. Aber diese Studien erfuhren doch zugleich eine wesentliche Besserung, indem neue und richtigere Übersetzungen der Schriften des Aristoteles vorgeschrieben wurden. Luther legte ein Hauptgewicht auf die Pliniusvorlesung, weil sie die Vorlesung über die naturwissenschaftlichen Schriften des Aristoteles unnötig mache. Gleichzeitig wurde eine Schule eingerichtet, auf der die Knaben für den Besuch der Universität vorbereitet wurden, und zwar wurde hier außer Latein und Griechisch auch „Jüdisch" gelehrt, und für diese Sprachen gelang es, den jugendlichen Melanchthon, einen Neffen des gefeierten Reuchlin, zu gewinnen.

Besondere Schwierigkeiten erstanden Luther aus seiner Verehrung der kaiserlichen Gewalt. Als der Kurfürst 1522 Luther die Rückkehr von der Wartburg nach Wittenberg verbot und dabei betonte, daß ihm und seinem Lande sonst Schwierigkeiten erwachsen würden, wenn der Kaiser seine Auslieferung forderte, antwortete Luther: der Kurfürst dürfe dem Kaiser keinen Widerstand leisten, wenn er ihn, Luther, gefangen nehmen und hinrichten lassen wolle. Aber im Laufe des Kampfes begann er freier zu denken. Schon 1523 äußerte er sich so, daß er einen Widerstand des Kurfürsten gegen den Kaiser in gewissen Fällen rechtlich für erlaubt halte, aber nur unter ganz besonderen Umständen, etwa wie sich Samson einst zum Kampfe gegen die Philister erhoben habe. Es ist ein unklarer Gedanke, es ist offenbar nur der Anfang der Vorstellungen, durch die ihn die Juristen später überzeugten, daß den Fürsten das Recht zustehe,[1]) dem Kaiser Widerstand zu leisten, wenn er

---

in den Sitzungsberichten der Heidelberger Akademie der Wissenschaften 1920, Abhandlung 9. Winters Universitätsbuchhandlung, S. 22 ff., bes. S. 29. Luther hat unermüdliche Arbeit auf die Vorbereitung verwandt, war aber meist mit sich sehr unzufrieden. Diese Unzufriedenheit verfolgte ihn seine ganze Dozententätigkeit hindurch: „Es ist die Spannung zwischen den Ansprüchen, die seine Gewissenhaftigkeit an eine sorgsam vorbereitete und durchgearbeitete Vorlesung stellte, und dem, was er angesichts der Pflichtenlast, die auf ihm ruhte, leisten konnte." Ich möchte glauben, daß hier einzelne Vorgänge zu stark verallgemeinert sind; aber sehr begreiflich wäre diese Stimmung Luthers in Abschnitten, in denen ihn politische oder wissenschaftliche Bedenken quälten. Diese Stimmung darf uns jedoch nicht hindern, uns an den Nachrichten zu begeistern, die uns von dem gewaltigen Eindruck berichten, die seine Reden und Vorlesungen gemacht haben.

[1]) Karl Müller hat Luthers Äußerungen über das Recht des bewaffneten Widerstandes gegen den Kaiser (in den Sitzungsberichten der Kgl. Bayerischen Akademie der Wissenschaften, philosophisch-philolog. und historische Klasse, Jahrg. 1915, Abhandlung 8) gründlich untersucht. Man sieht, wie unendlich schwer es Luther wurde, aus den einander widerstreitenden Gedanken zu dem klaren Entschluß vom Rechte des Widerstandes zu gelangen. Diese politischen Dinge waren ihm ein fremdes Feld und erdrückten ihn durch die Unklarheit der Rechtsverhältnisse.

Digitized by Google

als ein Tyrann versuche, das den Fürsten zustehende Recht oder Rechte und Eigentum der Untertanen zu verletzen. Und während er sich hier so mühselig selbst Klarheit zu verschaffen suchte und sich mit Gedanken abfand, die ihm selbst nicht genügen konnten, wurde er gerade auch über diese Fragen von den verschiedensten Seiten angerufen und um Belehrung gebeten. So bestimmt sich Luther oftmals äußerte, so zeigt doch der ganze Verlauf seiner Erwägungen, daß er nur schwer und nicht ohne manchen zweifelnden Gedanken den Juristen nachgab und sich dabei weniger wohl fühlte als bei der heroischen, zum Opfer bereiten Auffassung, mit der er 1522 die Sorgen des Kurfürsten zurückwies.

Viel leichter fand sich sein Freund Melanchthon mit diesen Fragen ab, und es war ein Glück für Luther, daß dem so war. Wie denn überhaupt Melanchthon mit seiner so ganz anderen Art ihm ein in den wichtigsten Beziehungen unschätzbarer Gehilfe war. Melanchthon war 1497 (16. Februar) geboren und war also bei seiner Antrittsvorlesung in Wittenberg am 29. August 1518 erst $21^1/_2$ Jahre alt, aber diese Antrittsvorlesung „von der Verbesserung der Studien der Jugend" verscheuchte alle Bedenken, die beim ersten Auftreten des Jünglings auch bei Luther aufstiegen. Der Grundgedanke war: fort mit der Scholastik, gebt der Jugend die Werke der klassischen Literatur! Und vor allem gebt ihr nicht die verstümmelten und „bis zur Unkenntlichkeit entstellten" Ausgaben der Werke des Aristoteles, sondern die echten, wissenschaftlich zuverlässigen Werke des großen Philosophen. Die in den Schulen gelehrte Dialektik sei unwissenschaftlich und unfruchtbar, habe aber die Herrschaft gewonnen und die Kirche samt der Theologie und den übrigen Wissenschaften zugrunde gerichtet. „Die guten Wissenschaften wurden mit nicht guten, die alte Frömmigkeit gleichzeitig mit Zeremonien, Menschensatzungen, Konstitutionen, Dekreten, Kapiteln, Extravaganten vertauscht." In Wittenberg habe man den rechten Weg betreten. Aristoteles werde nach dem echten Text gelehrt, über andere gute Klassiker werde gelesen, und auch die Mathematik, die Voraussetzung aller Gelehrsamkeit, werde vorgetragen. Man sei damit auf dem rechten Wege, ferner aber bedürfe man der Geschichte, welche den Charakter bilde und bei der Verwaltung der öffentlichen Angelegenheiten Rat gewähre. Ferner der Kenntnis der drei Sprachen: des Latein und des Griechischen, welche uns den Weg zu der Philosophie und den Naturwissenschaften, sowie zusammen mit dem Hebräischen zu der Theologie eröffnen. Über die Glossen, Konkordanzen und Diskordanzen hinweg gilt es zu den Quellen des Glaubens zu kommen, dann erst werden wir anfangen, Christum zu verstehen. Er schloß mit der Ermahnung, die Studenten sollten außer Latein auch Griechisch lernen, wenn auch nur in einigen Nebenstunden. „Beginnt also mit den vernünftigen Studien und beweget das Wort in Euerem Herzen, daß frisch gewagt halb gewonnen ist. Studiert die alten Lateiner und schließet die Griechen mit ein, ohne welche die Lateiner nicht recht behandelt werden können."[1]) Im Geiste

[1]) Vgl. Friedensburg, S. 117 und Hartfelder, Melanchthon, S. 65 f. Dazu

Digitized by Google

dieser Rede hat Melanchthon, gestützt auf Luther, in Wittenberg den Unterricht umgestaltet, und auf mehreren anderen Universitäten wurde er zu ähnlicher Reform gerufen oder um schriftlichen Rat ersucht. Melanchthon war von Luther begeistert, „nie hat ein Größerer auf Erden gelebt," sagte er in seiner ehrfürchtigen Bewunderung, und er hat seine besten Kräfte in den Dienst der von Luther begonnenen Reformation gestellt.

Melanchthon war ein ungemein fleißiger und vielseitiger Dozent und hatte durch seine Schriften und Ratschläge großen Einfluß auf die weitesten Kreise, auch als Lehrer, sodann als Organisator der Studien an vielen Universitäten, und endlich als Verfasser zahlreicher Ausgaben lateinischer und griechischer Autoren, wie von Lehrbüchern, Grammatiken und Handbüchern, in denen er namentlich die wichtigsten Schriften des Aristoteles auf Grund der von mittelalterlichen Änderungen gereinigten Texte für den Unterricht geschickt machte. Hartfelder hat das in seinem Werke: Philipp Melanchthon als Praeceptor Germaniae[1]) im einzelnen nachgewiesen. Sein Bericht über die 1549 erschienene Physik Melanchthons[2]) (S. 242 ff.) macht deutlich, wie Melanchthon sich von dem Zorne Luthers über Aristoteles mehr und mehr befreite und seine Benutzung im Unterricht durch maßvolle Einschränkung und durch Herstellung gereinigter Texte und geschickter Lehrbücher hob. Ein so gründlicher Kenner dieser Literatur wie Dilthey nennt Melanchthons Kompendien unübertroffene Muster von Klarheit, Ordnung und eleganter Augenscheinlichkeit des Vortrags. Ähnlich urteilt Zeller in seiner Geschichte der Philosophie.[3]) Die Zahl seiner Zuhörer soll in manchen Vorlesungen Tausende betragen haben, und wenn das auch übertrieben sein wird, so waren sie meistens doch stark besucht. Aber einige Vorlesungen hat Melanchthon wohl auch vor kleinen Kreisen gehalten. Über die Vorlesung, die er als Professor der Ethik vom 2. Mai 1555 bis Mitsommer 1557 über Cicero De Officiis hielt,[4]) hören wir, daß er wöchentlich eine Stunde las und in jenen zwei Jahren 128 Paragraphen des lib. I vollendete. Sein Ziel war: anknüpfend an eine Erklärung Ciceros mit Freiheit einzugehen auf Fragen der Ethik, die Hauptsachen diktierend, dann in freier Rede mit zahlreichen Beispielen erläuternd. In seiner

---

Nikolaus Müller, Zur Chronologie und Bibliographie der Reden Melanchthons 1545 bis 1560. Separatabdruck aus der Festschrift für Köstlin. Perthes, Gotha.

[1]) Berlin 1889. Das Werk ist als Bd. VII der von Karl Kehrbach herausgegebenen Monumenta Germaniae paedagogica erschienen und erweckt bei jedem Gebrauch erneutes Bedauern, daß es dem durch Gelehrsamkeit und Geist hervorragenden Verfasser nicht vergönnt gewesen ist, diesen Forschungen seine ganze Kraft zu widmen.

[2]) Initia doctrinae physicae dictata in Academia Vitebergensi 1549 bei Johannes Luft in Wittenberg. Das Werk ist also die von Melanchthon diktierte Grundlage seiner Vorlesung.

[3]) Hauck, Realenzyklopädie, Bd. 12, S. 543.

[4]) W. Meyer, Nachrichten der Kgl. Gesellsch. der Wissensch. Phil.-hist. Klasse, Gött. 1894, S. 169. Dazu die bei Hartfelder im Sachregister unter De officiis angeführten Stellen.

Digitized by Google

Vorlesung über Dialektik führte er die in Vergessenheit geratene Sitte wieder ein, die Nachschriften der Studenten einzufordern und zu prüfen. Auch schalt er sie, wenn sie unfleißig waren. Die lange Dauer jener Vorlesung über Ethik erklärt sich daraus, daß diese Stunden ohne Zweifel benutzt wurden, um die Schüler im Gebrauch der lateinischen Sprache zu üben. Aber freilich, von manchem Dozenten wurde damals mit der Zeit arger Mißbrauch getrieben. So beklagte sich der Basler Professor Amerbach: in einem Kolleg zu Padua habe der Professor, der über De rebus creditis las, zwei Stunden über das Wörtchen De gesprochen.

Leider wurde diese Erneuerung des Universitätsunterrichts bald wieder durch die theologischen Kämpfe gefährdet, die schon in den zwanziger Jahren ausbrachen und Luther dahin beeinflußten, daß er die Freiheit der kirchlichen Bewegung stärker einschränkte, als er anfangs für geboten hielt. Nach Luthers Tode aber kam es soweit, daß Melanchthon von den Eiferern verfolgt wurde, die sich einbildeten, die rechten Schüler Luthers zu sein. Luther selbst hatte in den letzten Jahren oft bitter geurteilt über die Entwicklung der von ihm ins Leben gerufenen Kirche und das Treiben der Universität. Er hatte sich nur schwer bewegen lassen, in Wittenberg zu bleiben. Luthers Unzufriedenheit ist aber nicht etwa einfach aus seiner Herrschsucht zu erklären. Wohl trat er in den Kämpfen gegen abweichende Meinungen oft schroff auf, aber er hatte auch die immer erneute Erfahrung gemacht, daß es notwendig sei, irgendwo Schluß zu machen mit den Kämpfen um das Dogma, wenn eine geordnete Kirche geschaffen und erhalten werden solle. Ging er darin bisweilen zu weit, so waren das Irrungen und Fehlgriffe, wie sie in einem die weite Welt erschütternden Kampfe schwer zu vermeiden waren. Und überdies: Luther hatte eben auch die Fehler seiner Tugenden. Dazu lastete auf ihm inmitten dieser von den Bedürfnissen der neuen Zeit beherrschten Kämpfe jene oben erwähnte Tradition der Scholastik, unvorstellbare und nicht bis zur vollen Klarheit auszudenkende Begriffe in bindende Erklärungen und Vorschriften aufzunehmen. Im Kampfe für seine Überzeugungen geriet er so mehr und mehr in die Rolle eines herrischen Propheten, ohne es zu sein und sein zu wollen.

Persönliche Erfahrungen, körperliche Beschwerden und schließlich auch zunehmende Erschöpfung haben dann in entscheidenden Stunden Luthers Haltung störend beeinflußt, und es hat Zeiten gegeben, in denen selbst sein getreuer Melanchthon fürchten mußte, daß Luther mit ihm breche. Der Verlauf der Reformation und die Kümmernisse, unter denen auch ihre großen Führer, im besonderen gerade Luther und Melanchthon, die letzte Periode ihres Wirkens durchlebten, sind eins der ergreifendsten Bilder von dem Schicksal der Menschen, denen im Ringen um die großen Probleme des Lebens die Führung zugewiesen wird. Die Periode der Reformation und die Reform der Universitäten in dieser Periode zeigt recht wechselnde Bilder, und nicht zum wenigsten der Lebenslauf der Reformatoren. Die Welt war erschüttert von dem Ringen um die Lehren und Einrichtungen, die bisher die Grundlagen des

Digitized by Google

Glaubens und der staatlichen wie der gesellschaftlichen Ordnung gebildet hatten, und alte Kampfgenossen sahen sich plötzlich als Gegner in einer neu auftauchenden Frage. So Luther mit Karlstadt, an dem er vorher einen Freund und Gehilfen gehabt hatte. Im weiteren Verlauf wird das Bild dieser Streitigkeiten immer betrübender. Auf der Bühne der gewaltigen Geisteskämpfe, deren Glut uns noch heute besonders in Luthers Schriften aus den Jahren 1517—1520 und 1525 entgegenflammt, gewannen engherzige Theologen, wie der Straßburger Marbach (gest. 1581) und zwei Generationen später der Wittenberger Calov (gest. 1668) die Führung. Und der Sieg fiel ihnen zu, weil die Teilnahme des Volkes matt geworden war. Welch ein anderer Geist herrschte in Straßburg um 1580 als ein Menschenalter früher, da Johann Sturm hier von 1538 ab mit Hilfe des gleichnamigen — ihm jedoch nicht verwandten — großen Leiters der erfolgreichen Politik der Stadt Straßburg, Jakob Sturm, eine gelehrte Schule begründete und über vierzig Jahre im Geiste der kirchlichen Reform und der Renaissance leitete! In jener um sich greifenden Gleichgültigkeit des Volkes erzwang der in dogmatischen Spitzfindigkeiten die Probe des rechten Christenglaubens suchende Theologe Marbach Sturms Absetzung. Diese Richtung breitete sich damals über Kirche und Universitäten aus, und der Kampf um diese Gegensätze zwischen Luthertum, Kalvinismus und verwandten oder vermittelnden Richtungen gab vielfachen Anlaß zu rücksichtslosen Maßregeln fürstlicher Willkür. Aber in der Stille breitete sich doch der echte Geist des Protestantismus aus, wenn auch seine Vertreter sich der Tyrannei der herrschenden Richtungen fügten und nur selten ein Mann es wagte, die konfessionellen Eide oder Verpflichtungen abzulehnen, die auch auf protestantischen Universitäten gefordert wurden. Dergleichen Eide verlieren übrigens ihre Bedeutung, wenn die Verhältnisse ihre Bedeutung verlieren, auf die sie Bezug nehmen. Die bis gegen Ende des 19. Jahrhunderts an manchen Universitäten üblichen Doktoreide z. B. hatten ihre Bedeutung so sehr verloren, daß auch sonst aufmerksame und gewissenhafte Menschen sich nicht einmal klar machten, wozu sie sich eigentlich durch die veralteten Worte dieses Eides verpflichteten. Sie erschraken wohl, wenn man sie nachträglich darauf hinwies, sie haben sich dann aber leicht beruhigt in der Überzeugung, daß ein solcher Eid nur eine Form sei, übriggeblieben aus überlebten Verhältnissen. So lockerten sich auch die Fesseln des kirchlichen Glaubens im 17. und 18. Jahrhundert, und die Universitäten, besonders die protestantischen, waren Mittelpunkte dieser Freiheitsbewegung. Sie waren es trotz der brutalen Gewalt, mit der gerade hier die Vertreter freierer Gedanken und selbständiger Überzeugungen verfolgt wurden. Bald an dieser, bald an jener Universität lebte ein Zug von dem stolzen Geiste Luthers wieder auf. Auch die vielen Interessenkämpfe und gelehrten Zwistigkeiten, von welchen uns die Geschichte der Universitäten von 1540—1740 erzählt, und welche uns den Gang ihrer Entwicklung mehr verdunkeln als verdeutlichen, können das nicht beseitigen.

Digitized by Google

Frei von den Mängeln des Augenblicks, in der ganzen Macht seiner Kaiser und Fürsten überwindenden Glaubensgröße: so erschien Luther den Protestanten in den Kämpfen der auf seinen Tod folgenden Jahrhunderte. Durch all den Wirrwarr der theologischen Streitigkeiten der folgenden Zeit leuchtete seine Riesengestalt, weckten die großen Züge seines Wesens Glauben und Hoffnung in Tausenden, die sich vom Zweifel bedrängt fühlten. Und selbst in dem Jammer der Gegenwart, da sich die Toren breitmachen mit den dürftigen Brocken der an seinen Werken geübten Kritik, die sie nachschwätzen, ohne sie zu verstehen, und da manche Religionsbedürftige vorzugsweise in der Gebundenheit katholischer Religion Trost suchen zu müssen glauben, gerade inmitten solcher gegnerischer Gedanken ist es ein Quell der Freude und der Kraft, wenn man sich in Luthers Leben versenkt. Mögen die Gegner aus den Mängeln der menschlichen Natur und den Schranken seiner Gaben Angriffspunkte zusammensuchen: dem ruhigen Auge erscheint Luther in einer bewunderungswürdigen Größe und in einer die weite Welt erschütternden, aber auch erhebenden Kraft. Unser deutsches Volk aber hat durch Luther und die von seinem Geiste erneuten Universitäten einen größeren Einfluß auf die Entwicklung der Welt geübt wie durch irgendeinen anderen.

Fachminister und Parteiminister

Von

Professor Richard Eickhoff,

früherem Mitglied des Reichstages und des preußischen Landtages

Vor einiger Zeit wurde von einer der rechtsstehenden Parteien, wie man sich erinnern wird, mit besonderem Eifer die Forderung nach Fachministern gestellt und ihre Erfüllung als ein Allheilmittel für unsere innerpolitischen Zustände gepriesen. Aber es war klar, daß diese Forderung mit dem Wesen des parlamentarischen Systems völlig unvereinbar war. Wohin sollte es auch führen, wenn nur Fachmänner in die verantwortlichen Ministerstellen berufen würden, ohne daß man ihre politische Einstellung dabei berücksichtigte! Es wäre doch geradezu absurd, in der deutschen Republik Männer an die Spitze der Ministerien zu stellen, mögen sie an sich auch noch so tüchtige Sachkenner sein, die der republikanischen Staatsform innerlich fremd oder gar feindlich gegenüberstehen. Davon kann ernstlich nicht die Rede sein.

Die Fragestellung darf also nicht lauten: Fach- oder Parteiminister, sondern Fach- und Parteiminister. Wer wollte bezweifeln, daß die großen Parteien, die die Träger der Regierungsgewalt bilden, in ihren Reihen genug Fachmänner zählen, die an der richtigen Stelle dem Vaterlande ganz vortreffliche Dienste leisten würden? Wir haben solche Männer schon in manchen Ministerien

Digitized by Google

kennen gelernt; aber ich möchte an dieser Stelle nur den einen Namen Rathenau nennen, dessen Träger sich in mehreren Ministerien glänzend bewährt hat, wie nicht weiter dargelegt zu werden braucht. Und dennoch wollen in der Öffentlichkeit die Klagen nicht verstummen, daß dieser oder jener Minister lediglich als Parteimann sein hohes Amt erlangt habe, ohne die dazu erforderliche Eignung zu besitzen. Daß dem wirklich so ist, wird niemand entgangen sein, der die öffentlichen Dinge aufmerksamen Auges verfolgt; die Beispiele für diese so wenig erfreuliche Tatsache liegen auf der Hand, aber nomina sunt odiosa . . .

Doch wie kann denn auf diesem so wichtigen Gebiete ein wesentlicher Fortschritt erzielt, ein Zustand herbeigeführt werden, der eines freien Volksstaates allein würdig ist? — Ich möchte glauben, der Weg, der zu diesem erstrebenswerten Ziele führt, liegt so nahe, daß man sich fast wundern muß, daß er nicht längst, ja von Anfang an, beschritten wurde. Die Führer der großen Regierungsparteien im Reiche und in den Ländern brauchen doch nur die Männer aus ihren Reihen für die einzelnen Ministerposten vorzuschlagen, die sie nach reiflicher und rein sachlicher Überlegung für die besten Fachleute halten. Daß es keiner der Regierungsparteien an solchen Männern fehlt, braucht nicht wiederholt zu werden, und ich sollte meinen, eine Verständigung über die würdigsten Ministerkandidaten dürfte den Parteien nicht allzu schwer fallen, wenn alle persönlichen Ambitionen ausgeschaltet werden und nur der Gesichtspunkt der fachmännischen Tüchtigkeit berücksichtigt wird. Oder soll es wieder dahin kommen, daß, wie unter dem früheren Regiment, meist die Zugehörigkeit zum Adel oder zu einem feudalen Korps bei der Besetzung der Ministerposten und überhaupt aller hohen Staatsämter eine ausschlaggebende Rolle spielte, so jetzt der um seine Partei verdiente Kandidat durch den Ministersessel belohnt wird? Dann würde ja der gleiche Mißbrauch von denselben Männern getrieben, die ihn früher nicht scharf genug tadeln konnten. Das wäre doch tief zu bedauern und würde der Festigung des demokratischen Gedankens und der Republik nur abträglich sein.

Aber man wird vielleicht einwenden wollen, das von mir vorgeschlagene Verfahren werde ja längst in Deutschland geübt und ich stoße mit meinem Vorschlage nur offene Türen ein. Ist dem wirklich so? Man sehe sich doch nur die einzelnen Ministerien im Reiche und in den Ländern der Reihe nach an! Steht wirklich überall der richtige Mann an der richtigen Stelle? Oder gewinnt man nicht bei diesem oder jenem Minister den Eindruck, daß hauptsächlich seine Parteistellung den Ausschlag für seine Berufung gegeben habe? Dabei bin ich vorurteilslos genug, auch einen früheren Arbeiter- und Gewerkschaftsführer für eine geeignete Persönlichkeit zu halten; denn diese Männer haben in den Gewerkschaften eine ganz vortreffliche Schulung erhalten, und der Assessorismus tut's wahrlich nicht, wenn auch für den Posten des Justizministers nur ein durchgebildeter Jurist in Betracht kommen kann, ebenso wie ich an der Spitze der Unterrichtsministerien am liebsten einen erfahrenen Schulmann sähe.

Indes diese Betrachtungen bedürfen noch insofern einer Ergänzung, als die politischen Ministerien eine besondere Rolle spielen. Hier bedarf es keines eigent-

Digitized by Google

lichen Fachmannes, sondern eines Mannes, der eine lange politisch-parlamentarische Schule hinter sich hat und mit klarem und freiem Blick alle an ihn herantretenden politischen Fragen zu beurteilen und zu behandeln versteht. Ein solcher Mann muß vor allem den richtigen Takt besitzen, der ihn bei allen seinen Entscheidungen leitet. Dabei ist es nach meiner Meinung ganz gleichgültig, welchen Bildungsweg er gegangen ist. An der Spitze des großen amerikanischen Gemeinwesens stand vor sechzig Jahren Abraham Lincoln, ein einfacher Schiffer- oder Bauernknecht, und der heute doch zu den Unsterblichen zählt. Darum habe ich auch nichts für alberner gehalten, als das Gerede von dem „Sattler", der jetzt an der Spitze der Deutschen Republik steht. Nur keine Vorurteile! Gerade diese Männer, die sich durch eiserne Energie gleichsam aus dem Nichts emporgearbeitet und die höchsten Staatsstellen erlangt haben, verdienen die Achtung und Anerkennung der Lebenden wie auch der Nachwelt ganz anders als diejenigen, die lediglich auf dem Wege der Legitimität an die Spitzen der Staaten oder der Protektion in die führenden Ministerstellen gelangt sind. Der Name des großen Sklavenbefreiers wird noch durch die Jahrhunderte hallen, wenn derjenige manches Herrschers oder Staatsmannes, der heute noch in aller Munde ist, längst verklungen sein wird...

Um das Gesagte noch einmal kurz zusammenzufassen: Ein politischer Minister braucht kein Fachmann zu sein, sondern nur eine gründliche politische Schulung hinter sich zu haben; dann wird er den ihm gestellten Aufgaben vollkommen gewachsen sein. Anders ist es mit den einzelnen Ressortministerien; in ihnen sind nur Männer am Platze, die Meister ihres Faches sind, zugleich aber einer Partei angehören, die die Gewähr bietet, daß sie die Verfassung des Reiches und der Länder wirksam zu schützen und so die Pflichten erfolgreich zu erfüllen imstande sind, die ihnen in ihrer verantwortungsvollen Stellung in erster Linie obliegen, Männer also, die Fachminister und zugleich Parteiminister zu sein beanspruchen dürfen.

Wie Republikaner des Jahres 1848 Monarchisten wurden

Von

Heinrich Ulmann

(Schluß)

Ein weiterer Achtundvierziger, Lothar Bucher, darf zwar eigener Erklärung nach nicht als prinzipieller Anhänger der Republik in Anspruch genommen werden. Um so mehr zeigte er sich im Sturmjahr durchtränkt und fortgerissen vom Wirbel der revolutionären Ideen, soweit sie abzielten auf die Umwandlung des preußischen Staates, sei es auch des monarchischen, in seinen Grundfesten.

Bucher hat nicht nur die Macht der Volksvertretung zur maßgebenden in Preußen erheben wollen: er legte der nach dem Wahlgesetz im April 1848

Digitized by Google

gewählten Nationalversammlung, in deren linkem Zentrum er mit Politikern wie Rodbertus, v. Unruh u. a. kämpfte, ausdrücklich die Befugnisse eines Gerichtshofs über alle politischen Sünden der Vergangenheit bei. Die Aufgabe dieses Parlaments schien ihm daher keineswegs beschränkt auf Vereinbarung der Verfassung mit der Krone. Nicht eher durfte sie ihre Aufgabe für beendet ansehen, bis alles Unrecht in Verwaltung und Gericht, in Heer und Wirtschaft, ja im gesamten Volksleben von Grund aus beseitigt sei. Der 31jährige pommersche Gerichtsassessor vertrat als einer der energischsten die Idee einer Fortdauer der Revolution bis zu jenem, doch kaum absehbaren Ziel völliger Demokratisierung. Bei allen entscheidenden Gelegenheiten trat er beredt und entschlossen als Vorkämpfer heraus, bis zu jenem entscheidenden Sitzungstage, da in dem militärisch überwältigten Berlin die Majorität der von der Regierung bereits nach Brandenburg verlegten Versammlung den berühmten Steuerverweigerungsbeschluß faßte, der bestimmt war, die Geister der Provinzen nochmals zur Unterstützung ihrer Vertreter aufzurütteln. Bucher sah in jener Tat eine Notwehr gegen rechtswidrigen Eingriff in die Rechte der Erwählten des Volkes. Aber er tat mehr, er unterzeichnete nicht nur die bezügliche Proklamation, er wandte sich noch besonders an seinen Wahlkreis. Nach der Oktroyierung der Verfassung kämpfte er in der Zweiten Kammer des alsbald aufgelösten ersten Landtags für Aufhebung des über Berlin verhängten Belagerungszustandes. Aber erst im Februar 1850 wurde er wegen seiner Beteiligung am Steuerverweigerungsvorgang vor die Geschworenen gestellt, neben 42 Genossen. Ihn allein sprach, trotz einer Verteidigungsrede voller Würde und Überzeugungskraft, das Gericht schuldig. Neben Verlust von Amt und Ehrenrechten sollte ihn eine anderthalbjährige Gefängnisstrafe treffen. Dieser und den nach der Abbüßung drohenden reaktionären Schikanen entzog er sich durch Flucht nach England noch gerade rechtzeitig aus dem Sitzungssaal selbst.

Um deutlich zu machen, in welchem Grad der straffällige Flüchtling in den elf Jahren des Londoner Exils eine Schulung von innen heraus durchgemacht, frommt es festzuhalten, daß er in seiner parlamentarischen Tätigkeit so weit gegangen war, im Ministerium nur einen Vollziehungsausschuß der Beschlüsse der Nationalversammlung, solange ein solcher noch nicht bestünde, zu erblicken. Weigere sich das Ministerium jene auszuführen oder zurückzutreten, so . . . In England ist er ein anderer geworden durch Einblick in sich selbst, geschärft durch unablässige Beobachtung und Studium alles dessen, was nur irgend zu lernen war. Dazu gab äußere Veranlassung seine Stellung als ständiger Auslandsberichterstatter der „Berliner Nationalzeitung", die ihm, kärglich genug, Lebensunterhalt verschaffte. In Tausenden von Berichten hat er seine reichen Erfahrungen geistvoll und witzig ausgebreitet, in sichtlich steigendem Grad in Vergangenheit und Gegenwart, in Geist und Sitten, in Plänen und Richtungen der in England bestehenden Gegensätze sich einlebend. Die 1854 abgeschlossene hochbedeutende Schrift: „Der Parlamentarismus,

Digitized by Google

wie er ist" war die reife Frucht aller erarbeiteten und erschauten Eindrücke. Kaum merkt man in seinen Arbeiten, wie stark Bucher, früher ein munterer Gesell, durch das Land und Volk, das er sich gegenüber sah, sowie durch die einsame Lage des Verbannten die „Disziplin des Schweigens" sich angeeignet hat, unbewußt ihm selbst eine unerläßliche Vorstufe künftiger Lebensstellung. Damit soll nicht gesagt sein, daß Bucher lebendigen Umgang entbehrt hätte. Dieser führte ihn auch mit deutschen und außerdeutschen Schicksalsgenossen zusammen, deren Absichten er ergründete, ohne sie zu teilen. Erfahrungen hatten ihn von Illusionen geheilt und scharfsichtiger gemacht für Vorspiegelungen von anderer Seite. So blieb er kühl bis ans Herz gegenüber den internationalen Revolutionsgedanken Mazzinis, Alexander Herzens, Ledru-Rollins, die nach seiner Meinung mit ihrem Nationalitätsprinzip nur auf Beraubung des deutschen Michel ausgingen. Das blieb nachher bedeutsam für seinen Anteil am Reformgedanken in Deutschland, besonders gegenüber den Bestrebungen des Nationalvereins. Nicht minder hatte er sich von dem demokratischen Programm losgearbeitet in der Frage der Parlamentsherrschaft. Hier war wissenschaftliche Erkenntnis seine Lehrmeisterin geworden zum Verständnis der Praxis. Sein klares, unbestechliches Urteil öffnete ihm auch die Augen über die Vorteile und Nachteile, Ziele und Mittel der Manchesterpartei, was ihn später zu einem literarischen Verdammungsurteil über den Cobdenklub veranlaßte. Wie das wühlerisch von dem verhaßten Napoleon III. angewandte Nationalitätsprinzip stieß ihn auch ab die internationale Geltung eines Wirtschaftsprinzips, das einer Nation auf den Leib zugeschnitten war. Bucher war sozialen Lebensfragen durch seine hinterpommerschen Erlebnisse nie fremd gewesen; in der Fremde war er Sozialist geworden, nicht etwa im Marxschen Sinn, wohl aber als Staatssozialist. Aus dem Revolutionär war ein Realpolitiker geworden, als er kraft der Amnestie im Sommer 1861 dauernd nach Preußen zurückkehrte. Er hatte gelernt, die zu verspotten, die wähnten Politik treiben zu dürfen nach logischen Regeln. Noch hielt er fest an manchen demokratischen Forderungen, wie der des allgemeinen gleichen Wahlrechts. Seinen alten Parteigenossen war die Umbildung des Journalisten natürlich nicht verborgen geblieben. Er fand sich bald alleinstehend. Auch das langjährige Verhältnis zur Nationalzeitung erkaltete und löste sich bis 1862 ganz auf. Er fand dann wohl Beschäftigung beim Wolffschen Telegraphenbureau, aber sie sagte ihm nicht zu, erwies sich auf die Länge auch nicht verträglich mit der weiteren Entwicklung seiner Persönlichkeit.

Die Aussicht auf Verwendung im Staatsdienst schien so gut wie ganz verschlossen, wenn auch, wie es heißt, der Außenminister v. Schleinitz dem Gedanken nicht fremd war, seiner weiter in England sich zu bedienen. Aber Bucher glaubte damals (1861) noch in voller Unabhängigkeit sich behaupten zu können — er mußte erst noch weitere Erfahrungen im Dienst privater Interessen machen —, hauptsächlich jedoch wollte er dem Vaterland nicht wieder den Rücken kehren. Bucher war als guter Deutscher zurückgekommen

Digitized by Google

übers Wasser. Tiefer als die meisten begriff er die Gefahren, denen Deutschland sich ausgesetzt sah durch die Bewegungen der großen Mächte und den manchmal ihnen in die Hände arbeitenden Wühlereien der internationalen Propaganda. Im Jahr seiner Rückkehr tat er sich mit alten Parteigenossen wie Rodbertus und van Berg zusammen zur Abfassung einer Broschüre „Seid deutsch!" Mit Abscheu wandte er sich gegen Mazzinis Nationalitätsprinzip und andere entlehnte Schlagworte. Er wies die kleindeutschen Pläne zurück und wollte ein Großdeutschland in einem zu reformierenden Bund unter einem Direktorium und mit einer Volksvertretung. Ohne Gewalt von unten oder von oben, also keine preußische Eroberungspolitik. Er warnte vor der Einbildung, daß es Interessen seien, was Sympathien und Doktrinen vorzuspiegeln nicht müde würden. Ungern verzichtet man darauf, den öfters ins Schwarze treffenden Ausführungen weiter nachzugehen! Eines wird aus der Gesamtheit der öffentlichen Äußerungen des verlorenen Sohnes ganz klar, wie tief der Abstand noch war, durch den der damalige Bucher von der Politik geschieden war, die ein nicht geahnter „Großer" machen sollte in aller Bälde!

Glücklicherweise haben wir so etwas wie einen Prüfstein für den Grad politischer Reife, zu dem er sich durchgerungen, an seinem seit Januar 1862 sich anbahnenden Verhältnis zu Ferdinand Lassalle. Lassalle, eben von einer Begegnung mit Garibaldi nach Berlin zurückkehrend, wünschte Bucher für seine revolutionären Aktionspläne zu interessieren. Bucher urteilte mit erstaunlicher Kühlheit, daß ein Umstürzen des Bestehenden allerdings denkbar sei, aber nicht ein Verharren bei dem anscheinend Errungenen. Trotzdem wurden beide warme Freunde bei häufigem, intimem Verkehr, obwohl sich Bucher ausdrücklich gegen politisches Zusammenarbeiten wehrte. Als Lassalle sein bissiges und nur sehr zum Teil zutreffendes Pamphlet gegen den liberalen Literarhistoriker Julian Schmidt richtete, hat Bucher z. B. bei Zurückweisung der Ausstellungen an Schiller, seinem Lieblingsdichter, dem Freund freudige Handlangerdienste geleistet. Erst im letzten Augenblick hat er sich von der Zusage zurückgezogen, vor den von Lassalle bearbeiteten Arbeitern in Leipzig einen Vortrag zu halten. Im Herzen war er mit manchen der sozialdemokratischen Ideen und Ziele einverstanden. Aber eines hielt er dem Freund entgegen: es sei Täuschung, eine Aufgabe, die günstigenfalls das Werk von Generationen oder Jahrhunderten sein könne, anzufassen, als ob sie innerhalb der eigenen Lebensdauer zur Lösung gebracht werden könne. Er wollte sich nicht von dem genialen Stürmer ins Verderben reißen lassen. Aber das hinderte nicht, daß beide bis zum Tod des Agitators freundschaftlich sich ergänzten. Ob die Hinwendung Lassalles zu Bismarck, sein Hindeuten auf ein demokratisches Kaisertum der Hohenzollern Einfluß gehabt hat auf die fortgesetzte Umbildung der Staatsideen seines bedachtsamen Freundes? Keine sichtbare Spur führt darauf, so naheliegend es erscheinen könnte. So eine Art Kursus preußisch-deutscher Politik? Was Lassalle sich zutraute bei seinem

Digitized by Google

Anlauf, konnte einem Bucher nicht einfallen; aber der Gedanke, dem Ganzen als dienendes Glied sich einzuordnen, könnte ihm gekommen sein beim Betrachten der Schritte Lassalles und dem Reflex des Verhaltens des Ministers. Jedenfalls hat Bucher den oben erwähnten, von Lessing entlehnten Grundsatz der Beschränkung in der Zielsetzung auf sein eigenes Wollen wirken lassen. Er hat wiederholt, einmal nicht lange nach seinem Eintritt in den Staatsdienst und einmal anscheinend vorher (W. Oncken, Lassalle, 3. Aufl. 486; Poschinger, Ein Achtundvierziger, III, 61) es ausgesprochen, daß man sich an die Regierung anschließen müsse, wenn man innerhalb seines Lebens im Staat zu wirken wünsche.

Bucher hatte die Jahre bisher noch keinen Untergrund finden können zur Verwertung seiner politischen Gaben, nach deren Betätigung es ihn drängen mußte. Die Sorge um seine persönliche Lebensstellung wird daneben in Betracht gekommen sein. Was war zu tun? Vom Revolutionär war nichts mehr in ihm, keine Doktrin konnte seinen, tief in das Wesen der Dinge dringenden Verstand länger beirren. Seine Gedanken haben sich zunächst der Absicht zugewendet, Anwaltspraxis auszuüben. Aber dem scheinen sich Hindernisse entgegengestellt zu haben. Das Mißtrauen gegen den Achtundvierziger war auf manchen Ministersesseln noch nicht abgetan, während doch zugleich der Argwohn aufgegebener Parteigenossen ihn einengte.

Aus vernünftiger Erwägung war Bucher Monarchist. In der Krone verehrte er den entscheidenden Faktor des Staatslebens. Der vom Schicksal herumgeworfene Mann anerkannte in der Regierung die dem Ganzen innewohnende Macht. Auch ein unbekehrbarer Revolutionär wie Lassalle hatte vor seinen Augen eine solche, für jenen nur bedingungsweise Wendung zeitweise vollzogen. Bucher dagegen war es sicher völlig ernst mit seinem Anschluß an die Regierung, in deren damaligem Leiter er den Vollbringer auch seiner nationalen Wünsche zu ahnen begonnen hatte. Es läßt sich noch nicht genau erkennen, in welchem Maß er etwa innerlich manchen Maßnahmen Bismarcks noch sich fern fühlte. Hinsichtlich seines Großdeutschtums dürfte das nicht der Fall gewesen sein. Die Absicht, die die preußische Regierung im September 1863 verkündet hatte, auf dem Fuß der Gleichberechtigung mit Österreich und getragen durch ein Volksparlament aus allgemeinen Wahlen, die Bundesreform ins Auge zu fassen, und weiter der Zusammenschluß beider deutscher Großmächte, zum Krieg gegen Dänemark bis zum Wiener Frieden (Oktober 1864), forderten zunächst kein besonderes Opfer an Überzeugungen. Und übrigens, war nicht anzunehmen, daß auch andere Mitarbeiter abrechnen mußten mit eigenen Ideen? Das Organ für Verehrung, das in dem ruhigen Mann lebte, riß ihn zum Genius hin. Er hat einmal geäußert, Bismarck sei ein Mann, für den man sich totarbeiten möge. Da fragte er nicht lange danach, wie man höheren Orts über den Überläufer denken könne, er verachtete den zu erwartenden Spott der fortschrittlichen Seite. Er war zufrieden, als die Gelegenheit sich bot, ein Atom zu werden in der Faust, die die deutsche Gegen-

Digitized by Google

wart zu meistern unternahm. Und die Gelegenheit bot sich unerwartet, wenn auch nicht so dramatisch, wie eine Überlieferung will, die anknüpft an die Abneigung des Justizministers, dem Verurteilten Aufnahme in die Reihe preußischer Rechtsanwälte zu gestatten. Die Anknüpfung geschah durch einen mit Bucher befreundet gebliebenen Achtundvierziger, der längst seinen Frieden mit der Regierung und besonders mit Bismarck geschlossen hatte, mit dem er von der Studentenzeit her bekannt war, und der Regierung bei den Kämpfen um die Heeresreform nützliche publizistische Dienste geleistet hatte, Rudolf Schramm, später Generalkonsul in Mailand. Bismarck zeigte sich geneigt und veranlaßte Herrn v. Keudell über den Wiedereintritt in den Staatsdienst mit Bucher ins Vernehmen zu treten. Das war im Sommer 1864. Die Entscheidung verzögerte sich bis in den Dezember 1864. Bucher trat zunächst auf ein Jahr auf Probe ins Auswärtige Amt, natürlich unter der Voraussetzung völliger Lossagung von seinen alten Parteigenossen. Diese Lösung war innerlich längst angetreten. Erst im Jahr darauf erfolgte die definitive Anstellung als Legationsrat. Nie hat der gewaltige Reichsgründer eine glücklichere Hand bewährt als bei der Einreihung Buchers unter seine Mannen. Er hat damit einen fast unschätzbaren Mitarbeiter, bald einen völlig überzeugten Schüler und endlich den treuesten Freund bis zum Tode erworben. Von äußerst hoher Intelligenz, reichster politischer und allgemeiner Bildung, unermüdlich arbeitsam und gewissenhaft, taktvoll und verschwiegen, dazu uneigennützig und ohne brennenden Ehrgeiz, hat sich Bucher so recht als das Organ bewiesen, das der Chef, wie man sagte, brauchte. Als eine vornehme Natur war er ganz an seinem Platz, unbefangen trat er an alle Aufgaben heran. Zunächst natürlich bei Vorbereitung laufender Geschäfte, bald in Abfassung wichtiger Staats- oder Denkschriften, zu geheimen diplomatischen Aufträgen und Beihilfe bei wichtigen Verhandlungen. Schließlich hat sich Bucher den Dank aller Vaterlandsfreunde verdient, als er nach seinem freiwilligen Abschied dem verabschiedeten Reichskanzler behilflich sein durfte bei Abfassung seiner Gedanken und Erinnerungen. Man weiß heute genug, um zu sagen, daß das ein zweifelhaftes Vergnügen, ein nicht geringes letztes Opfer war. Insofern ist der treffliche Mann gewissermaßen in den Sielen gestorben, im Dienst des Genius, der seine Seele bezwungen. Er starb 1892. So manche Achtundvierziger haben ähnliche Entschlüsse aus verwandten Ursachen gefaßt und sind auch daheim wieder eingewurzelt, in unserem Vaterland aber sind sie großenteils klanglos dahingegangen, teils, weil sie sich, nachdem das jugendliche Feuer ausgebrannt, nicht recht nach außen durchzusetzen verstanden, teils weil es den Mitlebenden oder der nachträglichen Betrachtung an Werkzeugen gebrach, ihnen Herz und Nieren zu prüfen. Die übrigen, die eine neue Heimat festgehalten hat, sind jenseits unserer Grenze, in einzelnen Fällen leitende Köpfe wie Karl Schurz, in der Mehrzahl aber wackere Bürger geworden. Fast alle haben Parteigesinnung, Illusionen und vielfach auch ihr rechthaberisches Besserwissen und Kritteln beibehalten.

Digitized by Google

Die drei Männer, deren Vorgeschichte und Wiedereintritt ins deutsche Leben wir in Vorangegangenem zu umreißen versucht haben, reichen an historische Größe nicht heran. Aber ist es nicht eine handgreifliche Torheit, zu behaupten, daß nur Protagonisten biographischer Behandlung würdig oder fähig seien? Daß keiner von ihnen unter uns eine maßgebende Stellung erstiegen hat, hängt von verschiedenen Ursachen ab. Sicherlich auch von ihrer Begabung. Aber, wie mir scheint, doch vor allem auch von der Lage der Dinge, die sie im Staat vorfanden. Es war eben in Deutschland damals keine Gelegenheit, sich wie der Republikaner Carnot dem Despoten Napoleon zur Verfügung zu stellen, um feindlichen Einfall vom Vaterland fernzuhalten; es war kein Raum für einen Garibaldi, um sich dem Schöpfer nationaler Einheit Italiens, trotz abweichender Gesinnung, patriotisch anzureihen. Nur schwer vermöchte man sich vorzustellen, daß etwa in Preußen ein zum Galgen verurteilter Hochverräter wie Graf Andrássy, der Adjutant Görgeis, Gelegenheit gefunden hätte, als leitender Minister, wie in Ungarn und Österreich, seinem Land ersprießliche Dienste zu leisten. Und ich wenigstens weiß keinen auf geistigem Gebiet schöpferisch tätigen deutschen Revolutionär aus jenen Jahren, der geläutert und bekehrt durch schwere Drangsale fähig gewesen wäre, wie Dostojewsky, Prophet des Zarismus zu werden. Wäre es unter uns überhaupt denkbar, daß ein Mann wie Garibaldi, trotz seines scheinbaren Abfalls, doch noch Glauben an sich unter seinen Parteigenossen gefunden hätte?

Man erinnere sich nur, wie hämisch man es einem Mann wie Miquel nachgerechnet hat, daß er in grüner Jugend Kommunist und gar Korrespondent von Karl Marx gewesen sein sollte. Nämlich bloßer Gesinnung nach, keineswegs als Revolutionsteilnehmer.

Es sind ja die Lebensläufe jener drei Deutschen so eigenartig, daß ihre Vergleichung in Hinsicht der politischen Psychologie weiteren Aufschluß verheißt. Da ist zuvörderst festzuhalten, unter welchen Zeitverhältnissen sie zurückgekehrt sind. Als erster ist schon 1857 Julius Fröbel erschienen. Da er überzeugter Anhänger der Monarchie geworden war, wagte er sich in der Hoffnung auf deutschen Boden, daß seinem Bleiben keine unübersteiglichen polizeilichen Hindernisse sich entgegenstellen würden, obwohl von außen betrachtet noch kein Riß in der starren Reaktionspolitik zu spüren war. Als zweiter kam infolge der preußischen Amnestie, gleich im Jahre 1861, Lothar Bucher nach Berlin. Auch er längst entschlossen, auf dem Boden der Monarchie sein Leben zu gestalten, obwohl dem Draußenstehenden der Mann, „der es machen konnte", wie er sich später einmal ausdrückte, noch nicht erkennbar war. Als letzter hat sich Ludwig Bamberger 1866 eingefunden, der jenen Mann seit Jahren mit wachsendem Vertrauen am Werk gesehen, ihn bewundernd dem Ausland geschildert und sich seiner Führung innerlich unterworfen hatte. Nur die beiden ersten kamen, weil sie nach neuer, individueller Lebensgestaltung, des bisherigen Treibens müde, sich umschauten. Bamberger

Digitized by Google

war ein gemachter Mann, ihn drängte das heiße Begehren, die Hände im politischen Spiel zu haben, sich durch Mitarbeit des Vaterlandes würdig zu erweisen, zur konstitutionellen Monarchie. Er ist als Journalist und Mitglied des Zollparlaments in Funktion getreten für ein Reich Bismarckscher Prägung. Als Großdeutscher hat Fröbel zuerst zu zimmern begonnen an dem Aufbau des großen österreichischen Deutschlands, das er ersehnte. Erst späte Erkenntnis seiner Selbsttäuschung hat ihn zuletzt zum treuen Beamten Kaiser Wilhelms gemacht. Am spätesten ist Bucher dazu gelangt, erst nach dreijährigem Suchen nach festem Ackergrund sich 1864 als Arbeitsbiene den Gesichtspunkten des preußischen Staats anzufügen. Man erinnere sich, daß er noch in seiner Leipziger Schillerrede 1861 (Kl. Schr., 88) der Auffassung des Nationalitätsprinzips schroff entsagt hatte.

Aus verschiedenen Weltwinkeln hatte die deutsche Muttererde die verirrten Söhne wieder an sich gezogen. Dem Naturtrieb zuerst waren sie gefolgt und vernünftige, politische Erwägung hatte sie dort der neu befestigten, monarchischen Staatsform zugeführt. Allen dreien ist doch monarchische Gesinnung ein Lebenswert geworden. Vielleicht nicht aus Herzenstrieb, aber sie waren ebensowenig Monarchisten gewissermaßen nur auf Kündigung. Welche rein persönliche Strebungen und Zielpunkte dabei mitgewirkt, läßt sich positiv nicht beantworten. Das Vaterland — oder sollte man sagen die Vaterländer — gewährten ihnen eben nur geduldeten Eintritt. Alle drei waren bestimmt noch durch den Drang nach Wiedersehen mit lieben Verwandten und besonders auch durch die Notwendigkeit, endlich wieder einen festen Beruf zu gewinnen. Nur Bamberger macht in dieser Beziehung eine Ausnahme. Aber eben aus dieser Grundbedingung sollte sich erheben tätige Mitarbeit beim Aufbau eines lebenskräftigen nationalen Staatswesens. Es gehört zu ihrem selbstgewählten Los, daß sie daheim alten Parteigenossen entfremdet, ja von ihnen angefeindet und gehemmt wurden. Es hing von dem Grad geschickter Anpassungsfähigkeit ab, wie geschwind sich ihr Los entwickelte. Sie fanden sich hinsichtlich ihrer nationalen Stellungnahme anfänglich im Gegensatz. Desgleichen waren sie in Einstellung und Stärke ihrer sozialen Gesinnung in verschiedenen Lagern. Bamberger, der Kapitalist, war und blieb entschiedener Freihändler, während Bucher, von Jugend auf sozial angehaucht und durch englische Erfahrungen belehrt, sozialistische Reformen für erforderlich ansah und von seinem Freund Lassalle in erster Linie dadurch sich unterschied, daß er Gegner jeder revolutionären Putschpolitik war. Fröbel war dem Gedanken sozialer Reformen keineswegs unzugänglich.

Selbstverständlich faßten die auch äußerlich so verschieden ausgestatteten Männer die Ausgestaltung ihrer Interessen verschieden an, gemäß ihrer Abstammung und Anlagen, gemäß ihrer Eindrücke und Erfahrungen, ihrer Vorurteile und Fehlschlüsse. Es wäre unrecht, die dauerhafte Glut der nationalen Gesinnung der drei abstufen zu wollen, auch bei Bamberger, dessen Opposition seit 1878 dazu verleiten könnte. Aber das schließt nicht aus, daß das Werk

Digitized by Google

ihrer staatlichen Mitarbeit verschieden angeschlagen werden muß. Und wer könnte sich da dem Urteil entziehen, daß nicht dem lauten Kämpfer, sondern dem still und unverdrossen ausharrenden Bucher die Palme gebührte. Es springt in die Augen, daß höhere Klarheit verbreitet würde über die Stärke ihres monarchischen Gedankens bei einem Vergleich mit außerdeutschen Politikern, die sich nach ähnlicher Vergangenheit, ähnlichen Aufgaben gegenübersahen. Wenn Garibaldi überzeugter Republikaner und leidenschaftlicher Unitarier war und blieb, so ist sein Monarchismus von ganz anderer Art. In jedem Augenblick ist sein Bekenntnis zum Königtum Viktor Emanuels abhängig von seinem persönlichen Glauben an die Tauglichkeit und Zuverlässigkeit dieses nationalen Einheitsknotens. Wie seine Memoiren zur Genüge ausweisen, ist er fortdauernd dabei, das Verdienst- und das Schuldkonto gegeneinander abzuwägen.

Wie anders der brennend ehrgeizige Sizilianer F. Crispi, 1848 Empörer gleich Garibaldi, zu dem er dann in nahe Beziehung getreten war. Er hatte als Flüchtling sich Mazzinis feurige Lehren zu Herzen genommen als eifriger Republikaner. Als jedoch 1859 die Stunde zur Befreiung Italiens zu schlagen schien, warf er die alte revolutionäre Haut ab. Zwar war er einer der Wirksamsten der Tausend von 1860. Aber als die Tatsachen die Unlöslichkeit des Bundes zwischen Nation und Königtum zu erweisen begannen, trat er zu diesem über und weihte sodann der Erzielung und Befestigung der Einheit Italiens als Staatsmann die wichtigsten Dienste ohne Schwanken. Er hatte sich, nicht bloß im Hinblick auf Frankreich, zu der Überzeugung durchgerungen, daß nunmehr Revolutionen keine gute Staatskunst wären und daß aus ihnen nichts Dauerhaftes hervorgehen könne. (Die Memoiren von F. Crispi, Deutsch von Wichmann, S. 22.) Man erinnere sich, daß auch für Lothar Bucher diese Überzeugung der entscheidende Grund gewesen war, dessenthalb er sich jedem Eingehen auf Lassalles Putschplan 1862 versagt hatte! Freilich hatte der feurige und in parlamentarischen Intrigen ganz geriebene Italiener es ganz anders verstanden, sich selber und seine ungewöhnlichen Gaben im Rahmen der Interessen des Vaterlandes zur Geltung zu bringen. Zu Andrássy hat er 1877 gesagt: Wir waren Revolutionäre, um Italien zu schaffen, wir sind konservativ, um es zu erhalten. Bei dieser Gelegenheit war es, daß Crispi unumwunden dem Grafen ins Gesicht sagte, daß er auch Revolutionär gewesen. Bekanntlich war Andrássy vom Kriegsgericht wegen seiner Beteiligung an der ungarischen Empörung 1849 zum Tod verurteilt und, da er flüchtig, in effigie gehängt worden. Seine Vermögensansprüche selbst waren für den Fiskus sequestriert. Nur durch mütterliche Freigebigkeit durfte er bis 1857 in Paris das Leben eines sorgenlosen Grandseigneurs führen. In diesem Jahr durfte er begnadigt heimkehren, nachdem er durch Revers eidesstattlich Treue und Gehorsam dem Kaiser und seinen Nachkommen gelobt hatte. Seine Abkehr von den Irrtümern seiner Jugend war vollständig, aber seinen ungarischen Idealen blieb er treu, so sehr er seine patriotische Opposition in loyalen Schranken hielt. Er hielt auch unter dem

Digitized by Google

absolutistischen Gewaltregiment der Wiener Regierung an der Überzeugung von der Rechtsgültigkeit der 1848er Gesetze fest, die nur durch verfassungsmäßige Revision geändert werden könnten. Aber er beschränkt sich nicht, wie Deák, der Abgott der Nation, auf die Formel, daß Ungarn nur zur Bewahrung der Sicherheit des Habsburgerreichs mit den Erblanden zusammenstehen müsse. Er erkannte laut und wiederholt die Bedürfnisse einer, auch für Ungarn dauernd segensreichen Großmachtstellung des Gesamtreichs und die daraus sich ergebenden Pflichtleistungen des ungarischen Reichsteils an. Er stemmte sich dauernd gegen jede Art von Absolutismus auch liberalen Gepräges. Sein Gedanke waren schon 1865 die Delegationen beider Parlamente. Später ist er entschieden eingetreten für die Einheit der Armee. So begreife sich leicht, daß er noch 1866 ungarischer Ministerpräsident in vollem Vertrauen des Hofs und nachher österreichisch-ungarischer Minister des Äußeren geworden ist. Was der große Staatsmann seinem Vaterland, dem Reich seines Herrschers und nicht zuletzt auch dem europäischen System für große Dienste geleistet, ist unvergessen. Von allen Flüchtlingen der Bewegungsepoche 1848—1849 hat es keiner so weit gebracht wie er. Und doch ist er sich, abzüglich der revolutionären Ungeduld zweier Jahre schäumender Jugend, selber treu geblieben. Aber gerade in diesen ganz madjarischen Zügen seines Wesens ruht ein Keim des Verderbens für die Zukunft. Den wenigsten seiner Nachfolger eignete monarchische Staatsgesinnung, verbunden mit Kühnheit und edlem Freimut in dem Maße wie ihm. Freilich vornehme Herkunft hat zu seinem Durchdringen im Verein mit den allerpersönlichsten Eigenschaften mächtig beigetragen.

Man dürfte wohl die Frage aufwerfen, ob bei den deutschen Männern, von denen wir ausgingen, mehr Mangel an solchen und ähnlichen Eigenschaften oder die politischen Umstände, in die sie sich versetzt sahen, verursacht haben könnten, daß keiner von ihnen zu maßgebender Stellung im Vaterland hat gelangen können? Man kann die Frage nicht abschneiden mit der Binsenwahrheit, daß Staatsmänner geboren werden müssen. Fröbel hat es z. B. an Einsicht, wie es gemacht wird, und auch an rühriger Tatkraft im politischen Leben, oben wie unten, so wenig gefehlt wie an Ursprünglichkeit des Denkens und weltmännischer Haltung. Die Andeutung ist gestattet, wie sehr unsere bureaukratischen Gepflogenheiten des Dienstwegs dem Aufstieg Begabter hinderlich gewesen sind, die Kleinlichkeit gegenüber Persönlichkeiten, die durch Herkunft, anderen Entwicklungsgang, politische Denkart unterschieden waren von der Schablone. Das läßt sich, was man auch sonst über Parlamentarismus denken mag, nicht wegleugnen. Fröbel hat sich wie der baltische konservative J. v. Eckardt, mit Konsulatsposten abfinden lassen müssen. Bucher ist als ältester Vortragender Rat im Auswärtigen Amt, geniert durch jüngere Staatssekretäre, verdrießlich geworden. Nicht, daß der Kaiser ihn nicht habe zu Ämtern kommen lassen wollen, die persönliche Berührung erforderte, weil er ihm 1848 nicht habe vergessen können. Das hat Bucher bestimmt in Ab-

Digitized by Google

rede gestellt. Bis zum Ende seiner Kraft hat er ausgehalten. In solcher von Entsagung und Reife zeugenden Hingabe, die natürlich bei jedem der genannten Männer verschiedene Formen genommen hat, liegt schließlich das Charakteristische ihrer Erscheinung. Auch andere deutsche Flüchtlinge sind heimgekehrt. Aber ihre Flüchtlingsblindheit, ihre idealistische Verstocktheit, schlossen sie aus von tatkräftiger Mitarbeit im monarchischen Staat, wie z. B. Jakob Venedey. Und zu dieser vermochten sich auch solche nicht zu entschließen, deren republikanischer Dogmatismus etwa erschüttert war durch den Eindruck fremder und eigener Erlebnisse. Und darum freut es, derer einmal im Zusammenhang zu gedenken, die einsichtig und begeistert das Vaterland über alles gestellt haben; in Treue zu Kaiser und Reich.

Schwimmende Ladebrücken

Von

Geheimen Oberbaurat A. Brandt

In den letzten fünfzig Jahren ist mit der zunehmenden Bedeutung der See- und Binnenschiffahrt für die Beförderung von Schwer- und Massengütern in Deutschland auch die Überleitung der zu Wasser beförderten Güter aufs Land und auf Landverkehrsmittel sowie umgekehrt vom Lande zum Wasser eine der vielseitigsten, aber auch schwierigsten Aufgaben der Verkehrstechnik geworden. Beim Wasserumschlag liegen die Schwierigkeiten gegenüber den lediglich dem Landverkehr dienenden Anlagen hauptsächlich in der von der Natur des Wassers nicht zu trennenden Unstetigkeit, in seiner leichten Beweglichkeit in senkrechtem wie wagrechtem Sinn und in der Übertragung dieser Beweglichkeit auf das Beförderungsmittel, das Schiffsgefäß.

Auf dem festen Lande kommen beim Überladen von Gütern zufällige, nicht vom Menschen gewollte oder mindestens gekannte Bewegungen der Verkehrsmittel (Wagen) überhaupt nicht oder nur in geringem und unschädlichem Maße vor. Lade ich z. B. eine Einzellast, etwa von 5 Tonnen oder 100 Zentner Gewicht, vom feststehenden Eisenbahnwagen mittels Kran auf ein Landfuhrwerk hinüber, so hebt sich lediglich der Boden des Eisenbahnwagens infolge Entlastung seiner Tragfedern um einige Zentimeter, was für den Verladebetrieb belanglos ist, in wagerechtem Sinn tritt keine Verschiebung des Wagens ein. Anders ist es bei dem schwimmenden Schiff, wenn es Lasten abgibt oder aufnimmt. Hier ist nach bekanntem Naturgesetz die Gesamtlast — Schiffskörper und Ladung zusammen — jederzeit dem Gewicht der verdrängten Wassermenge gleich, d. h. das Schiff hebt sich mit der Lastabgabe und senkt sich mit der Aufnahme von Lasten; das auf unseren nordwestlichen Kanälen zur Zeit übliche 600-Tonnen-Schiff taucht z. B. bei voller Belastung etwa 1,50 Meter tiefer

Digitized by Google

ein als leer. Diese Höhenänderungen aber, für den Lösch- und Ladeverkehr in manchen Fällen lästig, sind genau vorauszusehen und zu berechnen. Ihnen stehen gegenüber die nicht vorher zu bestimmenden, meistens nur abzuschätzenden zahlreichen, von der Natur der Gewässer und den Witterungserscheinungen abhängigen Einwirkungen auf die Wasseroberfläche und das schwimmende Schiff, die sich in wagerechtem und in senkrechtem Sinne äußern: bei Binnenflüssen der im Lauf des Jahres sich vollziehende Wechsel zwischen Hoch- und Niedrigwasser (bei unseren großen Strömen bis zu 8 Meter Wasserstandswechsel!) und die von den Wasserständen abhängige Strömung, im Ebbe- und Flutgebiet das stetig wechselnde Spiel der Gezeiten (an unseren Nordseeküsten mit durchschnittlich 2 Meter Flutwechsel), schließlich bei allen Gewässern von einiger Ausdehnung die unbeständigste und dabei mächtigste Kraft, der Wind, mit seinen Einwirkungen auf die Wasseroberfläche.

Alle durch die unruhige Lage des Schiffs hervorgerufenen Erschwerungen und Gefährdungen des Lösch- und Ladebetriebs — mit Ausnahme des Höhenwechsels infolge Ent- und Beladung — lassen sich vermeiden durch Schaffung eines stets gleich hohen Wasserstands und von windgeschützten Hafenbecken mit steilen Ufereinfassungen, die jede ungewollte Bewegung des an ihnen liegenden Schiffs ausschließen.

Die Bedingung einer solchen gleichmäßigen Spiegelhöhe ist im Binnenland in der Regel nur an künstlichen Wasserstraßen (Kanälen) und manchen Seen gegeben, an der Meeresküste in vollem Maße nur in solchen Häfen, die durch Schleusen gegen Flutwechsel und Sturmfluten abgeschlossen sind (z. B. Bremerhafen). Bei der Mehrzahl unserer deutschen Fluß- und Seehäfen hat man zugunsten der jederzeit ungehinderten Aus- und Einfahrt die Nachteile der nur selten im Jahr eintretenden Höchstwasserstände in den Kauf genommen. So finden wir an den meisten großen Umschlagsplätzen Deutschlands (z. B. Mannheim, Frankfurt a. M., Ruhrort, Bremen, Magdeburg, Hamburg, Lübeck, Stettin usw.) meist offene, aber windgeschützte Häfen mit ausgedehnten steilen Kaimauern oder auch Dallenreihen, die ein unmittelbares und sicheres Anlegen der Schiffe gestatten und damit die Verwendung der besten ortsfesten oder fahrbaren maschinellen Ladevorrichtungen für Massengüter wie schwere Einzelgüter ermöglichen. Auf diese Einrichtungen näher einzugehen ist hier nicht der Ort, von deutschen Ingenieuren erdacht und in deutschen Werken ausgeführt, werden sie an Leistungsfähigkeit, Zweckmäßigkeit und Wirtschaftlichkeit von keinen ähnlichen Anlagen des Auslands übertroffen.

Bei solchen vollkommenen Umschlagshäfen erfordern aber sowohl die Tiefbauanlagen (Hafenbecken, Kaimauern, Lagerhäuser usw.) wie die zum Fachgebiet des Maschinenbaues gehörigen Hebezeuge u. dgl. in der Regel sehr hohe Baukosten, ihre Aufwendung ist nur da gerechtfertigt, wo durch einen regelmäßig flutenden, nur selten unterbrochenen Verkehrsstrom eine ständige Benutzung und damit entsprechende Erträge gesichert sind. Ungünstiger liegen die Verhältnisse an kleineren Umschlagshäfen mit häufig unter-

Digitized by Google

brochenem oder überhaupt nur stoßweise vorkommendem Verkehr. An solchen Orten besteht die Gefahr, daß in dem Streben nach einer gewissen Vollkommenheit der Anlagen das Gebot der Wirtschaftlichkeit nicht beachtet wird. Man hat sich nun in solchen Fällen häufig darauf beschränkt, lediglich eine für niedrigste Wasserstände genügend tiefe Schiffsliegestelle nebst Zufahrt vom Fahrwasser her auszubaggern und mit Steilufer zu versehen, so daß das beladene Schiff jederzeit ans Ladeufer heran kann; der Verzicht auf maschinelle Ladeeinrichtungen hat dann allerdings eine erschwerte und langsamere Abwicklung des Löschens und Ladens zur Folge.

Mußten nun schon vor dem Kriege gerade für solche Punkte schwächeren Verkehrs die Erwägungen über die wirtschaftlichste Gestaltung der gesamten Hafenanlage mit besonderer Sorgfalt angestellt werden, so gilt dies in viel höherem Maße in der jetzigen Zeit, wo die Kosten baulicher Anlagen das Zehn- bis Fünfzehnfache der Vorkriegszeit erfordern; es kommt hinzu: früher waren, wenn auch die Einnahmen aus dem Verkehr oft schwer im voraus zu schätzen waren, mindestens die baulichen Ausgaben mit ziemlicher Sicherheit vorher zu veranschlagen, heutzutage aber entziehen sich auch die Baukosten der sicheren Vorausberechnung. Hohe Baukosten, einmal aufgewandt, bilden durch ihre Verzinsung und Tilgung zusammen mit den unvermeidlichen Unterhaltungskosten — man denke z. B. an die von Zeit zu Zeit nötigen Ausbaggerungen — eine gewissermaßen eiserne Belastung eines solchen Verkehrsunternehmens, die bei ungenügenden Erträgen aus dem Verkehr zum wirtschaftlichen Zusammenbruch führen muß.

Da liegt nun der Gedanke nahe, an nur selten oder gelegentlich zum Aus- und Einladen benutzten Uferstellen von allen dauernden und daher kostspieligen Anlagen abzusehen und zwischen Schiff und Ufer bewegliche Glieder, „schwimmende Ladebrücken", einzuschalten, die — vom Lastschiff selbst mitgeführt oder in Gruppen zusammengefaßt als selbständige Fahrzeuge von Ort zu Ort befördert — an der jeweiligen Bedarfsstelle Verwendung finden. Die Benutzungsmöglichkeit derartiger Einrichtungen wird allerdings, gerade wegen der oben hervorgehobenen Unstetigkeit des nassen Elements, nach Zeit und Ort nur beschränkt sein können. Für den Verkehr mit Seeschiffen kommt eine solche Lösung überhaupt nur ganz ausnahmsweise in Betracht: an nicht geschützter Meeresküste sind die Einflüsse des Windes von so ausschlaggebender Bedeutung — z. B. an flachen Küsten mit Brandung —, daß ein gesicherter Güterumschlag nur im geschützten Hafen möglich ist, sind aber die hohen Kosten für einen Hafen an der See wirtschaftlich gerechtfertigt, so wird dies auch für die weiteren und weniger hohen Kosten von Krananlagen u. dgl. der Fall sein. Auch an unseren Kanälen wird die Anwendung schwimmender Ladebrücken in der Regel keinen wirtschaftlichen Vorteil bieten. Hier ist zur Vermeidung zu hoher Baukosten der wassergefüllte Querschnitt in der Regel nur so breit bemessen, daß zwei Schiffszüge mit voller Ladung sich bei angemessenem Spielraum begegnen können; sollen Schiffe außerhalb dieser Fahrbahn längere Zeit

Digitized by Google

liegen, so sind besondere Ausbuchtungen unentbehrlich, diese aber mit einer steilen Ufereinfassung zum unmittelbaren Anlegen der Schiffe zu versehen wird um so eher wirtschaftlich möglich sein, als es sich bei dem gleichmäßigen Kanalwasserstand im Gegensatz zum Strom nur um geringe Uferhöhen handelt.

Dagegen wird an unseren natürlichen Wasserstraßen, an Strömen und Seenketten, die Verwendung schwimmender Ladebrücken häufig die wirtschaftlichste Art der Befriedigung eines Verkehrsbedürfnisses bilden. Hier finden sich vielfach neben dem eigentlichen Fahrwasser Stellen von ausreichender Tiefe, die ein längeres Liegen von beladenen Schiffen gestatten, für die aber bei größerem Abstand vom Ufer die Schaffung ständiger Vorkehrungen zum Güterumschlag zu kostspielig ist oder zu lange Zeit erfordert. Auch verschiebt sich bei noch nicht fertig ausgebauten Strömen, z. B. der Weichsel, die Fahrrinne periodisch von einem Ufer zum anderen, der Kopf einer heute ans tiefe Wasser herangeführten festen Ladebrücke würde vielleicht im nächsten Jahr an einer Sandbank liegen, also unbenutzbar sein; auch hier kann die schwimmende Brücke einen Ausweg bieten.

Hiernach ist ein Bedürfnis nach solchen leicht beweglichen schwimmenden Hilfsmitteln unter Beschränkung auf gewisse Wasserstraßen und Örtlichkeiten als vorhanden anzusehen, eine weitere Beschränkung wird nach der Bauart dieser Hilfsmittel im Ausschluß großer unteilbarer Lasten liegen. Bei solcher Begrenzung der Verwendungszwecke werden sich dann auch die baulichen Einzelanordnungen für jeden Fall leicht feststellen lassen. Als Grundregeln denken wir uns dabei: einzelne möglichst leichte, auf mindestens zwei Schwimmkörpern (offenen Pontons oder geschlossenen eisernen oder hölzernen Fässern) ruhende Holzroste in stabiler Schwimmlage, die einzelnen Glieder etwa wie bei unseren Schiffbrücken aneinandergereiht und verankert, der Anschluß an das seine Bordhöhe mit der Beladung ändernde Schiff durch verstellbare rampenartige Glieder hergestellt, ähnlich auch der Anschluß an das Ufer. In der Regel wird die Brücke mit ein oder zwei Schmalspurgleisen für Rollwagen auszustatten sein; ob diese Wagen mit den Brückengliedern auf das Lastschiff zu nehmen oder auf den zu größeren Schwimmkörpern vereinigten Brückengliedern von Ort zu Ort zu befördern sind, wird in jedem Einzelfall besonders zu erwägen sein. Die an Land vorzunehmenden Arbeiten würden sich in der Regel auf geringe Erdbewegungen zum Anschluß und zur Fortführung der Spurbahn beschränken.

Einige aus dem Verkehrsleben gegriffene Fälle mögen die Verwendung des vorgeschlagenen Hilfsmittels erläutern.

Auf unseren größeren deutschen Wasserstraßen wird neuerdings der Übergang vom kleineren Schiffstyp, etwa 600 Tonnen, auf ein Schiff mit 1000 bis 1200 Tonnen Tragfähigkeit angebahnt. Eine Ladung etwa von Kohlen oder Düngemitteln in dieser großen Menge wird aber manchmal nicht an einer Stelle abzuliefern, sondern auf mehrere getrennt am Strom liegende Abnehmer, z. B. landwirtschaftliche Betriebe, zu verteilen sein. Rüstet eine diesen Ver-

Digitized by Google

kehr regelmäßig vermittelnde Reederei je nach Feststellung des Bedürfnisses das eine oder andere ihrer Schiffe mit solchen schwimmenden Brücken aus, so kann sie auch den Abnehmern von Teilladungen die Vorteile des Großschiffahrtsbetriebs zugute kommen lassen.

Oder nehmen wir an, für eine Anzahl größerer Einzelvorkommen von Eisenerzen oder sonstigen neuerdings wertvoller gewordenen Erden längs eines Stroms komme die Verwertung lediglich bei Abfuhr zu Wasser in Frage, die Anlegung fester Verladevorrichtungen sei aber der Kosten wegen ausgeschlossen. In diesem Fall kann das die Erze ausbeutende Unternehmen zu dem Ergebnis kommen, daß nur durch Beschaffung und wiederholte Benutzung schwimmender Ladebrücken die Verwertung der Erze wirtschaftlich überhaupt möglich ist.

Im überaus trockenen Sommer 1911 kamen Hunderte von Kähnen mit oberschlesischer Kohle auf der nicht kanalisierten Oderstrecke unterhalb Oppeln bei stetig sinkendem Oderwasserstand zum „Versommern", d. h. zum Stilliegen auf Monate, und zwar meist an Stellen, wo keinerlei Vorkehrungen zum Löschen der Ladung vorhanden waren. Die Entladung der Schiffe war aber nicht zu umgehen, um die Ladungen in den Verkehr zu bringen und die Schiffe selbst vor schwerem Schaden zu bewahren, sie erfolgte teilweise mit den größten Schwierigkeiten und Kosten. Das Vorhandensein von vorbereiteten schwimmenden Brücken hätte hier große wirtschaftliche Nachteile verhütet.

Die hier gegebene Anregung zum planmäßigen Ausbau eines bisher wohl nur gelegentlich in Notfällen und ohne Vorbereitung benutzten Hilfsmittels beim Löschen und Laden an Wasserstraßen mußte sich auf allgemeine Gesichtspunkte beschränken, im Einzelfalle wird sich die technische und wirtschaftliche Bearbeitung auf eine genaue Kenntnis aller gegebenen Verhältnisse — der Wasserstraße selbst, der zu befördernden Massengüter und der verkehrswirtschaftlichen Unterlagen — stützen müssen. Die Anregung sollte zugleich einen Beitrag bilden zur Förderung des vielfach gegenüber dem Eisenbahnverkehr noch als minderwertig angesehenen Wasserverkehrs; besonders für Massengüter und auf größere Entfernungen ist die Beförderung zu Wasser wegen der geringeren erforderlichen Zugkraft und des geringeren Gewichts der Beförderungsmittel die wirtschaftlichste Art der Beförderung, wenngleich diese Tatsache in den letzten Jahren und bis vor kurzem durch die erheblich unter den Selbstkosten fahrenden deutschen Eisenbahnen vorübergehend verdunkelt worden ist.

Digitized by Google

Über das Tragische

Von

Dr. Max Silber (Aschaffenburg)

Mit der Zertrümmerung der antiken Kultur und der heraufsteigenden Herrschaft des Christentums, unter dessen Ägide fortan die Neubildung der abendländischen Kulturen erfolgt, scheint ein ganz neues Welt- und Lebensgefühl über die westeuropäische Menschheit gekommen zu sein, von dem der antike Mensch nichts wußte.

Mit der sich ausbreitenden Idee des Christentums scheint die vorher nie prinzipiell in Frage gestellte Einheit der Menschenseele, wie sie für den antiken Menschen nicht weniger als für alle Menschen einer niedrigeren Kulturstufe als Selbstverständlichkeit bestand, zum erstenmal in schicksalhafter Weise zerstört worden zu sein.

Jetzt kommt zum ersten Male der fundamentale Dualismus innerhalb des Menschen und der Welt: als der Gegensätzlichkeit von Geist und Leib, Gott und Ich, All und Mensch, Objektivem und Subjektivem allgemein zum Bewußtsein, wird zu dem Schicksal der abendländischen Menschheit und zu der Urform, in die sie die Inhalte des Lebens einzuordnen hat. Dieser Dualismus wird fortan zu ihrer Erlebensform schlechthin.

Zwar hatte das Christentum als Religion gleichzeitig versucht, die Kluft zu überbrücken und eine Lösung des Zwiespaltes zu finden, aber diese Lösung wurde mit dem Beginn der Neuzeit, als die Religion ihre absolute Herrschaft über die Seelen mehr und mehr einbüßte, immer problematischer, und für unsere Zeit darf man behaupten, daß das Christentum als praktische Religion gerade an entscheidender Stelle versagt.

Ob noch die Kräfte in ihm latent sind, von denen eine Neubelebung erwartet werden darf, und die ihm wieder eine Lösung des Weltproblems in beherrschender Weise ermöglichen, kann hier nicht untersucht werden.

Der Spalt, den das Christentum mit der beginnenden Neuzeit nicht mehr zu überbrücken vermochte, da die von ihm versuchte Lösung immer zweifelhafter wurde, vertiefte sich noch in der Renaissance. Und zwar nicht nur deshalb, weil durch die Wiedererweckung der antiken Welt dem Christentum noch mehr Boden entzogen und noch weitere Kreise der von ihm versuchten Lösung entfremdet wurden, sondern vor allem durch die Verschärfung des Problems selbst.

Diese Verschärfung aber ging aus von der eminenten Steigerung des Subjektiven durch die Renaissance bis zu der Schaffung eines ganz neuen Weltgefühls mit dem Begriff des Individualismus.

Zum ersten Male erkennt sich jetzt der Mensch in seinem spezifischen „So-Sein" als einmaliges, unverwechselbares, von jedem anderen prinzipiell verschiedenes Wesen: als Individualität. Dadurch aber wurde die Gegensätzlichkeit

Digitized by Google

der eingangs aufgestellten Begriffspaare um ein Vielfaches gesteigert. Der Anspruch des Ichs als des Trägers einer Individualität gegenüber der Welt und dem All wurde naturgemäß weit souveräner als dort, wo es sich nur um den Gegensatz einer nur numerisch gewerteten Person gegenüber dem All gehandelt hatte, die das Gefühl des Singulären und damit den Anspruch an Souveränität lange nicht in dem Maße haben konnte.

Auf diesem Gegensatz aber, wie er jetzt mit unerhörter Schärfe hervortrat, beruht das Wesen und der Begriff des Tragischen, wie wir es als moderne Menschen verstehen.

In dem Vorhergehenden liegt schon ausgesprochen, daß unser moderner Begriff von Tragik ein anderer sein muß als der des antiken Menschen. Das Prototyp für alle tragischen Situationen ist für unser modernes Empfinden eben jener Zwiespalt im Innern der Seele (Faust: Zwei Seelen wohnen, ach, in meiner Brust!), von dem der antike Mensch nichts weiß, da ja seine Seele gar nicht in diese Zweiheit zerrissen ist. Sein „tragischer" Fall ist deshalb stets so gegeben, daß eine äußere Macht, das „Schicksal", die „Moira", die „Ananke" an ihn herantritt, mit der er dann in Konflikt gerät. Diese hat an und für sich aber gar keine Beziehung zu seiner Innerlichkeit, sie könnte in gleicher Weise an jeden anderen herantreten mit denselben Folgen — es ist kein spezifisches, sondern ein allgemein griechisches Schicksal, das sich an jedem anderen Griechen (d. h. eben dem Menschentypus, den der Dichter kennt) ebenso erfüllen oder auswirken könnte. Die Individualität, das „So-und-nicht-anders-Sein", fehlt ja dem antiken tragischen Helden durchaus.

Im Gegensatz dazu hat der Begriff des Tragischen für uns stets ein individuelles „So-und-nicht-anders-Sein" zur Voraussetzung und geht aus von der spezifischen Struktur einer individuellen Seele.

Der souveräne Anspruch dieser individuellen Seele an das All, das sie durchdringen und mit dem sie sich sättigen möchte („Was habe ich, wenn ich nicht alles habe!"), die schrankenlose Spontaneität, hervorgegangen aus ihrem Bewußtsein als kosmisches Wesen, mit der sie sich ausleben will, der die sachliche Bedingtheit objektiver Normen entgegensteht — das Bedürfnis, sich dem All hinzugeben, die Schranken niederzureißen, der sie doch selbst das Dasein verdankt — dies ist das Grundproblem des Tragischen, wie wir es verstehen.

Und so ist jeder Mensch, der sich über den Durchschnitt erhebt, seiner Anlage nach schon tragisch, da er immer von seinem „Daimonion" getrieben wird, die Grenzen zu überschreiten (Faust, Tasso!), die ja nur für die Bedürfnisse der Masse Sinn und Bedeutung haben. Anderseits sind sie es doch wieder, die auch seine Existenz erst bedingen, und wenn er sie in „tragischer Schuld" verletzt, so gefährdet er zugleich sich selbst und führt seinen Untergang herbei.

Der Träger unseres Begriffes von Tragik ist der faustische Mensch, der die begrenzte Erscheinung als bloßes Symptom und Niederschlag des Unendlichen verachtet und das Unendliche selbst will — und der das Unendliche doch nur in den beschränkten Formen des Endlichen zu erfassen vermag.

Digitized by Google

Immer ist die Tragik nach modernem Begriff und im Gegensatz zur Antike dadurch gegeben, daß sich zwei Mächte feindlich gegenüberstehen und sich bekämpfen, die eine gemeinsame Wurzel haben — und zwar in der menschlichen Seele. Tragik ist für uns immer ein Binnenereignis der Seele und dies zuerst, gleichgültig, wie sich der einzelne Fall seiner äußeren Gestaltung nach verhalten mag. Als Trägerin des Konfliktes ist die Seele ja auch eine Einheit, wenn auch nur so, wie das Meer in seiner widerstreitenden Erscheinung von Ebbe und Flut, wie der Tag in der Gegensätzlichkeit von Hell und Dunkel — wie der Mensch in den sich widerstreitenden Prinzipien des Männlichen und Weiblichen ein Einheitsbegriff ist.

Hier aber zeigt sich vielleicht wie von ferne eine Lösung der tragischen Situation alles Menschlichen. Denn wie wir in den gegensätzlichen Erscheinungen Ebbe und Flut, Tag und Nacht doch nur den Rhythmus *einer* lebendigen Kraft sehen, die sich nur in verschiedener Weise äußert — als Spiel und Gegenspiel —, so könnten wir vielleicht auch das Tragische von einem höheren Gesichtspunkt aus überwinden. Von da aus ist es vielleicht überhaupt falsch, in dem Dualismus, in den unsere Seele und unser Leben zerrissen scheint, einen Kampf zu sehen — oder doch das Wesentliche im Kampf zu sehen; vielleicht sind all diese Gegensätze von Ich und All, subjektiven Forderungen und objektiven Normen, Dionysos und Apollo nur Formen der ringenden Liebe zwischen männlichem und weiblichem Prinzip, aus dem doch eine neue Einheit geboren werden soll.

Dann ist alle Tragik nur eine Vordergründlichkeit und die menschliche Seele einem Bogen zu vergleichen, dessen Sinn und Bestimmung ja eben die Spannung ist.

Goethe, den bekanntlich der rein tragische Fall nicht interessierte, hatte die tragische Situation, der er, von Natur aus mit einer titanenhaften Fülle von Kraft ausgestattet, vielleicht wie keiner ausgesetzt war, in einem langen Leben voll harter Arbeit an sich und dem Weltstoff überwunden. „Die Hauptsache ist, daß man lerne, sich selbst zu beherrschen. Wollte ich mich ungehindert gehen lassen, so läge es wohl in mir, mich selbst und meine Umgebung zugrunde zu richten“ (zu Eckermann 21. März 1830). Unter Verzicht und Entsagung: unter Bändigung des grenzenlosen Anspruchs an das All hatte er die widerstreitenden Kräfte versöhnt und durch Gestaltung sein Individuell-Subjektives in ein Typisch-Objektives umgeformt. Er hatte so eine höhere Einheit *über* den Gegensätzen von Subjekt und Objekt gewonnen, wie der antike Mensch eine naive Einheit *unterhalb* ihrer besessen hatte. Und so hatte er auf dieser höchsten Stufe des Menschentums, nachdem es ihm gelungen war, die Entsagung mit all ihrem schmerzlichen Verzicht nicht mehr als „Leiden“, nicht mehr als ein Negatives, sondern als positiv formendes und gestaltendes Prinzip zu erleben, die Tragödie überwunden.

Denn wenn erst der Schmerz der Entsagung und das Glück der Erfüllung beide positive Faktoren, die gleichwertigen Phasen eines und desselben Pro-

Digitized by Google

zesses geworden sind, wenn sie sich, um einen Lieblingsvergleich Goethes zu gebrauchen, verhalten wie „Einatmen und Ausatmen" im Dienst der Bezwingung des Lebens — dann ist das Tragische überwunden.

Aus dem Briefwechsel Johann Jacobys

Mitgeteilt von

Gustav Mayer

(Schluß)

Julius Waldeck an Jacoby.

Berlin, 26. August 1841.

Wir haben dieser Tage Herrn Thiers[1]) hier gesehen; ein kleiner, ziemlich korpulenter, doch wohlproportionierter Mann, mit stechenden, geistvollen Augen, einer imponierenden Habichtsnase, hoher Stirn und ganz grauen Haaren, der durch seine goldene Brille alles frei und sicher ansieht und sich sehr häufig mit der Rechten hinter den Ohren kratzt, wozu es ihm in Deutschland gewiß nicht an Gründen fehlen wird. Was die Leipziger über Katzenmusik usw. sagt, ist pure Lüge oder kommt vielleicht auf die leeren Großsprechereien von einem Paar dummer Jungen hinaus, die in ihrem Rheinpatriotismus so verblendet sind, daß sie nicht sehen, wie uns ganz und gar die Möglichkeit abgeht, einen solchen Mann zu produzieren. Wahr ist es indes, daß die Audienz beim König nur eine Viertelstunde dauerte und [am] Tage vor Thiers' Abreise stattfand, so daß er die Einladung zu Mittag nicht mehr annehmen konnte; die Archive aber standen ihm zur Benutzung gänzlich offen ...

Eduard Flottwell[2]) an Jacoby.

Berlin, 1. September 1841.

... In Leipzig bin ich zweimal von Magdeburg aus gewesen, da ich das erste Mal Wigand nicht einheimisch fand. Er war in Karlsbad gewesen, wie er mir nachher erzählte, mit Ruge zusammen, und beide hatten dort Schelling bearbeitet und an ihm einen Menschen gefunden, der leider seit zwanzig Jahren stehen geblieben und mit der jetzigen Zeit so gut wie ganz unbekannt wäre. Ein merkwürdiges Zeugnis für ihn und die chinesische Mauer, die Bayern, in specie München, um sich gezogen hat, aufgebaut aus katholischer Stabilität,

[1]) Thiers war am 13. d. M. in Berlin angekommen und hatte am 19. eine kurze Audienz beim König.

[2]) Der Assessor Eduard Flottwell, der älteste Sohn des damaligen Oberpräsidenten der Provinz Sachsen Eduard Flottwell, war ein eifriger Gesinnungsgenosse Jacobys. Er starb, wie es scheint, in den fünfziger Jahren als Photograph in Elbing.

Digitized by Google

geistiger Dumpfheit und bayerischem Bier. Wahrscheinlich war der neuliche Aufsatz in den „Deutschen Jahrbüchern" (angeblich aus Berlin) von Ruge, worin dem neuen Ankömmling das Prognostikon hinsichtlich seines Empfanges bei den Hegelianern gestellt wurde. Du wirst ihn ohne Zweifel gelesen haben. Ich füge nur noch eine Äußerung Schellings hinzu, die mir Wigand noch mit Entrüstung in Auge und Stimme wiedererzählte: Schelling habe nämlich den Auftrag Seiner Majestät von Preußen, in nuce den heutigen Zeitgeist zu Papier zu bringen und ihn dadurch dem allerhöchsten (zu viel beschäftigten) celebro genießbar zu machen. Darin werde er denn auch der sogenannten „jungen Leute" — wie man bei uns die linke Seite benennt — Erwähnung tun und Seiner Majestät auseinandersetzen, daß er sie ruhig ihren Weg gehen lassen möchte, sie wären nicht „gefährlich"! Das letztere Wort insbesondere empörte Wiganden bedeutend. Übrigens habe ich die richtige Schilderung Dinters von ihm bewundert, er ist wenigstens auch mir vollkommen ebenso erschienen wie jenem; einer jener seltenen Menschen, die aus idealem Interesse, mit Enthusiasmus und unbekümmert um ihr eigenes Schicksal die Sache der Freiheit verfechten und die daher auch in jedem Worte ihre Begeisterung verraten. — Meine Proberelationen habe ich noch nicht erhalten, zugelassen bin ich aber zum Examen. — Daß Rochows Zeit so ziemlich ausgespielt habe — obwohl jedenfalls nicht sein Geist und seine Maximen —, wollte mich auch mein Vater versichern. Die Hackesche und Breslauer[1]) Angelegenheit soll ihm den Dampf getan haben. Was hülfe es aber, sobald nicht auch ein entgegengesetztes Verfahren eintritt und insbesondere diese jämmerliche Halbheit und dieses charakterlose Schwanken aufhört ...

Jacobson[2]) an Jacoby.

Braunsberg, 17. September 1841.

... Der Triumphzug des redseligen Königs durch Schlesien soll unter dem solideren Teil der Bevölkerung durchaus nicht den Enthusiasmus erregen, den wir gedruckt lesen. So berichten Briefe von dort. Man ist schon an seine Theatermittel und Maschinerien, bei denen sogar der schlesische Wein nicht unversucht blieb, zu sehr gewöhnt, als daß die schönen Worte nachhaltig und tief wirken könnten.

Im allgemeinen scheint — soviel ich in meinem Braunsberger angle mort sehe — jetzt eine Zeit der Apathie eingetreten zu sein. Der intelligente Teil hierorts (d. h. die Beamteten) hat die Köpfe geschüttelt über all die Inkonsequenzen, Täuschungen; es wird viel gefürchtet und wenig gehofft; doch Leute, die stets drei Meinungen haben — eine private, eine amtliche und eine öffentliche —, können dieser letzten überhaupt nicht eher einen Aufschwung geben,

---

[1]) Vgl. Treitschke, Deutsche Geschichte, Bd. V, S. 168, und Prutz a. a. O., Bd. I, S. 501 ff.

[2]) Ein Vetter Johann Jacobys.

Digitized by Google

als bis materielle Interessen gefährdet oder die freie Presse den Winterschläfern die Augen öffnet über den Wald, den sie vor lauter Bäumen nicht sehen ...

Malwine von Keudell an Jacoby.

Berlin, 12. Oktober 1841.

Ach, was soll ich Ihnen sagen und doch muß ich zu Ihnen kommen. Ich bin mit Roby[1]) im Museum der Antiken gewesen, und soviel Schönes und Berühmtes auch da sein mag, ich habe nur einen Kopf gesehen, aber welch einen Kopf! Das ist die Kirche, die ich lange vergebens gesucht habe, solch Menschenantlitz zu schauen! Der gottsuchende Aufschlag des erblindeten Auges, die edelsten Züge und Gottesbewußtsein um die halbgeöffneten Lippen, das ist — ja so, ich habe gar nicht gesagt, wer es ist: Homer! Haben Sie sich so den blinden Sänger vorgestellt, oder ist er Ihnen noch von Ihrem Aufenthalt hier erinnerlich? Ich weiß nicht, warum die schönen jugendlichen Antiken so viel weniger Eindruck auf mich machten? Vielleicht weil sie alle in der aufgeworfenen Oberlippe und in dem sehr verkürzten Raum zwischen dieser Lippe und der Nase den Stempel der modernsten Unzufriedenheit und des Übersättigtseins tragen, dem man nur zu oft schon im Leben begegnet. Mir ist der schöne Traum vom goldenen Zeitalter bei ihnen verloren gegangen — nein, die Griechen waren eben auch nicht weiter als wir. Aber Homer! Wer ihn dachte, ausführte (der Meister ist unbekannt), der hatte Gottes Geist im Herzen, und so wurde seine Hand geführt — aber schelten Sie auch ein wenig? Jedesmal mit stürzenden Tränen hätte ich vor ihm hinknien mögen; ein wahrer Heiliger, ob Heide, ob Christ ...

*

Den 20. Oktober 1841.

Werden Sie auch schelten über den neuen gestrickten Menschen? (so heißt's hier), den ich beilege und der Ihrem kranken physischen Menschen wieder aufhelfen soll? — Wollten Sie doch soviel Zutrauen fassen, es einmal ohne Zorn zu versuchen. —

Aber sehen Sie! Was alles ich erzählen wollte, davon sagt Ihnen der Anfang, und derselbe Tag, der mich so hoch erhob im Gefühl der adligen Menschheit in Kunst und Dichtung, es war der letzte meiner Tochter auf Erden. Kamilla starb nach dreitägiger Krankheit an Gehirnentzündung am 12.

Sie wiederholen sich's besser, als ich es sagen könnte, wie gnädig Gott ihr gewesen: kurze schnelle Krankheit und unbewußtes Ende, bei ihrer Furcht vor dem Tode und ihrem noch drohenden Leid im Leben. Mündlich einst mehr — ich kann unmöglich schreiben in diesen Tagen und hatte viel zu beenden. —

Sie aber nehmen so fürlieb, wie es mir eben in der Seele ist, grüßen die Freunde mit stummem Gruß von mir Ihre dankbare

M. v. Keudell.

---

[1]) Robert v. Keudell.

Digitized by Google

Eduard Flottwell jr. an Jacoby.

Berlin, 9. September[1]) 1841.

Von der Gründung einer neuen großen Zeitung[2]) (unter den Aspekten einer vermehrten Zensur[= Drucker]freiheit!?!) schrieb ich Euch bereits neulich, sowie auch davon, daß der Hauptredakteur und die Seele des Ganzen Dr. Heß in Köln, Verfasser der „Triarchie", ist. Jetzt hat mir Dr. Meyen[3]) endlich ein Exemplar des Prospektes gegeben, den ich Euch hiermit überschicke, da die Sache in der Tat das Interesse jedes Wohlgesinnten in Anspruch nimmt, und ein solches Organ, wenn auch unter königlich preußischem Zensurdrucke erscheinend, dennoch, sobald es in entschieden liberalen Händen ist, wie hier offenbar der Fall (cf. die Randbemerkung auf der zweiten Seite) — immer wenigstens ein negativer Damm gegen das Schlechte sein kann und zuletzt — abgesehen von unseren inneren Interessen, muß auch der Rapport mit der äußeren Politik ein zweckmäßig angelegtes Blatt, was am Rhein und in Köln erscheint, für uns Ostländer die Staatszeitung entbehrlich machen, und das wäre schon an und für sich ein Gewinn! Daher mögen gerade wir Leute östlich von der Spree unser Scherflein mit dazu beitragen und uns bemühen, einen und den anderen Aktionär aufzutreiben, nicht zu gedenken des sonst ganz guten pekuniären Geschäfts, was, nach der Berechnung zu schließen, in Aussicht stände ...

Von der königlichen Kabinettsorder an Schön und Dohna, in welcher besonders ersterer wegen der aus unlauterer Quelle fließenden Animosität seines Verfahrens gegen Hacke[4]) in brutaler Weise malträtiert und gleichzeitig die Zensur dem Abegg genommen wird, habt Ihr ohne Zweifel jetzt auch schon Kenntnis ... Es ist das wieder ein hübsches Pröbchen vom Rochowschen Einfluß und von der gänzlichen Charakterlosigkeit des Königs, der heute seine Entrüstung darüber ausspricht, daß Rochow und Prinz Wilhelm sich mit einem solchen Schweinehunde wie Hacke eingelassen haben, und morgen wiederum diesen Schweinehund wegen seiner politischen Verdienste (?) in Schutz nimmt. Hacke treibt sich hier übrigens ganz fidel in Kneipen usw. herum, schimpft fürchterlich auf Rochow, droht ihm mit Untergang, schreibt Novellen und Gedichte voll ultraliberaler Floskeln und führt zuweilen im hiesigen Lesekabinett das große Wort; ich bedaure, ihn dort noch nicht angetroffen zu haben. Seine schöngeistig liberalen Machwerke hat er u. a. auch Meyen für das Athenäum angeboten, die haben ihn aber glänzend abstinken lassen.

Mein hiesiges Umgangsleben gestaltet sich immer angenehmer. Die Bekanntschaft mit Meyen und Eichler (im Athenäum mit der Chiffre L. E.)

---

[1]) Oder November.

[2]) Gemeint ist die „Rheinische Zeitung" in Köln, das berühmteste Oppositionsblatt des Vormärz, deren Redakteur zum Schluß bekanntlich Karl Marx war.

[3]) Eduard Meyen, Publizist aus dem Kreise der Junghegelianer.

[4]) Über den Landrat v. Hacke in Preußisch Holland, seine gegen Schön gerichtete reaktionäre Agitation und seine persönlichen Verfehlungen vgl. Prutz, Zehn Jahre, Bd. I, S. 358 ff., 371 ff.

Digitized by Google

hat mir noch manche andere interessante zugeführt. So nenne ich insbesondere Köppen, Bruno Bauer und Dr. Rutenberg[1]) ... anderer nicht zu erwähnen, die wenigstens auswärts noch keine Bedeutung gewonnen haben, nur Cornelius[2]) will ich noch erwähnen. Es ist unter diesen Leuten ein reges geistiges Leben, das sich indessen auch gern mit den materiellen bayerischen Bierkrügen vereinigt, wo dann die befeuchtete Zunge noch rüstiger an die Arbeit des Ideenkampfes geht. Neulich gab die erste Aufführung von Gutzkows „Werner" einen großen Zündstoff, der indessen zuletzt doch in eine allgemeine Verwerfung des objecti litis entbrannte ... Im Ministerium Rochow liegt jetzt wiederum die Idee eines inländischen politischen Journals zur freieren (!!??) Besprechung unserer Verhältnisse vor; Cornelius und der Assessor Streber (ein Bekannter Waldecks) sind die dabei zunächst Beteiligten. Was sollte aber wohl Gescheites dabei herauskommen, sobald man auch bei solchen Instituten, die noch dazu unter unmittelbarem Einfluß Rochows stehen, nicht die Zensur aufhebt? Merkwürdig ist aber dabei, daß, als Cornelius schon bei Lebzeiten des vorigen Königs sich mit seinem Plane an Rochow wandte, dieser die Notwendigkeit oder auch nur Zweckmäßigkeit eines solchen Journals gänzlich in Abrede stellte, später aber nach dem Regierungswechsel plötzlich mit entschiedener Vorliebe den Plan wieder aufnahm ...

Julius Waldeck an Jacoby.

Am Tage der Verheißungen, dem 15. Oktober (1841).

... Unseres lieben Meyerowitz, den ich herzlich grüße, letzte Zeilen habe ich erhalten und die Bestellungen an Flottwell ausgerichtet. Mit diesem lebe ich hier recht viel und angenehm zusammen, nur hat ihn ein eigener Zufall auf einige Tage von hier entführt. Du wirst nämlich sowohl aus den ersten wahren, und den späteren lügenhaften Polizeiartikeln in den Zeitungen ersehen haben, daß wir dem Professor Welcker hier ein Ständchen und ein Mittagbrot[3]) gegeben haben; bei demselben nun waren wir beide auch aktiv, und ich kann bezeugen, daß so wie das Ganze höchst anständig, namentlich auch Flottwells Verhalten fern von aller Extravaganz gewesen. Diese Demonstration war aber der Polizei ein Dorn im Auge, namentlich weil man sie an der Nase herumgeführt ... Von dieser Sphäre aus muß nun bei Flottwells Vater über die Gegenwart des Sohnes Lärm geschlagen sein, denn letzterer empfing

---

[1]) Karl Friedrich Köppen, der Historiker, Bruno Bauer, der Theologe und Philosoph, Adolf Rutenberg, der Journalist, bekannte Mitglieder der junghegelschen Bewegung.

[2]) Wilhelm Cornelius, in den dreißiger Jahren Redakteur des „Konstitutionellen Deutschland" in Straßburg, später Journalist in Berlin.

[3]) Gemeint ist die Serenade, die ein Kreis liberaler und radikaler Intellektuellen am 28. September dem auf der Durchreise in Berlin befindlichen badischen liberalen Führer darbrachten und die den Unwillen des Königs erregte. Zu den Teilnehmern hatte u. a. auch Jakob Burckhardt gehört. Vgl. dazu Gustav Mayer, Die Anfänge des politischen Radikalismus im vormärzlichen Preußen, Zeitschrift für Politik, VI (1913).

Digitized by Google

gestern eine briefliche Aufforderung, sofort nach Magdeburg zu kommen, und mußte sich, da ihn außerdem ein hoher Beamter besuchte, um bei der Abreise zugegen zu sein, fügen und Berlin verlassen, er hat indes morgen zurückzukehren versprochen. —

Gestern wollten wir dem Herrn Minister v. Schön, der übrigens, bei den Konferenzen von der Gesamtheit der Minister in allen Punkten überstimmt, und vom Könige allein bei einigen geringfügigen Veranlassungen unterstützt, seine Demission angeboten, ein Ständchen bringen, erhielten aber vom Polizeipräsidenten keine Erlaubnis, indem er herzlich bedauerte, diese Ehrenbezeugung für einen Mann, den der König so liebe und ehre, nicht gestatten zu können, weil er selbst sie entschieden nicht haben wolle. Mit diesem Ausspruche mußten wir uns beruhigen, da der Regierungsrat Z. aus Schöns Nähe die Richtigkeit jenes Vorwands bestätigte.

Die Königsberger Zensurangelegenheit[1]) erregt hier viel Interesse; das Reskript an Schön zirkuliert vielfach, doch hat sich die Sache von hier aus nicht in die Zeitungen bringen lassen, wird aber jetzt wohl aus einem gut geschriebenen Königsberger Artikel in der gestrigen „Neuen Hamburger Zeitung" in alle Blätter übergehen . . .

Eduard Flottwell an Jacoby.

Berlin, (wohl Oktober) 1841.

. . . Gestern hatte ich mit diesem Welckerschen Renommee einen köstlichen Spaß. Wir, d. h. Meyen, Eichler, Dr. Schmidt[2]) (ein Lehrer), meine Wenigkeit und der bekannte Oswald[3]) aus dem Telegraphen (eigentlich ein junger Kaufmann aus der Rheinprovinz, der gegenwärtig hier sein Jahr abdient, um Schelling und Werder zu hören), saßen in einer Bierkneipe und waren nach verschiedenen ästhetischen Gesprächen endlich wieder einmal auf die Politik gekommen. Es wurde stark demagenieret, auch von Welcker usw. gesprochen, da springt ein Unbekannter vom benachbarten Tische auf, dokumentiert sich in ziemlicher Besoffenheit als schlesischer Oppositionsmann und erzählt, daß ja auch der Sohn des p. p. Flottwell (ein Kollege von ihm, sintemalen er Jurist und zum Examen hier sei) dabei gewesen und per Kabinettsorder vom Examen zurückgewiesen sei, er würde sich aber wohl noch später besinnen und bemühen, zur Karriere zurückzukehren ꝛc. . . . Darauf entgegnet ihm Eichler, er sei sehr schlecht berichtet, die Sache stände so und so, von Besinnen u. dgl. sei gar nicht die Rede, der Genannte wolle keine Karriere machen, sondern, um auf eigenen Füßen zu stehen, Justizkommissar werden, und was dergleichen mehr

[1]) Dem liberalen Polizeipräsidenten Abegg war Ende September die Zensur der „Königsberger Zeitung" genommen worden, weil er sie zu milde gehandhabt hatte. Sie wurde dem dortigen Oberlandesgerichtsrat Jarcke übertragen.

[2]) Stirner.

[3]) Pseudonym für Friedrich Engels.

Digitized by Google

war. Der Schlesier drückte darüber seine Zufriedenheit aus, und Eichler fuhr fort: Übrigens ist der p. p. Flottwell hier unter uns, und zeigt dabei auf den Dr. Schmidt, der denn sofort mit ungeheuren Bücklingen vor jenem beginnt, und wäre der Kerl nicht so besoffen gewesen, so hätte er den Spaß an unserem unsäglichen Gewieher erraten müssen, dem war aber nicht so, Dr. Schmidt mußte bis zuletzt meine Rolle spielen, und noch ein glücklicher Hannoveraner und Verwandter Stüves, der sich zu uns gesetzt hatte, biß auf diesen Köder an, worauf ich denn als jener Schmidt, speziell aber als der berühmte Schmidt von Werneuchen vorgestellt wurde und als solcher fast nur in Knittelversen und Reimen sprach. Und richtig! Die beiden Kerls (andere Fremde waren nicht im Zimmer) hatten sich dergestalt um ganze 50 oder 60 Jahre jünger gesoffen, daß sie mich herrlich als die berühmten Musen und Grazien aus der Mark honorierten. Dieser Spaß dauerte von 10 Uhr bis eins, wo wir Fünf dann hinausstürmten und erst auf der Straße von dem olympischen Gelächter zur Besinnung kamen. —

Otto v. Keudell an Jacoby.

(Königsberg) 28. Oktober 1841.

Als ich vorgestern in Arnau[1]) war, brachte ich das Gespräch auch auf Deine Angelegenheit. Das Gutachten des Kammergerichts ist von einem H. Sulzer abgefaßt, und Schön sagt, was die beiden ersten Punkte der Denunziation beträfe, habe Sulzer gezeigt, daß er ein geistreicher Mann mit liberalen Grundsätzen sei. Infolge der Gediegenheit dieser Bearbeitung ist der Dir bekannte Ausspruch des Kammergerichts erfolgt. Was den dritten Punkt: beleidigende Ausdrücke pp. gegen die höchsten Behörden betrifft, sei aus der Bearbeitung zu sehen, daß Sulzer gegen seine Überzeugung habe schreiben müssen, indem er die Klage in dieser Hinsicht dem Oberlandesgericht überweist.

Schön meint nun, es habe ein Kompetenzkonflikt deshalb stattgefunden, weil der Denunziant das Versehen gemacht, in ein und derselben Klage Punkte aufzunehmen, von denen die einen diesem, die anderen jenem Gerichtshofe anheimfielen. Es sei also eigentlich kein Gerichtshof des Staats fähig, allein Recht zu sprechen: Diese Verlegenheit aus dem Wege zu räumen, habe der König laut Kabinettsordre das Königsberger Oberlandesgericht ernannt und befähigt, über Deine Angelegenheit zu urteilen, und Schön ist der Ansicht, daß bei Kompetenzkonflikten doch Einer entscheiden müsse und dies sei der König, da das Gesetz über solch gemischten Fall nichts sagt ...

Eduard Flottwell jr. an Jacoby.

Berlin, 10. November 1841.

... Im Ernst gesprochen, so gestehe ich, daß man erröten möchte über all diese Jämmerlichkeit des durch seine hohe Bildung so weit verschrienen Berlins.

---

[1]) Der Landsitz Theodors v. Schön.

Digitized by Google

Man zupft und zieht und reckt, um diese Leute aus ihrem Schlaf zu erwecken. Aber was ist's am Ende: man hat ihnen die guten Ohren nur noch länger gemacht, im übrigen schnarcht der Kadaver ruhig weiter. Ein wahres Glück nur, daß man auch von der entgegengesetzten Seite zuweilen etwas starke Patronen ladet und die Lärmschüsse darum noch lauter macht, sonst, glaube ich, machte niemand die Augen auf. Da hat nun wieder ein allerhöchster Jemand in königlicher Begeisterung für Schutz und Ausbreitung des reinen Evangeliums Geistliche nach England geschickt und 15 000 Pfd. St. guten preußischen Geldes für den englischen Bischof in Jerusalem bestimmt[1]) und der Wahrheit gemäß nicht sonderlich Schlimmes damit gemeint, da er die 15 000 Pfd. St. aus eigener Schatulle hergegeben hat und ihm füglich nicht verwehrt werden kann, mit seinem Gelde zu machen, was er will. Dennoch aber ist gerade diese Tat, vielleicht die unschuldigste seiner glücklichen Regierung, gerade am meisten dazu angetan, ihm auch in den ungebildeteren Klassen des Volks das letzte Fünkchen von Popularität zu rauben. Da ist nun gegenwärtig mein rechtschaffener Alter hier und hatte sich gestern, selbst ängstlich gemacht, jene oben angegebene Interpretation der allerhöchsten Maßregeln quoad episcopalia aus Eichhorns Munde geholt, und auch der sagte, er ginge diesmal mit schwerem, wahrhaft bekümmerten Herzen von dannen, denn eine solche Stimmung, wie er sie in allen Kreisen vorgefunden, habe er doch nicht erwartet, und dabei verwünschte er diese „abscheuliche" Partei hier in Berlin, die sich bemühte, alles, was von oben her geschähe, ins Schlechteste auszudeuten, denn nur von dieser käme jene beunruhigende Stimmung her. Wir wollen mit ihm über diese Anschauung nicht rechten, denn er gehört leider auch zu denen, die bei dem besten Willen für den politischen Fortschritt sich von dem Blendwerk des persönlichen Vertrauens in den Charakter und die Absichten Seiner Majestät nicht losmachen können oder wollen. Wir wollen uns nur über die Tatsache selbst freuen und Euch vor allen Dingen preisen, die Ihr kein geringes Scherflein dazu beitragt, den Ingrimm der Nation über die Abscheulichkeiten derjenigen Partei, die die Macht in Händen hat, zu offenbaren. Solcher Offenbarungen nur recht viele, und wir brauchen keine Schellinge, um uns die Philosophie der Offenbarung predigen zu lassen . . .[2])

Gestern gelangte auch eine neue Besorgnis zu meinen Ohren, daß Abegg[3]) als Oberregierungsrat in eine andere Provinz versetzt werden sollte. Ich habe sogleich bei meinen jetzt besonders gut versorgten Quellen nachgespürt, und es hat sich das Gerücht als völlig grundlos erwiesen, was Du nur Abegg sagen mögest. Dagegen ist der baldige Rücktritt des Herrn Ministers v. Schön (noch

[1]) Die dies anordnende Kgl. Urkunde ist vom 6. September datiert. Die Reise des Pastors v. Gerlach und des Hofpredigers Sydow wurde Mitte Oktober angetreten. Sie sollten untersuchen, inwieweit manche Einrichtungen der Hochkirche sich auf Preußen übertragen ließen.

[2]) Schellings Antrittsvorlesung in Berlin über die Philosophie der Offenbarung fand am 15. November statt.

[3]) Abegg, der Königsberger Polizeipräsident, neigte liberalen Ansichten zu.

Digitized by Google

hat er ihn nicht definitiv erklärt, es ist ihm aber völlig ernst darum, was auch der König weiß) aus seinem Amte außer allem Zweifel. Der König hat dieser Tage eifrigst einen Jemand, den ich augenblicklich nicht nennen darf, der aber immer noch der beste von allen gewesen wäre, gebeten, in seine Stelle dorthin zu gehen, der hat es aber bis jetzt noch ebenso eifrig abgelehnt, und ich glaube überhaupt nicht, daß irgend einer mit besonderer Lust dorthin gehen würde. Übrigens will der König Leute wie Meding, Manteuffel[1]) und ähnliche auf keinen Fall dorthin schicken. Der Jemand hat einen anderen statt seiner in Vorschlag gebracht, der Euch allen gewiß am liebsten sein würde, noch darf ich ihn aber nicht namhaft machen. Sobald ich etwas weiteres darüber weiß, werde ich nicht säumen, Euch zu benachrichtigen.

P. S. Daß Hacke endlich in Begleitung eines Kammergerichtsassessors Würk von hier nach Preußisch Holland zurückgesegelt ist, wißt Ihr wohl schon, es ist dies aber mit der delikatesten Schonung geschehen, der Begleiter soll sich nur als Freund gerieren. Geht doch mit der Nachricht über Schön ja sehr vorsichtig um, da er offiziell noch nicht um seinen Abschied gebeten, und die vorläufigen Schritte zur Auffindung eines Nachfolgers daher die größte Diskretion erfordern.

Nachschrift. Berlin, 13. November 1841.

... Daß Alvensleben[2]) zurücktritt, wißt Ihr wahrscheinlich, wenn es Euch überhaupt interessiert. Die Erfahrungen der neuesten Zeit, holländischer Zollvertrag ꝛc. sollen daran den wesentlichsten Teil haben. Natürlich stellt man sich so, als wünsche er seinen Abschied um seiner selbst willen. Ganz unwahr ist aber das Gerücht, als habe er ihn verlangt wegen der nach Jerusalem bestimmten 15 000 Pfd. St., denn — wie schon erwähnt — fließen diese lediglich aus des Königs Privatschatulle. Über die Einordnung technischer Mitglieder zum Handelsministerium ist man noch nicht im reinen. Der König für seine Person ist angeblich dafür. Geheimrat v. Zschoppe ist wieder hier, wird aber nicht in den Staatsdienst zurücktreten, wie ich aus nächster Quelle weiß, da sein Arzt das Attest ausgestellt hat, daß die geringste geistige Anstrengung ihn abermals um den werten Verstand bringen würde. Rochow ist ungeachtet des neulichen seine Krankheit desavouierenden Artikels in der „Leipziger Allgemeinen Zeitung" sehr hinfällig, soviel steht aber fest, daß nur sein körperlicher Zustand sein Ausscheiden veranlassen würde, andere Zustände nicht. In litteris empfehle ich — falls Euch noch unbekannt — Lieder eines Lebendigen (von Herwegh). Streng verboten, Denkwürdigkeiten des Freiherrn v. Horrmayer,

---

[1]) Freiherr Otto v. Manteuffel, der spätere preußische Ministerpräsident, war damals Oberregierungsrat in Königsberg.

[2]) Der Finanzminister Graf Albrecht v. Alvensleben trat erst im Frühling 1842 von seinem Amt zurück; daß er aber im Oktober 1841 seinen Abschied erbeten hatte, bestätigt jetzt Treitschke, Bd. V, S. 157.

Digitized by Google

wahrscheinlich bald verboten, und eine kleine Broschüre über die Preßfreiheit in England, Berlin bei Nicolai, die merkwürdige Parallelen mit unseren Zuständen aus der dortigen Zeit 1620—1694 enthält. Wir sind jetzt soweit wie England um 1650 ...

Jacoby an Eduard Flottwell jr. (Konzept).

Königsberg, 20. November 1841.

Nachdem der rheinische Landtag viel darüber gestritten, ob das höchste Vertrauen im Reden oder im Schweigen liege, und sich für das letztere entschieden, brauche ich mich wohl wegen meines langen Stillschweigens bei Dir nicht weiter zu entschuldigen. Solltest Du politischer Ketzer jedoch an die Unfehlbarkeit eines hohen Landtages nicht glauben, so decke ich mich mit dem Schilde einer vierteljährlichen schmerzhaften Krankheit. Jetzt bin ich wieder völlig genesen und wundere mich über den sonderbaren Einfall, gerade in einer Zeit krank zu werden, da die unsichtbare Kirche so hart gedrängt und einer verdoppelten Tätigkeit ihrer sparsam gesäeten Bekenner mehr als je bedürftig ist. — Die Zensur scheint in unserem intelligenten Vaterlande täglich strenger zu werden und sich jetzt sogar schon auf allerhöchste Kabinettsordres zu erstrecken. Schade, daß die Kabinettsordre, die Euch arge Welckerianer aus dem Tempel wies, von der Zensur gestrichen, und gut, daß wenigstens die über den Bischof von Jerusalem passiert ist! Auch daß Du, Veit und Konsorten unter polizeiliche Aufsicht gestellt seid, ist zu loben; denn wenn man auf die Liberalen nicht ein wachsames Auge hätte, könnten sie (wie das „Politische Wochenblatt" mit Recht klagt) es mit Hilfe der öffentlichen Meinung sogar dahin bringen, daß die Fürsten selber an der Rechtmäßigkeit und Notwendigkeit ihrer göttlichen Macht irre würden!! Fast fürchte ich, daß Allerhöchst schon jetzt das Recht und die Notwendigkeit dieser Macht bezweifele und nur noch an den Privatnutzen derselben glaube. — Hiervon abgesehen, war Dein Verhalten in Sachen Friedrich Wilhelm Königs kontra Welcker gewiß das Richtige und wird als solches auch hier von allen Verständigen anerkannt. — Mein seit fünf Monaten unterbrochener Prozeß hat seit zehn Tagen wieder begonnen und ich bereits drei Verhöre in dieser Zeit überstanden. In dem gestrigen artikulierten (sic!) Verhör wurden mir 33 Fragen zur Beantwortung vorgelegt, die sich großenteils auf Druck und Verbreitung der qu. Schrift bezogen; übermorgen wird die Untersuchung geschlossen und dann die schriftliche Defension von mir angefertigt werden. Zum Behufe derselben habe bereits ein Dutzend Kabinettsordres, Ministerialreskripte, Landtagsaussprüche usw. gesammelt, die — während der Dauer meines Prozesses erschienen — die mir von Rochow als frecher Tadel ausgelegte Behauptung aufs glänzendste rechtfertigen. Ich hoffe selbst vor der allerhöchsten Staatsräson mich von jedem Verdachte zu reinigen. — Gegen die Kompetenz des hiesigen Kriminalsenats, sowie gegen die Kabinettsorder vom 30. August, die diesen Gerichtshof auch über Hochverrat zu erkennen bevollmächtigt, habe Protest

Digitized by Google

eingelegt. Beifolgend mein dieserhalb an den König gerichtetes Schreiben, aus welchem Du am besten den gegenwärtigen Stand der Frage ersehen wirst. — In einem der letzten Verhöre wurde mir eine zweite, mit einigen Zeitungsberichten vermehrte Auflage der „Vier Fragen", gedruckt bei Schuls (?), Straßburg, vorgelegt und ich wegen Teilnahme an diesem Wiederabdruck inquiriert. Kannst Du der neuen Ausgabe habhaft werden, so schicke mir ein bis zwei Exemplare. Auch dürfte es meiner Sache förderlich sein, wenn Du die hier erwähnte Tatsache in die Leipziger und Augsburger Allgemeine Zeitung einschmuggeln könntest. Berate Dich darüber mit Waldeck und den Berliner Freunden.

Den 22. November.

Heute letztes Verhör; Rochow hat in einer zweiten, nicht neue Tatsachen, sondern nur neue Schimpfreden vorbringenden Denunziation seine Galle über das kammergerichtliche Gutachten auszulassen und den günstigen Eindruck der Protokolle zu schwächen versucht. — Wie ihm dies gelungen, wirst Du in Kürze lesen ... (Lieder des Kosmopolitischen Nachtwächters. — Königsberger Literatur-Blatt. — Hävernick. — B. Bauer. — Landtagsverfolg. — Auerswald-Plauten. — Schön.[1]) Die eingangs erwähnte Entscheidung des rheinischen Landtags (sie haben dafür ihren wohlverdienten Landtagsabschied erhalten) laß mich nicht entgelten, sondern zeige Deine Liebe durch baldige ausführliche Antwort.

E. Flottwell an Jacoby.

Berlin, 23. November 1841.

...Der schon neulich erwähnte Rücktritt des Finanzministers stellt sich immer mehr als einer der bedeutungsvollsten Schritte in unserem Staatsleben heraus. Es war nicht ganz richtig, wenn ich damals von dem Gefühl der Untüchtigkeit, von Zuckerfragen ꝛc. sprach. Es ist vielmehr der Unwillen über das gegenwärtige Treiben dort oben, das Graf v. Alvensleben allein zu diesem Schritte bewogen hat, der nicht nur nicht von höchster Stelle aus veranlaßt ist, sondern vielmehr Seiner Majestät sehr arges Kopfzerbrechen verursacht. Alvensleben wird von allen Wohlunterrichteten als ein durchaus rechtlicher und selbständiger Charakter geschildert, der die eigenmächtigen Einmischungen des Allerhöchsten nicht länger hat ertragen können. Willkürliche Dispositionen über die Staatseinkünfte zu Bauten, außerordentliche Gehälter und andere unnütze Launen, die jede Remonstration des für die Finanzen des Staats allein verantwortlichen Ministers mißachteten, waren mit der Gewissenhaftigkeit des letzteren nicht länger vereinbar. Wahrscheinlich wird man sich nach ihm einen bequemeren Diener aussuchen, der wie die Herren v. Rochow, Thile, Stolberg, Eichhorn usw. zu allen allerhöchsten Wünschen einen tiefen Bückling macht und stets bereit ist,

[1]) Über diese Punkte wird Jacoby in dem abgesandten Brief ausführlicher sich geäußert haben.

Digitized by Google

denselben schleunigst zu gehorchen. Schwierigkeiten wird eine solche Wahl allerdings machen, und man weiß daher auch immer noch keinen präsumtiven Nachfolger namhaft zu machen. Für den jedenfalls Tüchtigsten gilt überall der Geheime Oberregierungsrat Kühne,[1]) der ist aber ein freisinniger und kräftiger Charakter und überdies bürgerlich, folglich unbrauchbar. Seine Majestät haben sich daher auch gewaltig gesträubt, ehe Sie das Entlassungsgesuch (ohne Pension) angenommen haben. Vorläufig bleibt Alvensleben noch bis zum 1. März als dem Schluß des laufenden Finanzjahres. Die höhere Beamtenwelt (exkl. die Minister), in der immer noch ein tüchtiger Kern steckt, tüchtiger, als man es sich in der Ferne zu denken geneigt ist, und die das herrschende Unwesen noch mehr empfindet als die Nichtbeamten, ist über den Schritt des Herrn v. Alvensleben in großer Bewegung, was hilft's aber? Unter solchen Ministern kommt nur das Schlechte in die Höhe, und mit geringen Ausnahmen müssen die Sorgen für Weib und Kind und tägliches Brot jede andere Rücksicht überwiegen. — Über Schöns Nachfolger ist inzwischen auch nichts Neues zutage gekommen; man ist auch dieserhalb auf die Rückkehr Seiner Majestät sehr gespannt. Ob der Jemand,[2]) auf den mit Bestimmtheit reflektiert wurde, und der sich mit gleicher Bestimmtheit geweigert hatte, dennoch ernannt werden wird, dürfte sehr unwahrscheinlich sein, noch unwahrscheinlicher aber, daß man auf dessen Vorschlag eingehen wird, den — ich darf ihn jetzt nennen — Oberbürgermeister v. Auerswald[3]) an Schöns Stelle zu setzen. Wird es aber keiner von beiden, dann — gestehe ich — wünschte ich, daß lieber einer von der ganz entschiedenen Reaktionspartei dazu käme, wie z. B. Herr v. Meding;[4]) solche Leute sind jedenfalls besser als die trostlosen Halbmenschen, die weder recht erbittern, noch auch recht was Gutes durchsetzen wollen. —

---

[1]) Über Ludwig Kühne, der auch später wiederholt als Finanzminister in Betracht kam, es aber nicht wurde, vgl. Treitschke, Bd. IV, S. 352. Seine Aufzeichnungen hat Treitschke als eine wertvolle Quelle benutzen können.

[2]) Flottwells Vater.

[3]) Rudolf v. Auerswald, damals Oberbürgermeister von Königsberg, 1848 preußischer Ministerpräsident.

[4]) Werner v. Meding (1792—1871) war Oberpräsident der Provinz Brandenburg.

Digitized by Google

Die Literatur der Chinesen

Von

Professor Alfred Forke

Obgleich die Chinesen ein großes Kulturvolk sind, so haben sie doch nicht die höchste Stufe der Kultur erreicht. Man darf daher auch nicht erwarten, daß ihre Literatur der unsrigen durchaus ebenbürtig sei. Den Literaturen der anderen orientalischen Völker, Inder, Perser und Araber, steht sie nicht nach. Ihre wissenschaftliche Literatur ist nicht immer exakt, namentlich der naturwissenschaftliche Teil, und ihre schöne Literatur richtig zu würdigen hält schwer, da das chinesische Schönheitsideal von dem unsrigen so sehr verschieden ist. Besondere Vorzüge der chinesischen Literatur sind ihre Selbständigkeit und Eigenart, ihr hohes Alter und ihre Fülle, die jedem Forscher etwas Interessantes bietet. Für die Kenntnis Ostasiens sind die chinesischen Geschichtswerke und ihre geographischen Aufzeichnungen unsere Hauptquellen. Zur Geschichte der Kultur der Menschheit liefert uns die chinesische Literatur einen wichtigen Beitrag.

Die Chinesen bewerten ihre Literatur ganz anders, als wir es tun würden. Die wichtigsten Werke werden als kanonische Schriften oder Klassiker-King bezeichnet. Dazu gehören eigentlich nur die sogenannten Neuen Klassiker, auf denen die älteste chinesische Kultur ruht und die zuerst von Chinas größtem Weisen Konfuzius (Kung-tse) 551—479 v. Chr. geordnet wurden. Es sind die Fünf King, die ältesten Literaturdenkmäler, welche schon vor Konfuzius existierten und die Vier Schu (Bücher), welche die Werke der konfuzianischen Schule umfassen. Letztere erlangten erst in der Sungepoche durch den Einfluß des großen Kommentators Tschu-Hsi 1130—1200 n. Chr., die Weihe der Klassizität. Früher war die Kenntnis der Klassiker die Vorbedingung zum Bestehen der Staatsexamina, wodurch man literarische Ehren, Amt und Würde erlangte. Die unbegrenzte Verehrung dieser Werke hat die bekannte Erstarrung und Verknöcherung des chinesischen Geisteslebens herbeigeführt. Der Blick war stets rückwärts gewandt, neue Ideen, welche von den Klassikern abwichen, und somit jeder Fortschritt waren direkt verpönt. Dabei ist der innere Wert dieser Klassiker bei weitem nicht so groß, wie die Chinesen sich einbildeten. Die klassischen Schriften der Griechen und Römer stehen viel höher.

Zu den Fünf King rechnet man: 1. das Yiking, Buch der Wandlungen, sehr symbolisch und mystisch; 2. das Schuking, eine Sammlung historischer Dokumente vom 23. bis 8. Jahrhundert v. Chr.; 3. das Schiking, das kanonische Liederbuch, Volkslieder aus der Zeit 1719—585 v. Chr.; 4. das Liki, Buch der Riten, ein Lehrbuch für Sitten und Moral; 5. das Tschun tchiu, die Chronik von Lu, dem Heimatstaat des Konfuzius, 722—481 v. Chr., ergänzt durch den vorzüglichen Kommentar Tso-tschuan.

Digitized by Google

Die Vier Schu sind: 1. das Lun yü, kurze Aussprüche des Konfuzius; 2. das Ta-hsio, die „Große Lehre", 3. das Tschung-yung, die „Rechte Mitte", beides kurze Traktate von Schülern des Konfuzius; 4. Mencius (Meng-tse), Dialoge des Mencius, welcher den Konfuzianismus weitergebildet und zum Abschluß gebracht hat.

Neben der konfuzianischen Weltanschauung entwickelte sich die taoistische und die Taoisten betrachteten auch ihre Hauptwerke als klassisch. Als solche kommen vor allem in Betracht: 1. das Tao-tê king, der Klassiker vom Tao und von der Tugend, ein metaphysisches Werk des Lao-tse, 5. Jahrhundert v. Chr., welcher als Urprinzip das Tao, die Natur oder die Weltseele annimmt; 2. das Tschung-hsü tschên king, der Klassiker der tiefsten Leere des Liehtse, 4. Jahrhundert v. Chr., eine pantheistische Naturphilosophie; 3. das Nan-hua tschên king, der wahre Klassiker von Nan-hua des Tschuangtse, 3. Jahrhundert v. Chr., welcher eine Art Identitätsphilosophie lehrt, die Gleichheit von Subjekt und Objekt im Tao.

Die chinesischen Literaten sind fast alle überzeugte Konfuzianer. Sie glauben nicht an den Taoismus, aber lesen doch die taoistischen Schriften, welche durch die fremde Ideenwelt, ihre Phantastik und den Glanz der Diktion besonders bei Tschuang-tse, dem chinesischen Dichterphilosophen, einen eigenen Reiz ausüben, geradeso wie mancher Deutsche gern zu Schopenhauer und Nietzsche greift, auch wenn er ihre Ansichten nicht teilt.

Der Buddhismus hat erst im ersten Jahrhundert nach Christi Geburt seinen Einzug in China gehalten, und natürlich nehmen auch die Buddhisten für ihre Hauptschriften die Klassizität in Anspruch. In ihrem Kanon, dem Tripitaka, sind gegen 2000 Werke aus dem Sanskrit ins Chinesische übersetzt, wozu dann von den chinesischen Buddhisten noch manche hinzugefügt sind. Die dogmatischen und philosophischen Werke werden chinesisch als King, Klassiker, bezeichnet, was dem indischen Sutra entspricht. Die chinesischen Gelehrten aber, welche dem Buddhismus innerlich fremd gegenüberstehen, auch wenn sie einige buddhistische Gebräuche mitmachen sollten, erkennen sie nicht als Klassiker an und nehmen von der ganzen buddhistischen Literatur gar keine Notiz, höchstens daß vielleicht einmal ein Mann von großer Bildung und umfassendem Gesichtskreis das Lotus Sutra, Saddharma pundarika oder den „Diamantschneider" Vajracchedika liest. Die chinesische buddhistische Übersetzungsliteratur, welche bis in die ersten Jahrhunderte nach Christus reicht, hat für die Religionswissenschaft und für die indische Kulturgeschichte einen hohen Wert. Die meisten indischen Originale sind verloren gegangen. Außer rein religiösen Werken enthält der Kanon auch eine Anzahl sehr interessanter Reisebeschreibungen chinesischer Mönche, welche nach Indien reisten und dieses Land sowie die Nachbarländer sehr eingehend beschrieben. Dazu gehören das Fo-kuo tchi, die Beschreibung des Buddhalandes von Fa Hsien, 5. Jahrhundert n. Chr., das berühmte Hsi-yü tchi, Beschreibung der westlichen Länder von Hsüan-tsang, 7. Jahrhundert, eine Hauptquelle für alte indische Geographie, und eine Beschreibung

Digitized by Google

des I-tching, 7. Jahrhundert n. Chr.. Von großer Bedeutung für die vergleichende Märchenforschung sind die umfangreichen Sammlungen von Legenden und Erzählungen in den Avadânas.

In ältester Zeit, bevor der Konfuzianismus zur alleinseligmachenden Lehre wurde, hatte er gegen rivalisierende philosophische Systeme zu kämpfen, die in der Folge als ketzerisch betrachtet, aber wegen ihres Alters doch mit einem gewissen Respekt behandelt wurden. Neuerdings ist ein Umschwung eingetreten und diese philosophischen Richtungen werden jetzt eifrig studiert. Als Erzhäretiker gelten: Yang Tschu, der Vertreter eines entschiedenen Egoismus, Sensualismus und Pessimismus, 5. Jahrhundert v. Chr. Mê-Ti, der für eine allumfassende Liebe, für Einfachheit und Mäßigkeit eintrat, als chinesischer Christus und auch als Sozialist bezeichnet, 5. Jahrhundert v. Chr. Ebenso schlimm ist Wang Tschung, ein Skeptiker und Rationalist mit starken materialistischen Tendenzen, 1. Jahrhundert n. Chr. Nach einer langen, unproduktiven Periode erlebte die Philosophie eine Renaissance durch die Naturphilosophie Hsing-li der Sungzeit. Hauptvertreter dieser Richtung ist der erwähnte Tschu Hsi, 1130—1200 n. Chr. Dieser nimmt ein materielles Prinzip tchi und ein unmaterielles li an und ist ausgesprochener Dualist wie Descartes. Gegen ihn trat in der Mingepoche Wang Yang-ming, 1472—1528, auf, welcher einen reinen Idealismus lehrt und ein intuitives Erkenntnisvermögen annimmt, das erst die Außenwelt schafft.

Die großen Geschichtswerke galten nicht als klassisch, aber die 24 Annalen oder Geschichtswerke der 24 Dynastien genießen doch fast klassisches Ansehen. Kein Volk der Welt besitzt ein so großes, lückenloses nationales Geschichtswerk. Nach Untergang jeder Dynastie wird ihre Geschichte auf Grund der amtlichen Quellen in den Staatsarchiven von besonderen Historiographen beschrieben. Es sind keine Kunstwerke und sie entsprechen den Anforderungen, welche wir an ein Geschichtswerk stellen, sehr wenig, aber sie enthalten eine Fülle von zuverlässigem Material, das nur eines kritisch geschulten Bearbeiters harrt.

Die Chinesen sind groß im Herbeischaffen von wichtigem Quellenmaterial, weniger in der kritischen Verarbeitung. Davon legen ihre großen Enzyklopädien und riesigen Sammelwerke Zeugnis ab, die sie mit Bienenfleiß und systematischem Zusammenarbeiten fertiggestellt haben. Ihr Sinn für Ordnung und Systematik kommt darin in charakteristischer Weise zum Ausdruck. Solche Nachschlagewerke enthalten nicht selbständige Artikel, sondern Zitate und Quellenstellen unter bestimmten Schlagwörtern. Die Quellen sind zum Teil längst verloren gegangen und lediglich diese Zitate übrig geblieben. In neuester Zeit benutzen sie chinesische Philologen sehr geschickt zur Textkritik. Ein solches Sammelwerk, das Tai-ping yü-lan, 983 n. Chr. enthält 1000 Bücher und bringt Auszüge aus 1690 Werken, von denen sieben Zehntel verloren sind. Das Riesenwerk Yung-lo ta-tien, 1409 n. Chr. auf Befehl des Kaisers Yung-lo verfaßt, hatte 22 877 Bücher. Eine Kommission mit 3 Präsidenten, 20 Subdirektoren und 2169 Gelehrten hatte die ganze chinesische Literatur exzerpiert,

Digitized by Google

teils Sätze, teils Abschnitte, teils ganze Werke abgeschrieben. Der Druck stellte sich zu teuer, deshalb ließ der Kaiser nur zwei Abschriften herstellen. Die eine wurde bei einem Brande zerstört, die andere während des Boxeraufstandes von europäischen Soldaten vernichtet. Das noch jetzt existierende größte Sammelwerk ist das Tu-schu tchi-tschêng aus dem Jahre 1725 n. Chr in 1628 Büchern (Heften), eine Fundgrube für jeden Forscher, denn er findet darin Material zu den wichtigsten Fragen in solcher Fülle, wie er selbst es nie herbeischaffen könnte.

Die sonstige wissenschaftliche Literatur wird vertreten durch Wörterbücher, Kommentare, Kataloge, philologische Abhandlungen, Werke über Archäologie, Kunst, Geographie, Verwaltung, Jurisprudenz, Kriegswissenschaft, Mathematik, Astronomie, Naturgeschichte, Medizin, Landwirtschaft.

Die schöne Literatur der Chinesen besteht aus lyrischen Gedichten, Dramen und Romanen. Trotz des allgemeinen lebhaften Interesses für Theater und Novellistik erkennen die Chinesen selbst doch nur die Lyrik als wirkliche Poesie und Literatur an. Die Geringschätzung der beiden anderen Gattungen der Dichtung erkennt man schon aus dem schlechten Druck, in dem ihre Erzeugnisse meistens erscheinen, darin, daß die Namen der Verfasser oft unbekannt sind, denn es ist keine große Ehre, dramatischer Dichter oder Romanschriftsteller zu sein, und daß in Bibliographien und Katalogen Dramen und Romane übergangen werden.

In der Lyrik kann man verschiedene Entwicklungsperioden unterscheiden: 1. Periode, Zeit des Schiking, frische, naive Volkspoesie; 2. Periode: Elegien von Tschu, hauptsächlich vertreten durch Tch ü Yuan, 4.—3. Jahrhundert v. Chr., echte Gelehrtenpoesie, voll von Anspielungen, Symbolismen und gekünstelter Ausdrucksweise, von Chinesen sehr geschätzt, für uns ziemlich ungenießbar; 3. Periode: Hanzeit, 2. Jahrhundert v. Chr. bis 2. Jahrhundert n. Chr., religiös-sakrale, didaktische, aber auch rein lyrische Poesie. Die bedeutendsten Dichter sind: der Historiker Pan Ku, Sse-ma Hsiang-ju, Mei Tscheng, der Hankaiser Wu Ti, der Astronom Tschang Heng, Tsao Tschih und eine Dichterin Tsai Yen; 4. Periode: Vor Tangzeit; die Dichtung ist klar, einfach, natürlich, ausgezeichnet durch Zartheit der Empfindung und inniges Naturgefühl, stark erotisch betont. Als erster Dichter gilt: Tao Yuanming, ferner Pao Tschao und die beiden Liangkaiser Wu Ti und Tchien Wen-ti; 5. Periode: Tangepoche, 618—907 n. Chr. Blütezeit der Lyrik, die Erotik tritt mehr zurück, die Technik in den Vordergrund. Dichter: Wang Wei, 699—759, Li Tai-po und Tu Fu, 705—762 und 712—770 n. Chr., Chinas Schiller und Goethe, Han Yü 768—824, Po Tchü-i, 772 bis 846; 6. Periode: Sungzeit, 960—1278, Nachblüte. Jeder Gebildete dichtet nach berühmten Mustern, daher viel Gelegenheitsgedichte. Dichter: Ou-yang Hsiu, 1007—1072, Wang An-schih 1021—1086 und namentlich Su Tung-po, 1036—1101, der fast Li Tai-po gleichkommt; 7. Periode: Neuere Zeit, weist wenig berühmte Namen auf. Die Kurtisanen Tschao

Digitized by Google

Tſai-tchi, 15. Jahrhundert und Tſchao Li, 16. Jahrhundert ſchrieben gute, kurze Gedichte. Als größter Dichter der Neuzeit gilt Yuan Tſe-tſai, 1715 bis 1797.

Die poetiſche Proſa, welche für Betrachtungen, Schilderungen und Plaudereien in Anwendung kommt, wird der Lyrik faſt gleich geachtet. Darin erreicht der chineſiſche Stil ſeine größte Vollendung, artet dabei aber auch leicht in Künſtelei aus. Meiſter auf dieſem Gebiet ſind die ſchon genannten Dichter Han Yü, Ou-yang Hſiu und Su Tung-po.

Das Drama und der Roman ſind erſt Schöpfungen der Neuzeit. Da ſie auch für das Volk beſtimmt ſind, das daraus faſt ſeine einzige geiſtige Nahrung zieht, ſo iſt ihre Sprache der Umgangsſprache ähnlich und nicht reine Schriftſprache wie in der Lyrik und der wiſſenſchaftlichen Proſa. Die erſten Anfänge des Dramas ſind wohl die mimiſchen Tänze bei den Opferhandlungen, durch welche Szenen aus der alten Geſchichte dargeſtellt wurden. Erſt in der Tang-Zeit hören wir von Theateraufführungen und das erſte uns bekannte Drama, das Hsi-hsiang tchi „Die Geſchichte des weſtlichen Pavillons" ſtammt aus der Sung-Epoche. Es hat 16 Akte, iſt mehr ein Roman als ein Drama und wird beſonders wegen ſeiner ſchönen lyriſchen Partien als Buchdrama gern geleſen. Dramatiſche Verwicklung iſt nicht vorhanden.

Einen großen Fortſchritt und bereits den Höhepunkt der Dramatik ſtellen die Dramen der Mongolendynaſtie, 1280—1368 n. Chr. dar. Es werden 85 Dramatiker mit 564 Stücken erwähnt, von denen hundert erhalten ſind. In dieſen treten die Geſänge mehr zurück und die Handlung iſt die Hauptſache. Es ſind nicht mehr dramatiſierte Romane, ſondern Dramen in vier, öfter fünf Akten, oft mit einem Vorſpiel. Man kann ſie einteilen: in 1. Hiſtoriſche Dramen, 2. Bürgerliche Schauſpiele, 3. Charakterkomödien, 4. Zauberdramen. Nur wenige Tragödien ſind darunter: Tschao-schih ku-erh, die Waiſe aus dem Hauſe Tſchao und Han-kung tchiu, Herbſt im Han-Palaſt von Ma Tſchih-yuan, dem größten Dramatiker, ſind echte Trauerſpiele. In den Charakterkomödien werden menſchliche Schwächen gegeißelt, oft in ſtark burlesker Weiſe. Am eigenartigſten ſind die Zauberdramen, philoſophiſche Luſtſpiele, in welchen die Lehren der Taoiſten und Buddhiſten, z. B. die Seelenwanderung verſpottet werden.

In der Ming-Zeit, 1368—1644, kehrt man wieder zu der alten laxeren Form zurück. Ein berühmtes Schauſpiel dieſer Zeit Pi-pa tchi, die Geſchichte einer Laute, iſt nur ein dramatiſcher Roman in 24 Akten. Das moderne Theater ſchlägt in das entgegengeſetzte Extrem um und kennt faſt nur noch Einakter, welche eine halbe Stunde Spieldauer erfordern, von denen man die Librettos kaufen kann. Man muß ſie als eine Art Opern oder Singſpiele betrachten. Die lyriſchen Partien in Verſen werden mit Muſikbegleitung, die nach unſeren Begriffen abſcheulich iſt, geſungen, die Proſa wird in Rezitativ vorgetragen, alles nach einem ganz feſten, nicht realiſtiſchen Stile. Nur Poſſen werden mit natürlicher Stimme im Volksdialekt und ganz realiſtiſch geſpielt.

Digitized by Google

Der Roman ist im Altertum unbekannt. Das San-kuo tschih, die Geschichte der drei Reiche, von Lo Kuan-tschung aus der Mongolenzeit ist wohl der volkstümlichste. Er schildert das Heldenzeitalter der Chinesen, die Kämpfe der drei Reiche im 3. Jahrhundert n. Chr. Im historischen Roman werden besonders Abenteuer und Intrigen geschildert. Einen ähnlichen Inhalt haben die phantastischen Reisebeschreibungen, auch gibt es Romane phantastisch-mythologischen Inhalts. Im bürgerlichen und Sittenroman werden die Charaktere oft meisterhaft gezeichnet. Zu dieser Gattung gehört Tchin-ping-mei von Wang Schih-tscheng, 1526—1593, eine vorzügliche Schilderung der verkommenen Sitten unter der Mingdynastie, leider so obszön, daß der Verkauf dieses Romans während der Kaiserzeit durch Index verboten war. Aus dem Anfang der Mandschudynastie, 1644—1912, stammt das Hung-lou meng, der Traum des roten Turmes, welcher für den besten modernen Roman gehalten wird. In spannender Entwicklung wird ein Panorama des chinesischen Lebens in seinen verschiedenen Phasen vor uns entrollt. Es treten gegen 400 Personen auf und der Roman umfaßt ungefähr 4000 Seiten. Ein ausgezeichneter humoristisch-satyrischer Roman ist das Tching-hua yuan, eine Art Swiftiade.

Die chinesischen Romane sind wichtige Kulturdokumente, welche uns einen tiefen Einblick in das Volksleben tun lassen. Die Chinesen sind gute Beobachter der menschlichen Natur. Ihre Charakterschilderungen sind in den Romanen meist besser als in den Dramen, in denen sie es mit der Motivierung der Handlungen oft etwas zu leicht nahmen. Ein Hauptfehler der Romane ist ihre zu große Länge und Weitschweifigkeit. Dieser Mangel wird vermieden in den Novellen, die kurz und abgerundet und zum Teil ausgezeichnet sind wie das Tchin-ku tchi kuan, eine Sammlung von 40 Novellen vom Ende der Mingzeit. Sehr hoch geschätzt besonders wegen seines vorzüglichen Stiles wird das Liao-tschai tschih-i von Pu Sung-ling, 1679 n. Chr., das besonders Dämonen- und Gespenstergeschichten bringt. Es gibt auch Romane und Novellen in Versen, die etwas unseren bürgerlichen Epen und Idyllen ähneln, z. B. Hua-tchien, das Blumenblatt, eine Liebesgeschichte in Versen.

In neuester Zeit sind außer vielen wissenschaftlichen Werken auch einige Romane aus europäischen Sprachen, besonders dem Englischen und Französischen ins Chinesische übersetzt. Ob sie irgendwelchen Einfluß auf die chinesische Novellistik ausüben werden, muß abgewartet werden. Unsere Lyrik und Dramatik steht dem chinesischen Denken so fern, daß sie in absehbarer Zeit wohl kaum irgendwelches Interesse dafür bekunden werden.

Digitized by Google

Infolge der weiter enorm gestiegenen Preise aller Herstellungsmaterialien sehen wir uns gezwungen, den Preis ab November auf

M 75.—

pro Heft zu erhöhen.

Wir richten daher an unsere verehrlichen

Post-Abonnenten

die Bitte, uns den Mehrbetrag für die Monate November und Dezember

mit zusammen M 70.—

durch beiliegende Zahlkarte auf unser Postscheckkonto Stuttgart Nr. 7 zu überweisen.

Wer jedoch das laufende Vierteljahr bei seinem Buchhändler bezahlte, hat auch jetzt an diesen die Nachzahlung zu entrichten und benutzt beiliegende Zahlkarte nicht.

Verlag der „Deutschen Revue".

Literarische Berichte

Johann Strauß. Von Ernst Decsey. Ein Wiener Buch. 298 Seiten Großoktav, mit 25 Bildern und einer Stammtafel. Stuttgart-Berlin, Deutsche Verlags-Anstalt; vereinigt mit Schuster & Loeffler.

Der Wolf- und Bruckner-Biograph, der sich auch als Romanschriftsteller betätigt, bietet hier vielleicht sein Eigenstes in einem Preisliede auf das musikalische Wien, auf Johann Strauß, den Vertreter des Wiener Walzers. (Decsey selber ist vor kurzem von Graz nach Wien übergesiedelt.) Natürlich kommt Strauß der Vater und der blonde Lanner auch an die Reihe. Aber die Hauptmasse des Buches gilt dem Schöpfer des Donauwalzers und der „Fledermaus". Mit Verständnis und Liebe zeichnet Decsey die Eigenart und die selbstgeschaffenen wie zugekommenen Schicksale des Helden, der als verhältnismäßig einfache Persönlichkeit auch die entsprechend einfache und urwüchsige Musik schuf. Ihre unvergleichliche Beliebtheit erklärt sich, dem Verfasser zufolge, daraus, daß Strauß nie eine Note schrieb, die der Wiener nicht verstanden hätte, dabei aber „Niveau", d. h. jenen gewissen Abstand hielt, der den „armgeistigen Kleinbürger" emporriß. In der Operette vollendet Strauß den Aufstieg Suppés, wogegen Millöcker absteigt oder abfällt. Da Decsey in der glücklichen Lage ist, den musikalischen Stoff gründlich zu beherrschen und zugleich schriftstellerisch Wertvolles hervorzubringen, liest sich das ganze Buch im Zusammenhang oder wo man es einzeln aufschlägt, äußerst flüssig und einleuchtend. Musikalische Betrachtungen erklärenden Stils wechseln mit lebensvollen Beschreibungen der Zustände und Ereignisse. Feinblick verraten auch die zusammenfassenden Worte über die Persönlichkeit des Gefeierten. Daß er innere Fühlung mit den führenden Geistern hatte, beweist sein Eintreten für Wagner (1853 Tannhäuser, Lohengrin, 1861 Tristan, 1863 Holländer), für Liszt (1856 Mazeppa), seine Huldigung an Bruckner, als die Philharmoniker endlich eine Symphonie aufführten, sein Verhältnis zu Brahms, dem „Schwerarbeiter", oder zum Schubertvorkämpfer Johann Herbeck. Im Anhang legt Decsey eine ausführliche Stammtafel der Familien Strauß und Rober (mauriſcher Herkunft) vor, und gibt ein Verzeichnis der etwa 500 Walzer und der 16 Operetten von Strauß, mitsamt den Bearbeitungen, dem Ungedruckten und Nachgelassenen. So

Digitized by Google

wird man immer zu Decseys Quellenwerk zurückkehren und finden, daß es mitunter gewagt, aber stets unterhaltsam, ja glänzend geschrieben ist. Dr. Grunsky.

Meyers kleiner Handatlas. Zweite, verbesserte und vermehrte Auflage. Leipzig, Bibliographisches Institut.

Die Notwendigkeit und Möglichkeit, eine zweite Auflage so kurz der ersten folgen zu lassen, beweist die Richtigkeit des günstigen Urteils der Kritik über die erste Auflage. Die zweite Auflage weist die Vorzüge der ersten, vor allem außergewöhnlich deutliche und klare Kartenbilder in einem handlichen, die Benutzung bei der Lektüre von Büchern erleichternden Format auf. Die Kenntlichmachung der Grenzen ist sehr klar und deutlich, was gerade jetzt besonders hervorgehoben zu werden verdient. Die letzten Veränderungen sind, wie ein Blick auf Oberschlesien beweist, überall berücksichtigt; das Kartenmaterial ist wesentlich vermehrt. Insbesondere ist auf die neuen Karten von Dänemark, Sibirien sowie die nordamerikanischen britischen Besitzungen hinzuweisen. Ein großer Vorzug der neuen Auflage ist die Beigabe eines ganz ausführlichen Namensregisters. Dadurch ersetzt das Werk die großen Atlanten für fast alle Fälle des täglichen Studiums. Dies ist um so erfreulicher, als die großen Atlanten sehr bald der Mehrzahl der Gebildeten ganz unerschwinglich sein werden. Dr. A. L.

Der Graf Cagliostro. Die Geschichte eines Mysterienschwindlers. Zur Warnung für unsere Zeit herausgegeben von Heinrich Conrad. Stuttgart, Robert Lutz.

„Es ist erbärmlich, anzusehen, wie die Menschen nach Wundern schnappen, um nur in ihrem Unsinn und Albernheit beharren zu dürfen und um sich gegen die Obermacht des Menschenverstandes und der Vernunft wehren zu können." Diese Worte Goethes sind dem Buche Conrads über den Abenteurer Cagliostro als Motto vorangestellt, und sie beglaubigen hinlänglich die Veröffentlichung dieses Buches als etwas durchaus Zeitgemäßes. Gilt es doch gerade heute wieder in gewissen Kreisen als guter Ton, „sich gegen die Obermacht des Menschenverstandes und der Vernunft zu wehren", und florieren doch gerade in unserer Zeit unter dem Banner des Kampfes gegen den (in Wahrheit längst außer Kurs geratenen) Materialismus alle möglichen Formen des Aberglaubens und der organisierten Denkfaulheit. Gegen diese Zeitkrankheit ist Goethe ein guter Arzt und ist das Bild des Mannes, den Goethe selbst für wichtig und typisch bedeutsam genug hielt, um ihn zum Helden einer sehr ernsthaftwitzigen Komödie zu machen, ein gutes Prophylaktikum und Abschreckungsmittel. Mit Interesse liest man Conrads Darstellung, die mit Recht die Berichte der Elise v. d. Recke besonders heranzieht, und ersieht aus ihr mit Staunen, wie plump in seinen Mitteln, wie ungeschliffen in den Formen und armselig an geistiger Bildung dieser Mann war, der in den Schichten feinster gesellschaftlicher Kultur und skeptischer „Aufklärung" ungezählte Opfer fand, weil eben die Menschen, wenn sie das göttliche Staunen, die echte Bewunderung verlernt haben, „nach Wundern schnappen" und dann auf den gröbsten Köder anbeißen. Die heutigen Cagliostros erreichen oder übertreffen zum Teil ihr großes Vorbild an Plumpheit der Mittel und Frechheit des Auftretens, zum Teil haben sie aber auch erstaunliche Fortschritte gemacht. Conrads Buch mahnt rechtzeitig und beredt zur Vorsicht gegen beide Kategorien.

Werden und Wesen der Anthroposophie. Eine Wertung und eine Kritik. Vier Vorträge von Dr. J. W. Hauer, Privatdozent an der Universität Tübingen. Stuttgart, W. Kohlhammer.

Wenn dies Buch, der Vorrede zufolge, „weder eine ausführliche Darstellung der Anthroposophie geben, noch eine streng wissenschaftliche und philosophische Auseinandersetzung mit Dr. Steiners Anthroposophie sein will", so ist es doch unter den Schriften, die bisher in dem Kampf um Steiner entstanden sind, zweifellos die gründlichste, in den Ausgangs- und Angriffspunkten vielseitigste. Ein streng wissenschaftlich durchgebildeter, dabei religiös empfindender und empfänglicher Mensch schildert den Ursprung der anthroposophischen Bewegung, die Entstehung der anthroposophischen Gesellschaft und den hauptsächlichen Inhalt des anthroposophischen Systems. Er deckt, ohne Detektivkniffe und ohne persönlichen Klatsch, die Herkunft der sich als so ungeheuer original rühmenden Anthroposophie aus dem zeitgenössischen Okkultismus, ihre unlösbaren und unleugbaren Zusammenhänge mit der modernen Theosophie auf; er zerlegt, soweit dies in dem knappen Rahmen öffentlicher Vorträge möglich ist, das wunderliche Gewebe der Steinerschen Offenbarungen, soweit diese nicht klüglich einer nicht schon anthroposophisch trainierten Oeffentlichkeit vorenthalten werden, in seine einzelnen Bestandteile, die aus ältesten, entlegensten Lehren der indischen und spätantiken Mystik, der Gnosis und des Manichäismus, wie aus originalen Ergebnissen Steinerscher „Hellseherei" zusammen verflochten sind. Er weist nach, daß diese „Geisteswissenschaft", die so etwas wie eine intellektuell fundierte

Digitized by Google

Religion sein will, mit der echten Wissenschaft, die sich nicht auf den gläubig hingenommenen Aussagen einer einzelnen Persönlichkeit aufbaut, sondern auf dem immer wieder sich selbst kontrollierenden sachlichen Zusammenarbeiten von Einzelnen und Generationen, sowenig zu tun hat wie mit wirklich religiösem Erleben. Er zeigt, daß der „Pfad", die Schulung, durch die Steiner seine Jünger zu Anthroposophen und Hellsehern erziehen will — abgesehen von manchem Guten und allerlei Gefährlichem der in Betracht kommenden Konzentrationsübungen —, formal nichts Neues bedeutet, tatsächlich das Ziel, hellseherische Fähigkeiten auszubilden, nicht erreicht und im Grund auf großangelegte Suggestion und klug herbeigeführte Autosuggestion hinausläuft. Bei all dem Negativen, das Hauer in der Betrachtung und Widerlegung der anthroposophischen Lehre bringt und bringen muß, berührt es außerordentlich wohltuend, daß er selbst sicher auf wohlgegründetem sittlichem Boden steht, daß seine Polemik, sachlich eindringend und scharf, nie kleinlich und persönlich wird — sehr im Gegensatz zu der von den Anthroposophen beliebten, über die ein Nachwort Bedauerliches mitzuteilen weiß. — Hauers Buch wird wohl keinen Anthroposophen bekehren, aber es wird viele, denen Steiners äußere Erfolge Respekt einflößen, zu ernstem Nachdenken, zu gründlicher Prüfung ihrer eigenen geistigen und religiösen Bedürfnisse führen. Und es wird mit ein paar anderen kritischen Betrachtungen, besonders der von W. Bruhn, ein rühmliches Zeugnis ablegen von dem unerschrockenen Kampf ernster Geister gegen eine Massensuggestion, die zu den unerfreulichsten Symptomen des geistigen Zustandes unserer Zeit gehört.

— er.

Der Bauernzorn. Alexia, Christine, Granne, Adrastos. Dramatische Dichtungen von Eduard Reinacher. Gebunden. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Reinachers Dichtertum ist so rein und reich, so kühn und lebensfrisch, daß es wie die strahlende Verheißung einer neuen Jugend unserer Sprache anmutet; dieses frisch blühende Reis entsprang aus der alten, edlen Wurzel des Kirchenliedes, aus dem Luther-Deutsch, aus dem Volksadel des Wunderhorn. Als Dramatiker zeigt Reinacher sich in seinem neuen Werk. Aus Geschichte, altdeutscher Legende, klassischer Sage, aus freier Welt des Mythos und der inneren Schaukraft entnimmt er seine Stoffe. Das schöpfermächtige Walten einer Idee erhebt diese Dichtungen in die reine, strenge Luft der hohen Kunst. Es handelt sich bei den fünf dramatischen Spielen des Buches um problemlos einheitliche Menschen; alle mühen sich triebhaft sicher nur um ein Ziel: auf freie Art sterben zu können. Sie sterben ihrem Schicksal, als dem Herrn über Leib und Seele, im „Bauernzorn" der Bauernführer Lorch und die Gräfin, in „Alexia" und „Christine", dort märchenhaft hell und heiter, hier legendenhaft-mittelalterlich dunkel glühend, zwei dem Leben der Natur verschwisterte Geschöpfe, halb Elfenkind, halb Himmelskind; im „Adrastos" der unschuldige Totschläger seiner Brüder, in „Granne" die mythische Weibesseele, das Kampffeld lichter und finsterer Urtriebe, schöpferischer Zeugungskraft und dumpfer Sucht. „Die Türe schmal, das rote Tor" — die Todeswunde, durch welche eine Seele zur Freiheit eingeht, ist das Symbol für diese Spiele Reinachers. Sie sind wie zur Orgel geschrieben, mit einer dichterischen Inbrunst, die aus Begeisterung und Allgefühl stammt.

M. L.

Brockhaus. Handbuch des Wissens in vier Bänden. Zweiter Band F bis K. Leipzig, F. A. Brockhaus.

Das günstige Urteil, das wir an dieser Stelle über den ersten Band dieses Handbuchs vor mehreren Monaten fällen konnten, läßt sich für den zweiten, jetzt erschienenen Band in vollem Umfang wiederholen. Auch dieses Mal muß es Bewunderung erregen, wie die Leitung des Werkes es verstanden hat, ohne Ueberschreitung der gegebenen räumlichen Grenzen, eine wahrhaft mustergültige, nicht nur äußere, sondern auch innere Vollständigkeit zu erreichen. Daß man eine Auskunft vergeblich in dem Buche sucht, erscheint ausgeschlossen und ebensowenig wird man je das Bedürfnis haben, die einzelnen Fragen ausführlicher behandelt zu sehen. Das verdient um so mehr Anerkennung, als nicht nur die sogenannten Realien erschöpfend behandelt sind, sondern auch die Stichworte von rein geistiger und kultureller Bedeutung weiteste Berücksichtigung gefunden haben, so daß der Brockhaus auch in seiner kürzeren Fassung als Lesebuch vorzügliche Dienste leisten muß. Die Fortführung bis auf die allerneueste Zeit ist auch für diesen Band gelungen. Das Material an Karten und Bildern, insbesondere aber auch an Uebersichten und Tabellen, ist mustergültig. Es bleibt der Wunsch, die beiden Schlußbände in möglichst rascher Folge erscheinen zu sehen.

Dr. A. L.

Bildnerei der Geisteskranken. Ein Beitrag zur Psychologie und Psychopathologie der Gestaltung. Von Dr. Hans Prinzhorn (Heidelberg). Berlin, Julius Springer.

Hans Prinzhorn, Künstler und Psychiater in einer Person, beschäftigt sich seit Jahren

Digitized by Google

mit dem Studium der Zeichnungen, Gemälde und plastischen Arbeiten von Geisteskranken. In zahlreichen Irrenanstalten und Kliniken Deutschlands hat er, unterstützt von vielen Aerzten, im Meinungsaustausch mit vielen Künstlern, die tatsächlichen Grundlagen für sein Werk gesammelt: Tausende von Zeichnungen, Bildern und plastischen Arbeiten, die heute den Inhalt der hochinteressanten Sammlung der Heidelberger psychiatrischen Klinik bilden. Das Ergebnis dieser mühevollen Arbeiten ist das vorliegende Werk, das der Berliner Verlag von Julius Springer in unübertrefflicher Weise ausgestattet hat (187 zum Teil farbige Abbildungen im Text und 20 Tafeln, sämtlich technisch vollkommen, einzelne von packender Kraft). Dieses große Tatsachenmaterial ist von einem Gelehrten, dem moderne psychologische und psychiatrische Schulung zu eigen ist, nicht bloß gesichtet, nach leitenden Gesichtspunkten gruppiert und erläutert worden, vielmehr stellt der Künstler Prinzhorn, weit über diese mehr elementare Arbeit hinausgehend, das Ergebnis seiner Studien in einen großen Zusammenhang mit allgemeinen letzten Fragen über das Wesen alles künstlerischen Schaffens, über die psychologischen Grundlagen aller bildnerischen Gestaltung, über die seelischen Kräfte, die in der Geisteskrankheit, vor allem in der hier besonders wichtigen Schizophrenie (dem Spaltungsirresein) zur Bildnerei führen und den Produkten eine eigene, oft befremdende, aber bisweilen auch faszinierende und tief eindrucksvolle Eigenart geben. Das Buch wendet sich an weite Kreise, nicht bloß an den psychiatrischen Fachmann, für den es natürlich in erster Linie bestimmt ist und dem es einen vertieften Einblick in das autistische Seelenleben des von der Wirklichkeit des Lebens abgewandten Schizophrenen gewährt; dem Künstler zeigt das Buch vor allem reine Produkte des Spieltriebes, losgelöst von allem historischen Beiwerk, von den Bindungen durch Schule und Umwelt, die „Urform der Intuition“; es führt ihn zum Nachdenken über die seelischen Grundlagen des Expressionismus, ohne natürlich dem Fehler zu verfallen, ähnliche Werke auf gleiche seelische Grundlagen zurückzuführen und etwa gar aus dem Expressionismus eine Kunst von Geisteskranken zu machen. Den Psychologen überrascht der gut und gründlich geführte Nachweis der engen Verwandtschaft der Kunst unserer Geisteskranken mit den freien Schöpfungen der Kinder und der Primitiven, deckt so die Beziehungen der psychotischen Schöpfungen zu völkerpsychologischen und entwicklungspsychologischen Tatsachen auf, die, selbst zum Teil noch jungen Datums, durch die in Prinzhorns Buch aufgezeigte Verwandtschaft neue Stützen im Sinne der Anschauungen von Krüger, Preuß und Levy-Brühl gewinnen.

Der Verfasser beginnt nach einem kurzen einführenden Vorwort mit einer geschichtlichen Darstellung des Problems der Bildnerei der Geisteskranken, erläutert sodann die Gesichtspunkte, nach denen er sein Tatsachenmaterial bearbeitet hat, die dabei auftretenden methodischen Schwierigkeiten und das Ziel seiner Arbeit. Mit klarer grundsätzlicher Auffassung nimmt er zu dem heiklen Kapitel der Beziehungen von Kunst und Psychiatrie Stellung, erläutert seine theoretischen Anschauungen über das Wesen aller bildnerischen Gestaltung (seelisches Ausdrucksbedürfnis, Spieltrieb, Schmucktrieb, Ordnungstendenz, Nachahmungstrieb, Symbolbedürfnis, Anschauungsbild und Gestaltung); sodann gibt er eine Uebersicht über die Bildwerke der Geisteskranken unter Vorlage vieler gut erläuterter Beispiele, schildert den Lebenslauf von zehn schizophrenen Bildnern, um auch dem Leser die Beziehungen zwischen Persönlichkeit, Krankheit und künstlerischem Schaffen anschaulich vor Augen zu stellen, und formuliert dann im letzten großen Kapitel („Ergebnisse und Probleme“) den wesentlichen Inhalt seiner eigenen Lehre. In formschöner, bisweilen vielleicht etwas zu pathetischer Sprache gelangt er von der Analyse des Einzelnen und von der vergleichenden Betrachtung der Kunst der Kranken mit den Zeichnungen der Kinder und ungeübten Erwachsenen, mit der Kunst der Primitiven und der Volkskunst sowie mit den Bildwerken älterer Kultur zu einer tiefgründigen Darstellung der Eigenart schizophrener Gestaltung, wobei er die auch von Jaspers vertretene Meinung kundgibt, daß der Zerfallsprozeß der schweren Geisteskrankheit Schizophrenie einen Zustrom produktiver Potenz, eine Steigerung der Gestaltungskraft bringen könne. Im letzten Kapitel, das vom „schizophrenen Weltgefühl und unserer Zeit“ handelt, entfernt sich Prinzhorn vom Boden strenger Wissenschaft ins Reich künstlerischer Intuition und bringt die Ueberzeugung vor, daß das schizophrene Weltgefühl „auf der Sehnsuchtslinie der Zeit liege“; die Kunst unserer Zeit erstrebe in ihrem Drange nach Inspiration und Intuition bewußt seelische Einstellungen, die in der Geisteskrankheit Schizophrenie zwangsläufig auftreten. Mit einem Ausblick auf eine künftige Metaphysik der Gestaltung schließt der Verfasser sein Werk, von dessen reichem Inhalt ein kurzer Bericht keinen Begriff zu geben vermag und dessen Lehren nur an der Hand des großen Anschauungsmaterials erfaßt und geprüft werden können, das in dem Buche zur Wiedergabe gelangt. Gaupp.

Digitized by Google

Franz Liszt. Von Bruno Schrader. Bd. 21 der Sammlung „Berühmte Musiker"; früher Harmonieverlag, jetzt Schlesische Verlagsanstalt, Berlin 1921. 118 S. Großoktav.

Das in zweiter Auflage im Gewande deutschen Schriftdrucks vorliegende Buch gewährt ein überaus lebendiges, anschauliches Lebensbild des großen deutschen Tonmeisters und zieht die bedeutendsten seiner Werke in den Bannkreis liebevollen Verstehens. Manches Vorurteil, das immer noch gegen Liszt schwebt, wird zerstreut und ins Klare gestellt. So erscheint er gleich bei der Frage der Abstammung zweifelsfrei als Deutscher, der nie Ungarisch zu lernen gezwungen war und es auch nicht freiwillig gelernt hat. Undank von deutscher, Mißverständnis von der andern Seite hat später die madjarischen Beziehungen gezeitigt. Die oft mißdeuteten Klavierübertragungen werden dem Verständnisse nahegebracht; die Hauptbetonung fällt mit Recht auf Symphonien und symphonische Dichtungen. Bei Schilderung der Umwelt meidet der Verfasser jede Schönfärberei, erzählt z. B. Taufigs Veruntreuung der Fauſtpartitur. Was uns unangenehm berührt, ist eine Abneigung gegen den so nahestehenden, innerlich wesensverwandten Bayreuther Umkreis; Liszts Tod in Bayreuth wird bedauert, als hätte er ihn in einer Art Verbannung überrascht. Eher hätten wir es vertragen, die Fürstin Karoline von Sayn-Wittgenstein etwas schärfer ins Auge gefaßt zu sehen: sie gehörte zu den wenigen Frauen, die gegen Wagner gestimmt waren. Ihrem planmäßigen Spiel verdankt man jene Entfremdung zwischen Wagner und Liszt, die nicht zum Heil der Musikgeschichte ausschlug: denn eigentlich war Liszts Platz seit 1864 in München und Bayreuth an Wagners Seite.

Dr. Grunsky.

Quellensammlungen zur deutschen Geschichte. Von Georg Küntzel und Martin Haß. Die politischen Testamente der Hohenzollern nebst ergänzenden Aktenstücken. Bd. I und II. Zweite, erw. Auflage. 8°, VI und 126 S., VI u. 169 S. Leipzig, B. G. Teubner.

Obwohl beide Bändchen hauptsächlich für den Gebrauch in den historischen Universitätsseminarien bestimmt sind, so bieten sie doch eine solche Fülle kulturgeschichtlich und psychologisch wertvollen Stoffes, daß sie auch an dieser Stelle erwähnt zu werden verdienen. Um beliebig einige Stellen aus ihnen herauszugreifen — sie umfassen die politischen Testamente von der Hofordnung Joachims II. (1542/46) bis zur General-Instruktion Friedrich Wilhelms III. vom 19. Februar 1798 —, so lese man z. B. die Einleitung Friedrichs des Großen zu seinem eigenhändig niedergeschriebenen Testament vom Jahre 1752, z. B. schon den ersten Satz: Le premier devoir d'un citoyen est de servir sa patrie; c'est une obligation que j'ai tâché de remplir dans tous les états différents de ma vie. Und dann folgende der Selbstvergötterung Wilhelms II. so widersprechende Worte des größten Preußenherrschers: Je n'ai pas l'extravagance de croire que ma conduite doit servir de règle à ceux qui rempliront ma place, je sais que le moment de la mort détruit l'homme et ses projets. Oder endlich die Worte des trockensten und nüchternsten, Friedrich Wilhelms III., wo er seine Meinung über Gelehrte und Akademien zum Ausdruck bringt: „Solche abstrakte Wissenschaften, die nur einzig und allein in das gelehrte Fach einschlagen und zur Aufklärung der gelehrten Welt beitragen, sind zur Wohlfahrt des Staates ohnmöglich von wahrem Nutzen; selbige ganz zu hemmen, wäre thöricht, sie aber einzuschränken, heilsam." Endlich noch ein Satz von ihm, der heute mehr denn je Beachtung verdient: „In diesem Abschnitt muß ich noch eines Punktes erwähnen, der zu vielen überflüssigen Ausgaben führt, und dem man Einhalt zu thun verpflichtet ist. Dieses ist die zu starke und überflüssige Besetzung der Departements durch die Vielheit des dabei angestellten Personals, die, statt den Geschäftsgang zu erleichtern, ihn vielmehr verlängern und verzögern." Dieses Wort sollten die heutigen Reichs- und Landesregierungen in goldenen Buchstaben in ihren Amtsstuben anbringen lassen!

Schneider-Bulich.

Der Kaiser der Sahara. Roman von Otfrid v. Hanstein. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Seinen übrigen, in der gleichen Reihe der Abenteurerbibliothek erschienenen Büchern fügt Otfrid v. Hanstein diesen neuen, sehr flott und amüsant geschriebenen Roman an. Im Fluge wird Europa überquert und im innern Afrika die Stätte konzentriertester Arbeit und ausgeklügeltster Technik aufgesucht, die das neue Kaiserreich bildet. Dem Herrscher stehen die unerschöpflichen Goldquellen des sagenhaften Ophir und ungeheure Mengen kostbaren Radiums zur Verfügung. Diese fabelhaften Mittel werden dem Gedanken der Kultivierung des Wüstenödlandes nutzbar gemacht. Die Beschreibung der technischen Einrichtungen, der raffinierten Anwendung der Erdreichtümer liest sich deshalb so interessant, weil sie stets in den Grenzen des Erreichbaren bleiben und man keinen Augenblick an ihrer Realisierbarkeit zweifelt. Man folgt der

Digitized by Google

schwunghaften Darstellung und der spannenden Handlung mit wachsender Teilnahme und bleibt gefesselt bis zum Ende, das eine überraschende Schlußwendung der kühnen Phantasie bringt.

Die Sternenwelten und ihre Bewohner. Von Dr. Joseph Pohle. 7., verbesserte Auflage. Köln, J. P. Bachem.

Die Frage nach der Bewohnbarkeit der Sternenwelten ist fast so alt wie die menschliche Denkfähigkeit überhaupt. In dem vorliegenden Werke, für dessen Popularität die Zahl der Auflagen spricht, wird sie in bejahendem Sinne beantwortet. Freilich ist es eine hypothetische Bejahung, doch gründet sich die Berechtigung der Annahme auf umsichtiges wissenschaftliches Studium. In einfacher, jedem Laien verständlicher Form werden die Wunder des Himmels erklärt und aus ihren erforschbaren Bestandteilen auf die Möglichkeit sich bildenden und fortentwickelnden Lebens auf ihnen geschlossen. Die Vorbedingung allerdings, hier gläubig mitzugehen, ist der Standpunkt der christlichen Weltanschauung, der die Schöpferkraft Gottes und die Zweckmäßigkeit der Natur anerkennt, zugleich den Menschen als Mittelpunkt und Krone der Schöpfung hinstellt. Auch wer auf anderen Voraussetzungen aufbaut, trotzdem vielleicht aber zu ähnlichen Endresultaten gelangt, wird die Einführung in die Geschichte der modernen Astronomie in der hier gegebenen Form nicht ohne Nutzen annehmen. In den Folgerungen wird jedoch das Buch den Widerspruch des materialistisch orientierten Naturwissenschaftlers hervorrufen.

Sp.

Dresdner Künstler-Monographien. Bd. 1: Georg Wrba von Guido Leo v. P.-Suchen. Mit 24 Abb. — Bd. 2: Ferdinand v. Rayski von Ernst Sigismund. Mit 24 Abb. Dresden, Bernhard Hartung.

Kleine handliche Kunstbücher wie die vorliegenden beiden Bändchen werden heute schon wegen ihres relativ niedrigen Preises vielen Kunstfreunden willkommen sein, wenn sie Künstlern gewidmet sind, deren Schaffen es wirklich verdient, auch literarisch festgehalten und durch Abbildungen in weiteren Kreisen verbreitet zu werden. Bei der Wrba-Monographie möchten wir das Schwergewicht ganz in dem illustrativen Teil suchen (der u. a. eine Reihe der vortrefflichen Bildnisbüsten bringt); größeren Nachdruck auf den Text legt die Schrift über den genialen F. v. Rayski, dessen — heute schon halb mythisch gewordene — Lebensumstände durch einen kurzen, aber durchaus genügenden Bericht hier wieder in das helle Tageslicht der Wirklichkeit gerückt werden und von dessen Hauptwerken eine Analyse gegeben wird, für die in den wichtigsten Fällen die Abbildungen eine angenehme Gedächtnis- und Anschauungsstütze bieten. Auch in der Auswahl der Bilder, unter denen mehrere Zeichnungen einen besonderen Einblick in die Arbeitsweise Rayskis ermöglichen, bewährt sich der Verfasser, E. Sigismund, als der genaue und liebevolle Kenner des Künstlers, für dessen Bekanntwerden er schon früher Verdienstvolles, zum Teil Grundlegendes geleistet hat.

ss.

Ludwig Richter. Altes und Neues. Von Karl Budde. — **Der Wandsbecker Bote.** Matthias Claudius im Buchschmuck Ludwig Richters. Eine Auswahl von Karl Budde. Mit 86 Bildern. Leipzig, R. Voigtländer.

In den ersten dieser beiden voneinander völlig (auch in der äußeren Ausstattung) unabhängigen Veröffentlichungen hat Karl Budde, einer der warmherzigsten Verehrer und gründlichsten Kenner Ludwig Richters, fünf bis dahin verstreute Aufsätze über den Dresdener Meister vereinigt, die sich aufs trefflichste zusammenschließen und ergänzen zu einem Gesamtbild von Richters Leben und Persönlichkeit; als Epilog kommt dazu ein überaus anziehender Bericht „Von meiner Ludwig-Richter-Sammlung", der auch einen originellen Beitrag zu dem Thema „Psychologie des Kunstsammlers" darstellt. Das ganze, nicht umfang-, aber inhaltreiche Buch wird der immer wachsenden Gemeinde Ludwig Richters eine willkommene Gabe für Herz und Wissen sein. — Einen sehr glücklichen Gedanken verwirklichte Budde in dem zweiten dieser Bände, der den „Wandsbecker Boten", mit nahezu 90 Richterschen Bildern geschmückt, enthält. L. Richter hat Matth. Claudius, eine ihm in manchem verwandte Natur, herzlich geliebt und viele seiner Lieder und Sprüche illustriert; wären aber nur diese Bilder dem „Wandsbecker Boten" beigegeben worden, so hätte das eine sehr ungleichmäßige Verteilung zur Folge gehabt. So entschloß sich Budde, Geeignetes aus dem sonstigen überreichen Schatze Richterscher Holzschnitte hervorzuziehen und über das Ganze zu verteilen, und damit entstand ein harmonisch abgewogenes, in Wort und Bild abwechslungsreiches Buch, das durchaus das Zeug hat, ein rechtes Volksbuch zu werden, um so mehr, als eine vortreffliche Einleitung aus Buddes Feder auch dem literarisch nicht Unterrichteten das Leben und die Bedeutung des „Wandsbecker Boten" nahe bringt.

Digitized by Google

Die Massenseele. Ein Beitrag zur Psychologie des Krieges, der Kunst und der Kultur. Von Siegfried Sieber. Dresden und Leipzig, „Globus," Wissenschaftliche Verlagsanstalt.

Mit Simmels tiefdringenden Zergliederungen der Massenseele, mit Vierkandts weitgreifenden sozialphilosophischen Betrachtungen, selbst mit Le Bons inzwischen zum Teil überholtem Buch kann es diese Schrift nicht aufnehmen. Aber sie ist eine angenehm zu lesende und verständig durchgeführte Schilderung der seelischen Erscheinungen, die sich aus dem Zusammensein einer Menschenmenge ergeben, stützt sich auf eigene Beobachtungen und eine gut gewählte Literatur. Die Massenseele des Heeres wird beschrieben, zum Teil im Anschluß an die Büchlein von Dessoir, Everth, Hoche, die Masse beim Fest und in der Kirche, das Verhalten der Kinder in der Schule und anderes mehr wird dargestellt, und es werden Betrachtungen über Erziehung zur Masse und über das Verhältnis zur Persönlichkeit angeschlossen. D.

Im Klostergarten. Friedliche Religionsgespräche. Von Hartmann Eberl, O. S. B.. 100 S. Freiburg, Herder.

Solch Büchlein kann man nur mit Freuden begrüßen, dem Inhalt und der Form nach. Wer seufzte in unserem Volke nicht unter der religiösen Trennung? Und wer begrüßte nicht jeden ehrlichen, wahrhaftigen Schritt, sich gegenseitig zu verstehen? Ein schriftstellerisches Meisterstück ist das zweite Kapitel: „Wie es gemeint ist mit dir", und meisterhaft ist auch manches Gespräch geführt. Gespannt folgt man der Unterhaltung, die ein Klosterbruder mit einem evangelischen Geistlichen, im Klostergarten auf und ab wandelnd, führt. Es führt zu nichts, wenn Katholische und Evangelische sich gegenseitig nur ihre Fehler vorwerfen! Beide müssen sich gegenseitig in ihrer Eigenart verstehen und anerkennen. Recht viele Evangelische und Katholische sollten das Büchlein lesen. Möchte der Geist der Weitherzigkeit wirklich Allgemeingut der großen Kirche werden, der einem hier in einem Einzelfall so sympathisch entgegenweht!

Lic. Dr. Werdermann.

Gemälde und ihre Meister, die unsere Jugend kennen sollte. Mit erläuternden Texten berufener Führer und Freunde der Jugend und einem Geleitwort. Von Dr. Arnold Reimann. (Bongs Jugendbücherei, Bd. I.) Berlin, Verlag von Richard Bong.

In dem vorliegenden Buche tritt ein Führer auf, der die Jugend zum Schauen anregen und ihr die Schönheiten der hervorragendsten Schöpfungen der Malerei näher bringen will. Achtundvierzig Gemälde sind für diesen Zweck herangezogen und ihnen sind Texte von berufenen Kennern beigegeben, in denen alles Wissenswerte über die Maler gesagt wird und alles, was zum Verständnis der Kunstwerke beiträgt. H.

Wie studiert man Philosophie? Von Max Apel. Zweite, umgearbeitete Auflage. Stuttgart, Wilhelm Violet.

Es ist schwer, die im Titel aufgeworfene Frage zu beantworten, denn Philosophie wird in sehr verschiedenen Zusammenhängen und zu sehr verschiedenen Zwecken studiert. Apel gibt einen allgemeinen Umriß, indem er Studium und Universitäten überhaupt, philosophische Vorlesungen und Uebungen, Promotion und Staatsprüfung behandelt. Diese Abschnitte enthalten leider viele veraltete Angaben, z. B. über die Honorarbeträge, die Promotionsordnung, die Fachzeitschriften; auch hätte es schon 1919 vermieden werden können, auf eine Feststellung aus dem Jahre 1903 zurückzugreifen, wonach der durchschnittliche Jahresverbrauch der meisten Studierenden zwischen 1200 und 1500 Mark lag. Besser steht es um die Kapitel, in denen eine Uebersicht über das Gesamtgebiet der Philosophie versucht wird; insbesondere die Hauptrichtungen der Erkenntnistheorie und unter ihnen vor allem der Kritizismus sind (im Rahmen einer knappen und nur einführenden Darstellung) gut behandelt. Sollte eine dritte Auflage nötig werden, so wären die praktischen Angaben gründlich nachzuprüfen und es wäre zu erwägen, ob nicht die sachlichen Ausführungen in einem Zusammenhang mit den verschiedenen Funktionen des Philosophiestudiums stehen. D.

Neues Leben. Ethisch-religiöse Darstellungen. Von H. Muckermann, S. J. 1. Buch: Der Urgrund unserer Lebensanschauung. 86 S. Freiburg, Herder.

Die ganz persönliche Frage, die jetzt jedem wieder brennend geworden ist: Wozu bist du auf der Erde? wird hier von einem Verfasser, der natur- und geisteswissenschaftlich gleich durchgebildet ist, behandelt und in christlichem Sinne beantwortet. Die forschende Vernunft und die göttliche Weisheit werden in Einklang zu bringen versucht. Selbst wenn schwierige philosophische Gedankengänge geboten oder Rückblicke in die geologisch-paläontologische Vorzeit geboten werden, ist die Darstellung klar und fesselnd. Rühmend hervorzuheben ist das Bestreben des Verlages, dem Bändchen durch gutes Papier, Druck, Einband und beigefügte Bilder eine schöne Ausstattung mit auf den Weg zu geben. Dr. W.

Digitized by Google

Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten)

Bartholomäus von Carneri's Briefwechsel mit Ernst Haeckel und Friedrich Jodl. Mit drei Bildnissen. Herausgegeben von Margarete Jodl. Leipzig, K. F. Koehler.

Bornhak, Prof. Dr. Conrad, Geheimrat. Deutsche Geschichte unter Kaiser Wilhelm II. Leipzig/Erlangen, A. Deichertsche Verlagsbuchhandlung Dr. W. Scholl.

Buchwald, Georg. Martin Luther in seinen Tischreden. Leipzig, R. Voigtländers Verlag.

Für unsere kleinen russischen Brüder! Gaben westeuropäischer Schriftsteller und Künstler für die notleidenden Kinder in den Hungersnotdistrikten Rußlands. Berlin W, Verlag für Politik und Wirtschaft, G. m. b. H. Preis M. 250.—

Ferrero, Guglielmo. Der Untergang der Zivilisation des Altertums. Deutsch von Dr. Ernst Kapff. Stuttgart, Verlag Julius Hoffmann.

Giese, Dr. A. Kleine deutsche Bürgerkunde. Leipzig, R. Voigtländers Verlag.

Gotthelf, Jeremias. Meistererzählungen. Leipzig, R. Voigtländers Verlag.

Goethes Briefe an E. Th. Langer. Herausgegeben von Paul Zimmermann. Wolfenbüttel, Julius Zwißler, Verlag. Inh. Georg Kallmeyer.

Groos, Karl. Fürst Metternich. Eine Studie zur Psychologie der Eitelkeit. Stuttgart und Berlin, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger.

Jordan, Dr. Hermann, Professor. Von deutscher Not und deutscher Zukunft. Gedanken und Aufsätze. Leipzig/Erlangen, A. Deichertsche Verlagsbuchhandlung Dr. W. Scholl.

Köster, Dr. Adolf, Reichsminister des Innern. Fort mit der Dolchstoßlegende! Warum wir 1918 nicht weiterkämpfen konnten. Berlin, Verlag für Politik und Wirtschaft, G. m. b. H.

La Revue de Genève. No. 27, Septembre 1922. No. 28, Octobre 1922. Genève, Société des Editions Sonor.

Literarischer Handweiser. Kritische Monatsschrift. Herausgegegen von Dr. Gustav Keckeis. August 1922, 6. Heft. 58. Jahrgang. Freiburg i. Br. Herder & Co., G. m. b. H., Verlagsbuchhandlung.

Meinecke, Friedrich. Weltbürgertum und Nationalstaat. Studien zur Genesis des deutschen Nationalstaates. Sechste, durchgesehene Auflage. München und Berlin, Verlag R. Oldenbourg.

Muschler, Reinhold Conrad. Der lachende Tod. Roman. Leipzig, Verlag von Fr. Wilhelm Grunow.

De Nora, A. Das Ende der Marquise und andere Novellen. (Reclams Universal-Bibliothek Nr. 6334.) Leipzig, Verlag von Philipp Reclam jun.

Oberdeutschland. Eine Monatsschrift für jeden Deutschen. August/September 1922. III. Jahrgang, 11./12. Heft. Herausgeber: Dr. Georg Schmückle, Herm. Missenharter. Stuttgart, Verlag „Oberdeutschland" (Strecker & Schröder, G. m. b. H.).

Voges, Hermann. Die Belagerung von Stralsund im Jahre 1715. Mit drei Plänen. Stettin, Kommissionsverlag Léon Sauniers Buchhandlung.

Wandsprüche: „Ich möchte jedem Deutschen zurufen . . ." Von Sven Hedin. „Nun erst recht." Von Albert Matthäi. Offenbach a. M., Verlag Wilhelm Gerstung. Preis je M. 10.—

Zell, Th. Tiere als Schauspieler in ihren Verstellungskünsten und Listen. Dresden, Carl Reißner.

Rezensionsexemplare für die „Deutsche Revue" sind nicht an den Herausgeber, sondern ausschließlich an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart zu richten.

Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Justizrat Dr. A. Löwenthal in Frankfurt a. M.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten. Übersetzungsrecht vorbehalten.

Herausgeber, Redaktion und Verlag übernehmen keine Garantie für die Rücksendung unverlangt eingereichter Manuskripte. Es wird gebeten, vor Einsendung einer Arbeit bei dem Herausgeber anzufragen.

Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart

Digitized by Google

Wir bedauern, unsern Lesern mitteilen zu müssen, daß mit Rücksicht auf die allgemein bekannten wirtschaftlichen Verhältnisse auch die

Deutsche Revue

ihr Erscheinen einstellen muß, bis bessere Zeitumstände vielleicht die Wiederaufnahme ermöglichen.

Redaktion und Verlag

Caprivis Entlassung

Aus den Erinnerungen des Majors v. Ebmeyer,
Persönlichen Adjutanten des zweiten Kanzlers

Freitag, den 26. Oktober 1894.

Wie in den Vorjahren, so weilte der Reichskanzler Graf v. Caprivi auch im Jahre 1894, diesmal vom 27. August bis zum 25. September, zur Erholung in Karlsbad. In seiner Begleitung befand sich außer mir der Chiffreur des Auswärtigen Amts, Hofrat Propp, und der Leibdiener Sögting. Der Kanzler wohnte wie früher im „Weißen Löwen" am Marktplatz bei Frau Winter, einer behäbigen älteren Dame, die durch aufmerksames Entgegenkommen eifrig bemüht war, ihrem hohen Gaste den Aufenthalt in ihrem Hause so angenehm wie möglich zu machen. Freilich, große Ansprüche stellte der Kanzler nicht, er war zufrieden mit Wohnstube und Schlafkammer und liebte nicht, daß seine Anwesenheit durch besonderen Aufwand bemerkbar gemacht wurde. Je ruhiger und einfacher es um ihn zuging, desto behaglicher fühlte er sich.

Trotzdem sich nun äußerlich nichts verändert hatte, fühlte ich doch sehr bald, daß der diesmalige Kuraufenthalt nicht in derselben angenehmen und unbefangenen Weise verlaufen sollte, wie vordem. Die Stimmung des Kanzlers war entschieden eine gedrückte und er war ganz gegen seine sonstige Gewohnheit in sich gekehrt und wenig mitteilsam. Seine Schweigsamkeit steigerte sich oft bis zur Peinlichkeit, was sich besonders auf den gemeinschaftlichen längeren Spaziergängen recht unangenehm bemerkbar machte.

Caprivi mochte das wohl selbst empfinden, denn auf einem weiteren Ausfluge nach dem Stephanieturm löste sich seine Zunge erst auf dem Rückwege, aber auch nur, um zu sagen, daß ich ihm wegen seiner Schweigsamkeit nicht böse sein möchte, er wäre durch die innerpolitischen Vorgänge der letzten Zeit im Zusammenhange mit den Kundgebungen des Kaisers in Königsberg beim Festmahle im alten Schlosse gelegentlich der Enthüllung des Kaiser-Wilhelm-Denkmals — es war am 6. September 1894 — derartig besorgt und mit seinen eigenen Gedanken beschäftigt, daß für eine beschauliche Plauderei in seinem Gehirn kein Raum sei. Von meinem wohlgemeinten Vorschlage, er möge doch zu seiner Beruhigung den Chef der Reichskanzlei oder einen ihm genehmen Herrn, vielleicht Böttticher oder Marschall aus Berlin, zur Rück-

Copyright 1922 by Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart

Digitized by Google

sprache kommen lassen, wollte der Kanzler nichts wissen. Er meinte, wir werden doch bald abreisen müssen, denn der Kuraufenthalt hätte unter diesen beunruhigenden Einflüssen keinen Wert. Bald darauf war in Karlsbad eine längere chiffrierte Depesche aus Königsberg eingegangen, deren Inhalt die Tendenzen der kaiserlichen Rede unterstrich und den ersten Beamten des Deutschen Reiches aufforderte, zur Durchführung des Kampfes für Religion, für Sitte und Ordnung gegen die Parteien des Umsturzes strenge Repressivmaßregeln zu ergreifen. In dieser Depesche war ein ganz energisches Vorgehen verlangt und betont, daß der Kaiser erforderlichenfalls, um seinem Willen Nachdruck zu geben, vor dem Äußersten nicht zurückschrecken werde.

Diese energische Tonart mußte um so mehr überraschen, als sie mit der vom Kaiser seither auf sozialem Gebiete befolgten Versöhnungspolitik nicht in Einklang zu bringen war. Auch den Anschauungen des Reichskanzlers, der das von seinem Vorgänger übernommene Sozialistengesetz, das Ende September 1890 abgelaufen war, nicht wieder erneuert hatte, entsprach diese Art der Bekämpfung der Sozialdemokratie mit scharfen Repressivmaßregeln nicht.

Erstes Abschiedsgesuch

Diese kaiserliche Order genügte, um den Kanzler vollends zu verstimmen. Er schrieb bereits in Karlsbad sein Abschiedsgesuch nieder und beauftragte mich, dasselbe nach Berlin zu expedieren. Im Bewußtsein der großen Verantwortung, die ich damit übernahm, ließ ich kein Mittel unversucht, den Kanzler vor Übereilung zu warnen, ich bat ihn dringend, einen so schwerwiegenden Schritt nicht auszuführen, ohne darüber zunächst mit einem seiner amtlichen Berater aus Berlin Rücksprache genommen zu haben. Caprivi lehnte jede Widerrede ab und beharrte bei der Absendung seines Demissionsgesuches. Ich befand mich in einer verzweifelten Lage, denn eine innere Stimme sagte mir, daß eine übereilte Handlungsweise die unangenehmsten Folgen nach sich ziehen könnte, während mich andererseits die eigenmächtige Unterlassung eines so wichtigen Auftrages in die peinlichste Verlegenheit setzen konnte. Inzwischen war es Abend geworden, ich verabschiedete mich von Caprivi, der wohl annehmen mochte, daß ich mich seines Auftrages bereits entledigt hätte. Ich habe es nicht getan, ich behielt den Brief einstweilen noch zurück und vermied, um nicht gefragt zu werden, eine nochmalige Begegnung mit dem Kanzler. Mir war nicht gerade angenehm zumute. Ich erschöpfte mein Gehirn in allerhand Kombinationen über die vermutlichen Folgen der Ausführung oder der Unterlassung des Auftrages. Aus diesem Zwiespalt der Empfindungen bildete sich der feste Entschluß, den Brief wenigstens an demselben Tage nicht mehr aus der Hand zu geben. Ich wollte Zeit gewinnen und zunächst abwarten, ob der Kanzler, der nach meinem Dafürhalten in sehr verärgerter Stimmung gehandelt hatte, bei ruhigerer Überlegung nicht doch anderer Ansicht sein würde. Am nächsten Morgen begegneten wir uns wie gewöhnlich am Mühlbrunnen. „Guten Tag, mein lieber Ebmeyer, wie geht es Ihnen?" Ich antwortete etwas

Digitized by Google

kleinlaut in der beklommenen Erwartung, daß die Auseinandersetzung jetzt unmittelbar bevorstände. Exzellenz berührte aber das so überaus heikle Thema nicht. Wir tranken unseren Brunnen, kauften wie gewöhnlich unser Frühstücksgebäck und begaben uns dann auf Umwegen zum Posthof, um daselbst Kaffee zu trinken. Noch immer keine Lösung, ich saß wie auf Kohlen. Erst im weiteren Verlauf der Morgenpromenade, es war auf dem oberen Plobenweg, blieb der Kanzler plötzlich stehen, und wie aus tiefen Gedanken auftauchend richtete er die Worte an mich: „Ich wollte doch, der Brief wäre nicht abgegangen." Das wirkte wie eine Erlösung, und in dem erhebenden Bewußtsein, das Richtige getroffen zu haben, fiel es mir nicht schwer, mich schuldig zu bekennen und einzugestehen, daß der Brief noch in meinen Händen sei. Der scheinbare Unwille über meine Eigenmächtigkeit war bald verflogen und der beiderseitigen Entspannung folgte eine behaglichere Stimmung.

Am 26. September 1894 erfolgte die Rückreise nach Berlin.

Vier Wochen später, am 26. Oktober, hatte Caprivi aufgehört, die Geschäfte des Deutschen Reiches als Kanzler zu besorgen.

Was war inzwischen geschehen?

Bekanntlich hatte Graf Caprivi infolge Scheiterns des Zedlitzschen Volksschulgesetzes am 17. März 1892 sein Amt als preußischer Ministerpräsident niedergelegt. Das war ein verhängnisvoller Schritt, denn die Trennung der beiden höchsten Ämter Preußens und des Deutschen Reiches von derselben Person mußte über kurz oder lang zu Schwierigkeiten führen, auch dann, wenn das Präsidium des preußischen Staatsministeriums einem anderen übertragen worden wäre wie gerade dem Grafen Botho Eulenburg, der im August desselben Jahres nach dem Rücktritt Herrfurths auch das Ministerium des Innern übernommen hatte.

Aus der Bismarckschen Schule stammend, befürwortete er im preußischen Ministerium das schärfste Vorgehen gegen die Umsturzparteien. Er wünschte die Wiedererstehung der durch das frühere Sozialistengesetz den Verwaltungsbehörden in die Hand gegebenen Rechte bezüglich des Verbotes von Vereinen, Versammlungen, Druckschriften und Geldsammlungen, die der Förderung sozialistischer Bestrebungen dienten. Er hatte diese seine Ansichten dem Kaiser zu unterbreiten gewußt und sich als williges Werkzeug zur sofortigen Ausführung der in den jüngsten Reden des Kaisers ausgesprochenen Ideen bereit erklärt.

Eulenburg ging in seinen gegen die Sozialdemokratie gerichteten Ansichten soweit, daß er den Rat erteilt haben soll, angesichts der der bestehenden Staats- und Gesellschaftsordnung drohenden Gefahr, selbst ohne Zustimmung des Parlaments, scharfe Abwehrmaßregeln zu ergreifen.

Caprivi stand auf einem anderen Standpunkte, unter seiner Kanzlerschaft war das Sozialistengesetz vom 21. Oktober 1878 soeben erst zu Grabe getragen, und wenn er auch nicht jeglicher Aktion ablehnend gegenüberstand, so konnte er es mit seinem staatsmännischen Gewissen doch nicht vereinen, den reaktionären Vorschlägen Eulenburgs beizutreten und Maßnahmen zu befürworten, die in

Digitized by Google

ihren Konsequenzen für die Entwicklung einer versöhnlichen Politik ebenso schädlich wirken mußten wie das frühere Sozialistengesetz selbst. Um zu einer gedeihlichen Sozialreform zu gelangen und dem öffentlichen Leben die erforderliche Ruhe und Sicherheit zu erhalten und der offenkundigen Verhetzung der Massen einen Riegel vorzuschieben, schlug Caprivi dem Kaiser ein Gesetz vor, das er auf verfassungsmäßigem Wege unter tunlichster Vermeidung aller Skandale durchsetzen wollte.

Damit war der offene Widerspruch in den Anschauungen der beiden obersten Vertreter der Staats- und Reichsinteressen gegeben.

Zweites Abschiedsgesuch

Caprivi in seiner ruhigen und vornehmen Denkungsweise zog sofort die Konsequenzen aus dieser Mißstimmigkeit und bat unterm 22. Oktober um seine Entlassung. Er begründete das Gesuch in der Hauptsache damit, daß es den Staatsinteressen nicht dienlich sein könne, wenn der Reichskanzler als der erste Berater der Krone nicht mehr das Vertrauen des Trägers derselben in dem vollen Maße besäße, wie es zur gedeihlichen Fortführung der verantwortlichen Geschäfte ganz unerläßlich sei. Einen Nebenbuhler könne er nicht dulden, und er habe sich dieserhalb entschlossen, die Bahn freizumachen und von seinem Amte zurückzutreten.

Am 23. Oktober gegen Mittag traf eine Depesche des Kaisers ein, die folgenden Wortlaut hatte:

„Bericht erhalten, nicht genehmigt, das weitere mündlich."

Es dauerte auch nicht lange, so fuhr der Kaiser in seiner damals bekannten Schimmelequipage vor dem Portal des Reichskanzlerpalais vor. Ich hatte mich, wie es mein Dienst mit sich brachte, zum Empfange bereit gemacht und geleitete Seine Majestät durch die Vorhalle, woselbst der Kanzler, vom Kaiser recht huldvoll begrüßt, die weitere Führung durch den Empfangssalon bis in das Arbeitszimmer übernahm.

Während ich mit den Flügeladjutanten vom Dienst (v. Moltke und v. Seckendorff) die Zeit im Vorzimmer zubrachte, fand in dem historischen Nebenzimmer, welches auch dem Fürsten Bismarck als Arbeitszimmer gedient hatte, die denkwürdige Unterredung zwischen dem Kaiser und seinem Kanzler statt. Zeugen waren nicht zugegen, man konnte aber im Nebenzimmer feststellen, daß sich die Unterhaltung in freundlichen Formen bewegte und daß der Kaiser sich in bester Laune befand. Eine charakteristische Bestätigung fand diese Wahrnehmung dadurch, daß auch diesmal, wie bei früheren Gelegenheiten, Portwein und Zigaretten gewünscht wurden.

Die Unterredung dauerte etwa eine Stunde. Unmittelbar nach Beendigung derselben beorderte Caprivi die Herren Goering und Günther aus der Reichskanzlei in sein Zimmer, um ihnen in meiner Gegenwart das Ergebnis der soeben beendeten Unterredung mitzuteilen. Er sagte folgendes. „Meine Herren, Seine Majestät der Kaiser war von besonderer Liebenswürdigkeit.

Digitized by Google

Er billigte völlig den von mir vertretenen Standpunkt, der auch der seinige sei, und bat mich dringend, ihn jetzt nicht im Stich zu lassen. Ich werde also, wenn auch schweren Herzens, bleiben und hoffe, daß kein Zustand der Versumpfung eintreten wird."

Ich blieb nun mit Exzellenz Caprivi allein im Zimmer. Er machte mir gegenüber kein Hehl daraus, daß es ihm doch recht schwer geworden sei, sich dem kaiserlichen Wunsche zu fügen. Er habe während der längeren Unterredung zu wiederholten Malen dem Empfinden Ausdruck gegeben, daß er sich wohl nicht mehr in derselben Weise wie früher des Allerhöchsten Vertrauens erfreue, daß aber die Stellung als Kanzler ohne dieses Vertrauen ganz unhaltbar sei. Der Kaiser habe erwidert, diese Vermutung sei eine durchaus unzutreffende, er habe nach wie vor das vollste Vertrauen zu ihm, und zum Beweise dessen sei er, der Kaiser, gern bereit, jeden Wunsch, der zur Bestätigung dieser Tatsache und zur Klärung der vorliegenden Differenzen beitragen könnte, zu erfüllen.

Als er, so erzählte Caprivi weiter, von dieser kaiserlichen Gnade keinen Gebrauch gemacht habe, habe ihn der Kaiser ganz aus eigener Initiative beauftragt, dem Grafen Eulenburg eine Abschrift der Motivierung des eingereichten Entlassungsgesuches zu übersenden, mit dem Bedeuten, daß dasselbe nicht angenommen worden sei, weil er, der Kaiser, sich mit den Ansichten und Vorschlägen Caprivis zur Steuerung des sozialistischen Unwesens im völligen Einverständnis befände. Der Kaiser habe noch hinzugefügt: „Bitte, schicken Sie den Brief noch heute ab, damit Eulenburg weiß, wie er dran ist."

Ich versuchte, den Kanzler auf das Bedenkliche der sofortigen Ausführung dieses kaiserlichen Wunsches hinzuweisen. Ein derartig schwerwiegender, völlig unvermittelter Schritt mußte meines Erachtens zum Bruch führen, zumal Caprivi es in der Person des Grafen Eulenburg bei dessen nahen persönlichen Beziehungen zum Kaiser und bei seinen verwandtschaftlichen Beziehungen zu der nächsten Umgebung des Kaisers mit einem nicht zu unterschätzenden Gegner zu tun hatte, dessen bereits oft erprobte Geschicklichkeit im Intrigieren ebenso bekannt wie gefürchtet war. Schon Bismarck erzählt uns in seinen „Gedanken und Erinnerungen" im 26. Kapitel „Intrigen" vom Grafen Botho Eulenburg, den der Fürst mit zu den Persönlichkeiten rechnete, die ihn systematisch von den Geschäften abdrängen wollten. Er schreibt:

„Bei dem Plane, mich durch ein Kabinett Gladstone zu ersetzen, war auf den Grafen Botho Eulenburg gerechnet, seit dem 31. März 1878 Minister des Innern, welchem seine Verwandtschaft den traditionellen Hofeinfluß seiner und der Dönhoffschen Familie sicherte. Er ist gescheit, elegant, eine vornehmere Natur als Harry v. Arnim, glatter poliert als Robert Goltz; aber ich habe auch mit ihm das Erlebnis gehabt, daß begabte Mitarbeiter und eventuelle Nachfolger, die ich heranzuziehen suchte, mir ihr Wohlwollen nicht dauernd bewahrten.

„Meine Beziehungen zu ihm wurden zuerst geschädigt durch einen Ausbruch der Empfindlichkeit, die bei ihm äußerlich durch die volle Höflichkeit guter Er-

Digitized by Google

ziehung verdeckt wurde, aber doch von einer für den geläufigen und vertraulichen Geschäftsverkehr störenden Schärfe war."

Derselbe Mann, der schon im Jahre 1878 dem Fürsten Bismarck sein Amt schwer gemacht hat, kehrt im Jahre 1894 wieder, um auch gegen den Nachfolger desselben in derselben Richtung weiter zu arbeiten.

Mein Einreden gegen die Absicht Caprivis, den Brief abzusenden, war vergeblich, er meinte: „Sie mögen vielleicht recht haben, aber diesmal muß ich meine Ansicht durchsetzen und völlige Klarheit zwischen mir und Eulenburg schaffen." Eine Rücksprache mit dem Chef der Reichskanzlei, Exzellenz Goering, und dem Staatssekretär der Auswärtigen Angelegenheiten, Exzellenz v. Marschall, führte dahin, daß das Schreiben an den Ministerpräsidenten wirklich abgesandt wurde.

Tags nach der geschilderten Unterredung, es war am Mittwoch, den 24. Oktober 1894, begab sich Seine Majestät infolge einer Einladung von Philipp Eulenburg, der damals Botschafter in Wien war, zur Jagd nach dessen Stammschloß Liebenberg in der Mark. Als der Kaiser daselbst unter den Jagdgästen den Grafen Botho Eulenburg vermißte, hat er den Wunsch geäußert, diesen auf telegraphischem Wege noch heranzuziehen, wahrscheinlich in der Absicht, bei dieser Gelegenheit auf freundschaftlichem Wege einen Umschwung in den Gesinnungen des Grafen herbeizuführen und dem Bruche zwischen ihm und Caprivi vorzubeugen.

Graf Eulenburg hatte inzwischen das ominöse Schriftstück Caprivis erhalten, der Inhalt desselben und die daraus hervorgehende Stellungnahme des Kaisers bestimmten ihn nun seinerseits, sein Abschiedsgesuch sofort zu formulieren und dasselbe nach seinem Eintreffen in Liebenberg dem Kaiser zu überreichen.

Was nun in Liebenberg im engsten Kreise der drei Eulenburgs verhandelt ist, entzieht sich der öffentlichen Beurteilung, die Folgeerscheinungen berechtigen aber zu der Annahme, daß es den vereinten Kräften der Eulenburgs gelungen ist, dem abwesenden Reichskanzler ein Bein zu stellen und dem Kaiser die Auffassung beizubringen, daß die Art und Weise, wie Caprivi gehandelt habe, den hergebrachten Formen und Gebräuchen wohl nicht entspräche.

Auch ein weniger empfängliches Gemüt wie das des Kaisers hätte sich den Liebenberger Einflüssen wohl kaum zu entziehen vermocht, wobei der faszinierende Einfluß, den der Schloßherr Graf Philipp v. Eulenburg damals noch auf den Kaiser ausübte, besonders in Rechnung gestellt werden muß. Es wird wohl nicht schwer gewesen sein, der durchaus objektiv gemeinten Handlungsweise Caprivis Deutungen beizumischen, die den Kaiser persönlich engagieren und gegen Caprivi einnehmen sollten.

Dazu kam, daß am 25. Oktober in der ersten Morgenausgabe der „Kölnischen Zeitung" ein längerer Artikel erschienen war, der die obwaltenden Meinungsverschiedenheiten zwischen dem Reichskanzler und dem Ministerpräsidenten und die Caprivi freundliche Stellungnahme des Kaisers zum Gegenstand eingehender Besprechung gemacht hatte.

Digitized by Google

Bei dem scheinbar offiziösen Charakter dieses Artikels wurde das Erscheinen desselben ohne weiteres dem Reichskanzler in die Schuhe geschoben.

Die Ansichten sind nun geteilt darüber, ob dieser Artikel des rheinischen Blattes schon am 25. Oktober in Liebenberg vorgelegen hat und dem Kaiser daselbst mitgeteilt worden ist.

Da nun die erste Morgenausgabe der „Kölnischen" bereits am Abend vor dem Erscheinungstage, in diesem Falle also bereits am 24. Oktober abends, zur Versendung gelangte, so muß sie spätestens am 25. Oktober im Laufe des Vormittags in Berlin eingetroffen sein. Bei der nahen Entfernung des Eulenburgschen Gutes von Berlin und bei dem regen Verbindungsdienst zwischen beiden Orten zur Zeit des Besuches des Kaisers, des Ministerpräsidenten und anderer hochgestellter Persönlichkeiten ist wohl mit Sicherheit anzunehmen, daß gerade in jener kritischen Zeit das in politischen Kreisen so begehrte Blatt im Laufe des 25. Oktober auf irgendeine Weise, sei es durch Kurier oder mit der laufenden Tagespost, nach Liebenberg gelangt und dem Kaiser, der ja erst in der Nacht nach Wildpark zurückfuhr, dort unterbreitet worden ist.

Wenn auch Graf Eulenburg in der „Berliner Post" die Nachricht verbreiten ließ, die Zeitung habe in Liebenberg noch nicht vorgelegen und er habe sich nicht persönlich über den Artikel der „Kölnischen Zeitung" beschwert, von dem der Kaiser erst Donnerstags nachts, nach seiner Rückkehr von Liebenberg, erfahren habe, so läßt dies eher auf das Gegenteil schließen und muß als ein Versuch gedeutet werden, den Verdacht von der eigenen Person abzulenken, um den Kabinettschef v. Lucanus, den der Kaiser sofort nach seiner Rückkehr am 26. Oktober früh zu sich befohlen hatte, als Unterbreiter des Artikels zu belasten.

Nach allem, was ich in mir aufgenommen habe, soll gerade der Inhalt des in Rede stehenden Artikels in den Händen der Eulenburgs einen bestimmenden Einfluß auf die letzten Entschließungen des Kaisers ausgeübt haben. Das leuchtet um so mehr ein, wenn es zutreffend ist, daß man dem Kaiser die Überzeugung beizubringen vermochte, daß der Hinweis des Artikels, wonach es besser sei, etwas Positives zu erzielen als weitgehende Forderungen aufzustellen, die scheinbar, aber auch nur scheinbar, den Eindruck einer großen Willensfestigkeit und Tatkraft hervorrufen könnten, gegen die Kaiserliche Person selbst gemünzt sei.

Mag dem nun sein wie ihm wolle, jedenfalls reiste der Kaiser unter den Liebenberger Eindrücken, die ja leider von der anderen Seite keinerlei Berichtigung mehr erfahren konnten, in der Nacht vom 25. zum 26. Oktober nach Wildpark zurück, wo er in aller Frühe mit Lucanus konferiert und ihn bereits am Vormittage zu Caprivi entsandt hat.

Ich möchte noch einschalten, daß am 25. Oktober eine Besprechung des Reichskanzlers mit den stimmführenden Ministern der Bundesstaaten in Berlin über die von der Regierung gegen die Umsturzparteien zu ergreifenden Machtmittel stattgefunden hat, wobei ein völliges Einverständnis der nahezu vollzählig erschienenen Minister mit dem Vorgehen Caprivis erreicht worden ist. —

Digitized by Google

Über die Herkunft des Artikels wurden allerhand Vermutungen aufgestellt; während die einen glaubten, es sei bestellte Arbeit von Eulenburg, meinten andere, daß der Artikel von Caprivi freundlicher Seite in der wohlgesinnten Absicht, seine Position dadurch zu stützen, verfaßt worden sei.

Graf Waldersee schrieb darüber in einem nach seinem Tode veröffentlichten Briefe vom 31. Oktober 1894 an den früheren Herausgeber des „Berliner Fremdenblatts", Dr. Russak: „In Nr. 254 sagen Sie, der Kanzler Caprivi habe seinen beabsichtigten Rücktritt durch einen äußeren Anlaß herbeiführen wollen und deshalb den ominösen Artikel der „Kölnischen Zeitung" lanciert, ich glaube dem auf Grund guter Informationen widersprechen zu können; ich glaube, der Artikel verdankt seinen Ursprung dem Übereifer und der Kurzsichtigkeit kleiner Leute."

Nach meiner intimeren Kenntnis der Dinge wird man nicht fehlgehen in der Annahme, daß der Artikel im gutgemeinten Sinne von dem damaligen Generalvertreter der „Kölnischen Zeitung" in Berlin, Justizrat Dr. Fischer, inspiriert von Holstein, mit dem er täglich im Auswärtigen Amte verkehrte, verfaßt und veröffentlicht worden ist.

Zum besseren Verständnis lasse ich den Artikel, wie er in der „Kölnischen Zeitung" vom 25. Oktober 1894 zum Abdruck gelangt ist, hier folgen:

Berlin, 24. Oktober.

Der „Reichs-Anzeiger" veröffentlicht die Verordnung über die Einberufung des Reichstages:

Wir Wilhelm, von Gottes Gnaden deutscher Kaiser, König von Preußen usw., verordnen auf Grund des Artikels 12 der Verfassung im Namen des Reichs wie folgt: Der Reichstag wird berufen, am 15. November d. J. in Berlin zusammenzutreten, und beauftragen Wir den Reichskanzler mit den zu diesem Zweck nötigen Vorbereitungen. Urkundlich unter Unserer höchsteigenhändigen Unterschrift und beigedrucktem kaiserlichem Insiegel gegeben

Neues Palais, den 23. Oktober 1894. (L. S.) Wilhelm.
Graf v. Caprivi.

Die erneuerte Kundgebung des kaiserlichen Vertrauens und der kaiserlichen Beistimmung, die dem Reichskanzler Grafen Caprivi in bezug auf seine Vorschläge zur weiteren Bekämpfung der Umsturzparteien zuteil geworden ist, wird in sehr erfreulicher Weise dazu beitragen, die Lage zu klären. Man weiß, daß der Reichskanzler ein entschiedener Gegner von Ausnahmegesetzen ist, und daß auch die Erfahrungen, die er während der letzten vier Jahre gemacht hat, ihn in dieser seiner Überzeugung nicht haben umstimmen können; wohl aber hat er, und zwar nicht seit heute und gestern und auch nicht erst seit der Ermordung des Präsidenten Carnot, die ihm unterstellten Behörden, vor allem das Reichsjustizamt angewiesen, an der Hand der einzelnen Vorkommnisse zu prüfen, wie weit das gemeine Recht, insbesondere das Reichsstrafgesetzbuch, für eine energische Bekämpfung der Ausschreitungen der Umsturzparteien ausreiche und wie weit die bisherige Handhabung der bestehenden Bestimmungen zu wünschen übrig gelassen habe. Soweit es notwendig erscheint, bestehende Lücken in der Reichsgesetzgebung auszufüllen, hat dabei der Reichskanzler stets als den maßgebenden Gesichtspunkt betont, daß es dringend erwünscht sei, für die Bekämpfung der Umsturzparteien tunlichst alle bürgerlichen Parteien zu gemeinsamer Zustimmung zu vereinigen, nicht aber sie durch übertriebene Maßnahmen zum

Digitized by Google

Kampfe untereinander herauszufordern. Graf Caprivi hat es deshalb wiederholt betont, daß es besser und wirksamer sei, etwas Positives unter tunlichst einheitlicher Zustimmung aller Ordnungsparteien zu erzielen, als weitgehende Forderungen aufzustellen, die scheinbar, aber auch nur scheinbar, den Eindruck einer großen Willensfestigkeit und Tatkraft hervorrufen könnten, die aber tatsächlich lediglich die bürgerlichen Parteien zersetzen und dadurch nur den Zielen grade der Umsturzparteien dienen würden. Die jüngsten Erscheinungen in der deutschen Presse, die statt einer Sammlung der Kräfte weit mehr eine Fehde aller gegen alle zeigten, vermochten den Kanzler lediglich in seiner Auffassung zu bestärken. Einen schroffen Gegensatz zu dieser Anschauung nahm der preußische Ministerpräsident Graf Botho Eulenburg ein. Er hatte Vorschläge gemacht, von denen ihm selbst von vornherein klar sein mußte, daß er sie weder in dem gegenwärtigen noch in einem neugewählten Reichstag würde durchsetzen können. Graf Eulenburg hat inzwischen diese seine Vorschläge selbst zurückgezogen; aber wenn er dann auch im Grundsatz den Caprivischen Gesetzentwurf zur Grundlage der weiteren Behandlung machte, so stellte sich doch bald bei der Beratung heraus, daß auch auf dieser Grundlage eine Verständigung schwer zu erzielen war. Der Reichskanzler hielt daran fest, daß keinerlei Bestimmungen getroffen werden dürften, die bei sachgemäßer Anwendung durch die Gerichte und Behörden dazu führen könnten, in Zeiten scharfer politischer Kämpfe auch gegen die bürgerlichen Parteien ausgenutzt zu werden. In der einstündigen Unterredung, die er gestern mit dem Kaiser hatte, sind nun alle diese Anschauungen, wie uns verbürgt mitgeteilt wird, zur vollen Geltung gelangt. Der Kaiser hat sie durchweg gebilligt, den Kanzler seiner vollen Unterstützung versichert, und da sich nach unserer Kenntnis der Dinge die große Mehrheit der Minister der verbündeten Regierungen in der morgigen Bundesratssitzung für eine Beschränkung auf das im jetzigen Reichstag Erreichbare aussprechen wird, so hoffen wir, daß damit die erwünschte Einigkeit vorerst bei der ersten Hälfte der Gesetzgebungsgewalt im Deutschen Reiche hergestellt und gesichert sein wird. Hoffentlich werden auch die lächerlichen und zwecklosen Wortklaubereien und Häkeleien zwischen nationalliberalen und offiziösen Blättern, bei denen innerhalb und außerhalb der Mauern Ilions gesündigt wurde, vor dem sachlichen Ernst einer konkreten Aufgabe verschwinden.

Die „Nordd. Allg. Ztg." schreibt: Die stimmführenden Minister der verbündeten deutschen Staaten, die auf Anregung des Reichskanzlers in Berlin eintreffen, werden nicht ausschließlich gemeinsame Besprechungen über die Maßregeln halten, welche zur schärferen Bekämpfung der Umsturzparteien von Reichs wegen zu treffen seien. Man wird die ganze parlamentarische Lage in den Kreis der Besprechung ziehen, die Finanzpläne erörtern und sich über die Frage verständigen, welche Vorlagen überhaupt wieder oder zum ersten Male an den Reichstag gebracht werden sollen. Doch werden keine Beschlüsse gefaßt, nur Beratungen gepflogen werden. Wir müssen darauf bedacht sein, nicht der Auffassung Nahrung zu geben, als soll eine Verstärkung des Erfolges im Kampf gegen die Umsturztendenzen jetzt lediglich durch schärfere Polizeimaßnahmen und nicht wesentlich auch auf dem Wege von Reformen angestrebt werden. Der hohe Nutzen der Beratungen liegt auf der Hand. Sind die leitenden Behörden des Reichs mit der preußischen Regierung einig, so ist es für sie doch von sehr wesentlicher Bedeutung, auch die Erfahrungen der anderen Bundesstaaten zu hören, die in allen die Sozialdemokratie betreffenden Fragen sehr schwer in Gewicht fallen können, in einem das äußerliche Größenverhältnis, in welchem der einzelne Bundesstaat zum andern steht, weit überragenden Maße. Da das Reich selbst keine eigenen Verwaltungsorgane genereller Art und somit keine selbständigen Erfahrungen auf dem hier erörterten Gebiete besitzt, ist die Reichsregierung, um sich zu orientieren, auf den beschrittenen Weg angewiesen. Im übrigen entspricht das Verfahren dem § 3 der Geschäftsordnung für den Bundesrat. Wenn schließlich in der Presse von einer schon ausgearbeiteten Vorlage gesprochen wird, so eilt diese Darstellung den Tatsachen voraus.

Digitized by Google

Der Entwurf der Vorlage, die übrigens als Präsidialvorlage, nicht als preußischer Antrag beim Bundesrat eingebracht werden soll, steht noch nicht fest.

Lucanus hatte nun vom Kaiser den Auftrag erhalten, festzustellen, ob Caprivi den fraglichen Artikel geschrieben oder inspiriert und dessen Erscheinen veranlaßt habe. Alle diese Fragen konnte der Reichskanzler mit einem entschiedenen „Nein" beantworten, mit dem ausdrücklichen Hinzufügen, daß er dem Artikel völlig fern stände. Mit dieser Klarstellung hätte die Sache unter normalen Verhältnissen wohl als erledigt betrachtet werden können. Das war aber hier nicht der Fall. Lucanus stellte vielmehr im Allerhöchsten Auftrage an Caprivi das weitere Ansinnen, er möge nichtsdestoweniger den Inhalt des Artikels in bezug auf die darin gegen Eulenburg gerichteten Pointen abschwächen bzw. berichtigen. In bestimmter Form gab Caprivi seinem Bedauern Ausdruck, daß er dazu nicht in der Lage sei, er habe weder etwas abzuschwächen, noch zu berichtigen.

Am Nachmittage desselben Tages fand in der russischen Botschaft ein Bittgottesdienst für den in Livadia schwer erkrankten Kaiser von Rußland (Alexander III.) statt.

Ich befand mich als Begleiter des Kanzlers unter dem Gefolge und hörte zufällig, wie Lucanus auf die Frage des Generals Hahnke, „Na, wie steht's?", die lakonische Antwort gab: „Na, wie wird's stehen, allebeede."

Das genügte, um mich vermuten zu lassen, daß die Verabschiedung Caprivis und Eulenburgs bereits vom Kaiser verfügt war.

Meine Vermutung wurde zur Gewißheit, als ich noch während des Gottesdienstes vom Flügeladjutanten Seiner Majestät, dem Oberst v. Scholl, angesprochen wurde, um dem Reichskanzler Grafen Caprivi mitzuteilen, daß ihn der Kaiser unmittelbar nach beendetem Gottesdienst im Schlosse zu sprechen wünsche.

Als ich mich dieses Auftrages beim Kanzler entledigte, sagte er zu mir: „Schon gut, ich weiß bereits Bescheid."

Die religiöse Feier nahm ihr Ende, Caprivi fuhr allein ins Schloß. Ich erwartete mit Spannung seine Rückkehr, die denn auch sehr bald erfolgte. Ohne sichtbare Zeichen der geringsten Verstimmung versammelte Caprivi die Herren seiner nächsten Umgebung in seinem Arbeitszimmer, um ihnen in militärischer Kürze mit den Worten: „Meine Herren, ich habe aufgehört, Reichskanzler zu sein," Mitteilung von der Allerhöchsten Willensmeinung zu machen.

Auf weitere Auseinandersetzungen ließ sich Caprivi nicht ein, er behielt mich in seinem Zimmer zurück, um mir die nötigen Weisungen bezüglich der Auflösung seines Haushaltes zu erteilen. Er hatte die Absicht, möglichst schnell Berlin zu verlassen, um zunächst einen längeren Aufenthalt in der Schweiz zu nehmen.

Am Nachmittag dieses denkwürdigen Tages, es war Freitag, der 26. Oktober 1894, erhielt ich folgenden Brief:

Digitized by Google

Ich bleibe morgen vormittag zu Haus und würde dankbar sein, wenn Sie den Packer — ich denke Knauer — herbestellen, damit wir mit ihm die Sache bereden. Voraussichtlich bringe ich nun doch meine Sachen gleich nach Skyren.

Sie glauben nicht, wie wohl mir ist. An Hahnke habe ich geschrieben.[1])

Viele Grüße Ihr Caprivi.

Caprivi benutzte die folgenden Tage zu Abschiedsbesuchen, meldete sich am 30. Oktober im Neuen Palais bei Seiner Majestät ab und verließ tags darauf in aller Stille Berlin.

Am 1. November hielt der neuernannte Reichskanzler, der 75jährige Fürst Chlodwig von Hohenlohe, bisher Statthalter in Elsaß-Lothringen, seinen Einzug in dem Kanzlerpalais in der Wilhelmstraße.

Die äußeren Umstände und die inneren Gründe, welche die Verabschiedung Caprivis in so jähem Wechsel der Gesinnungen herbeigeführt haben, dürften in der Geschichte wohl einzig dastehen.

Diesem Ränkespiel, welches sich als Mittel die Schwäche eines subjektiven Hoheitsgefühles erkoren hatte, war Caprivi nicht gewachsen.

Begleitende Umstände. Fahnen, Parade 4. Bataillone

Auffallend war es schon, daß der Kaiser gelegentlich der Übergabe der neuen Fahnen an die 4. Bataillone am 18. Oktober 1894, aus welcher Veranlassung vor dem Denkmal Friedrichs des Großen, in Anwesenheit des Königs von Serbien und zahlreicher deutscher Fürstlichkeiten, Generale und Vertreter aller Truppenteile, eine große Parade stattfand, den ebenfalls zu diesem militärischen Akte besonders eingeladenen Reichskanzler Graf Caprivi nicht durch eine persönliche Begrüßung auszeichnete.

Der Kaiser hat bei dieser Gelegenheit kein Wort mit Caprivi gesprochen, was um so mehr befremden mußte, als Caprivi wohl als der eigentliche Schöpfer dieser mit der damaligen Heeresverstärkung im engsten Zusammenhange stehende Institution betrachtet werden muß.

Auf dem Rückwege von dem Paradeplatze zur Wilhelmstraße gab der Kanzler seiner unverkennbaren Verstimmung über diese offensichtige Zurücksetzung Ausdruck, die ihn um so peinlicher berührte, als dieselbe ganz unvermittelt mit den sonstigen Gepflogenheiten des Kaisers nicht in Einklang zu bringen war. Man ahnte Eulenburgschen Einfluß.

Stellung der Agrarier

Ich bin der festen Überzeugung, daß die destruktiven Ereignisse der folgenden Tage hier ihre Schatten schon vorauswarfen, und daß der Kaiser unter den Einflüssen der widerwärtigen Strömungen der innerpolitischen Verhältnisse

[1]) Bezog sich auf eine militärische Verwendung.

Digitized by Google

jener Zeit, die er in seiner Königsberger Rede am 6. September 1894 und in der Antwort auf die Ansprache des Thorner Bürgermeisters am 23. September so nachdrücklich betonte, gehandelt hat.

Die Folgen der Handelsverträge ließen die Agrarier nicht zur Ruhe kommen, ihre durch den Bund der Landwirte verstärkte Agitation gegen den neuen Kurs fing an gemeingefährlich zu werden, die Autorität der Regierung zu untergraben und das landesväterliche Herz des Kaisers zu bekümmern.

Es waren harte Worte, die der Kaiser in dem altehrwürdigen Schlosse der alten Krönungsstadt Königsberg an die Vertreter der Provinz Ostpreußen richtete. Er sagte in seiner Rede:

„Ja, ich habe sogar tiefbekümmerten Herzens bemerken müssen, daß besonders in den mir nahestehenden Kreisen des Adels meine besten Absichten mißverstanden, zum Teil bekämpft worden sind. Ja, sogar das Wort „Opposition" hat man mich vernehmen lassen.

„Meine Herren! Eine Opposition des preußischen Adels gegen den König ist ein Unding, sie hat nur dann Berechtigung, wenn sie den König an ihrer Spitze weiß. Das lehrt schon die Geschichte meines Hauses. Wie oft haben meine Vorfahren Irregeleiteten eines Standes zum Wohle des Ganzen gegenübertreten müssen usw.

„Meine Herren! Was Sie bedrückt, das empfinde auch ich, denn ich bin der größte Grundbesitzer in unserem Staate, und ich weiß sehr wohl, daß wir durch schwere Zeiten gehen usw."

Im weiteren Verlaufe der Rede fielen die gewichtigen Worte, die den Ausgangspunkt zu den Differenzen zwischen den beiden Vertretern der höchsten Ämter im Reich und in Preußen bildeten, und die schließlich das Ende beider herbeigeführt haben. Der Kaiser sagte:

„Eine erhebende Feier hat sich vorgestern vor unseren Augen abgespielt. Vor uns steht die Statue Kaiser Wilhelms I., das Reichsschwert erhoben in der Rechten, das Symbol von Recht und Ordnung. Es mahnt uns alle an andere Pflichten, an ernste Kämpfe wider die Bestrebungen, welche sich gegen die Grundlagen unseres staatlichen und gesellschaftlichen Lebens richten.

„Nun, meine Herren, an Sie ergeht jetzt mein Ruf: „Auf zum Kampfe für Religion, für Sitte und Ordnung, gegen die Parteien des Umsturzes!"

Ostpreußische Deputation

Bald darauf, es war am 20. Oktober 1894, empfing der Kaiser in Berlin im Beisein des Ministerpräsidenten, des Landwirtschaftsministers und des Chefs des Zivilkabinetts eine ostpreußische Deputation des Bundes der Landwirte, die sich gedrängt fühlte, dem Kaiser infolge der Königsberger Rede eine Adresse zu überreichen und ihn von neuem des unwandelbaren Gehorsams und der Hingebung zu versichern.

Digitized by Google

Man wird nicht fehlgehen, wenn man das Zustandekommen dieses an sich ungewöhnlichen Empfanges auf die Vermittlung Eulenburgs, der sich damals längere Zeit in Ostpreußen aufgehalten hatte, zurückführt.

Die Kundgebung enthielt die bemerkenswerte Versicherung, daß der Bund in der angestammten Treue auch dann ausharren werde, wenn sie, die Landwirte, in wirtschaftlichen Fragen auch zeitweise nach bestem Gewissen eine von den Räten der Krone abweichende Ansicht vertreten. Sie schloß unter dem Hinweis, daß die Vorfahren der Agrarier auf den Schlachtfeldern geblutet hätten, mit der Bereitwilligkeit, dem Rufe des Kaisers zum Kampfe für Sitte, Religion und Ordnung stets zu folgen und den letzten Blutstropfen zu opfern.

Wenn auch der Besuch der Deputation dem Könige von Preußen gegolten hat, so ist es doch auffallend gewesen, daß bei dem auch für die Politik Deutschlands wichtigen Inhalte der Adresse der Reichskanzler bei dem Empfange nicht gewünscht war, was um so leichter bewerkstelligt werden konnte, als Caprivi bekanntlich auch das Amt eines preußischen Ministers bekleidete.

Danziger Ehrenbürger

Es war ein launiger Zufall, daß in derselben Zeit, es war auch am 20. Oktober 1894, in welcher der Kaiser die Loyalitätsadresse aus den Händen der ostpreußischen Landwirte entgegennahm, die Überreichung des Ehrenbürgerbriefs der Stadt Danzig an den Grafen Caprivi durch eine Deputation der Stadt unter Führung des Oberbürgermeisters Dr. Baumbach stattfand. Hier die größte Ehrung des Urhebers der Handelsverträge seitens einer großen Seehandelsstadt mit der ausdrücklichen Erklärung, daß der Ehrenbürgerbrief ein Zeichen der dankbaren Anerkennung der hohen Verdienste sei, die sich der Reichskanzler um die Handelsverträge, speziell um den Vertrag mit Rußland, erworben hat, dort der Ausfluß der höchsten Entrüstung der Agrarier über die verderblichen Folgen der Caprivischen Handelspolitik.

Die allseitigen Sympathien der gesamten Danziger Bürgerschaft, die schon während der Beratungen über die Verleihung des Ehrenbürgerrechts an Caprivi im Stadtparlament zum Ausdruck kamen, wie die große Ehrung selbst, glaubte Caprivi als eine symptomatische Bedeutung für die Gesinnung eines Teils des deutschen Bürgertums betrachten zu können, hoffend, daß das deutsche Bürgertum einer Politik folgen würde, deren Grundzug Gerechtigkeit, d. h. die Berücksichtigung der Rechte und Interessen aller sei, nicht nur einer ihren Standesinteressen folgenden Agrarpartei.

Die Probe auf diese Hoffnungen konnte nicht mehr gemacht werden, da bereits, nachdem sechs Tage vergangen waren, die Reichskanzlerherrlichkeit ein jähes Ende genommen hatte.

Polenpolitik

Auch der Versuch des Kanzlers, das Germanisierungswerk der Polen mit milderen Mitteln zu betreiben, war nicht von den erwünschten Folgen begleitet.

Digitized by Google

Das polnische Element benutzte vielmehr das Entgegenkommen der Regierung dazu, seine Sonderinteressen gegen alles Deutschtum stärker zu betonen denn je. Es sei nur an die Auslassungen des bekannten Herrn v. Koscielski, des früheren Reichstagsabgeordneten „Admiralski", erinnert bei einem zu Ehren der Posener Polen von der Stadt Lemberg im September 1894 veranstalteten Festmahle, wobei er hervorhob, daß Polen unteilbar sei trotz der auf der Landkarte verzeichneten Grenzstriche, welche die Polen zwar schmerzlich empfinden, die aber den polnischen Organismus nicht vernichtet haben; es sei ein polnisches Volk geblieben, ein Blut und ein Herz, das überall in gleicher Weise schlage und empfinde.

Die Haltung der Polen gab dem Kaiser Veranlassung auf die Begrüßungsrede des ersten Bürgermeisters in Thorn am 23. September 1894 folgende Worte zu sprechen:

„Es ist zu meiner Kenntnis gekommen, daß leider die polnischen Mitbürger hierselbst sich nicht so verhalten, wie man es erwarten und wünschen sollte; sie mögen es sich gesagt sein lassen, daß sie nur dann auf meine königliche Gnade und Teilnahme in demselben Maße wie die Deutschen rechnen dürfen, wenn sie sich unbedingt und voll als preußische Untertanen fühlen. Ich hoffe, daß die Thorner polnischen Mitbürger sich entsprechend dem, was ich in Königsberg gesagt, verhalten werden, denn nur dann, wenn wir alle, Mann an Mann, geschlossen wie eine Phalanx zusammenstehen, ist es möglich, den Kampf mit dem Umsturz siegreich zu Ende zu führen."

Es war wohl sicherlich kein Zufall, daß Eulenburg gerade das Sozialistengesetz wieder hervorgeholt hat, um damit gegen Caprivi zu operieren, er wußte nur zu gut, daß der Kanzler für eine Wiedereinführung dieses Gesetzes, das er selbst soeben erst außer Wirkung gesetzt hatte, nicht zu haben sein würde; um so mehr glaubte Eulenburg aber den Kanzler auf diesem Wege in offenen Widerspruch mit dem Kaiser setzen und sich selbst, als Endziel seiner ehrgeizigen Wünsche, den Kanzlerposten sichern zu können.

Isolierte Stellung

In der erdrückenden Fülle dieser Erscheinungen stand Caprivi ziemlich allein. Er hatte keinen Freund in der Nähe des Kaisers, er war der Hofpartei auf Gnade und Ungnade ausgeliefert. Gerade mit den Kreisen, welchen er durch Geburt, Erziehung und Gesinnung nahe stand, hatte er es verschüttet. Die Agrarier waren wegen der Herabsetzung der Getreidezölle von 5 auf 3½ Mark die erbittertsten Gegner des Mannes ohne Ar und Halm.

Die Bismarckleute haßten Caprivi als den Nachfolger ihres Abgottes, als den Eindringling in das Reich des Gewaltigen. Den Uriasbrief vom Juli 1892 nach Wien haben sie ihm niemals vergeben. Die alten Militärs unter Hahnkes Führung konnten sich mit der zweijährigen Dienstzeit und den vierten Bataillonen nicht befreunden. Feinde ringsum!

Digitized by Google

Zu alledem kamen noch die schädigenden Wirkungen der frondierenden Tätigkeit Bismarcks, die fortgesetzten Artikel aus Friedrichsruhe nährten die Unbehaglichkeit der Stimmung.

Teilung der Ämter

Bei Beurteilung der ganzen Vorgänge darf man ferner nicht außer acht lassen, daß Caprivi den großen Fehler begangen hatte, infolge Scheiterns des Volksschulgesetzes im März 1892 das Amt als Präsident des preußischen Staatsministeriums niederzulegen. Die verhängnisvollen Konsequenzen, die die Preisgabe dieser Stellung mit sich brachte, können nicht besser illustriert werden als durch den Ausgang der permanenten Differenzen zwischen den nunmehr getrennten Vertretern der Reichs- und Staatsinteressen. Caprivi war durch keine Rücksicht der Staatsräson gebunden, sich seiner Machtstellung und seines Einflusses als Ministerpräsident zu begeben, der Form war durchaus genügt durch den Rücktritt des damaligen Kultusministers v. Zedlitz, der das Volksschulgesetz als Ressortminister eingebracht und im Parlament zu vertreten hatte.

Wenn Caprivi sich als Ministerpräsident mit demselben identifizierte und durch seinen gleichzeitigen Rücktritt einen Teil des Fehlschlages auf sich nehmen wollte, um Herrn v. Zedlitz zu entlassen, so war dies gewiß eine hochherzige Handlungsweise, die der vornehmen Denkart Caprivis alle Ehre machte, die aber seine Position als Kanzler unter allen Umständen schwächen mußte.

Da halfen keinerlei Ratschläge oder Gegenvorstellungen, es war ganz überflüssig, auf die naheliegenden Folgen der Teilung der Geschäfte hinzuweisen. Der Entschluß war gefaßt, kein Gott hätte ihn davon abgebracht. Das war Caprivische Art.

Was war nun die unmittelbare Folge dieser Entsagung? Graf Eulenburg wurde von seiner Stellung als Oberpräsident der Provinz Hessen-Nassau aus Kassel abberufen, um an Caprivis Stelle das Präsidium des preußischen Staatsministeriums zu übernehmen. Damit noch nicht genug, wurde Eulenburg gegen alle Tradition bald darauf, nach dem Rücktritt des Ministers Herrfurth, zum zweiten Male Minister des Innern. So trat jene gefährliche Zweiteilung der Gewalten zwischen dem Reich und Preußen ein, die damals mit schönen Worten als notwendig begründet wurde, in ihren Wirkungen aber zu einem Zwiespalt zwischen Preußen und dem Reiche führte. Zwei Jahre später, im Oktober 1894, wurde der preußisch-deutsche Gegensatz bei den Vorbereitungen für die Umsturzvorlage akut.

Persönliches Verhältnis

Caprivi war auch durchaus kein Mensch, der dem Kaiser als Kanzler im Sinne der unbedingten Gefügigkeit besonders bequem war. Nichts ist weniger zutreffend als die vielfach verbreitete Ansicht, daß er nur der gehorsame Diener seines Herrn gewesen sei, um die Befehle desselben in Empfang zu nehmen und

Digitized by Google

im blinden Untertanengehorsam auszuführen. Wohl keiner hat die verantwortliche Selbständigkeit seiner Stellung so nachdrücklich betont wie Caprivi. Er hat sich niemals gescheut, seine Ansicht als der erste Berater des Kaisers, wenn es ihm im Interesse des Staatswohls angezeigt erschien, zur entsprechenden Geltung zu bringen.

Gelegentlich eines Empfanges im Garten des Reichskanzlerpalais, es war kurz vor der zweiten Reise des Kaisers nach England, im Jahre 1891, kam das Gespräch auf diese Reise, und als der Kaiser seiner Freude darüber und der Absicht Ausdruck gab, sich in Cowes an den Segelregatten zu beteiligen, erlaubte sich der Kanzler darauf aufmerksam zu machen, daß die englische Volksstimmung durch die unfreundliche Haltung der Königin nicht günstig beeinflußt sei, und es für das Prestige des Kaisers ebensowenig wie für die Popularität der Hohenzollern gleichgültig sein könne, wie der Empfang in England und das sportliche Ergebnis ausfallen werde.

Der Kaiser erwiderte unter allen Zeichen des Mißbehagens:

„Die Hohenzollern sind in England niemals populär gewesen, ich fahre nach Cowes zum Racen, und dabei bleibt es."

Worauf Caprivi ebenso kurz erwiderte:

„Dann, Majestät, habe ich meine Pflicht getan, jede weitere Verantwortung muß ich ablehnen."

Derartige Fälle haben sich mehrfach wiederholt und dazu beigetragen, daß nicht nur der dienstliche, sondern vorübergehend auch der rein persönliche Verkehr zwischen Kaiser und Kanzler eine gewisse Trübung erfuhr.

Caprivis Art war gerade und bestimmt, sein Auftreten selbstbewußt und überzeugend, er war ein Feind der Phrase und allem höfischen Wesen abgeneigt. So kam es, daß die rauhe Schale den guten Kern oft verdeckte, und die Meinung, Caprivi sei ein Starrkopf und ein eigenwilliger Charakter, an Boden gewinnen und sich schließlich wohl auch bei seinem kaiserlichen Herrn festsetzen konnte.

Als dem Feldmarschall Graf Moltke bei seinem Rücktritt von den Geschäften als Chef des Generalstabs der Armee im Jahre 1888 der damalige General v. Caprivi als geeigneter Nachfolger genannt worden ist, soll er gesagt haben: „Den Fähigkeiten nach der Geeignetste, es fehlt ihm aber die nötige Schmiegsamkeit."

Nach meiner persönlichen Wahrnehmung waren in Caprivi zwei Naturen vereinigt, die sich streng voneinander schieden. Die dienstliche und die außerdienstliche. Dienstlich war er sehr bestimmt und eher schroff, während er sich im außerdienstlichen Verkehr durch seine bestechende Liebenswürdigkeit, seine warmherzige Gutmütigkeit und durch seine leichtflüssige, oft mit guten Scherzen gewürzte Unterhaltungsgabe im Fluge alle Herzen gewann. Hier sowohl wie da schien der äußere Mensch mit dem inneren völlig zu korrespondieren. Dienstlich stets würdevolle Ruhe und kühle Zurückhaltung, außerdienstlich verbindlich, heiter und überaus freundlich. In beiden Fällen aber konnte er den Grundton

Digitized by Google

seines Wesens und die tiefe Innerlichkeit seines edlen Charakters niemals verleugnen. Das war auch dem Kaiser wohlbekannt, und dies Bewußtsein hat im Laufe der Jahre schon über so manche Schwierigkeiten hinweggeholfen.

Bismarcks Besuch

Greifen wir weiter zurück, so ist nicht zu verkennen, daß Caprivi schon bei dem Versöhnungsbesuche des Fürsten Bismarck in Berlin im Januar 1894 in eine sehr schiefe Stellung geraten war, die ihn als Mensch und Staatsmann in gleicher Weise auf eine harte Probe stellen mußte.

Das gespannte Verhältnis zwischen dem früheren und dem derzeitigen Reichskanzler hatte sich im Laufe der Jahre immer mehr zugespitzt, die fortgesetzte Hetze gegen Caprivi und die abfällige Beurteilung seiner politischen und staatsmännischen Tätigkeit einerseits, sowie die Boykottierung Bismarcks bei den Gesandtschaften und der unselige Uriasbrief andererseits hatten die Situation derartig verschärft, daß ein Modus vivendi nicht mehr zu finden war.

Es lag ja auf der Hand, daß die hohe, im ganzen deutschen Volke angenehm empfundene Auszeichnung, die der Kaiser seinem früheren Kanzler durch den glänzenden Empfang im Schlosse zu Berlin bereitete, nur negative Wirkungen für den in seinem schwierigen Amte stehenden Nachfolger des Fürsten haben konnte.

Wie sollte sich Caprivi unter solchen Umständen verhalten? Er konnte bei der Lage der Dinge weder einen Besuch des grollenden Fürsten erwarten, noch, um den Anschein der Aufdringlichkeit zu vermeiden, auf die Idee kommen, diesen zuerst zu besuchen. Andererseits konnte Caprivi in seiner hohen Staatsstellung nicht ganz teilnahmlos beiseite stehen.

Der Ausweg wurde dahin gefunden, daß eine Karte im Schloß abgegeben wurde.

Auf das bestehende Verhältnis selbst blieb diese formelle Annäherung ohne jegliche Wirkung, eine solche wurde aber auch nicht erwartet, zumal die Vermutung nahelag, daß Bismarck auch seinen Besuch beim Kaiser dazu benutzen würde, die Tätigkeit seines Nachfolgers zu kritisieren.

Es kann gar keinem Zweifel unterliegen, daß der hier in Rede stehende Besuch Bismarcks bereits auf das Verlustkonto Caprivis zu setzen ist.

Jedenfalls hat der Besuch des Fürsten den Bismarckkultus von neuem belebt, die gewichtige Gestalt des großen Kanzlers nochmals in den breiten Vordergrund des allgemeinen Interesses gerückt und ganz unwillkürlich zu vergleichenden Betrachtungen zwischen dem alten und neuen Kurs herausgefordert.

Der 26. Januar 1894, der historische Tag der Versöhnung in Berlin, war für Caprivi ein kritischer Tag, und wenn er trotzdem im Amte geblieben ist, so ist dies einzig und allein auf seine echt kaisertreue Gesinnung und auf sein Pflichtgefühl zurückzuführen.

Digitized by Google

Unterwühlungsarbeiten

Schließlich dürfen wir unter den Nebenwirkungen, die zum Sturze Caprivis beigetragen haben, die zu jener Zeit in höchster Blüte stehenden Umtriebe und Machenschaften der politischen Polizei nicht unerwähnt lassen.

Die Verhandlungen, die infolge einer Verleumdungsklage des Staatssekretärs des Auswärtigen, Freiherrn v. Marschall, vor der breiten Öffentlichkeit in Moabit gegen die der politischen Polizei angehörenden Agenten Leckert und Lützow im Jahre 1896, und ein Jahr später gegen den eigentlichen Leiter der politischen Polizei, den Kriminalkommissar v. Tausch, geführt worden sind, haben das gemeingefährliche Treiben der politischen Polizei im weitesten Umfange entlarvt und mit Sicherheit ergeben, daß diese staatliche Einrichtung schon seit Jahren einer in höheren Kreisen fußenden, einflußreichen Clique als Werkzeug diente, um durch ihr wohlorganisiertes Verleumdungssystem in schier unfaßbarer Weise durch Lug und Trug gegen die Vertreter der höchsten Reichsämter und des neuen Kurses zu wühlen und Minister zu verdächtigen und zu stürzen.

Die Tätigkeit der politischen Polizei war zu jener Zeit unter dem Einfluß des Herrn v. Tausch (dieses zweifelhaften Ehrenmannes) mit Hilfe seiner unsauberen Vertrauensmänner, der Agenten Leckert, v. Lützow, denen sich ein anderer Polizeispitzel v. Normann-Schumann zugesellte, eine der gemeingefährlichsten, die man sich denken konnte, jedes Mittel war ihr heilig, man schreckte vor Namensfälschungen, Drohungen und Bestechungen nicht zurück. Der skrupellose Wagemut trat um so kühner zutage, als es an jeder energischen Kontrolle und Beaufsichtigung fehlte und ein Versuch des Grafen Caprivi, dem Treiben der politischen Polizei ein Ende zu machen, an dem völligen Versagen des Ministers des Innern Graf Eulenburg und des Polizeipräsidenten v. Richthofen scheiterte.

Es ist das Verdienst des Staatssekretärs v. Marschall, daß er durch seine „Flucht in die Öffentlichkeit" dieses schamlose Treiben im vollen Lichte der Öffentlichkeit aufgedeckt und eine Bestrafung der Schuldigen herbeigeführt hat. Die öffentliche Meinung und die leitenden Preßorgane beglückwünschten den Staatssekretär v. Marschall zu seinem höchst verdienstvollen Werke in der Hoffnung, daß die sich aus dem Prozesse ergebenden Folgerungen gezogen und eine durchgreifende Reform der politischen Polizei erfolgen würde.

Nichts von alledem, die Spitze richtete sich vielmehr gegen v. Marschall selbst, er mußte den Einflüssen seiner agrarischen und Bismarckschen Gegner weichen und im Juni 1897 sein Amt niederlegen. So führte das Intrigenspiel des v. Tausch, seiner Helfer und Hintermänner noch nachträglich zu einem vollen Erfolge.

Dieser überraschende Endeffekt der ganzen Angelegenheit muß selbst dem Unbefangensten die Überzeugung aufdrängen, daß es sich hier um Hintermänner von bedeutendem Einfluß handelte, welchen mehr darum zu tun war,

Digitized by Google

den Nachfolger des Grafen Herbert Bismarck aus dem Sattel zu heben und einen überzeugungstreuen Anhänger der Caprivischen Ära zu beseitigen, als Ordnung in dem verwerflichen, auf Lug und Trug aufgebauten System der politischen Polizei zu schaffen.

Der Feldzug wurde erneut eröffnet im Januar 1897 durch einen Vorstoß der Konservativen gegen Marschall, die den von ihm gewählten Weg, die Inanspruchnahme der Gerichte, nicht für den richtigen hielten, worauf aber Fürst Hohenlohe die Solidarität des ganzen Ministeriums mit Marschall erklärte. Dieselbe ablehnende Ansicht vertraten die „Hamburger Nachrichten" als Sprachrohr des Altreichskanzlers. In der Abendausgabe vom 6. Dezember 1896 polemisierten dieselben gegen die Öffentlichkeit des Verfahrens als eine Konzession, welche in diesem Prozesse den demokratischen Auffassungen durch das Erscheinen von Reichskanzler, Ministern und Botschaftern vor den gerichtlichen Schranken gemacht worden sei. Bei voller Berücksichtigung des Umstandes, daß die absolute Öffentlichkeit ein sehr wertvolles Requisit des modernen Regimes sei, müsse man doch unterscheiden zwischen Vorgängen, die ihrer Natur nach vor den Strafrichter gehören, und solchen, bei denen dies nicht der Fall sei; demgemäß sind wir der Ansicht, so heißt es in dem Artikel, daß eine Gerichtsverhandlung kaum als der geeignete Ort für die Behandlung von Kontroversen zwischen Ministern zu betrachten, sondern daß das Staatsministerium eher als zuständiges Forum anzusehen sein wird. Der Verfasser des Artikels meint zum Schluß, daß dem Herrn v. Marschall vielleicht der Vorwurf nicht erspart bleiben wird, daß er doch mehr als absolut notwendig und nützlich war in die Anschauungen des früheren Staatsanwalts zurückgefallen ist und den Diplomaten zu sehr abgestreift hat.

Alles in allem weisen die äußeren Umstände darauf hin, daß der hier gegen Marschall, den Hauptträger der Caprivischen Handelsvertragspolitik, geführte Coup nichts weiter war als eine Fortsetzung der gegen den eigentlichen Schöpfer dieser Verträge bereits vor Jahren mit denselben Waffen der Verleumdung ganz im stillen angezettelten Unterwühlungsarbeit.

Wie Marschall 1897, so verschwand Caprivi einige Jahre früher still und geräuschlos von der Bildfläche. Dieser als Sieger in der Vertretung seiner sozialpolitischen Ansichten gegen Eulenburg in der Umsturzvorlage, jener als Sieger im Prozeß Tausch-Leckert-Lützow, der ihm eine völlige Absolution und eine glänzende Ehrenrettung gebracht hat.

In beiden Fällen waren die gleichen geheimen Machenschaften am Werke, die, durch die Kanäle der politischen Polizei geleitet, zur Katastrophe geführt haben.

Die gerichtlichen Verhandlungen haben bestimmte Anhaltspunkte dafür ergeben, daß die Intrigen der politischen Polizei mit zum Sturze Caprivis beigetragen haben und daß von dieser Seite auch gegen den Staatssekretär v. Bötticher gewühlt worden ist. Es wurde festgestellt, daß seit Anfang der 1890er Jahre, also seit Beginn der Amtsführung Caprivis, gegen diesen wie gegen die übrigen Träger des neuen Kurses ein systematischer Verleumdungs-

Digitized by Google

feldzug durch v. Tausch, der die Rückberufung Bismarcks fördern wollte, geführt worden ist.

Damit aber unter den Nebenumständen die Hauptsache nicht verloren geht, möchte ich am Schluß dieses Kapitels den ganzen Hergang in wenigen Worten wie folgt zusammenfassen.

Vorgang 1. Der Kaiser fordert auf zum Kampfe für Religion, Sitte und Ordnung und verlangt Maßnahmen gegen die Umsturzbestrebungen.

2. Die mit der Ausführung beauftragten Organe, Kanzler und Ministerpräsident, waren über die Art der zu ergreifenden Maßregeln verschiedener Meinung.

3. Der Kaiser stellt sich, ebenso wie die Minister der verbündeten Regierungen, auf die Seite Caprivis und beauftragt diesen, den Ministerpräsidenten von seiner Auffassung zu benachrichtigen.

Folge. Drei Tage später wird der Kanzler entlassen.

Zwischenzeit. Jagdbesuch des Kaisers in Liebenberg und Besuch Lucanus bei Caprivi.

Sicherlich hat der Kaiser sich auch in Liebenberg betreffs der sachlichen, mit Caprivis Ansichten übereinstimmenden Auffassung nicht in Widerspruch setzen können, zumal ja diese Auffassung bereits öffentlich bekannt geworden war; so mußte denn die formelle Behandlung der Angelegenheit und die Auslassung in der „Kölnischen", der Caprivi gänzlich fernstand, herhalten, um das Material zu liefern, aus welchem der Strick für ihn gedreht werden konnte.

Mir will es scheinen, als ob die Eulenburg-Affäre schließlich doch nur der Tropfen gewesen ist, der das gefüllte Gefäß kaiserlicher Verstimmung über die innerpolitischen Zustände der damaligen Zeit zum Überlaufen gebracht hat. Die ganze Konstellation der Parteiverhältnisse, die staatserhaltenden Parteien im steten Kampfe mit der Regierung, die Anlehnung dieser an Zentrum und Freisinn, konnten, trotz aller Unvermeidlichkeit, auf die Dauer, als den Traditionen unseres Herrscherhauses nicht entsprechend, nicht befriedigen. Die Opposition der Konservativen, geführt von einflußreichen Persönlichkeiten, wie Mirbach, Manteuffel, Kanitz u. a., gegen den neuen Kurs, die Unmöglichkeit der Herbeiführung eines Ausgleichs, die Steigerung des Verhaltens bis zur offenen Rebellion, verlangte stärkere Nerven als die des Kaisers, um seinen Kanzler, trotz aller ihm erwiesenen Ehren und Auszeichnungen, gegen diese Strömung zu halten. Es bedurfte unter diesen schwankenden Verhältnissen nur des leisesten Anstoßes, um das künstlich aufrechterhaltene Gleichgewicht zu erschüttern.

Von dem gleichen Schicksal wie Caprivi hätte auch sein Vorgänger in den langen Jahren seiner vielbewegten Tätigkeit, in welchen es an erbitterten Kämpfen gegen die staatserhaltenden Parteien auch nicht gefehlt hat, ereilt werden können. Aber der Fürst Bismarck hat es während seines eisernen Regiments verstanden, jede Interessenwirtschaft niederzuhalten und Hinter-

Digitized by Google

treppeneinflüsse nicht aufkommen zu lassen. Selbst bei politischen Mißerfolgen, wie solche die trostlose Zeit des Kulturkampfes mit sich brachte, hat Bismarck niemals die Ungnade seines kaiserlichen Herrn gefühlt. Er hatte einen dankbaren König.

Neuere Fortschritte der Akustik

Von

Prof. Dr. E. Waetzmann (Breslau)

Die Akustik wird vielfach als ein Gebiet angesehen, auf dem kaum noch etwas Neues zu holen ist. Das ist eine durchaus unzutreffende Ansicht. Es harren im Gegenteil noch zahlreiche wichtige akustische Fragen — bisher vergebens — ihrer Lösung. Namentlich in Deutschland ist das akustische Studium arg vernachlässigt worden, und erst infolge des Krieges hat es wieder einen gewissen, wenn auch bescheidenen Aufschwung genommen. Im folgenden sollen einige neuere Forschungsresultate, die ein allgemeineres Interesse beanspruchen dürften, kurz skizziert werden. Hierbei beschränke ich mich auf deutsche Arbeiten, da ein einigermaßen vollständiger Überblick über die fremden Arbeiten zurzeit doch nicht zu erlangen ist. Und auch unter den deutschen Arbeiten kann nur eine sehr unvollständige und mehr oder weniger willkürliche Auswahl getroffen werden. Ein anderer Referent würde vielleicht andere Arbeiten in den Vordergrund stellen.

F. Krüger-Greifswald und seine Schüler haben in einer Reihe schöner Arbeiten die Entstehung der sogenannten Hiebtöne und aller ihnen verwandten Töne (Spalt- und Schneidentöne) aufgeklärt. Hiebtöne nennt man die Töne, die beim Schlagen eines Stabes durch die Luft oder beim Vorbeiströmen von Luft an Stäben oder Drähten (Äolsharfe, Summen der Telegraphendrähte) entstehen. Spalttöne kommen zustande, wenn ein Luftstrom mit genügender Geschwindigkeit durch einen schmalen Spalt oder ein enges Loch hindurchströmt. Wird dem Spalt noch eine mehr oder weniger scharfkantige Schneide gegenübergestellt, so heißt der dann entstehende Ton Schneidenton. Diese letztgenannten Töne sind von R. Wachsmuth eingehend untersucht worden, während über die Hiebtöne eine schon ältere, gründliche Arbeit von Strouhal vorlag.

Den Schlüssel für das Verständnis der Hieb-, Spalt- und Schneidentöne liefert eine hydrodynamisch sehr wichtige Untersuchung v. Kármáns aus dem Jahre 1912 über die Entstehung von Wirbeln hinter einem durch eine Flüssigkeit bewegten Stabe. Wird ein Stab durch eine Flüssigkeit bewegt, so lösen sich hinter dem Stabe, abwechselnd zu beiden Seiten desselben, Wirbel ab, und zwar folgen diese Wirbel in gleichen Zeitabständen aufeinander, sind also periodisch. Entsprechendes geschieht in Luft. Diese periodisch sich ablösenden Wirbel sind es, welche den Hiebton bilden. Vielleicht spielen ähnliche Vorgänge beim „Sausen"

Digitized by Google

von Geschossen mit eine Rolle. Stimmt die Wirbelperiode mit einer Eigenperiode des Stabes oder Drahtes überein, so kommt dieser infolge „Resonanz" zu starkem Mittönen. So entsteht z. B. das laute Summen der Telegraphendrähte. Bei den Spalttönen sind die Entstehungsursache die Wirbel, in welche sich die Grenzschichten zwischen dem hindurchgeblasenen Luftstrom und der umgebenden ruhenden Luft aufrollen, und ähnlich liegt die Sache bei den Schneidentönen. Das Anblasen von Flaschen, das Pfeifen mit dem Munde, das Pfeifen auf einem Schlüssel, das „Blasen" mit einem Streifen Papier oder mit einem Laubblatt — alle diese schönen Künste sind auf Wirbelbildung zurückzuführen. Für das Verständnis des Funktionierens der Lippenpfeifen sowie zahlreicher Musikinstrumente sind die skizzierten Untersuchungen von grundlegender Bedeutung.

Eine andere Klasse interessanter Töne, deren Zustandekommen unter den verschiedensten Bedingungen jetzt im wesentlichen geklärt ist (vom Verfasser), sind die sogenannten Differenztöne. Es sind dies „sekundäre" Töne, die als Begleittöne zweier gewöhnlichen, gleichzeitig angegebenen Töne entstehen. Die Schwingungszahl des wichtigsten Differenztones ist gleich der Differenz der Schwingungszahlen der beiden „Primärtöne". Haben diese z. B. die Schwingungszahlen 300 und 200 in der Sekunde, so hat der Differenzton die Schwingungszahl $300 - 200 = 100$. Da 2:3 das Verhältnis der Schwingungszahlen bei einer Quinte, 1:2 dasjenige beim Intervall einer Oktave ist, so heißt das, musikalisch gesprochen, daß beim Angeben einer Quinte die tiefere Oktave des Grundtones mitgehört wird. Ein feinhöriger Geiger hat hierin ein Mittel, die Quinte vorzüglich rein zu stimmen. Der Geiger Tartini war es, der als einer der ersten auf die Existenz der Differenztöne aufmerksam gemacht hat.

Was nun die Differenztöne berühmt oder richtiger wohl berüchtigt gemacht hat, das ist die Tatsache, daß sie sich in der Regel in der in der Luft verlaufenden Schallwelle nicht nachweisen lassen. Außerhalb des Ohres existieren sie noch nicht, sondern entstehen erst im Ohre des Hörers. Hieraus ergeben sich für die Theorie des Hörens außerordentliche Schwierigkeiten. Wer sich für diese Fragen interessiert, sei auf einen Aufsatz des Verfassers über die „Resonanztheorie des Hörens" in den „Naturwissenschaften" vom 16. Juni 1922 verwiesen. Zwar hatte schon Helmholtz versucht, eine Erklärung für die Entstehung dieser „subjektiven" Töne zu geben, indem er den eigentümlichen Bau des Trommelfells (trichterförmig eingezogene, einseitig stark belastete Membran) dafür verantwortlich machte. Es mußte aber zum mindesten ein gewisses Mißtrauen gegen seine Theorie bestehen bleiben, solange es trotz zahlreicher Versuche in dieser Richtung nicht gelingen wollte, auch außerhalb des Ohres Membranen von solchen Eigenschaften herzustellen, daß sie objektive Differenztöne ergeben. Das ist nun dem Verfasser mit gespannten, einseitig stark belasteten Gummihäuten gelungen. Die photographische Registrierung der Schwingungen solcher Gummihäute und die Analyse der so gewonnenen Kurven zeigt Differenztöne auf, die an Stärke (Schwingungsamplitude) den erregenden Primärtönen gleichkommen oder sie

Digitized by Google

gar übertreffen können! Auch mit zahlreichen anderen Versuchsanordnungen konnten objektive Differenztöne hergestellt werden. Die hierfür geeigneten Versuchsbedingungen lassen sich etwa dahin charakterisieren, daß die aus den beiden Primärtönen entstehende Schwingung einer Art „Gleichrichterwirkung" unterzogen werden muß, das heißt, daß von den Schwingungen nur der nach der einen Seite der Ruhelage gerichtete Teil übrigbleibt. Übrigens beruht hierauf auch die moderne Art des Empfangens in der drahtlosen Telegraphie, der sogenannte Schwebungs- (richtiger Differenzton-)Empfang.

Im Zusammenhang mit den Differenztönen sei noch ein anderer Ton genannt, der mit den „subjektiven" Differenztönen das Gemeinsame hat, daß sich seine Existenz außerhalb des Ohres noch nicht hat nachweisen lassen. Es ist dies, was nicht nur dem Laien sehr erstaunlich vorkommen mag, der Schlagton der großen Kirchenglocken. Die Glockenkunde, wenigstens die musikalisch-akustische Glockenkunde, hat in den letzten Jahren durch J. Biehle starke Bereicherung erfahren. Bei der Enteignung der Glocken im Kriege und jetzt bei der Ersatzbeschaffung hat Biehle Klangprüfungen an Hunderten von Glocken vorgenommen. Freilich ist von dem so gewonnenen Beobachtungsmaterial der Öffentlichkeit bisher nur wenig vorgelegt worden. Auch sonst hat Biehle mit Erfolg versucht, akustisch-wissenschaftliche Methoden auf das Gebiet der Glockenkunde anzuwenden. Das Geheimnis zu durchdringen, welches den Schlagton umgibt, ist allerdings noch nicht gelungen. Ein Differenzton scheint er nicht zu sein.

Ein berühmtes Problem der physiologischen Akustik ist das Zustandekommen der Vokalklänge, die gegenüber den Klängen der Musikinstrumente starke Besonderheiten aufweisen. Auch hier liegen wichtige neue Untersuchungen vor, von denen nur die von Stumpf und Kohler auf der einen und die von S. Garten auf der anderen Seite erwähnt seien. Die Grundfrage ist die, welche physikalischen Vorgänge dem Vokal sein charakteristisches Gepräge geben. Wie kommt es, daß ein Vokal, auch wenn er in sehr verschiedenen Tonlagen gesungen wird, doch noch als der gleiche Vokal erscheint? Und was unterscheidet zwei verschiedene Vokale, die auf dem gleichen Grundton gesungen werden? Man macht hierfür die sogenannten „Formanten" verantwortlich. Das sind Teiltöne des Vokalklanges, die, unabhängig von der Grundtonhöhe des Vokales, in der Tonskala festliegen. Diese Formanten sind Eigentöne der Mundhöhle, die durch den Stimmbandklang erregt werden, und deren Höhe von der Formung der Mundhöhle abhängt. Es ist nun unter anderen eine sehr wichtige Frage, ob die Formanten immer harmonisch zum Grundton des Vokales liegen, oder ob sie in der Regel unharmonische Teiltöne des Vokalklanges sind. Während Stumpf im wesentlichen die erste Ansicht vertritt, ist Garten ganz neuerdings auf Grund sehr geistreicher Versuche und Überlegungen zur Vertretung der zweiten Anschauung geführt worden. Vor kurzem ist auch eine Untersuchung Stumpfs über die Tonlage der Konsonanten und die für das Sprachverständnis entscheidende Gegend des Tonreiches veröffentlicht worden. Es braucht kaum betont zu werden, welche Bedeutung derartige Untersuchungen für die Phonetik und damit

Digitized by Google

auch für die Sprachwissenschaft besitzen. Aber auch für die Technik haben sie ein großes Interesse. Für den Fernsprechingenieur ist es von grundlegender Wichtigkeit, zu wissen, welche Teiltöne der menschlichen Sprache bei der Fortleitung unbedingt erhalten bleiben müssen, damit noch eine gute Sprechverständigung stattfindet. Stumpf gibt an, daß bei künstlicher Unterdrückung sämtlicher Teiltöne, die oberhalb as³ (1642 Schwingungen in der Sekunde) liegen, die Sprache noch voll verständlich ist, eine Angabe, die mit den Erfahrungen der Telephontechnik (K. W. Wagner, Ulfilas Meyer u. a.) gut übereinstimmt. Ist so die Frage der Sprachbildung in den letzten Jahren wesentlich gefördert worden, so liegt die Theorie der Musikinstrumente nach wie vor noch recht im argen.

Ein ebenfalls stark vernachlässigtes Gebiet der Akustik, welches über den Kreis der Fachleute hinaus Interesse erregt hat, ist die Raumakustik. Welche Gesichtspunkte sind beim Bau großer Räume zu beachten, um eine „gute Akustik" zu erzielen, und welche Mittel und Wege gibt es, um eine einmal vorhandene „schlechte Akustik" nachträglich zu verbessern? Die ziemlich allgemein verbreitete Ansicht, daß man diesem gesamten Fragenkomplex noch völlig hilflos gegenübersteht, ist doch nicht mehr ganz berechtigt, wie auch ein im vorigen Jahre erschienenes schönes Buch von E. Michel-Hannover über die „Hörsamkeit großer Räume" zeigt. Möchte der Architekt in Zukunft mit dem Akustiker mehr Hand in Hand arbeiten, als es bisher zu geschehen pflegte! Von der „Raumakustik" ist die „Bauakustik" zu unterscheiden. Sie beschäftigt sich vorwiegend mit denjenigen akustischen Fragen, die sich auf den Schutz von Gebäuden und Wohnungen gegen das Eindringen von Schall beziehen. Auch auf diesem Gebiete liegen nicht zu unterschätzende Ansätze für eine Behandlung nach wissenschaftlichen Gesichtspunkten und Methoden vor.

Zu den reizvollsten akustischen Fragen, deren Lösung durch die Bedürfnisse des Krieges gefordert wurde, gehört die Frage nach der Wahrnehmung der Richtung, aus welcher der Schall kommt. Schon lange war man sich darüber klar, daß die Richtung mit einem Ohre nur höchst unvollkommen oder gar nicht festgestellt werden kann, und daß zum „Richtungshören" beide Ohren zusammenwirken müssen (binaurales oder diotisches Hören). Dagegen ist die weitere Frage, von welchen Faktoren beim binauralen Hören die Wahrnehmung der Schallrichtung abhängt, nicht so leicht zu beantworten. Die alte Intensitätstheorie, nach welcher die Seitenrichtung, in der der Schall gehört wird, von dem Intensitätsgefälle zwischen beiden Ohren abhängen soll, ist aufgegeben. Es können noch Unterschiede in der „Phase" der Erregung und in dem Zeitpunkt der Erregung des einen und des anderen Ohres in Betracht kommen. Unter „Phase" versteht man den Schwingungszustand. Hat z. B. das Trommelfell des linken Ohres seine größte Einwärtsbewegung gerade erreicht, wenn das des rechten Ohres eben anfängt zu schwingen, so eilt die Phase links derjenigen rechts um ein Viertel Schwingung voraus, der ankommende Schall würde links lokalisiert werden, während bei gleicher Phase an beiden Ohren der Eindruck „Mitte" (Schallquelle geradeaus) entstehen würde. Bis vor wenigen Jahren hat man

Digitized by Google

fast ausschließlich mit den Phasenunterschieden operiert. Dagegen ist neuerdings der Unterschied der Ankunftszeiten des Schalles an beiden Ohren in den Vordergrund gerückt worden. Mir scheint, daß man diese „Zeitunterschiedstheorie" nicht als einen Gegensatz, sondern als eine Ergänzung, allerdings eine wesentliche und notwendige Ergänzung, der Phasentheorie ansprechen sollte. Die Versuche über den Einfluß des verschiedenen Zeitpunktes der Erregung der beiden Ohren sind von v. Hornbostel und Wertheimer in sehr gründlicher und geistvoller Weise durchgeführt worden. Sie fanden quantitativ das auch in physiologisch-psychologischer Beziehung sehr interessante Resultat, daß ein Schall schon als eben seitlich erscheint, wenn der Zeitunterschied der Erregung beider Ohren nur etwa dreißig Millionstel Sekunde beträgt!

Vergrößert man künstlich den Ohrabstand, indem man als Schallempfänger etwa zwei Trichter im gegenseitigen Abstande von einem Meter oder dergleichen benutzt, und je einen Trichter durch gleichlange Schläuche mit je einem Ohre des Beobachters verbindet, so hat man damit einen vorzüglichen Apparat zur Feststellung der Schallrichtung, im Prinzip vergleichbar den Prismendoppelgläsern in der Optik. Derartige Richtungshörer sind vielfach zum Auffinden von Flugzeugen bei Nacht benutzt worden, und sie bedurften nur gewisser konstruktiver Umgestaltungen, um auch für das Richtungshören unter Wasser verwendbar zu werden. Zweifellos dürften sie in der letzten Zeit des Krieges bei der Verfolgung der U-Boote eine gewisse Rolle gespielt haben.

Die Bedürfnisse des Seekrieges haben auch sonst die submarine Akustik in hohem Maße gefördert, worüber ein in diesem Jahre erschienenes Buch von F. Aigner-Wien über „Unterwasserschalltechnik" am besten Auskunft gibt. Die submarine akustische Signalgebung ist auf einen verhältnismäßig hohen Stand gebracht worden, und in Verbindung mit dem Richtungshören gibt sie dem Seemann unschätzbare Hilfsmittel für das Steuern des Schiffes bei Nebel und unsichtigem Wetter an die Hand. Eine besonders elegante Leistung der Unterwasserschalltechnik ist das akustische Loten, welches bei voller Fahrt des Schiffes ausgeführt werden kann und das auf der Zurückwerfung des Schalles am Meeresgrunde beruht. Es braucht kaum gesagt zu werden, daß die Bewältigung dieser technischen Aufgaben ohne streng wissenschaftliche Durcharbeitung der Probleme nicht möglich gewesen wäre. So ist, um nur ein Beispiel zu nennen, die Ausbreitung der Schallwellen im Wasser gründlich studiert worden (Barkhausen und Lichte). Die Temperaturänderungen mit der Wassertiefe geben zu einer Krümmung der Schallstrahlen Veranlassung, worauf die Unterschiede in der Reichweite akustischer Signale im Sommer und im Winter (größere Reichweite) zurückzuführen sind.

Auch die Frage der Ausbreitung des Schalles in der Luft und selbst in der Erde hat im Kriege eine besondere Bedeutung gewonnen. So mußten für den Mineurkrieg Horchgeräte für unterirdische Geräusche beschafft werden, von denen z. B. ein vom Verfasser in dem wissenschaftlichen Laboratorium der Siemens und Halske A.-G. konstruiertes in vielen Tausenden von Exemplaren mit Er-

Digitized by Google

folg verwendet worden ist. Die Bedürfnisse der Schallmeßtrupps machten Neumessungen der Schallgeschwindigkeit in der freien Atmosphäre und ähnliche Untersuchungen nötig, die namentlich von v. Angerer und R. Ladenburg ausgeführt wurden. Der Fliegerabwehrdienst verlangte Horchgeräte, um das Herannahen von Flugzeugen rechtzeitig zu erkennen. Mit einem vom Verfasser konstruierten Horchtrichter ist es unter günstigen Bedingungen möglich, Flieger auf etwa 22 bis 25 Kilometer Entfernung festzustellen. Umgekehrt mußte auch auf möglichste Schallabdämpfung bei Flugzeugen, U-Booten usw. Bedacht genommen werden, eine Aufgabe, deren Bearbeitung zwar in den allerersten Anfängen stecken geblieben ist, aber doch schon gewisse Erkenntnisse gezeitigt hat.

Mehr als die reine Wissenschaft interessieren den Laien in der Regel ihre Anwendungen. Wenn ich deshalb in dem vorstehenden Referat der technischen Akustik einen verhältnismäßig breiten Raum gewährt habe, so hoffe ich doch, daß der Ursprung ihrer Leistungen, die rein wissenschaftliche Akustik, dadurch nicht verdeckt worden ist.

Mathematik und Weltanschauung

Von

Prof. Dr. E. Dennert

Man hat schon mancherlei Beziehungen der Mathematik zur Weltanschauung erörtert, die grundlegende, welche im folgenden dargelegt werden soll, ist aber noch wenig beachtet worden. Sie ist von den Russen Bugajew, Nekrassow und Alexejeff aufgedeckt worden. Wir folgen bei unserer Untersuchung im wesentlichen der bemerkenswerten Schrift des zuletzt Genannten: „Die Mathematik als Grundlage der Kritik wissenschaftlich-philosophischer Weltanschauung“ (Dorpat, C. Mattiesen, 1903).

Nekrassow, der besonders auf dem Gebiet der Wahrscheinlichkeitsrechnung gearbeitet hat, wies dem berühmten belgischen Astronomen und Soziologen Quetelet zwei schwerwiegende Fehler in seiner Begründung der „sozialen Physik“ nach, welche bekanntlich durch die Positivisten und den Engländer Buckle („Geschichte der Zivilisation in England“) weite Verbreitung fand und Grundlage einer materialistischen sozialen Theorie wurde.

Die Veränderlichkeit der Größen ist für die Mathematik hochbedeutsam. Wenn Größen sich ganz selbständig ohne Beziehung auf andere ändern, so nennt man sie „unabhängige Veränderliche“. Wenn dagegen die Veränderung einer Größe auch die Veränderung von anderen nach sich zieht, so heißen letztere „abhängige Veränderliche“ oder „Funktionen“ der ersten Größe. Wenn man einem Körper eine Wärmemenge so zuführt, so verändert sich seine Temperatur t dann ist er eine unabhängige Veränderliche, t dagegen eine abhängige Veränderliche oder eine Funktion von t. Die Veränderung der Funktionen kann stetig

Digitized by Google

oder unstetig (sprungweise) sein, daher unterscheidet man stetige und unstetige Funktionen mit verschiedenen Eigenschaften und Untersuchungsmethoden. Danach ist die Analysis die Mathematik der stetigen, dagegen die Arithmologie die Mathematik der unstetigen Funktionen. Die Analysis mit ihrer Methode der unendlich kleinen Größen (Differential- und Integralrechnung) hat in den letzten drei Jahrhunderten eine hohe Blüte erreicht. Die Arithmologie ist weniger entwickelt, am meisten noch die „Zahlentheorie", welche die Veränderlichen behandelt, die sich sprungweise nach ganzen Zahlen verändern.

Nicht nur die Analysis, sondern auch die Arithmologie haben Beziehungen zu physikalischen und anderen Problemen. Wenn es sich z. B. um die Wärmeleitung der Körper handelt, so wird sie, wenn die Körper eine ganz homogene Struktur haben, gleichmäßig und stetig nach allen Seiten erfolgen. Wenn dagegen die Körper nicht homogen, also ungleichmäßig sind, so wird die Wärmeleitung nicht stetig und gleichmäßig sein. Im ersten Fall wird die Analysis, im zweiten die Arithmologie anwendbar sein.

Die Methoden der Analysis und Arithmologie fanden Anwendung sowohl in der Geometrie wie auch in der Wahrscheinlichkeitslehre, welche letztere die „zufälligen" Ereignisse behandelt. — Die Methoden der Analysis beherrschen heute die Mechanik und Astronomie sowie die physikalische Chemie. Dabei ergab die Analysis das Schema für die Mechanik, diese das für Astronomie und Physik, letztere das für die physikalische Chemie.

Naturerscheinungen, auf welche die Analysis anwendbar ist, haben die Eigenschaften der stetigen analytischen Funktionen, nämlich: 1. Stetigkeit, 2. Beständigkeit und Unveränderlichkeit der Gesetze, 3. Möglichkeit, eine Erscheinung durch ihre elementaren Äußerungen zu kennzeichnen, 4. Möglichkeit, elementare Erscheinungen in ein Ganzes zusammenzufassen, 5. Möglichkeit, eine Erscheinung für Vergangenheit und Zukunft genau zu bestimmen (Bugajew).

Man erkennt nun deutlich, wie wichtig dies letztere auch für eine philosophische Weltanschauung sein muß. In der Tat hat auch diese heute dem eben Gesagten entsprechend einen „analytischen" Charakter angenommen, und die analytische Methode ist in die Biologie, Psychologie und Soziologie eingedrungen. So ist der Darwinismus mit seiner allmählichen Evolution der Arten eine Folge der „analytischen" Weltanschauung und der Idee der Stetigkeit (die Natur macht keine Sprünge!). Ebenso hat sich in der Soziologie der Gedanke des stetigen Wachstums und der stetigen Vervollkommnung sämtlicher Elemente der menschlichen Gesellschaft in ihrer natürlichen Entwicklung eingebürgert. Das ist ein sehr fruchtbares Forschungsprinzip gewesen, allein man hat es dann auch bei manchen Problemen ohne genügende Kritik angewandt.

Die Folge war die Meinung, daß das Weltgeschehen nur nach den Gesetzen der Kausalität und ohne Zweckmäßigkeit geschehe. „Die stetige Änderung der Variablen in der analytischen Funktion und die dadurch vollständig fatalistisch entstehende stetige Änderung der Funktion selbst diente als Quelle der philo-

Digitized by Google

sophischen Annahme, als wäre alles, was in der Welt geschieht, nur ein Produkt der fatalistischen Kausalität. Daraus entsprang als Konsequenz die Verneinung des freien Willens und sämtlicher idealen Bestrebungen des Menschen; Gut und Böse, Schönheit und Gerechtigkeit, das Streben nach göttlicher Vollkommenheit werden als Illusionen der menschlichen Phantasie dargestellt" (Alexejeff, S. 10). So werden also durch die analytische Weltanschauung alle doch vollkommen natürlichen ethischen und ästhetischen Bestrebungen der Menschen ausgeschlossen.

Es war N. W. Bugajew, der nun zum erstenmal darauf hinwies, daß der allgemeinere Standpunkt der Arithmologie die von der Analysis aus unerklärbaren Erscheinungen erklärt, weil er die Individualität der zu beobachtenden Elemente nicht ausschließt.

In der Tat haben sich die arithmologischen Methoden bereits vielfach als sehr fruchtbar erwiesen, so für die Mathematik selbst in der Zahlentheorie, in der „abzählenden Geometrie" und in der Theorie der Invarianten (Lie, Cayley u. a.); ferner auch in der Mechanik und Physik. Alexejeff wies in mehreren Arbeiten („Zeitschrift für physikalische Chemie" 1900 und 1901) die Fruchtbarkeit der Arithmologie für die Chemie nach. Bertholletz Bemühungen, diese Wissenschaft analytisch zu begründen, mißlang zunächst, erst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts gelang es, in dieser Richtung die physikalische Chemie zu fördern. Allein es läßt sich nicht leugnen, daß andererseits die Chemie sich schon durch Daltons atomistische Theorie arithmologisch glänzend entwickelte: ihre beispiellose Entwicklung im vorigen Jahrhundert verdankt sie vor allem der freieren arithmologischen Methode, welche die Individualität der Atome der verschiedenen Elemente nicht aufhebt. Dahin gehört vor allem auch die Strukturtheorie von Kekulé und das periodische System der Elemente von Mendelejew. Alexejeff hat ferner nachgewiesen, wie sich die symbolische Invariantentheorie von Aronhold und Gordan für die Chemie nutzbar machen läßt („Über das Endlichkeitsproblem in der Chemie", Zeitschrift für physikalische Chemie 1901, Nr. 38).

Wenn sich nun in dieser Weise die Arithmologie schon für die Chemie als wertvoll erweist, so muß man annehmen, daß sie es noch viel mehr für Biologie und Soziologie sein wird, in denen selbständige Individualitäten eine so ausschlaggebende Rolle spielen. Die analytische Denkweise strebt danach, alle Naturerscheinungen auf einen allgemeinen Mechanismus mit fatalistisch-bestimmten Bewegungen zurückzuführen, dies widerspricht jeder vernünftigen Zwecksetzung — ohne welche aber das vernünftig-zusammenhängende Reich der lebendigen Natur unerklärbar bleibt. Die mechanischen Erscheinungen an Lebewesen sind nur die elementarsten Eigenschaften, an die sich höhere anschließen, die psychischen, welche der analytischen Methode widerstreben. Es ist wohl anzunehmen, daß hier die arithmologische eine größere Rolle spielen wird.

Es ist in dieser Richtung sehr bemerkenswert, was der Philosoph G. Teichmüller in seiner Schrift „Darwinismus und Philosophie" bereits 1877 gegen

Digitized by Google

den Darwinismus anführte (S. 73—76). Die Darwinianer gehen von dem Gesetz der Kontinuität aus, allein die Lebewesen bestehen aus „diskreten" Teilen, müssen sich also auch nach einem „Gesetz der Diskretion" richten. In einer Summe $3+8=11$ wird die rechte Seite allerdings kontinuierlich wachsen, wenn einer der Summanden kontinuierlich wächst, nämlich $(3+2)+8=13$, $(3+3)+8=14$ usw. Aber die Lebewesen sind keine Summen sondern Systeme, also z. B. Produkte. In diesen aber wächst die rechte Seite bei derselben Änderung eines Faktors nicht kontinuierlich sondern sprunghaft, z. B. $(3\times 8=24)$, $(3+1)\times 8=32$; $(3+2)\times 8=40$ usw. Noch auffallender ist dies bei Potenzen. Die kleinen kontinuierlichen Übergänge, welche Darwin fordert, können also nur in Betracht kommen, wenn es sich um Systeme handelte, bei denen die Elemente nur nach ihrem absoluten, aber nicht auch nach ihrem relativen Werte in Rechnung kommen. Der Darwinismus kann also nur richtig sein, wenn die Organismen Summen wären, sie sind aber Systeme, deren Faktoren differente Funktionen ausüben. Diese lassen sich nicht analytisch, d. h. also durch unmerkliche, sprunglose Überführung erklären.

Schon jetzt läßt sich sagen, daß Statistik und Wahrscheinlichkeitsrechnung in den biologischen und historischen Wissenschaften eine immer größere Rolle zu spielen anfangen (z. B. durch Bourdeau und Ljubowitsch). Man kann daher mit Gewißheit sagen, daß die Wissenschaft der unstetigen Funktionen in Zukunft immer mehr die Möglichkeit bieten wird, den komplizierten Zusammenhang psychischer Vorgänge darzustellen, ohne die Willensfreiheit, natürlich nur in gewissen Grenzen, aufzuheben und ohne den fatalistischen Universalismus der stetigen, analytischen Funktionen aufzudrängen. Durch die arithmologischen Untersuchungen kommen daher die ethischen, religiösen und ästhetischen Bestrebungen des Menschen zu ihrem vollen Recht, indem sie einen idealistischen Optimismus begründeten und den Menschen von Pessimismus und Fatalismus befreiten. — Diese Möglichkeit hat sich schon jetzt durch die Untersuchungen von P. A. Nekrassow in etwa verwirklicht.

Die Wahrscheinlichkeitsrechnung behandelt das Eintreffen zufälliger Erscheinungen, indem sie die Möglichkeiten für und wider ihr Eintreffen untersucht. Wenn bei einem Vorgang m Möglichkeiten vorhanden sind, die alle gleich möglich sind, wenn dabei eine nicht durch die andere erstrebt werden kann und wenn endlich n Möglichkeiten für die unbedingte Erfüllung des Vorgangs sprechen, so ist die Wahrscheinlichkeit, daß er wirklich eintritt, durch den Bruch $\frac{n}{m}$ gegeben. Hat man z. B. in einem Gefäß 10 gleichgroße Kugeln, von denen 3 weiß und 7 schwarz sind, so ist die Wahrscheinlichkeit, eine weiße zu ziehen $\frac{3}{10}$, eine schwarze zu ziehen $\frac{7}{10}$.

Wichtig ist ferner bei der Wahrscheinlichkeitsrechnung der Einfluß einer Erscheinung auf eine andere. Wenn die Wahrscheinlichkeit eines Vorgangs A etwa a ist und wenn diese beim Eintreffen eines zweiten zufälligen Vorgangs B etwa x wird, so übt B auf A einen Einfluß aus, dessen Maß (a—x) oder besser

Digitized by Google

$(a—x)^2$ ist. Ist $a—x = 0$, so ist A unabhängig von B; ist $x = 1$, so wird beim Eintreffen von B auch A eintreffen; dann nennt man B die Ursache von A. — Es sei z. B. die Wahrscheinlichkeit, daß in einer Stadt ein Haus A abbrennt, gleich a. Wenn das Nachbarhaus B in Brand gerät, so ändert sich die Wahrscheinlichkeit für A natürlich, sie sei nun x. Nun kann durch irgendwelche Umstände, z. B. gute Isolierung zwischen beiden Häusern der Einfluß des Brandes von B auf A so ausgeglichen sein, daß $a—x = 0$ ist. Ist dies nicht der Fall (ist $x = 1$), so folgt auf den Brand von B auch unbedingt der von A als unumgängliche Folge. Die Richtung des Einflusses wird mit + oder — angegeben. Ist der Einfluß die Annäherung zu einem gewissen Ziel, so wird er mit + $(a—x)^2$ bezeichnet, ist er eine Entfernung von ihm, mit — $(a—x)^2$. So würde die Bildung einer Feuerwehr im ersten Sinne wirken, die Bildung einer Brandstifterbande im zweiten.

Die Beeinflussung führt also nicht mit Notwendigkeit, wohl aber mit einer gewissen Nötigung zum Ziel. Sie ist gewissermaßen elastisch, da ihre Stärke von Null (d. h. Unabhängigkeit) bis zur Notwendigkeit steigen kann, dazu noch in positiver oder negativer Richtung. Daraus folgt, wie wichtig dieser Begriff bei Untersuchungen der freien Handlungen der Menschen ist. Kann man durch ihn doch z. B. die Zweckmäßigkeit sozialer Einrichtungen im Hinblick auf die Ziele moralischer oder bürgerlicher Gesetze bestimmen.

Endlich noch etwas: Wenn die sicheren Bedingungen eines beobachteten Vorgangs während der ganzen Beobachtungszeit konstant sind, so nennt man ihn *stationär*. Wenn sie sich hingegen objektiv ändern, indem sie nach der einen oder anderen Seite zunehmen, also die Wahrscheinlichkeit der zufälligen Erscheinungen beeinflussen, so nennt man den Vorgang *instationär*. Der instationäre Vorgang kann in eine Reihe stationärer zerlegt werden. Das Leben einer Gemeinschaft zu einer bestimmten Zeit ist stationär, ihr Leben während ihrer historischen Entwicklung dagegen instationär.

Man sieht aus alledem, wie wichtig die Wahrscheinlichkeitsrechnung sowohl für wissenschaftliche wie praktische Fragen sein muß. Notwendigkeit wie Freiheit finden in ihr die zahlenmäßige Kennzeichnung.

Von den Zweigen der Wahrscheinlichkeitslehre ist vor allem die Lehre von den Mittelwerten praktisch bedeutsam, indem sie zu Ergebnissen führt, welche sich der Gewißheit nähern. Es werden dabei zufällige Massenerscheinungen mit bestimmten Zahlen verbunden, um danach gewisse Schlußfolgerungen über deren mittleres Resultat zu machen. Dies ist nun aber nur angängig, wenn jene zufälligen Massenerscheinungen voneinander unabhängig sind, wie sich dies bei astronomischen, geodätischen und anderen Forschungen leicht einrichten läßt, wobei man konstante und zufällige Fehlerquellen beim Regulieren der Messungsprozesse berücksichtigen muß.

Diesen äußeren Mechanismus beim Abschätzen astronomischer Beobachtungen übertrug *Quetelet* nun auch auf statistische Daten über verschiedene Erscheinungen des sozialen Lebens. Da er dabei aber die moralischen und

Digitized by Google

intellektuellen Kräfte des Menschen wegen ihrer Willkür nicht in die Gruppe der konstanten Ursachen bringen konnte, so zählte er sie zu den zufälligen, die sich im Endergebnis aufheben. So unterschätzte er sie, während er die Bedeutung der konstanten physischen und physiologischen Kräfte überschätzte. Dies wurde zu einer verhängnisvollen fehlerhaften Voraussetzung seiner sozialen Physik.

Außerdem berücksichtigte Quetelet auch nicht jene Forderung der Unabhängigkeit der zufälligen Erscheinungen im Massenprozeß bei Aufstellung der Mittelwerte. Daher vernachlässigte er die Isolatoren, welche das gesellschaftliche Leben so regeln, daß die Lehre von den Mittelwerten auf dasselbe anwendbar wird. Dabei hätte er nämlich den sich vernünftig betätigenden Willen des Menschen berücksichtigen müssen, weil er von selbst seine Unabhängigkeit und Individualität in einem gewissen Kreise seiner Wirksamkeit wirksam zu schützen sucht und dadurch selbst das gesellschaftliche Leben so reguliert, daß die Methode der Mittelwerte sich anwenden läßt.

Auch dies hat Quetelet nicht genügend in Rechnung gebracht. Er meinte: „Je größer die Zahl der beobachteten Individuen ist, desto mehr verschwinden individuelle Eigentümlichkeiten, seien es physische oder moralische, und räumen einer Reihe von allgemeinen Umständen, welche die Existenz und Erhaltung der Gesellschaft bedingen, den Vorrang ein." Dies ist, wie Nekrassow nachwies, wieder eine falsche Voraussetzung. Sie führte zur Verkennung der Bedeutung der Unabhängigkeit in der Weltordnung und zu dem Fatalismus, den die große Zahl bedingt.

Quetelet selbst war Idealist und in seinen statistischen Forschungen sehr vorsichtig. Seine Nachfolger waren dies weniger und machten seine irrtümlichen Aufstellungen zur Grundlage einer positivistischen Biologie und Soziologie, welche alle vernünftigen Prinzipien des Weltbaus und alle metaphysischen Begriffe, wie die Willensfreiheit, verwarfen und alle Erscheinungen auf eine fatalistisch-mechanistische Organisation zurückführten. Dies nahm viele gefangen, erst gegen die Wende des Jahrhunderts begann man einzusehen, daß sich nicht alles mit Hilfe der Mechanik erklären läßt.

Gegenüber dem Mißbrauch, der mit dem „Gesetz der großen Zahl" getrieben wurde, bemerkte schon A. v. Öttingen in seiner „Moralstatistik in ihrer Bedeutung für eine Sozialethik" (Erlangen 1882, 3. Auflage, S. 45—47): „Es kommt in der großen Zahl der Beobachtungen das durchschlagende ‚Gesetz' als maßgebender Ausdruck für die Stetigkeit wirkender Ursachen und elementarer Kräfte zutage. Und das ist für die exakte, wissenschaftliche Erforschung der letzteren allerdings von tiefgreifender Bedeutung ... Die große Zahl der Beobachtungen ist zwar eine notwendige Bedingung, um die durchschlagenden Einflüsse gegenüber den zufälligen und störenden Elementen in dem verwickelten Verursachungssystem sozialer Lebensbewegungen zu erkennen. Aber an und für sich sagen die Zahlen noch nichts darüber aus ... Es gehört dazu vor allen Dingen eine logische und methodologische Operation, durch welche wir die Ziffern in fruchtbarer Weise vergleichbar machen und die Lösung des

Digitized by Google

Problems der Verursachung zur Feststellung empirischer Gesetze dadurch anbahnen."

Nicht die große Zahl, sondern, wie oben gesagt, die Unabhängigkeit der Massenerscheinungen voneinander spielt die Hauptrolle in der Anwendung der Lehre von den Mittelwerten und muß daher vor allem sichergestellt werden, wenn diese Lehre auf Biologie und Soziologie angewendet werden soll. Wenn man nun annimmt, daß die beobachteten Massenerscheinungen des sozialen Lebens nicht durch die große Zahl reguliert werden, sondern daß eine gewisse (metaphysische) Kraft diese Prozesse voneinander unabhängig zu machen sucht, so erhält man zur Erforschung sozialer Erscheinungen mit Hilfe der Lehre von den Mittelwerten ein brauchbares, von jenen Irrtümern freies Schema.

Welcher Art müssen nun die Eigenschaften dieser metaphysischen Kraft sein? Natürlich müssen sie empirisch festgestellt werden durch Verallgemeinerung und Idealisierung der im Tier- und Menschenleben beobachteten Erscheinungen, und zwar auf fester realer Grundlage. Sonst fällt man leeren Träumen anheim. Auch die Erforschung der Natur ist ohne abstrakt logische Prinzipien nicht möglich, aber sie nötigen zur Anerkennung, daß die sogenannte Materie ein durchgeistigtes Gebiet unsichtbarer Kräfte ist. Sonst gerät man in bornierten Materialismus. Auf der anderen Seite bedarf auch die Untersuchung des geistigen Lebensgebietes steter Beobachtung und der dadurch gewonnenen äußeren Erfahrung, um nicht in unfruchtbare Abstraktionen zu geraten.

Zwischen Natur- und Geisteswissenschaft bleibt dabei freilich ein Unterschied; denn die Natur ist das Gebiet der Notwendigkeit, der Geist das Gebiet der Freiheit. Dort waltet zwingende Regelmäßigkeit auf Grund materiell wirkender Kräfte vor, hier sind die Ideen nötigende Mächte und bewirken Selbstregelung des sittlichen Lebens. Dort ist das Experiment, Beobachtung der Einzeldinge und Einzelfälle das Nächstliegende. Hier aber ist der Mensch Gegenstand der Untersuchung, und mit ihm ist schwer zu experimentieren. Wie sich aber Notwendigkeit und Freiheit im Geheimnis des Lebens nicht ausschließen, so auch nicht Experiment und Idee; beide müssen sich vielmehr bei Erforschung der Wahrheit ergänzen.

Wie nötig letzteres ist, zeigt sich z. B. in der Auffassung der Materie. Im Altertum war sie phantastisch und mythologisch. Erst die Hypothesen der Pythagoreer und Atomisten näherten sich mehr der Wirklichkeit. Jene sahen in den Zahlverhältnissen das Wesen aller Dinge. Doch beruhte dies nicht auf Beobachtung, sondern auf abstrakt-mystischem Philosophieren. Trotzdem muß man zugeben, daß sie damit eine exakt formale Richtung der Naturwissenschaft begründeten.

Die Atomisten sahen das Wesen der Materie in der atomistischen Struktur und erklärten ihre Mannigfaltigkeit durch Form, Reihenfolge und Lage der Atome. Aber auch sie begründeten und ergründeten dies nicht durch Beobachtungen, sondern ergingen sich in leerer Spekulation, was sie zur Leugnung jeder vernünftigen Grundlage der Welt führte.

Digitized by Google

Die mittelalterlichen Gelehrten (Alchimisten) glaubten an die Verwandlung der Stoffe in Gold und ergingen sich in vielen Versuchen mit Mischen, Kochen, Destillieren. Dadurch fanden sie allerdings allerhand Stoffe, aber an eine wissenschaftliche Verarbeitung war nicht zu denken. Erst dann war dies möglich, als Lavoisier und Dalton die Chemie in die Wege arithmologischer Forschung lenkten. Nun ging man auf die Grundgedanken der Pythagoreer und Atomisten zurück; aber man begründete es durch genaue Messungen und Wägungen. Daraus ersieht man, daß die Grundvoraussetzungen eines logischen Systems bei wissenschaftlicher Forschung streng den beobachteten Tatsachen entsprechen müssen.

Wie viel nötiger ist diese Forderung nun auf dem Gebiet der Biologie, Geschichte und des sozialen Lebens. Wie oft aber lassen sich die Menschen gerade hier von Abstraktionen hinreißen, ohne daß genügend beobachtete Tatsachen zur Verfügung stehen. Beispiele sind u. a. die Darwinsche Selektionslehre, die Inquisition, die französische Revolution. Alles dies muß berücksichtigt werden, wenn man jene metaphysische Kraft kennzeichnen will, welche die Lebenserscheinungen regelt.

Auf Grund dieser Erwägungen hat nun Nekrassow drei wichtige Forderungen aufgestellt, nämlich:

1. Die Anwendbarkeit der Wahrscheinlichkeitsrechnung bei Untersuchung der sozialen Erscheinungen;

2. die Notwendigkeit, zu den Ursachen eines sozialen Prozesses die Menschenseele mit ihren intellektuellen, ethischen, ästhetischen und religiösen Bestrebungen hinzuzufügen;

3. die Notwendigkeit, infolgedessen das Sammlungsprogramm der statistischen Daten zu reformieren, das jetzt zu sehr von materialistischen und positivistischen Tendenzen durchdrungen ist.

Außerdem stellt Nekrassow eine Reihe von Postulaten über den freien Willen auf, den er als regelnde Kraft in das System der sozialen Physik von Quetelet einführt. Den freien Willen erklärt er als die psychische Kraft, welche sich aus den gesamten Seelenkräften zusammensetzt und dem äußeren, physischen Antrieb nach ihrer Wahl die Richtung gibt.

Diese Postulate sind folgende:

1. Außer den physischen Kräften, deren Einwirkung auf die Materie durch die drei Newtonschen Bewegungsgesetze bestimmt wird, existieren noch den Lebewesen eigentümliche metaphysische Kräfte, deren Wirkung durch Folgerungen anderer Art charakterisiert wird;

2. die metaphysische Kraft, welche das organische Leben durchdringt, ist das Wollen. Sie ist eine wählende, ordnende und mehrende Kraft;

3. auf der höchsten Entwicklungsstufe des organischen Lebens steht der Mensch, der sich seines „Ich" bewußt ist und sich vernünftig verhält zu den Zielen und Forderungen seines Wollens und zur Auswahl der zweckmäßigen

Digitized by Google

Mittel. Das Wollen, welches ein Handeln nach vernünftigen Motiven bedingt, ist der freie Wille;

4. der Einfluß des freien Willens ist von verschiedener Stärke, diese kann mit Hilfe der Wahrscheinlichkeitsrechnung nach Größe und Richtung zahlenmäßig bestimmt werden. Dieser Einfluß kann in einer gewissen Sphäre unbeschränkt sein und entscheidend, d. h. zur Ursache der Handlung werden. Eine solche unbeschränkte Wirkung des freien Willens ist in Massenerscheinungen strengen mathematischen Gesetzen unterworfen;

5. das Gebiet der unbeschränkten Wirkung des freien Willens des Menschen ist begrenzt in Abhängigkeit von den psychischen Fähigkeiten und verschiedenen Nebenbedingungen;

6. die Unterordnung des freien Willens unter das Moralgesetz ist die Liebe, sie ist die Grundlage des sittlichen Lebens;

7. das sittliche Leben mit seinen Grundkategorien setzt die Willensfreiheit voraus und läßt sich vom materialistischen Standpunkt aus nicht erklären;

8. die Richtung des freien Willens in jedem seiner Entschlüsse wird nach dem Verhältnis dieses Entschlusses zum Moralgesetz beurteilt: der gute Wille ist bestrebt, seine Entscheidungen in Einklang mit dem Moralgesetz zu bringen, der böse Wille handelt entgegengesetzt;

9. die Richtung des freien Willens ist konservativ, kann sich aber ändern, wenn das Gewissen erwacht — infolge besonderer innerer Umwälzungen unter dem Einfluß der Erziehung und der persönlichen Erfahrung, die im Gewissen innere Spuren hinterläßt. Die Bedingungen dieser Umwälzungen sind der Forschung nicht immer zugänglich.

Dies etwa sind die Gedankengänge der drei genannten russischen Mathematiker bzw. Chemiker. Sie lassen sich kurz so zusammenfassen: Die analytische Methode, welche einen stetigen notwendigen Zusammenhang der Erscheinungen voraussetzt, versagt in der Biologie und Soziologie. Hier muß also noch ein besonderer Faktor im Spiel sein, der unstetig und freiheitlich wirkt. Ein solcher kann also nicht physischer, sondern nur psychischer Natur sein. Es ist der Wille.

Hieraus ergibt sich dann aber die Möglichkeit der Anwendung einer anderen mathematischen Methode auf die Erscheinungen der Biologie und Soziologie, nämlich der arithmologischen, welche aus der Lehre von den unstetigen Funktionen, besonders aus der Wahrscheinlichkeitsrechnung, stammt.

Wenn man bedenkt, wie wertvoll sich die mathematischen Methoden auf anderen wissenschaftlichen Gebieten erwiesen haben, z. B. in Physik und Chemie, dann muß man sagen, daß sich zufolge dieser Feststellungen für das viel sprödere Gebiet der Biologie, geschweige denn der Soziologie ganz neue und verheißungsvolle Aussichten eröffnen, an denen auch die Geschichte teilnehmen wird.

Man denke doch auch daran, daß man seit Kant mit gewissem Recht einem Gebiet nur soweit Wissenschaftlichkeit zuzusprechen geneigt ist, als es mathematischer Behandlung zugänglich ist. Nach den beachtenswerten Darlegungen

Digitized by Google

jener drei Forscher zeigt sich jetzt eine Möglichkeit, auch die genannten Gebiete einer solchen Behandlung zu unterwerfen, und das ist von großer Bedeutung.

Es ergibt sich aus ihnen aber noch etwas anderes, nämlich die Ursache dafür, weshalb jene Gebiete bisher der mathematischen Behandlung gegenüber so spröde waren. Nämlich weil in ihnen ein Faktor vorhanden ist, welcher der rein kausalen (analytischen) Deutung widerspricht und eine freiheitliche (arithmologische) Deutung fordert. Dies spricht dann weiterhin entschieden gegen eine materialistische oder positivistische und für eine idealistische Weltanschauung.

Gustav Freytag und Alfred Dove

(Mit bisher unveröffentlichten Briefen)

Von

Universitätsbibliothekar Dr. Oswald Dammann (Freiburg i. Br.).

Herrn Dr. Alfred Dove. Leipzig, 27. April 1870.

Sehr geehrter Herr!

Professor Mommsen[1]) hat freundlich die Vermittlung meiner Bitte und Werbung übernommen; möge das Vertrauen, welches der Gewährsmann verdient, auch mir, dem Fremden bei Ihnen zugute kommen. Ich wünsche Sie als Redakteur für die Grenzboten zu gewinnen, in der Überzeugung, daß ich dadurch für die Wochenschrift gut sorge, und in dem Wunsch, durch diesen Antrag Ihrer Zukunft keinen Nachteil zu bereiten.

Die Grenzboten sind jetzt 28 Jahre alt, 22 Jahre in meinem Besitz, sie sind dem Publikum altbekannt, soweit sicher fundiert, geben einen bescheidenen Reinertrag und erfreuen sich manchen guten Mitarbeiters. Sie haben an Redaktionsgehalt bisher 600 Taler gezahlt, würden Ihnen 800 zahlen, sie honorieren außerdem dem Redakteur jede Seite, welche er selbst schreibt, mit ihrem Honorarsatz von 1 Reichstaler per Oktavseite, geben also eine Jahreseinnahme von ca. 1100 Talern und nehmen in diesem Fall etwa die Hälfte der Arbeitskraft eines Arbeiters von guter mittler Produktionskraft in Anspruch. Ihnen würde also wohl die Muße für größere Arbeiten nicht genommen werden; auch eine Habilitation an der Universität Leipzig ließe sich damit vereinen.

Eigentümer sind außer mir: Dr. Max Jordan[2]) und der Verleger;[3]) der Redakteur hat nur mit Jordan und mir zu verhandeln, ich erfülle zugleich einen angelegentlichen Wunsch Jordans, wenn ich Sie zu gewinnen suche.

---

[1]) In Berlin, wo Dove als Lehrer am Friedrichsgymnasium tätig war.

[2]) Max J., Kunstgelehrter, 1874 bis 1895 Direktor der Nationalgalerie in Berlin.

[3]) Fr. Wilh. Grunow.

Digitized by Google

Dem Redakteur liegt die Revision des Blattes, Zurichtung der Manuskripte, Korrespondenz mit den Beitragenden, Beurteilung und Auswahl der Eingänge und die Besorgung der Manuskripte ob. Dazu Führung der — sehr einfachen — Bücher und Auszahlung der Honorare am Ende jedes Quartals.

Haltung des Blattes, Kritik der Beiträge, Bestimmung des Wünschenswerten stehen bei ihm, in Hauptsachen entscheidet er nach Verständigung mit den Eigentümern Jordan und Freytag. Zur Zeit fungiere ich noch als verantwortlicher Redakteur auf dem Blatt, dies wurde von der Behörde gefordert, da der bisherige Redakteur Eckardt[1]) aus den russischen Ostseeprovinzen, also kein Bundeskind war. Falls Sie die Redaktion übernehmen, würde ich vorschlagen, daß ich noch solange neben Ihnen zeichne, bis Sie und die Leser vertraut sind. Dergleichen Änderungen haben wir immer recht still abgemacht und diese Praxis bewährt gefunden.

Falls Sie zu uns kommen, sind wir bereit, mit Ihnen Kontrakt zu machen, und Ihnen alles, soweit irgend möglich, hübsch sicher und bequem herzurichten. Für uns begehren wir keinen Kontrakt von Ihnen und keinerlei Verpflichtung. Denn, geehrter Herr, das Amt eines Redakteurs ist in so einziger Weise ein Vertrauensposten, wie kaum ein anderes Amt, und bei den Grenzboten erst recht. Kommen Sie zu uns, so müssen Sie auch geneigt sein, in freundschaftlichen Tagesverkehr mit uns zu treten. Und bei den Empfindungen, die dadurch in ehrlichen Deutschen großgezogen werden, pflegt die Sorge um den eigenen Vorteil nicht mehr das große Wort zu führen. Ich würde wenigstens bemüht sein, Ihr Interesse bei den Grenzboten redlich wahrzunehmen. Gefällt es Ihnen bei uns, so halten wir Sie fest, so sehr wir können, müßten Sie sich Änderung begehren, so ist es unmöglich, einen unfrohen Redakteur zu halten. Alles Geschäftliche aber wird durch verständiges Männergespräch bezwungen.

Können Sie erst zu Michaeli kommen, so müßten die Grünen[2]) bis dahin Rat schaffen. Nur eine Bitte habe ich eilig, daß Ihr Entscheid mir recht schnell werde, denn meinem kleinen Blatt tut die Unsicherheit weh.

Ich wünsche von Herzen, daß dieser Geschäftsbrief Beginn eines dauernden Verhältnisses zu Ihnen werde. Denken Sie freundlich von den Grenzboten und Ihrem ergebenen Freytag.

Der Empfänger[3]) dieses Briefes mag darin nachmals, behaglich rück-

---

[1]) Der Balte Julius v. Eckardt, Publizist, seit 1867 Redakteur bei den „Grenzboten", später deutscher Generalkonsul. Vgl. seine Lebenserinnerungen, Bd. 1, Leipzig 1910.

[2]) Die „Grenzboten" nach ihrem grünen Umschlag.

[3]) Über Alfred Dove vgl. vor allem Fr. Meinecke in der „Hist. Zeitschrift", Bd. 116, 1916, S. 69 ff.; ferner Ed. Heyck in den „Südd. Monatsheften" 1916, Aprilheft; E. Gothein in der „Zeitschrift f. d. Geschichte d. Oberrheins" N. F. 31, 448; H. Kantorowicz, Alfred Doves schriftstellerische Größe, „Hist. Zeitschrift", Bd. 116, S. 282 ff.; Reden am Grabe Alfred Doves (22. Januar 1916) in den Freiburger „Akademischen Mitteilungen" vom 22. Februar 1916. — Die dieser Darstellung zugrunde gelegten, bisher ungedruckten Briefe

Digitized by Google

schauend, die weise Fügung verehrt haben, die seinem Leben den ersten und dauerhaftesten Inhalt verlieh, indem sie ihm nicht nur den seinen Neigungen und Fähigkeiten angemessensten Wirkungskreis eröffnete, sondern darüber hinaus in der Freundschaft eines bedeutenden Mannes einen bleibenden Gewinn schenkte. Zu der Zeit indessen, da Gustav Freytags Ruf an ihn erging, war Alfred Dove eher geneigt, an einen unverhofften Glücksfall zu glauben, der ihn peinigender Unklarheit wohltätig entriß. Froh, gefunden zu haben, was seiner vielseitigen Begabung für den Augenblick am willkommensten entgegenkam, dachte er wohl ebensowenig daran, daß damit „das Problem seines Lebens" noch keineswegs endgültig gelöst sei, wie an die Möglichkeit, daß es dem bewunderten Meister vorbehalten sein sollte, seinem dunklen Drange den rechten Weg zu weisen. Sechsundzwanzigjährig, eben erst der Schule Rankes, Droysens und Jaffés entwachsen, in der er sich die exakte wissenschaftliche Durchbildung und seit seiner Dissertation (1866) die Vorliebe für die Geschichte Friedrichs II. des Staufers erworben hatte, natur- und kulturwissenschaftlich gleichmäßig interessiert, dazu den Kopf voll hochfliegender poetischer Entwürfe, übernahm Dove die Redaktion der „Grenzboten" und, als diese infolge religiöser Meinungsverschiedenheiten zwischen den bisherigen Besitzern und dem Verleger Ende 1870 aus Freytags und Jordans Händen Grunow allein zufielen, mit dem 1. Januar 1871 auch die Leitung der von Salomon Hirzel neugegründeten und von Freytag aus der Taufe gehobenen Wochenschrift „Im neuen Reich".

Hatte schon in Doves frühem journalistischen Versuch, seinem Nachruf auf Jaffé („Nationalzeitung" 1870, Nr. 171), die deutlich sich ankündigende künstlerische Art der Menschenerfassung in Freytag ihren berufenen Kenner gefunden und die eigentliche Brücke zwischen ihnen geschlagen, so schrieb dieser ihm nun alsbald anläßlich eines besonders gelungenen journalistischen Scherzstücks,[1]) in dem der junge Redakteur zum erstenmal den Mut fand, seinen eigenen persönlichen Ton anzuschlagen: „Allmählich beginne ich zu merken, daß Sie eigentlich ein Dichter sind. Diese Entdeckung macht mir für Sie Gedanken. Es ist gerade wie Anno 1848 mit mir. Nun zunächst bin ich doch der Meinung, daß Bruder Salimbene[2]) zurechtgerückt wird. Dann wird sich's ja finden. Was da ist, bricht doch heraus. Aber es wird dann freilich gelten, sich zu entscheiden: denn die Poesie ist vornehmlich Blüte der Jugend, die Historie bleibt immer." (Brief vom 31. Juli 1871.)

Als habe es nur des Anstoßes bedurft, um ein volles Herz zum Überfließen zu bringen, bekennt ihm nun Dove, ein Freund dem anderen:

Freytags an Dove wurden mir von der Universitätsbibliothek Freiburg, die Doves an Freytag von der Preuß. Staatsbibliothek bereitwilligst überlassen. Der Briefwechsel umspannt die Jahre 1870 bis 1894.

[1]) Gemeint ist: Ein friedliches Gespräch über Kriegsliteratur „Im neuen Reich". 1871, 2, S. 155 ff.

[2]) Die Chronik des Bruders Salimbene de Adamo, eine der Hauptquellen zur Stauferzeit, die Dove zeitlebens beschäftigte.

Digitized by Google

„Sie haben mit wenigen Worten das Problem meines Lebens ausgesprochen, wie es mir längst, seit Jahren auf der Seele liegt. Ich bin zu Ihnen gekommen, ohne Ihnen weiter viel von mir zu sagen, und was läßt sich auch am Ende reden von bloßen Entwürfen? Es taugt nicht, wenn man die Ernte auf dem Halm verkauft. Nun aber, da Sie das Feldgeschrei erhoben, will ich auch die Losung nicht für mich behalten. Ich habe eine lyrische Vergangenheit hinter mir — das gestand ich Ihnen schon —, wer hat sie nicht, und wer fühlt sich ihr nicht schnell entwachsen? Mein Vater[1]) und meine Lehrer, so sehr sie daran Freude hatten, wiesen mich doch auf reellere Dinge hin und ich dank' es ihnen heute. Das aber konnt' ich mir auch im Verlauf erfahrenden Lebens nicht verbergen, daß doch die Form meiner Anschauung eigentlich immer eine poetische blieb. Wie ich mich den Naturwissenschaften nur von dieser Seite genaht, so stellte sich mir auch Geschichte, ja selbst Politik stets in diesem eigentlich künstlichen Lichte dar. Daß mir dabei auch einmal eine wissenschaftliche Arbeit gelang, konnte mich nicht täuschen, denn Kritik und dergleichen kann man eben lernen, wie man schwimmen lernt. Zwar haben mir Ranke, Droysen und wie sie heißen mögen, oft und laut genug versichert, daß ich ein geborener Historiker und Dozent sei, aber ich hab's ihnen nicht mehr geglaubt, als wenn mich andere für einen Poeten bestimmt hatten, oder mein Vater bedauerte, daß an mir ein Physiker verloren, mein Schulprofessor einen Lateiner in mir zugrunde gehen sah. Es war immer dieselbe „Fazilität", wie Bernays[2]) es geringschätzig nennt, mehr wohl als Dilettantismus, aber nirgends die rechte Kunstübung, weil inmitten eines verwöhnenden, alle Wünsche des Augenblicks reichlich gewährenden Lebens es meiner leichtsinnigen Natur an Zucht und Arbeitstrieb gebrach. Die unverhoffte Gelegenheit zum Journalismus kam mir zuletzt wie ein Mädchen für alles sehr bequem, aber wie schade doch, wenn weiter nichts aus mir würde! Und auch da, wie im Traume bin ich hineingetappt: ich hatte die Grenzboten nie gelesen, als ich hörte, daß ich zu ihrem Redakteur bestimmt sei." Was nicht unwesentlich dazu beigetragen hatte, ihn aus diesem Traum aufzuscheuchen, und ihn zwang, mit nüchternen Augen in die Zukunft zu blicken, war seine gerade damals erfolgte Verlobung mit Anna Ludwig, der Tochter des mit Freytag eng befreundeten Leipziger Physiologen Karl Ludwig. Mit Bezug darauf fährt er fort: „Privatdozent zu sein mit fester Aussicht auf einen Dukatenmacherstuhl an hiesiger blühender Hochschule wäre die einzige anständige Empfehlung. Ja, wenn ich auch dreifach so viel Gefälle aus dem neuen Reich bezöge, das mich so schon vermutlich aus noch zu hoffenden Milliarden so verschwenderisch ausstattet, und dann getrost zu zweien, respektive dreien nebst folgender arithmetischer Reihe leben könnte: diese ganze Art persönlich abhängigen Einkommens erweckt doch herzlich wenig Vertrauen. Quae cum ita sint, zweierlei muß der anständige Mensch können,

[1]) Der Physiker Heinrich Wilhelm Dove (1803—1879), Professor an der Universität Berlin.

[2]) Michael Bernays, der eben damals nach Leipzig übersiedelte, um sich 1872 dort zu habilitieren. Vgl. Doves Ausgewählte Schriftchen, S. 527 ff.

Digitized by Google

aber dreierlei, zugleich Journalist, mühsam ochsender Dozentenkandidat — denn ich weiß eigentlich gar nichts mehr —, endlich aufmerksamer Bräutigam am Platze, und dabei noch das Welfengefühl, depossedierter Beherrscher der ganzen Umgegend des Helikon zu sein, in sich tragen — dieses ist allzuviel und daher ungesund ... Freilich, wozu ich Sie, mein lieber Schutzgeist, mit dieser ganzen Beichte beschwere, weiß ich selber nicht; denn wenn Sie mir schon gern Absolution erteilen, was mir fehlt, Resolution, können Sie mir doch nicht geben; ob Sie mir auch als „guter Schmied" von Thüringen gewiß ein: Landgraf, werde hart! zurufen werden." (Dove an Freytag, 1. August 1871.)

Freytag antwortete ihm darauf:

Siebleben, 4. August 1871.

„Lieber Freund!

Ich danke Ihnen herzlich für Ihr Vertrauen, hoffe dasselbe zu verdienen. Daß Mißbehagen, welches Sie umhertreibt, wie gut kenne ich das aus eigener Erfahrung. Dagegen gibt es nur ein Mittel, und das ist Konzentration auf eine Arbeit, welche befriedigt. Daß wir jetzt gerade noch den Humboldt[1]) in der Mache haben, ist nicht bequem. Aber er muß zuerst von der Seele, es ist doch auch ein Schaffen, und er ist der Preis, durch welchen Sie sich von der Berliner Zeit freimachen, der Periode, in der die Eindrücke und bildenden Anregungen einer Poetennatur zu reichlich, mühelos und zerstreuend kamen. Ich brauche Ihnen gar kein „werde hart" zurufen, das Gefühl der Unbefriedigtheit ist für jeden Schaffenden von Ihrer Natur die stille Vorbereitung des Gemütes zu einer Arbeit. Jetzt wird es Ihnen noch durch ein anderes Moment gesteigert, das mir eine so große Freude ist, wie ich lange nicht gehabt. Auch um anderer Leute[2]) willen, die vom Napoleonhügel vielleicht für gute Augen sichtbar sind. Habe ich gewagt, für zwei liebe Menschen einen großen Wunsch zu hegen, so war es just dieser. Aber dies Größte sei in fröhlichem Schweigen den guten Geistern Ihres Lebens empfohlen.

In Ihren Gedichten ist, wie ich mir wohl dachte, etwas von Gottes Gnaden. An einigen Stellen, besonders im älteren, wünscht Leser größere Einfachheit des Ausdrucks. Das Ganze ist Poetenarbeit. Und ich wäre sehr neugierig, mehr von der Art kennen zu lernen. Nun ist freilich die poetische Aufgabe, für welche Sie warm geworden sind, eine Art Faustarbeit,[3]) die sich nicht in einer Saison absolvieren läßt. Wär's eine Novelle oder ein Drama, so würde ich den Rat wagen, frisch hinein. So aber dünkt mir doch, was Sie selbst wollen, das Richtige. Es wird also der Dozent und Salimbene wohl zunächst daran kommen. Und Frau Poesie sich gedulden müssen.

---

[1]) Doves Anteil an der von Bruhns 1872 herausgegebenen wissenschaftlichen Biographie Alexander von Humboldts.

[2]) Ludwigs.

[3]) Betrifft einen im vorhergehenden Brief mitgeteilten breitangelegten epischen Plan, den Versuch, „unsere moderne historische Weltbetrachtung auf poetischen Draht zu ziehen."

Digitized by Google

Ob das an sich in betreff Ihrer Anlagen das Wünschenswerteste, darum wollen wir jetzt gar nicht sorgen. Das ewige Reflektieren über sich selbst hilft nicht viel. Lustig drauflos leben und jeden Tag seine Pflicht tun ist das beste. Erfolg, Geltung, Resultate getaner Arbeit wirken doch auf den Menschen ganz anders, und sie kommen ihm auch ganz anders, als er gedacht. Wir wollen jetzt vergnügt nur an das Nächste denken, und das ist Tätigkeit und Herzensfreude Ihres nächsten Lebensjahrs. Es ist wahrhaftig genug: Humboldt, Salimbene, Habilitation, und dazu Vermählung.

Für das Neue Reich sollen Sie nicht zuviel schreiben, hoffe, das wird auch nicht gerade nötig sein. Das Unternehmen aber ist immerhin für Sie eine so sichere Rente, als eine andere, die nicht gerade der Staat assekuriert. Denn die Handlung wird, solange sie besteht, das Blatt festhalten, und wenn Sie sich eingewöhnen und die Vorteile alle loskriegen, wird's Ihnen auch nicht allzulästig sein. Es hat nebenbei den Vorteil, daß es Sie zu einem geachteten Führer des Volkes macht, ohne daß Sie's merken.

Also Dank und fröhlichen Gruß. Das Fahrzeug ist ins Meer gestoßen und schaukelt auf den Wellen, der Fahrwind bläst lustig und wird ihm festen Kurs schon geben. Seien Sie lustig in der Sommerzeit und bleiben Sie Ihrem

treuen Freytag."

Was ihm eine innere Stimme schon längst gesagt, was wohlmeinender Rat ihm nahegelegt und endlich die eingegangene Verbindung zur klar erkannten Pflicht gemacht hatte, zum bestimmten Entschluß wurde es doch erst durch die verstehende Teilnahme des Dichters, der selbst romantischen Anfängen entwachsen, in strenger Selbstzucht sein Tun in Einklang mit den Forderungen des Tages gesetzt hatte. Aber während in Freytag der Dichter und der Gelehrte von Natur aus reibungslos nebeneinanderlagen, um ihn zusammen ohne Vorbehalt zu dem zu machen, als der er noch unter uns leben wird, wenn man von jenen vielleicht nicht mehr spricht, zum Klassiker des deutschen Journalismus neben Heinrich von Treitschke, standen bei Dove die gleichen Begabungen zu unvermittelt gegeneinander, als daß ein Ausgleich sich konfliktlos hätte vollziehen können. Letzten Endes überwog die vorherrschend poetische Form seiner Anschauung doch immer den reinen Erkenntnisdrang des Forschers. Zum Journalisten schlechthin fehlte ihm, dem die künstlerische Disziplin Bedürfnis war, auf die Dauer wieder die in allen Sätteln gerechte Routine eines Bolz-Freytag. Wenn es ihm gleichwohl gelang, sein in einem solchen Dualismus beschlossenes, ausgesprochen biographisch-essayistisch gerichtetes Talent zur Entfaltung zu bringen und auch als Schriftsteller von anerkannter Eigenart bald ebenbürtig neben jene beiden älteren zu treten, so verdankte er das zum guten Teil dem stets vermittlungsbereiten Zuspruch Freytags und einer Freundschaft, die nun erst in kritischen Tagen ihre bildende Kraft bewährte.

Ein reger Briefwechsel, den Dove mit der Mitteilsamkeit empfänglicher Jugend voll sprudelnder Laune führte, nicht ohne in Freytag einen stets angeregten

Digitized by Google

Partner zu finden,[1]) begleitete fortan das Schicksal des Redakteurs und seiner Zeitschrift, dann und wann unterbrochen durch einen Besuch in der „guten Schmiede" zu Siebleben, „von der niemand ohne neuen tüchtigen Beschlag des Geistes und Herzens weiterzieht". (Dove an Freytag am 25. Juli 1871.) Die Sorge um das „Neue Reich", die sie zusammengeführt, konnte, wenigstens vorläufig, als behoben gelten. Die Wochenschrift war in guten Händen und gewann zusehends an Ansehen und Abonnentenzahl. Immerhin war die Stellung Doves nicht frei von Schwierigkeiten. Die Haltung des Blattes war zwar so gut wie vorgeschrieben und entsprach im großen und ganzen glücklich dem humanistischen Bildungsideal, wie er es als Vermächtnis zeitlebens in der Brust trug. Es galt, das Erbe der „Grenzboten" auch im „Neuen Reich" pietätvoll zu wahren, ihren professoralen Charakter in der engen Verbindung von Kunst, Wissenschaft und Politik auch weiterhin festzuhalten. Das verlangte schon die Ehrfurcht vor dem Manne, der, wenn er auch nicht mehr als verantwortlicher Herausgeber zeichnete, doch kraft seiner Patenschaft dem Kinde seinen Namen mit auf den Weg gegeben sehen wollte.

Daß der ungewöhnliche Anfangserfolg der Zeitschrift vor allem dem Gewicht dieses Namens und dem so eng damit verwachsenen nationalen Aufschwung der ersten siebziger Jahre zu danken sei, daß er also im Grunde die Führung auf einem sinkenden Schiffe übernommen habe, konnte Dove allmählich nicht entgehen und schon deshalb eine ungeteilte Freude an seiner Tätigkeit nicht wohl bei ihm aufkommen lassen. Unberührt davon bleibt sein Verdienst, unterstützt von einem Stab namhafter Mitarbeiter, unter denen er selbst nicht an letzter Stelle stand, das deutsche Bürgertum noch einmal unter der Fahne des Idealismus gesammelt zu haben. Die Politik freilich, zu der seiner beschaulichen Natur die rechte Leidenschaft mangelte, vertraute er, nachdem er ihr pflichtmäßig Tribut gezollt, gern erprobteren Meistern an, vorab natürlich dem verdienten Veteranen der Publizistik Gustav Freytag, der, noch nicht gebunden durch das „Mönchsgelübde journalistischer Enthaltsamkeit", in der gereinigten politischen Atmosphäre Muße fand, die jüngsten Waffensiege in klassischen Darstellungen zu feiern, seine Kenntnisse auch auf militärisch-technischem Gebiete rastlos zu vertiefen und als Schrittmacher Albrecht von Stoschs die Anfänge der jungen deutschen Seemacht vom Standpunkt des selbstzufriedenen Bürgers zu glossieren, wobei er als ehemaliger Fortschrittsmann, den er auch jetzt noch nicht verleugnete, dem Ministerium Bismarck mit der alten Voreingenommenheit begegnete, sehr im Unterschied zu Dove, den allein die ästhetische Freude an der mächtigen Erscheinung des Kanzlers vor einseitigem Doktrinarismus bewahrte.

Dove selbst beschränkte sich demgemäß mehr und mehr auf die literarische und kulturphilosophische Betrachtung, in der er nach Inhalt und Form alsbald die reinste Befriedigung seines schriftstellerischen Triebes fand. Auch sein Stil,

[1]) „Es ist Ihnen gegeben," schrieb ihm Freytag später einmal (13. Dezember 1877), „in Ihren Briefen vortreffliche Abdrücke Ihres launigen Geplauders zu fixieren — Höchster Ruhm eines Freundschaftsbriefes."

Digitized by Google

der sich, wie schon Meinecke bemerkt hat, anfangs nicht freihielt von Eigentümlichkeiten der Freytagschen Diktion, gewann nun jenen glitzernden Reichtum der Mittel, mit dem der jüngere als der phantasiebegabtere sein Vorbild fast schon überstrahlte. Neben der humoristisch-satirisch gefärbten Kritik brennender Tagesfragen entzückten den Leser die ersten Proben historisch-biographischer Kunst,[1]) anmutige Gebilde, die nichts verrieten von der unnachsichtigen Strenge ihres Schöpfers, der, eben jetzt mitten in den Vorbereitungen zur Habilitation, Gelegenheit fand, die Exaktheit des Forschers mit dem sicheren Formempfinden des Künstlers zu verbinden.

Dabei konnte es natürlich nicht ausbleiben, daß er die Doppelstellung als Journalist und angehender Privatdozent je länger je mehr doch als drückende Last empfand. Aber er war auch zu gewissenhaft, um nicht zu erkennen, daß in dieser Verquickung der Tätigkeiten notwendig die eine die andere nachteilig behindern müsse; und wieder war er zu ehrlich und dem Freunde zu verschuldet, als daß er die hohe Anschauung von der Aufgabe des Journalisten, die er von jenem überkommen, leichtsinnig hätte widerlegen können. Schon fühlte er etwas wie Pflichtversäumnis, auch ohne daß ihn Freytag erst besonders hätte mahnen müssen. Nur die Rücksicht auf eine wenig gesicherte Zukunft angesichts einer ungewissen akademischen Laufbahn hielt ihn davon ab, schon jetzt ein Verhältnis zu lösen, das ihm unhaltbar dünkte. Lähmende Mutlosigkeit bemächtigte sich seiner zeitweilig und drohte ihm auch Lust und Zutrauen zur wissenschaftlichen Arbeit zu nehmen, wenn nicht wieder Freytag, dem er sich in seiner Ratlosigkeit anvertraute, zur rechten Zeit das rechte Wort gefunden hätte.

Da, wie Dove später selber erzählt hat,[2]) seine eben vollendete Biographie Alexander von Humboldts, von Freytag zum Zweck der Habilitation ins Auge gefaßt und an Georg Curtius empfohlen, einer hohen philosophischen Fakultät zu Leipzig als wissenschaftliches Alibi nicht genügte, sah er sich genötigt, auf seine Anfänge zurückzugreifen und seine Studien zur Geschichte Friedrichs II. weiter auszubauen. Die kritische Untersuchung der Quellen Salimbenes entführte ihn aus der Redaktionsstube nach Italien (1872) und legitimierte den Heimgekehrten endgültig in der wissenschaftlichen Welt (1873). Die Vermählung schloß sich unmittelbar an. Seine schon im Jahre darauf erfolgende Berufung als Extraordinarius nach Breslau machte vorläufig allen Zweifeln ein Ende. Sie bedeutete den Abschied vom journalistischen Beruf und zugleich von einem Lebensabschnitt, der trotz allem die fruchtbaren Keime seiner Zukunft trug. In jenen Tagen, da ihn das Gefühl der Dankbarkeit besonders lebendig erfüllte, schrieb er dem Freunde zum Geburtstag: „Sie wissen, daß, wenn noch etwas aus mir wird, Sie den größten Einfluß darauf geübt haben. Das ist wenig im Vergleich mit dem, was Sie sonst gewirkt, aber jedes Pflänzchen freut sich doch ganz

[1]) Jetzt mit anderen Essays zum Teil gesammelt in Doves Ausgewählten Schriftchen, Leipzig 1898.

[2]) Vgl. Trinkspruch bei der Niederlegung des Vorsitzes in der Badischen historischen Kommission am 18. Oktober 1912.

Digitized by Google

besonders an dem Regen, den es selber abbekommen, und wenn es dem ganzen Wald umher die frische Erquickung gönnt, so ist ihm doch so wohl und dankbar ums Herz, als hätt' es allein um seinetwillen geregnet." (Brief vom 11. Juli 1874.)

Mit Doves Ausscheiden setzte langsam, aber unaufhaltsam der Abstieg der Zeitschrift ein, als sei mit ihm der alte gute Geist der „Grenzboten" davongegangen. Das traf gewiß in mancher Hinsicht zu, aber ebenso sicher ist, daß er selbst bei längerem Bleiben den Verfall nicht hätte aufhalten können. Neue Mächte und Strömungen waren am Werk und meldeten sich zu nachdrücklich zum Wort, als daß das Blatt als ausschlaggebender Faktor im deutschen Bildungsleben sich unangefochten hätte behaupten können, zumal da Freytags Teilnahme, abgezogen durch die Arbeit an den „Ahnen" und durch häusliche Sorgen, mehr und mehr erlosch. Während die „Grenzboten" nach der Krisis von 1870, die ihre Existenz einen Augenblick in Frage zu stellen schien, rasch den Anschluß an die veränderte Konstellation gewannen dank einer Anpassungsfähigkeit, die sie bis heute frisch erhielt, ging den „gelben Blättern"[1]) mit den Idealen, für die sie in später Stunde noch einmal die Stimme erhoben, auch der Lebensodem aus. Sie fristeten ihr Dasein noch mühselig durch die siebziger Jahre, um ihr Erscheinen 1881 einzustellen.

Beständiger als ihr gemeinsames Werk erwies sich die Freundschaft der beiden Männer. Ein Stück sonniger Vergangenheit tat sich vor Freytag auf, als er Dove den Weg auf Breslauer Boden ebnete und ihm den Zutritt in die Kreise vermittelte, in denen er einst selbst jung gewesen war. Niemand konnte die Leiden und Freuden eines akademischen Neulings mit liebevollerem Anteil begleiten als der ehemalige Breslauer Privatdozent, der das Scheitern seiner Universitätskarriere nie ganz zu verschmerzen vermochte. Ihr Verhältnis gestaltete sich menschlich womöglich noch inniger und gewann auch an tieferem geistigen Gehalt, seitdem Dove nunmehr als gefestigter Mann neben das gesetzte Alter trat, im Vollgefühl rüstiger Schaffenskraft der eine, rasch aufsteigend zum Ordinarius in Breslau (1879) und bald auch in Bonn (1884), indessen der andere sich anschickte, die Ernte eines reichen Lebens einzuführen. Was ihnen an reifen Früchten ihres Wirkens fortan zufiel, wurde von jedem als Festgeschenk dankbar entgegengenommen, nach allen Regeln der Kunst kritisch genossen und, wenn nötig, auch mit strengem Urteil nicht verschont. Ihre Briefe erweitern sich dann zu tiefschürfenden Analysen und bilden, besonders, wenn sie aus Doves Feder fließen, reizvolle Beiträge zur Geschichte und Kritik der Freytagschen Spätwerke. Schon der erste Brief Freytags, der nach Breslau wandert, eröffnet den produktiven Meinungsaustausch.

---

[1]) Im neuen „Reich" nach dem gelben Umschlag. Die „Grenzboten" meinten später einmal ironisch, die neue Wochenschrift habe sich von der alten wesentlich nur dadurch unterschieden, daß sie gleich von vornherein nicht grüne, sondern gelbe Blätter trieb. Vgl. Grenzboten, Jahrg. 50, 4, 1891, S. 41.

Digitized by Google

Freytag an Dove.

Siebleben, 16. Dezember 1874.

Lieber Freund!

Durch Molinari[1]) werden Sie „die Brüder"[2]) von Leipzig aus erhalten. Der Titel ist diesmal vom Gegenspieler genommen, der Inhalt bunt genug, wenn es mit den Leuten getan wäre. Leider war diesmal der ärgste Feind des Poeten, die politische Geschichte, nicht zu vermeiden. Es wird mich freuen, wenn Ihnen die historischen Personen den Eindruck der Wahrheit machen, trotz der Farbe, welche der Roman ihnen aufzwang. Den wackeren Hermann v. Salza gegen die ungeschickten Anklagen Perlbachs[3]) — daß die Haupturkunde Konrads v. Masovien durch den Deutschorden gefälscht sei — zu verteidigen, konnte ich mir nicht versagen. Wir haben wirklich in der Geschichte Deutschlands nicht viele Charaktere, an denen so wenig auszusetzen ist, wie an diesem Ordensmeister und es ist eine miserable Weisheit unserer kleinen historischen Kritiker, ihr Licht auf Kosten solcher Guten leuchten zu lassen.

Von Ludwigs weiß ich, daß es Ihnen und Anna im ganzen wohlgefällt unter meinen Landsleuten, im Angesicht des Zobtenberges. Nähere Kunde denke ich mir selbst zu holen, wenn ich im Februar nach Breslau komme. Das Schlimmste wird wohl der Student sein, denn der Genius des schlesischen Musensohns neigt mehr zu Karbestriezel und Versemachen als zu ernstlichem Studieren. Dennoch rate ich den Mut nicht zu verlieren, wenn sich die Hörer auch anfangs als dumme Brüderlein erweisen. Sie selbst haben ja den besten Nutzen.

Dr. Reichard[4]) ist offenbar ein ehrlicher, seelenguter Kerl, ob er noch etwas anderes sein kann, wollen wir diesen Winter ausprobieren. Bis jetzt habe ich beim N. R. von löblicher Redaktion den Eindruck: der Spiritus ist (mit Ihnen) fort, das Phlegma ist gekommen. Ich hatte mir ihn und sein Frauchen einen Abend bei Ackerlein[5]) gekauft, und beide waren auch ganz nett, können auch Gott sei Dank etwas vertragen — aber nachher durfte man sich fragen, warum sind diese Leutel Redakteure? Sie konnten ebensogut Klempner sein, oder Landwirte, oder vom Magistrat.

Was machen die Herren Kollegen? Die selbstlose Liebenswürdigkeit Röpells[6]) und die graziöse Vielseitigkeit meines armen Kolmar Grünhagens[7]) sind

---

[1]) Leo und Theodor Molinari, die Söhne des bekannten, mit Freytag befreundeten Breslauer Großkaufmanns.

[2]) Die Brüder vom deutschen Hause, der 2. Band der „Ahnen", der 1874 erschien.

[3]) Vgl. Die ältesten preußischen Urkunden, kritisch untersucht von Max Perlbach („Altpreuß. Monatsschrift" 10, 1873).

[4]) Konrad Reichard, Doves Nachfolger beim „Neuen Reich".

[5]) Weinrestaurant in Leipzig.

[6]) Richard Röpell (1808—1893), seit 1855 o. Professor der Geschichte.

[7]) Kolmar Grünhagen (1828—1911), a. o. Professor für hist. Hilfswissenschaften, Vorstand des Breslauer Stadtarchivs, bester Kenner der schlesischen Geschichte.

Digitized by Google

hoffentlich deutlich geworden. Aber sonst muß die Viadrina doch unter den Jüngeren[1]) liebe Jungen haben, und da Sie auch mit dem Geschlecht der Naturforscher umzugehen wissen, muß Ihnen doch gelingen, einen hübschen kleinen Professorenkreis um Frau Annas Teetisch zu sammeln.

Existiert der akademische Klub noch? Und sind Sie Mitglieder? Es ist ein Ort, wo Mütter präsidieren, und für mich von großen Erinnerungen. Denn dort war ich einmal Tanzvorsteher.[2])

Grüßen Sie Anna herzlich. Behalten Sie beide lieb

Ihren getreuen Freytag.

Dove an Freytag.

Breslau, 16. Januar 1875.

Lieber Herr Freytag!

Mein Dank für Ihren Gruß und die schöne Weihnachtsgabe kommt spät; ich wollte aber die jüngste Ahnengeneration erst ordentlich kennen lernen, eh' ich Ihnen darüber schriebe. Der neue Band hat mich lebhaft angesprochen, aber, wie ich bekennen muß, diesmal mehr den Geschichtsfreund in mir als den Romanleser — als solcher zieh ich die früheren Erzählungen vor. Die Schwierigkeiten haben Sie ja selbst angedeutet: es ist der historisch entwickelte, politisch gefärbte Charakter der behandelten Zeit. Gewiß hätten Sie gerade daraus auch Vorteil ziehen können, doch nur in einem weit angelegten Roman von drei solchen Bänden, wie dieser eine ist. Nun verbietet ja Ihr Gesamtplan solche Scottsche Breite, das hilft aber momentan dem schlichten Leser dieses Bandes nicht, er erhält in der Szene zwischen Hermann und Gregor z. B. nur ein isoliertes Bild, das mit Herrn Ivos Geschichte in Beziehung zu setzen ihm die historische Einsicht doch fehlt, die unsereins zufällig für dies Jahrhundert besitzt. Verzeihen Sie diese freimütige Ausstellung, wir sprechen besser mündlich darüber; denn da ich mit jener Empfindung hier nicht allein stehe, ist sie Ihnen doch vielleicht von praktischem Interesse. Den anderen Einwurf, den man am häufigsten hört, daß Schilderung und Handlung nicht gleichmäßig verteilt seien, jene anfangs, diese am Ende zu sehr überwöge, erkenn' ich nicht als bedeutend an. Wie rein ich mich dagegen an der historischen Auffassung erfreut habe, ist schwer kurz zu sagen: der Minnedienst, bei uns stets nur importiert und daher von dem deutschen Helden wider sein besseres Gefühl nur als Modeirrtum betrieben und doch wieder mit allem Ernst einer Standesmode; der Bauernrichter, dem die Ketzerei so ad hominem demonstrando nahe gebracht wird; die deutschen Brüder in ihrem idealen Werk, an der Spitze der Hochmeister, in dem auch ich einen Mustermann sehe, der aber eben deshalb auch in Ihrer Dichtung wie in der Wirklichkeit die Trockenheit eines Mustermannes bewahrt; der süße Pöbel von

[1]) Der Kreis dieser Jüngeren, in den Dove alsbald eintrat, bestand aus Lujo Brentano, dem Schwager Theodor Molinaris, ferner Wilh. Dilthey, Otto Gierke und Eberh. Gothein.

[2]) Vgl. Freytags Erinnerungen, S. 112.

Digitized by Google

Akkon, den Sie in so herrlich orientalisch buntem Gewirr vorführen; und unzählig viel Einzelnes mehr. Den „teuren Friedrich den Anderen", wie Luther sagt, hätt' ich freilich noch dämonischer gewünscht, d. h. teuflisch ist er auch bei Ihnen genug, aber er reißt nicht ganz so bezaubernd hin, wie er doch getan hat; es wird einmal gesagt, wie er von Hoheit umflossen dasteht, aber sein Wesen selbst ist mir nicht feurig genug, er ist mir mehr Philipp IV. als Friedrich II. Doch freilich den ganz zu geben erforderte gar allein ein paar Bände. Doch genug mit diesem Gekikelkakel; glauben Sie ja nicht, daß mir der Wein nicht geschmeckt, weil ich über die Flasche spreche! —

Daß es uns hier gut geht, werden Sie schon wissen. Mein Privatkolleg haben 15 Leutchen belegt, die recht fleißig sind; mit noch größerer Freude hab' ich nun von Röpell das Seminar übernommen, das zwar nur vier, aber verständige und strebsame Mitglieder zählt. Somit ist's mit dem Beruf in Ordnung. Auch mit dem Umgang hat sich's wohl gemacht. Außer der jungen Professorengeneration ist uns der hiesige Musikdirektor Scholz[1]) mit liebenswürdiger Frau — beides Rheinländer — sehr wert; ferner das Haus Eberty[2]) eine Stätte anregenden Verkehrs. Dazu kommen dann vor allem Molinari's; es ist nicht zu sagen, wieviel Annchen an der im wirklichen Tagesleben großartig tätigen und immer heiteren Frau Theodor gewonnen hat. Auch die übrigen Familienglieder sind sehr freundlich und artig gegen uns. Geistige Förderung ist für mich freilich wenig in diesem Kreise zu holen, da beide Männer ihre Stärke als Gatten, Väter und lustige Gesellschafter haben, im übrigen aber keine rechte Originalität, oder wo sie dieselbe besitzen — wie Herr Leo doch gewiß als Geschäftsmann — in den Mußestunden damit hinterm Berge halten. Eine eigentlich bedeutende Natur ist wohl nur die Frau Geheimrätin,[3]) die wir aber natürlich seltener sehen. Da auch wir Menschen sind und keine Schulfüchse, so genießen wir den Umgang dieses Kreises sehr behaglich, nur würd' er uns allein nicht ausfüllen; Sie würden das bei dauerndem Aufenthalt gewiß erst recht empfinden. Es ist das Breslauer Wohlleben von seiner besten Seite, aber wer drei solche Väter gehabt hat wie ich — wobei ich Sie und meinen Schwiegervater mitrechne — kann in diesen Gärten der Armida nicht ganz heimisch werden. Ich fürchte, Ihr Neffe[4]) ist darin auch etwas bezaubert worden, wenn ihm nicht schon das Schlaraffenland Hirschberg das Komma, welches den Stellenwert der Lebensgüter anzeigt, etwas verschoben hat. Wir sehen ihn jetzt leider seltener bei uns, seit er in jenen Regionen weilt; zumal, da er daneben als Jurist fortdauernd sehr fleißig und tüchtig arbeitet.

---

[1]) Bernhard Scholz (1835—1916), Komponist, 1871—1883 Dirigent des Orchestervereins in Breslau, großer Verehrer Freytags, als welcher er auch eine Oper „Ingo" (1898) komponierte.

[2]) Felix Eberty (1812—1884), Schriftsteller, seit 1854 a. o. Professor in Breslau. Bekannt sind seine „Jugenderinnerungen eines alten Berliners" (1878).

[3]) Die Witwe Theodor Molinaris d. Ä.

[4]) Freytags Neffe Gustav, später Staatsanwalt, studierte damals in Breslau und verkehrte häufig bei Doves.

Digitized by Google

Was Sie mir von Reichard schreiben, hat mich erschreckt; ich bin überzeugt, er wäre imstande, geistig bedeutender in die Geschicke des Blattes einzugreifen. Er hat Geschmack und Gedanken, aber, wie es scheint, etwas zuviel Scheu oder Schwerfälligkeit. Hetzen Sie ihn nur ordentlich dran, so wird er schon mehr zuwege bringen. Übrigens haben mir einzelne Hefte ganz gut gefallen. Ich hatte anfangs die Absicht, Roschern gegen den albernen Angriff in der „Gegenwart“ [1]) zu verteidigen, denn sein neues Buch verdient gerade am wenigsten solchen Unglimpf. Aber nach Lindaus neuestem Attentat auf Sie, das ich übrigens noch nicht einmal gelesen, kann das gelbe Blatt nichts berühren, was dort erschienen. Beiläufig: warum kann sich Herr Leo Molinari, der natürlich über jene Untat Lindaus entrüstet ist, doch von der Lektüre solches Blattes nicht entwöhnen? Das ist's eben, was mich ärgert, wenn so wackere Leute, die das Gute doch schon aus Erbschaft kennen, doch das Schlechte lieben. Diese „Gegenwart“ hat in diesen Kreisen leider wirklich Boden; alle meine akademischen Freunde dagegen verachten und hassen Lindau, wie wir selber.

Im ganzen, das sei noch einmal versichert, ist's hier gar wohl zu leben, aber nicht zu sterben! Neulich beim Göppertjubiläum [2]) saß dies ganze geistig angehauchte Schlesien zechend beisammen und sprach und sang sich an, daß man glauben mochte, die dritte schlesische Dichter- und Rednerschule hätte ein öffentliches Examen. Es ist eine stete Bewegung in dieser badewannenförmigen Provinz, aber das meiste strudelt schaukelnd wieder drin zurück; was höher in Wellen geht, spritzt über nach draußen und kommt nicht mehr zurück. Zu diesen Übergeschwappten gehören Sie wie mein Vater; auch ich möchte dereinst mit meinem Annel auf anderem Wege wieder hinaus als durch das Abflußloch im Boden.

Zunächst nun soll uns Ihr Besuch, den wir ja bald erhoffen dürfen, eine so liebe Erfrischung sein, wie der von Ludwig's zum Fest. Und damit für heut Lebewohl. Annchen grüßt Sie auf's herzlichste.

Ihr dankbarer und getreuer Dove.

Dove an Freytag.

Breslau, 24. Januar 1877.

Lieber Herr Freytag!

Sehr spät kommt diesmal unser Neujahrsgruß, aber es bleibt immer noch genug von der bösen 77 übrig, daß man alles Gute dazu wünschen mag, Ihnen

---

[1]) In der Nummer vom 5. Dezember 1874 hatte Hermann Rösler Roschers Geschichte der Nationalökonomie in Deutschland angegriffen. Die Zurückweisung geschah dann durch Victor Böhmert. — Ebendort (Nr. 1 vom 2. Januar 1875) verspottete Lindau Freytags „Brüder“.

[2]) Heinrich Robert Göppert (1800—1884), Professor der Botanik, beging am 11. Januar 1875 sein fünfzigjähriges Doktorjubiläum.

Digitized by Google

vor allem Gesundheit und womöglich im Vaterlande, was sollen Sie die erst von Rom holen?[1]) Sonst wüßt' ich Ihnen diesmal kaum etwas zu wünschen, was Sie nicht schon hätten; die Stimmung wenigstens ist wieder da, dafür zeugt Marcus,[2]) für den wir herzlich danken. Ich hab' ihn, wie immer, erst in den Weihnachtsferien lesen können, dann aber mit desto größerer Freude ohne Unterbrechung. Ich stimme nur ein in das Urteil der weit überwiegenden Mehrheit der Leser, das Sie kennen, wenn ich diesen Band im ganzen wie im einzelnen für höchst interessant und zugleich wunderhübsch anspreche; ich ziehe ihn seinem letzten Vorgänger entschieden vor und hoffe nun dringend mit dem ganzen lieben Publiko, daß sich die liebe Ahnenfamilie so frisch und schön weiter fortpflanze. Wie gern spräch' ich mit Ihnen über manches Detail, aber das läßt sich eben nur mündlich bequem und nützlich abmachen. Nur was mir gerad einfällt: Dobise, über den, wie ich höre, Frau Kritika hie und da die Nase rümpft, scheint mir eine ganz vortreffliche Figur, freilich nur, weil man weiß, daß er der schäbige Rest eines untergegangenen Volksstammes ist; daher all seine Wunderlichkeit, mit Mutter und Eiche, das Kindisch-Altkluge, kurz geradezu das Bodenlose seines Wesens — der Boden, der ihm fehlt, ist eben die Nationalität. Köstlich ist ferner — ich spreche nur von Nebensachen, denn die Hauptsachen sind ja eben über alle Debatte schön und wohl gelungen — köstlich ist die Ironie, mit der der Krautjunker Henner neben dem verbürgerten Adel steht; wie jener, der Nachkomme des Ministerialen sich nun gar umgekehrt die Ahnen Georg's als die Diener der Seinen vorstellt! Und daß er dann doch trotz aller Reiterroheit doch auch — wie sein Ende ausweist — ein gewisses Rittertum sich bewahrt hat, das einer Natur wie der seinen im Bürgerleben doch wohl verloren gegangen wäre, das ist besonders erfreulich, weil es historisch gerecht und wahr ist. Um dann auch etwas zu mäkeln, so hat mich die Szene, wo Hutfeld unter die Revolutionäre tritt, nicht überzeugt; diese ganze Geschichte der politischen Bewegung im Innern der Stadt ist so fragmentarisch behandelt, daß man eigentlich weniger davon *erfährt*, als man *glauben* muß, wie denn eben an obiger Stelle der Wundertäter Hutfeld entschieden vom Leser das verlangt, was der Fromme Glauben nennt. Auch über die Lutherszenen hab' ich mich nicht ganz freuen können; den Luther selbst haben Sie in den Bildern viel liebenswürdiger geschildert, *hier* tritt fast nur seine alttestamentarische Seite, der starke Eifer des Gottesmannes hervor, zuletzt kommt er heraus und predigt den Helden geradezu tot; das scheint mir mehr das Ende eines Schauspiels als eines Romans; bei der ersten Szene aber, die sonst soviel freundlicher ist, will mir der stumme Pilger im Hintergrunde geradezu opernhaft erscheinen, ich höre dabei immer Musik, bis er denn selbst zu Worte kommt und der Spuk verschwindet. Doch sind das wohl unberech-

---

[1]) Zur Wiederherstellung seiner Gesundheit, die seit dem Tode seiner ersten Frau (1875) angegriffen war, ging Freytag im Frühjahr 1877 nach Italien. Seine Briefe werden jetzt seltener und kürzer.

[2]) Marcus König, der 4. Band der „Ahnen", erschien Weihnachten 1876.

Digitized by Google

tigte Einfälle. Hier ist sonst viel über das Buch debattiert worden und ich hatte dabei Gelegenheit, auch über das Ganze als solches nachzudenken und zu sprechen. Merkwürdig, daß einige der größten Anfechtungen dieses Bandes von einigen Ihrer größten Verehrer ausgesprochen werden, weil diese den Plan Ihres Gesamtwerks höher anschlagen als Sie selbst! Nämlich so: selbige finden den Marcus als Roman ganz reizend, wo aber bleibt, sagen sie, der adäquate Ausdruck für den Kulturinhalt dieser deutschen Epoche? Ist das nun die geistig-nationale Bewegung der Reformation? Was davon vorkommt, schlägt so schwach in diese Grenzlande hinüber, wie Sturm und Wogengang des Ozeans etwa in die Ostsee. Und gewiß, sagen meine Leute, für die Jahre, die Gegend, die Personen war's so und nicht anders; aber darum hätten sie dann lieber andere Jahre, Lande und Menschen sehen wollen. Diese Herren halten nämlich die Ahnen als Ganzes für die poetische Verklärung des Grundgedankens der Bilder — und das sind sie auch, sagt' ich ihnen —, meinen sodann, deshalb müßten die Hauptbewegungen unseres Nationalgeistes, die doch den Individualgeist bestimmen in seiner Entwicklung, voll und ganz in den Ahnen zur Erscheinung kommen — und das bestritt ich, bestritt es vor allen Dingen vom Standpunkt freier Künstlerpraxis, die sich schon um der Abwechslung selber und ihres Reizes willen einmal abwendet von Schema und Symmetrie. Wenn also Herr X. sagt: wie Ingraban den welthistorischen Schritt unseres Volkes vom Heidentum zum Christentum darstellt, so möcht' ich in einem Ahnenbande, der zu Luthers Tagen spielt wie jener zu Winfrid's, dasselbe große Problem, nur tiefer und geistiger, wie es eben die Reformationsgeschichte wiederbrachte, behandelt sehen und lernen an dem Parallelismus ebenso wie an den Divergenzen — so erwidr' ich: Herr X. darf sich von Freytag zu Weihnachten wünschen, was er will, aber Wunschzettel sind keine Schuldscheine und so darf ihm Freytag zu Weihnachten auch schenken, was er will. Ich leugne, daß Sie poetische Philosophie der deutschen Geschichte geben, diese Erzählungen sind vielmehr historische Poesien, die allerdings in einem gewissen, ebensowohl historischen als poetischen Zusammenhang miteinander stehen. Es sind durchaus nicht Kaulbach'sche Treppenhauswandbilder, sondern ein Zyklus wirklich historischer Gemälde. Und wo, außer eben im Ingraban, wäre denn auch in den früheren Bänden gerade eine große Epoche der Nationalgeschichte herausgegriffen? Fällt da die Erzählung zeitlich daneben, so im Markus sozusagen räumlich, und wer gerade Reformationsgeschichte haben will, mag vorderhand Ranke lesen. Eine andere Erörterung über den Helden des jüngsten Bandes und die Notwendigkeit, in modernerer Zeit mit Zuspitzung der Individualitäten auch deren mehrere von fast gleicher Bedeutung bei scharfem Kontrast einander zu gesellen und auf sie die Handlung zu verteilen, kann ich hier in der Kürze nicht geben und überhaupt komm ich mir vor wie der Rhetor, der Hannibal über Kriegskunst vortrug, wollte Ihnen eigentlich nur zeigen, daß ich ein nachdenklicher Leser und somit Ihrer lieben Gabe wert gewesen bin ...

Digitized by Google

Freytag an Dove.

Leipzig, 7. Dezember 1878.

Mein lieber treuer Freund! Nehmen Sie den neuen Band [1]) freundlich auf. Es ist eine freudenarme Zeit, in der er umherflackert, und auch dem Autor war oft jämmerlich zumute, während er schrieb. Beides wird man dem Buche nur zu sehr ansehen. Es wäre wohl klüger gewesen, wenn ich mit der Ausgabe gewartet hätte, bis auch der Schlußband fertig war. Aber der Gedanke, wer weiß ob? und die äußeren Rücksichten machten ihn mobil. In die Potsdamer Garde unserer Romane wird er nicht gestellt werden.

Ich habe nach längerer Einsamkeit hier eine heitere Woche verlebt, am liebsten mit Ludwigs, und bei den Freunden in Gedanken viel mit Ihnen und Frau Anna verkehrt. Daß ich im Sommer, während Ihres hiesigen Aufenthalts Sie nicht gesehen habe, war mir herzlich leid, aber grade in den Wochen steckte ich tief drin. Ich will jetzt etwas für meine Gesundheit tun und dann fragen, wie es mit Lust und Kraft aussieht. Unterdes bitte ich Sie und Anna immer gut zu bleiben Ihrem treuen Freytag.

Dove an Freytag.

Breslau, Donnerstag, 20. März 1879.

Lieber Herr Freytag!

Fast Frühlingsanfang! So hab' ich also Dank und Antwort gerade einen ganzen Kalenderwinter anstehen lassen; mildernde Umstände fehlen gänzlich, also bleibt mir nichts übrig, als die Gnade anzurufen, der die endlich hereinwehende Lenzluft den Weg zu Ihrem Gemüte bahnen möge. Über die „Geschwister", die ich in den Weihnachtsferien las, hätt' ich übrigens nichts als eitel Lob sagen können, und das wäre Ihnen gewiß beschwerlich gefallen. Hatten Sie wirklich Zweifel am Erfolge dieses Bandes? Wenn in der Tat, so ist er glänzend widerlegt worden. Wieder haben Sie gezeigt, daß für den historischen Roman, wenn sein Autor ebensosehr Dichter wie Historiker ist, die trübsten Zeiten eher den besten als den schlechtesten Hintergrund abgeben. Aber freilich, wie sicher haben Sie auch die positiven Punkte jener Zeiten herausgehoben! Im „Rittmeister" die Idee der Toleranz und der nationalen Erlösung, beide noch mühselig und schwermütig sich emporringend aus der tiefen Ermüdung nach soviel Glaubenshader und Fremdenwirtschaft. Daher der düstere Schwung — ich weiß keinen anderen Ausdruck — in dieser traurigen Heldengeschichte, der Sie dazu aus den Naturzuständen, in welche die sich selbst verwüstende Kultur zurückgeführt hatte, eine so wunderbare Bühne von einer gewissen grausigen Schönheit gezimmert haben. Mir erscheint auch der tragische Ausgang durchaus angemessen, nach dessen Notwendigkeit so manches Hänsel und Gretel aus dem Publiko fragt; denn nur als Hoffnung und Weissagung waren doch jene Ideen in den Helden aufgegangen; genug, daß sie sich damit bis zum Friedensgeläut hindurch-

[1]) Die Geschwister, 5. Band der „Ahnen".

Digitized by Google

geschlagen haben und den Erben hinterlassen, der ohne heroische Erinnerungen in der schalen Wirklichkeit dieses Friedens aufwachsend die bürgerlichen Tugenden samt ihren Mängeln ruhig erwerben kann, deren es bedurfte, um da Schritt für Schritt weiterzuleben. Die zahlreichen Reminiszenzen an frühere Motive in Wort und Tat wirken vortrefflich als Atavismen, zu denen eben jene Wiederauflösung der in den letzten Jahrhunderten gewonnenen Kultur zwanglos hinleitet. Wie Bruder und Schwester zusammenstehen, ist dagegen als völlig neu und doch im ganzen Geschichtenkreise unentbehrlich desto überraschender. Vom „Freikorporal" zu reden wäre noch überflüssiger; denn da ist alles so ungemein klar und wahr, daß es sich von selbst aufdringt. Hier bewundr' ich besonders die Erzählerkunst; die Introduktion ist wohl das beste, was Sie je darin geleistet und hat auch sonst unter deutschen Novellen schwerlich viel ihresgleichen; an Ökonomie und Knappheit in Humor und Realistik übertrifft er selbst die Jugendpartien in „Soll und Haben". Wie sicher ist übrigens auch hier in der Darstellung des Preußentums, als des hier auftretenden idealen Moments, und in seiner Kontrastierung mit dem kursächsischen Wesen das richtige Maß gehalten! Freilich war das mit der Chodowieckischen Art der ganzen Zeichnung notwendig gegeben. Auch der Gegensatz der zweiten Geschichte gegen die erste, die Brüder statt Bruder und Schwester, und daß hier doch auch einmal der Geistliche dem Offizier an Heroismus weit überlegen ist, kommt dem ganzen Bande höchlich zugute. Nicht zu leugnen ist, daß die zweite Novelle gegen Ende sinkt, wie die erste umgekehrt zu Anfang verhältnismäßig am wenigsten interessiert; das hört' ich von anderen, konnte aber nicht widersprechen. Sonst war so allgemein Befriedigung wahrzunehmen, daß fast kein Anlaß zu Erörterungen sich bot. Wie kommt Friederike zu Flemmings? fragte, glaub' ich, Röpell; und wieder andere mäkelten wohl an den Verflechtungen mit dem Magister. Allein welcher Roman der Welt, ja selbst wie wenige Novellen würden bestehen, wenn durchaus jeder Zufall aus ihnen verbannt sein sollte! Das waren übrigens wohl die beträchtlichsten Einwürfe. Aus allem ist zu ersehen, wie fest Ihre Stellung im Volke gegründet ist; selbst was der oder jener anders wünschte, zeigt, wie wichtig ihm die Sache ist. An welchen anderen unserer Schriftsteller geht alle Welt mit so bestimmten Forderungen und Erwartungen? Noch würde jedermann gern mehrere Bände hinnehmen; allein es ist wohl weiser, bald zu schließen, wie Sie vorhaben. Ich hoffe dringend, daß Sie im Schlußbande das Fazit ziehen, den letzten Helden das Geschick des Hauses rückwärts überdenken lassen und so auch dem törichten Leser Gewinn und Verlust unseres Volkstums in seiner Geschichte deutlich machen. —

Dove an Freytag.

Breslau, 15. Juli 1879.

Lieber Herr Freytag!

Herzlichen Glückwunsch hinterdrein! Diesmal hatt' ich zu Ihrem Geburtstage alle Hände voll mit Ihnen zu tun. Ihre kritische Vivisektion durch

Digitized by Google

mich[1]) ist bereits im Druck und denken Sie: die nichtswürdige Tierquälerei erstreckt sich über beinahe anderthalb Bogen. Der Ton ist so leicht, ja fast frivol, wie mir möglich war. Ging ich doch wie mein großer Namensvetter von England[2]) als Harfner ins Lager der Feinde, und so rückt ich den Hut keck auf ein Ohr und begann mit dem Dänen Lindau zu scherzen. Im Ernst: Pathos wäre in der Zeitschrift unmöglich, Schelmerei im ganzen in der Form bei ernstem Inhalt, dazu hie und da ein Gran Bosheit war notwendig und klug zugleich. Habe literarisch an Ihnen hie und da gezaust, denn mein Ideal war von je der Hundeschwanz des Alcibiades: man muß den Bösewichtern Kleinigkeiten selbst zu beknurren und beknabbern geben. Sonst bitt' ich um Verzeihung, daß ich Ihre Notizen so vielfach mit Haut und Haar herübergenommen. Das bleibt natürlich bitte unter uns. Schade: wie ich fertig war unterm Hochdruck der Setzerbengel, fühlt' ich erst, was und wieviel ich eigentlich über Sie zu sagen hätte; doch ein andermal! Diesmal ist's wirklich so in jeder Hinsicht besser. Möchten Ihnen doch die nächsten Wünsche erfüllt werden, daß Sie dies alte Schlangenbad[3]) verlassen könnten, das von Evä Tagen an kein Aufenthalt für Männer ist. Meine Schlußzahlung werden Sie erhalten haben; mir ist danach sehr leicht zumute. Annchen und ich haben stille Pläne zu einer Sonderlingsreise in fabelhafte Gegenden. Wird etwas draus, so grüß' ich Sie vielleicht von unterwegs mit einer Karte, deren Poststempel allein Sie von der Tatsächlichkeit dieser abenteuerlichen Wikingerfahrt überzeugen wird. — Bis dahin leben Sie wohl. Ihr herzlich ergebener A. Dove.

Post destructionem Mediolani datierte Barbarossa öfters; man könnte jetzt datieren post destructionem haud immeritam factionis fractionisque nationaloliberalis![4])

Freytag an Dove.

Schlangenbad, 5. August 1879.

Lieber Freund! Soeben erhalte ich ein säuberliches Heft mit Adresse Ihrer treuen Hand. Nehmen Sie meinen herzlichen Dank für die taktvolle und maßvolle Weise, in der Sie mich bei den Capulets eingeschwärzt haben. Ach, mein süßer Mercutio, es ist selbst für einen alten Journalisten, der hartgesotten auf dem Grunde seines Topfes liegt, eine peinliche Sache, so abgeschält einem verehrungswürdigen Publikum präsentiert zu werden, und ich habe immer vor journalistischen Bildsäulen, welche einem Lebenden gesetzt werden, fromme Scheu gehabt. Sie haben die Sache sehr schön gemacht, Sie waren würdig, Doveken,

---

[1]) Dove schrieb für die von Paul Lindau herausgegebene Zeitschrift „Nord und Süd" 1879 einen Artikel über Freytag, zu dem ihm dieser selbst das biographische Material gestellt hatte. (Jetzt wieder abgedruckt in Doves Ausgewählten Schriftchen.)

[2]) Alfred der Große.

[3]) Wo sich Freytag zur Pflege seiner gleichfalls erkrankten zweiten Frau aufhielt.

[4]) Anspielung auf Bismarcks Bruch mit den Liberalen.

Digitized by Google

und Sie waren unbefangen, wenigstens haben Sie den Schein davon gut geheuchelt. Sie lieber Mann!

Die Fabier haben aber den Schillerpreis nicht erhalten, vielleicht weil sie der Kommission nicht akademisch genug waren. Jetzt bin ich neugierig und zersinne mich Bädekern in der Hand, wohin Sie und Anna so geheimnisvoll ausfliegen wollen. Da Sie im Gebiet der Postkarten bleiben, kann's schwerlich Bulgarien sein, und ich rate auf Schwaben, Alp und kleine Städte.

Ich sitze noch hier fest. Die Kur meiner Patientin zieht sich hin, der Arzt gibt Hoffnung und ich bescheide mich, nicht mehr zu verlangen. Lebe ganz allein, und so still als sich durchsetzen läßt. Es sind einige Bücher hier und ich versuche zuweilen zu arbeiten.

Ihnen und Anna soll der Herbst Gutes bringen, und beide sollen Sie gut bleiben Ihrem getreuen Freytag.

Freytag an Dove.

Über den Band Ihrer deutschen Geschichte[1]) muß ich Ihnen sogleich meine Freude und meinen Glückwunsch aussprechen. Ich habe ihn frisch hintereinander weggelesen mit großem Behagen. Vor allem freue ich mich über die schöne und ganz einzige Verbindung von Kritik und warmer Temperatur, welche bei der Besprechung Friedrichs überall zu finden ist. In diesem Sinne ist es das erste Buch, welches die Zeit so darstellt, wie wir sie verstehen sollen, weder die vorsichtige Apologie Rankes noch der durch dick und dünn watende Patriotismus Droysens kommt dagegen auf, und der wackere Grünhagen hat zwar im einzelnen sein Bedürfnis nach gerechtem Urteil befriedigt, aber es fehlen doch allzusehr die großen Gesichtspunkte. Ihr Buch hat mir wieder die alte Wahrheit bemerklich gemacht, daß jede Zeit ihrer Bildung nach die Geschichte von neuem schreiben muß. Der Historiker nach 1870 ist ein ganz anderer Mann als der aus den Zeiten Friedrich Wilhelms IV. Aber auch abgesehen von dem Vorteil, welcher Ihnen als Kind neuerer Zeit zugute kommt, ist die ganze Methode der Erzählung vortrefflich, und Ihre eigene Persönlichkeit erscheint, sicher und gereift, wie sie geworden ist, so vorzüglich geeignet zum Urteil, daß ich von unseren Geschichtsleuten niemanden weiß, der das Ihnen gleichmacht. Ganz besonders richtig ist es, daß Sie bei jeder Veranlassung, wo Sie das befangene Tun vergangener Helden schildern, den Lesern die Perspektive des deutschen Interesses bis auf die Gegenwart vor Augen stellen. Auch das Militärische, soweit Sie es zu behandeln Veranlassung hatten, scheint mir sehr gut dargestellt und beurteilt, und zwar nicht bloß nach dem Maß, das wohl andere bereits angelegt haben. Es ist überall eigene Arbeit und gründliche Arbeit, wie schnell Ihr Bericht auch über das Detail hinzustreichen verpflichtet war. Daß es mehrere Bände werden, kann sich Perthes gerne gefallen lassen, er erhält für seinen Verlag ein gutes Werk,

[1]) Deutsche Geschichte von 1740—1790, deren erste, die Jahre 1740—45 umspannende Hälfte 1883 als Teil des Heeren-Ukertschen Sammelwerks erschien. Zu einer Weiterführung kam es nicht.

Digitized by Google

bei dem mich nur ärgert, daß es wieder als Stück eines größeren Ganzen zu erscheinen hat und in seinem äußeren Erfolg bis zu einem gewissen Grade von diesem abhängig ist.[1])

Dove an Freytag.

Bonn, 24. Januar 1887.

Lieber, verehrter Freund!

Ich will diesmal gleich von Herzen danken. Gestern kam uns der Schluß Ihrer Lebenserinnerungen[2]) zu nebst zwei anderen schönen Bänden, wovon ich die erste Hälfte von „Soll und Haben" auch nicht wieder aus der Hand gelegt, eh' ich sie abermals durchgelesen und mit tausend Freuden bewundert. Denn so ist der Mensch: der ganze Roman steht natürlich unten in Annchens Schrank, ohne daß ich ihn jahrelang ernstlich angesehen; jetzt aber kommt er so unmittelbar von Ihnen auch äußerlich, wie er innerlich von Ihnen stammt, und da war es mir unmöglich, ihm auszuweichen. Was haben wir auch überhaupt an guten Büchern, zumal poetischen, als eben die guten Menschen selber, die sie geschrieben? Da begrüß' ich natürlich die Sammlung Ihrer Werke desto mehr; denn das heißt wieder nur, daß man Ihr Wesen ganz beisammen hat und genießt. Insofern hätt' es besonderer „Erinnerungen" kaum bedurft, welche in der Tat am wichtigsten sind bei bloß handelnden Menschen, die sonst nichts schreiben. Aber die Ihrigen sind nun doch nicht bloß eine Vorrede zu den anderen Werken, als welche sie sich bescheiden geben, sondern auch ganz unwillkürlich wieder ein neues „Werk" für sich, das nur Ihre Person doppelt in sich schließt, ganz gewiß bei aller Wahrheit ebenso eine Art Dichtung wie Goethe's Bekenntnisse. Dreierlei hat mich an den letzten Bogen vornehmlich angezogen. Zuvörderst das Lob des Hauses Ludwig, dafür bin ich Schwiegersohn; und Sie können denken, wie glücklich Annchen ist, daß selbst ihre geliebte „Mimi"[3]) drin vorkommt! Sodann Ihre Schutzrede für den Roman und die Dichtung in Prosaform überhaupt. Mit solcher Kühnheit und überzeugender Kraft ist der Vorzug der letzteren wohl noch niemals behauptet worden. Die Analogie mit der Entwicklung einiger anderer Künste — nicht aller — und mit der der Sprache an sich, selbst mit der der Weltanschauung von der Religion zur Wissenschaft bietet sich zu weiterer Bestärkung dar. Ob aber in dem allem nicht doch im Grunde nur ein Umsatz von Schönheit in Wahrheit zu erkennen sei, also eigentlich doch ein Verlust an reiner Kunst, das wäre noch die Frage. Sie geben das auch vielleicht zu, zeigen aber, wie der Gewinn auf der anderen Seite größer sei, und betrachten endlich, selbst wenn dem nicht so wäre, den gesamten Vorgang als naturnotwendig, wie Ihr Gleichnis mit den Lebensaltern verrät. Für unser Jahrhundert und somit für Ihre Praxis und deren historische Bedeutung sollen Sie gewiß Recht behalten;

[1]) Nach einem Vermerk Freytags der Anfang eines Briefes, den der Dichter 1883, als der Zustand seiner Augen ihn am Schreiben hinderte, diktierte. Der Brief blieb dann liegen und kam erst nachträglich Anfang 1884 zum Versand.

[2]) Die Lebenserinnerungen leiteten Freytags gesammelte Werke ein.

[3]) Frau Ludwig. Vgl. Lebenserinnerungen, S. 233.

Digitized by Google

ob für alle Zukunft, möcht ich noch bezweifeln, aber darauf kommt auch wenig an. Das eine jedoch scheint mir unleugbar: in der Urpoesie des alten Epos war alles Poesie; alle Wahrheit, die der Mensch damals besaß, kam nur in dieser Schönheitsfülle zur Erscheinung, diese Kunst enthielt zugleich die Wissenschaft, soweit es damals welche gab. Bei dem modernen Roman ist es bereits beinahe zum umgekehrten Verhältnis gekommen: Schönheit und Kunstform sind fast nur noch die Schale für den Kern von Wahrheit und — ich will nicht sagen Wissenschaft, sondern — Geist. So sind auch Ihre Romane gewiß mit deshalb die besten unter den unseren, weil sie an solchem Gehalt am reichsten und echtesten sind. Und so wäre denn wohl der Höhestand der Literaturen jener mittlere gewesen, wo sich aus der verlorenen Einheit im Epos auf der einen Seite die rein poetischen Gattungen der Lyrik und des Dramas ausschieden, auf der anderen die vollkommen prosaische Historie, Philosophie und Wissenschaft überhaupt. Im Roman, wie er heut ist, seh' ich eine neue Mischung, eine künstliche und sentimentale statt der naiv natürlichen; wirklich ungesund freilich nur in den Abartungen, die auch Sie als Demimonde brandmarken, wozu Sie noch den antiquarischen, belehren wollenden Roman der Ebers und Genossen hätten rechnen können. Sie werden lächeln, wie sehr ich zum Pedanten und Theoretiker geworden; jedenfalls ist es falsch, dergleichen in einem Brief abzuhandeln, und wir wollen lieber einmal gründlich darüber plaudern. Was mich dann drittens vorzüglich erfreut hat, sind die Erläuterungen zur Komposition der „Ahnen". Auch mir waren einige nun von Ihnen aufgedeckte Bezüge nicht deutlich geworden, obwohl ich gerade in dieser Hinsicht nicht unaufmerksam gelesen hatte. Aber allerdings hab' ich das Ganze auch noch niemals stramm hintereinander wieder durchgelesen. Was Sie gegen die Publikation in Stücken überhaupt sehr schlagend bemerken, hat eben auch bei den „Ahnen" der einheitlichen Schätzung des Ganzen einigen Eintrag getan. Indem ich diese Partien hervorhebe, will ich alles andere nicht zurücksetzen. Welche Freude bleibt es nicht immer, einen produktiven Mann von seinem Wollen und Handeln erzählen zu hören! Man fühlt sich als ein Phäak, während Odysseus von seinen Fahrten und Abenteuern berichtete; nur daß Sie nicht gerade den „edlen Dulder", der Sie doch wahrlich gewesen, hervorgekehrt haben. Es ist eine besonders männliche Seite in Ihnen immer gewesen, die bitteren Tränke des Lebens still für sich hinunterzuschlucken. In anderem acht' ich und billig' ich, aber bedaure doch auch Ihren Lakonismus. Manches über die Politik der letzten Zeiten muß man beinahe zwischen den Zeilen lesen. Dem Kaiser sind Sie mit einfach schönen Worten gerecht geworden, fast mehr, als ich erwartet hatte. Bismarck aber kommt mir doch zu kurz, und es ist das vielleicht als eins der wenigen Mißgeschicke Ihres sonst so wunderbar reichen Geisteslebens anzusehen, daß Sie an der Erscheinung dieses Mannes nicht noch hellere Freude gehabt haben, ja nicht haben konnten. Sie brachten ihm nicht nur, wie alle liberalen Patrioten Ihrer Generation, altes Mißtrauen und Groll entgegen; Sie haben auch nachher durch Ihre hohen Verbindungen zuviel von seinen Schattenseiten und Menschlichkeiten gehört, was ja alles wahr

Digitized by Google

sein mag, aber doch kein Gewicht hat für historische Anschauung. Und dazu kommt nun Ihre poetisch, besonders in psychologischer Richtung, schöpferische Phantasie, so daß im ganzen ein Bild des Helden in Ihnen entstanden sein wird, wie es die Memoirenliteratur von vergangenen Größen bietet. Oder irr' ich mich da und phantasiere selbst? Es sollte mir lieb sein. Vielleicht war es auch vornehmlich Ihre stolze Scheu, dem Gewaltigen zu huldigen, ehe Sie sich „bejahrt und unabhängig" genug fühlten. Dann aber hätten Sie jetzt dreister mit dankbarer Bewunderung heraustreten können. Für mich kommt zu allem, was er getan und vollbracht hat, noch das eine unbeschreibliche Gefühl der lebendigen Gegenwart eines schöpferischen Genius hinzu, was ich ja auch dem Dichter oder anderen schaffenden Geistern gegenüber empfinde, nur daß es in diesem großen Stoff der Völkergeschichte sich doch noch ganz anders ausnimmt eine Kraft von Gottes Gnaden herumarbeiten zu sehen. Wenn man auch tausendmal vorher weiß, was er sagen und tun wird, weil er nicht anders kann, so ist doch das Wie allemal von neuem überwältigend. Wessen Rede mag man sonst noch lesen, es sei denn, weil sie als Substrat der seinigen von Interesse ist? Bei aller furchtbar einseitigen, zermalmend eisernen Natur seines Wesens ist mir es doch immer ein befreiender und erhebender Zug, an ihn zu denken. Man spürt ein Rauschen überm Haupt und ein Wehen an der Wange hin, so oft seine Gestalt den Gedanken vorübergeht; kurzum eben das Dasein des Genius in seiner mächtigsten Entfaltung. Das ist es ja auch, was selbst den Ausländern, ja den Feinden ins Gemüt schlägt, die ihm sonst statt des Dankes Zorn schulden; wir aber haben dabei ein zwiefaches Hochgefühl. Mir graut, daran zu denken, wie das später sein soll. Glauben Sie nicht, daß ich mich in alledem wesentlich gewandelt und bekehrt hätte; es ist nur eine in sich fester gewordene Erkenntnis, wie ja es im Grunde allen, wenigstens in meiner Altersschicht, gegangen ist. Doch nun genug: erst Pedant und jetzt Schwärmer — eine schöne Mischung, werden Sie sagen. Nehmen Sie aber nochmals unser beider Dank und Gruß! Die Tage in Leipzig waren sehr hübsch und sind dem Jubelgeburtstagskinde[1]) Gott sei Dank ausgezeichnet bekommen. Die großen Schneebegebenheiten gaben dem Ganzen einen feierlichen Hintergrund. Am tollsten war Ihr Gotha verschneit, wie wir im Coupé den Erzählungen eines Herrn v. Wangenheim (Besitzer eines Hengstes namens Ingo) entnahmen. Grüßen Sie auch Ihr Gustelchen.[2]) Auf Wiedersehen. Ihr getreuer A. Dove.

Dove an Freytag.

Bonn, 11. Juli 1888.

Lieber alter Freund!

Da wir Ihr Doktorjubiläum[3]) leider verschwitzt haben — erst aus der Zeitung erfuhren wir davon —, so lassen Sie uns dafür um so herzlicher zum

[1]) Karl Ludwig feierte am 29. Dezember 1886 seinen siebzigsten Geburtstag.
[2]) Freytags Sohn aus zweiter Ehe.
[3]) 30. Juni 1888.

Digitized by Google

Geburtstage Glück wünschen! Anna hat mir erzählt, wie wohl es Ihnen Gott sei Dank geht; wie gern hätt' ich mich selbst davon überzeugt! Es war doppelt ärgerlich, daß ich nicht mit nach Wiesbaden ging, da es ein falscher Lärm der Druckerei war: noch heute ist der damals vollendete Aufsatz[1]) nicht ausgegeben, so wenig Eile hatte es in Wahrheit damit; er wird Ihnen von Leipzig aus zugehen. — Nachdem, was ich von Anna höre, wären wir im Gespräch über die Zeitläufte einig gewesen. Schreiben läßt sich darüber kaum. Oft hab' ich mir mit Bedauern vorgestellt, was Sie mehr als andere dabei leiden mußten. Ich wollte, der erste Band „Ahnen" wäre noch nicht in den „Werken" wiedererschienen, damit Sie die Zueignung an die „Herrin" — leider Herrin! — tilgen könnten: vor einem unserer deutschesten Dichtwerke steht nun für alle Zeit, wie ein englisches Etikett, das Gedankenbild dieser widerwärtigen Frau.[2]) Im übrigen freilich ward nie jemand gründlicher gestraft. Soeben las ich in der Kölnischen Abendzeitung die Schrift der deutschen Ärzte[3]) zu Ende, die uns ja nichts Neues sagt, aber noch einmal deutlich zeigt, wie sich diese Fremdherrschaft selbst die Zukunft abgegraben hat. Das ist allerdings entsetzlich, daß bloße Schwäche — wohl die einzige Schuld dieses armen Friedrich — mit solcher Marter heimgesucht worden ist. Aber im öffentlichen Leben ist nun einmal Schwäche der Sünde gleich und muß wie diese gebüßt werden. Der ausübende Schurke aber — ein Kerl wie aus dem 17. Jahrhundert etwa — wird wohl auch noch von der Nemesis ein Stelldichein erhalten: so lange wenigstens wünsch' ich noch zu leben. — Für das Vaterland war es wohl so am besten. Sehr vergnügt hab' ich heute dem jungen Wilhelm Treue geschworen; das scheint wieder ein Hohenzoller sans phrase — worauf doch der Liberalismus auf dem Thron einzig hinausläuft. — Wie hab' ich mich gefreut, als mir Anna mitteilte, daß Sie nach Abschluß der Werksammlung neu schaffen wollen![4]) Ich wünsche von ganzem Herzen Glück dazu und beneide Sie freundlich. Wenn ich auch einmal dazu käme! Aber ich hänge immer mit bestellter Arbeit, die mir als solche bald verhaßt wird. Auch Dozent bin ich doch eigentlich nur auf Zureden geworden und bin es daher trotz äußerlich leidlichen Erfolges ohne Freude. Doch ich will Ihnen nicht klagen, was ja gewiß meine eigene Schuld ist; was kommt auch darauf an, ob mittelmäßige Menschen ihre Stelle finden? — Nehmen Sie nochmals unseren wärmsten Wunsch für ein reiches und gutes Jahr und seien gegrüßt von Ihrem getreuen

A. Dove.

---

[1]) Vermutlich der 1888 im 27. Bande der Allgemeinen Deutschen Biographie erschienene Aufsatz „Rankes Leben im Umriß".

[2]) Die „Ahnen" waren der Kronprinzessin Viktoria, späteren Kaiserin Friedrich gewidmet.

[3]) Die Krankheit Kaiser Friedrichs III., dargestellt nach amtlichen Quellen, 1888, womit sie die haltlosen Beschuldigungen Mackenzies zurückwiesen.

[4]) Nach Abschluß der Werke erschien nur noch die vielberufene Schrift „Der Kronprinz und die deutsche Kaiserkrone", 1889.

Digitized by Google

Überdruß und Zweifel an Sinn und Wert seiner Arbeit, die im freundlichen Idyll der Breslauer Jahre so lange geschwiegen, nun aber, durch Eindrücke des ihm wesensfremden rheinischen Milieus von neuem ausgelöst, sich doppelt laut meldeten, bestimmten Dove, den akademischen Ballast über Bord zu werfen und es noch einmal als Journalist zu versuchen. 1891 übernahm er die Redaktion der Beilage der „Allgemeinen Zeitung", im nächsten Jahre vorübergehend auch die Leitung des Hauptblattes. Bei den Verhandlungen, die vorausgingen, hatte Freytag eher zur Vorsicht geraten. „In diesen Wochen," schrieb er am 14. Juni 1889 an Stosch, „hatte ich wegen der ‚Münchner Allgemeinen Zeitung' mit Professor Dove aus Bonn verhandelt, dem die Redaktion unter glänzenden Bedingungen von einem neuen Konsortium angeboten war. Hätte er angenommen, so wäre wahrscheinlich auch ich wieder unter die Journalisten gegangen. Doch bändigten verständige Erwägungen die geheime Sehnsucht des treuen Kameraden, der in Versuchung stand, vom Pferd auf den Esel zu steigen, weil ihn der Teufel des Journalismus noch von den ‚Grenzboten' her an einem Haare festhielt." Als dann Dove unter allgemeinem Kopfschütteln der gelehrten Zunft den entscheidenden Schritt doch tat, war Freytag wieder derjenige, der sich am schnellsten hineinfand. Auch in ihm regte sich das alte Journalistenblut: „Was ist das, was soll das und was bedeutet das," fragt er am 7. November 1890 an, „was jetzt halboffiziell mitgeteilt wird, daß Sie doch die Redaktion der ‚Münchner Allgemeinen Zeitung' übernehmen werden? Haben Sie sich dazu entschlossen, so ist es Kismet und abgemacht, und ich bitte um Erlaubnis, unter Ihrer Führung noch einmal die Journalistenfeder führen zu dürfen, so weit Sie mich werden brauchen können." Dazu sollte es nun freilich nicht mehr kommen; aber auch Dove mußte die Hoffnung, im Sinne der älteren Zeitschriften nun von München aus das außerberlinische Deutschland geistig zu sammeln, angesichts der immer stärker divergierenden Zeitinteressen bald als verfehlt aufgeben. Abgesehen davon, daß mit den Jahren seine Ansprüche an die Form seiner Aufsätze noch gewachsen waren, überstieg die aufreibende Tätigkeit des modernen Tagesredakteurs bald auch seine körperlichen Kräfte. Dafür wurden die Münchener Jahre in anderer Hinsicht die hochgestimmtesten seines Lebens. Was das Ziel seiner Sehnsucht von Jugend an gewesen war: auch dichterisch einmal seine Kraft zu erproben, das wurde, angeregt im Verkehr mit Paul Heyse und dem Münchener Künstlerkreise, nun frohe Erfüllung. In den Jahren 1892/93, während einer Pause in den Redaktionsgeschäften, entstand als Frucht seiner Salimbenestudien sein Roman Caracosa. Ihn dem anerkannten Meister des Faches noch vorlegen zu können und vor seinen Augen bestehen zu sehen, erschien ihm Lohnes genug. Freytag schrieb ihm dazu:

Wiesbaden, 22. Januar 1894.

Mein geliebter Dove! Gern hätte ich, bevor ich Ihnen über Caracosa schrieb, einige Besprechungen gelesen, um auch von der Aufnahme beim Durchschnitt eine Ansicht zu haben, aber ich merke, es geht Ihnen wie einst dem Scheffel beim Ekkehart, es braucht Zeit, um anerkannt zu werden. Obgleich ich hoffe, daß es

Digitized by Google

Ihnen nicht ebenso gehen wird, denn beim Ekkehart währte es eine Reihe von Jahren, daß er ungelesen blieb. Und Ihre Arbeit hat doch eine unvergleichlich größere Gestaltungskraft und Originalität für sich. — Also, lieber Freund, es ist bis zum Ende ein sehr merkwürdiges, einziges Werk, das gerade Gegenteil von dem, was zur Zeit noch Mode ist, es verlangt eine Aufmerksamkeit und Hingabe des Lesers, die ebenfalls ungewöhnlich ist. Denn Parma ist nicht nur Hintergrund, sondern in seiner figurenreichen Aristokratie und den Chorführern Barbier und Schuster eine Hauptperson der Geschichte, die zweite ist das Haus Adamos, die dritte Caracosa. Es ist natürlich, daß die große Zahl der vorgeführten Personen den Leser beschäftigt und zerstreut. Demungeachtet ist mit vielem Glück, aus künstlerischem Instinkt oder aus weiser Überlegung, wer weiß es — die Verflechtung der Geschichte gemacht. Und bis zum Tode des bräutlichen Gemahls, dem Höhenpunkt, auch sehr wirksam und schön. (Dem Liebesglück Caracosas und der hellen Gestalt ihres Gemahls hätte ich noch größere Ausführung gewünscht. Sie hätten das recht gut gekonnt, denn Sie walten sorglos über einem Schatz von schönen Erfindungen.) Von da ab eine Zeitlang einzelne starke Wirkungen, die als Vorbereitung zu der Katastrophe in wärmster Sympathie für Caracosa genossen werden, bis zum Aufbruch von Parma. Was darauf kommt: die neue behagliche Einführung Salimbenes, Caracosas Verhältnis zu Manfred (an sich betrachtet sehr fein abgedämpft), ja die Katastrophe selbst, so poetisch wahr sie ist, bringt nicht mehr die Wirkung hervor, welche ein Roman von dieser Bedeutung nötig hat. Der Dichter hat sich in vornehme Höhe zurückgezogen, auf der sich die Farben abdämpfen. Ihre Seele schwebte während der Arbeit noch in zwei Luftregionen, im Tal des Dichters unter den Gewitterwolken, und auf dem Gipfel des Historikers, der die wilde Wirtschaft unter sich in weiter Umschau beobachtet.

Über Einzelnes könnte ich viel schreiben, meist Freudiges über vortrefflich Gelungenes, wenig über zu Breites: die Toaste bei der Hochzeit, die Lustspielfigur des gelehrten Juristen usw. Aber dergleichen heben wir auf, bis wir wieder einmal beim Becherlein über den Weltlauf plaudern. Summa, ich reiche Ihnen mit frohem Glückwunsch die Hand. Lassen Sie sich Ihre Freude über das Werk nicht durch die unsichere Aufnahme, durch die Leser unserer Novellenliteratur, stören.

Glück auch zum neuen Jahr, das freilich nicht mehr neu ist. Auch für Frau Anna treuen Glückwunsch. Für meine liebe Hausfrau[1]) und mich aber den Wunsch, daß dieses Jahr ähnlich wie das letzte, uns ein längeres Zusammensein mit Ihnen verschaffen möge. Immer

Ihr getreuer

Freytag.

Es war zugleich der letzte ausführliche Brief, den Dove von des Dichters Hand empfing. Am 30. April 1895 starb Freytag. Zwei Jahre später folgte Dove,

[1]) Freytag lebte seit 1891 in dritter Ehe mit Anna Strakosch.

Digitized by Google

der schon alle Brücken hinter sich abgebrochen wähnte, einem Ruf nach Freiburg, an eine Universität nach seinem Herzen, „ohne jede lähmende Tradition, eine Universität der unbegrenzten Möglichkeiten", die dem Vielgewanderten bald zur zweiten Heimat wurde, bis auch ihn 1916 der Tod dahinraffte. Dankbarkeit und Treue trieben ihn in diesen Jahren besinnlicher Einkehr, das Bild Freytags sich und der Nachwelt zu erneuern, zuerst in den Vorreden zum Briefwechsel Freytag-Treitschke (1900) und zu Freytags Briefen an Salomon Hirzel und die Seinen (1902), dann auch in abgeschlossener Darstellung für die Allgemeine Deutsche Biographie (1904). Indem er es zeichnete, wie er es im Spiegel seines reichen Geistes wiederfand, in den leuchtenden Farben seiner verfeinerten Kunst und mit der andächtigen Ergriffenheit persönlichen Erlebens, verband er des Freundes Bild mit dem eigenen zur untrennbaren Einheit.

Johann Sebastian Bachs Wandern

Von

D. Fr. Hashagen (Rostock)

Der Kunst Johann Sebastian Bachs kommt eine einzigartig hohe Bedeutung auch darin zu, daß in ihr die vorangegangenen musikalischen Leistungen gipfeln und zugleich von ihr die nachfolgenden musikalischen Entwickelungen aufs stärkste beeinflußt werden in einer Wirkung, die heute keineswegs schon abgeschlossen ist. Er ist sowohl Erbherr, wie Ahnherr. — Hier sei ein Blick auf sein Wandern gerichtet, das er ebenfalls von den Vätern überkommen hat und in dem zunächst seine Söhne, später so viele Musikanten ihm gleichen. —

Als sein erster uns bekannter Vorfahr begegnet uns Veit Bach, der in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts von Preßburg, Ungarn, nach Wechmar bei Gotha einwanderte, um dort ungestört seines evangelischen Glaubens leben zu können. Eine zahlreiche Nachkommenschaft ward ihm beschert; und wie sehr das Wandern bei ihnen üblich blieb, mag daraus geschlossen werden, daß um die Mitte des 18. Jahrhunderts die Familie Bach in über zwanzig Dörfern und Städten in Mittel- und Norddeutschland, dann noch in Rotterdam, Stockholm, London und sonst vertreten ist. Der Stammvater vererbte seinen Nachkommen überhaupt viel, besonders unserem Bach: Festhalten am lutherischen Bekenntnis in Herzenshingabe; selbstverleugnungsvolle Treue im Beruf; innige Familienliebe; Genügsamkeit; mannhafte, charaktervolle, nicht auf den Schein, sondern auf das Sein und Werden gerichtete, grunddeutsche Gesinnung. Veit Bach ist noch ein Nachklang der Meistersinger und als Handwerker Künstler, als Künstler Handwerker. Er kann sich von der Musik so wenig trennen, daß er seine Laute in seine Mühle mitnimmt, „wobey er unter währendem Mahlen den Takt sich wohl imprimieren lernte". Bei seinen Nachkommen wird die Musik

Digitized by Google

allein fast regelmäßig zum Lebensberuf. Zu unseres Bachs Zeit lebten gegen dreißig Blutsverwandte seines Namens als Organisten oder Musiker in Thüringen, Franken, Sachsen. Das Handwerksmäßige macht sich dabei in ihrer Kunst stets wieder geltend. Sie legen starken Nachdruck auf die Ausbildung der körperlichen Glieder für das Spielen. Johann Sebastian hat außer anderen großen Gliederleistungen z. B. dem bis dahin kaum gebrauchten Daumen ein bedeutendes Gebiet im Spielen erobert. Handwerksmäßig ist auch die bei seinen Namensvettern hervortretende Neigung, manche musikalische Kenntnisse und Kunstgriffe als Zunftgeheimnisse verborgen zu halten. —

Um als Musiker ihren Lebensunterhalt zu finden, mußten sie nun eben auch viel wandern und nicht selten auf der „Walze" leben. Unserem Bach ist das nicht erspart geblieben. Im zehnten Jahre verwaist, wurde er von seinem Geburtsort Eisenach durch einen älteren Bruder, Organist in Ohrdruf, ins Haus genommen und unterrichtet. Ein Bericht erzählt, daß dieser Bruder die große musikalische Begabung seines jungen Zöglings nicht gebührend gewürdigt habe. In diesem Kinde lebten tiefe, instinktive, künstlerische Antriebe. Mit geheimnisvollen Seelenaugen sah er die Noten an. Weil es nicht anders möglich war, schrieb der Knabe unermüdlich durch Monate hin, bei Mondlicht, heimlich schwerere Musikstücke ab, um sich darin zu üben; aber sein Bruder entdeckte dies und nahm ihm das Heft weg. In seinem 14. oder 15. Jahre, nach seiner Konfirmation, lagen wohl Gründe in der Familie des Bruders vor, daß er seinen Zögling nicht länger beherbergen konnte. Auch mochte Handwerkssitte empfehlen, er müsse nun sich selbst sein Brot erwerben. Er nimmt also, da in der Nähe sich ihm keine Aussichten boten, den Wanderstab zur Hand, um zu Fuß nach Lüneburg zu gehen, ein weiter Weg! Glieder der Familie Bach waren in Lüneburg in musikalischer Tätigkeit untergekommen. Dies wird unseren Bach mitbestimmt haben, die mühsame Wanderung dorthin nicht zu scheuen. Auch kann sein Freund, Georg Erdmann, der mit ihm hinging, seine Wahl beeinflußt haben. Bei der Armut Johann Sebastians ist zu vermuten, daß Erdmann, der wahrscheinlich über mehr Mittel verfügte (er war später russischer Resident in Danzig), ihn auf dem Wege unterstützte. —

Mit einer schönen Diskantstimme ausgerüstet, fand unser Bach Zutritt zum Chor des Gymnasiums in Lüneburg und eignete sich zugleich eine gute gymnasiale Bildung an. Überhaupt erweiterte sich sein Gesichtskreis. Öfter wanderte er nach dem fünf Meilen entfernten Hamburg, um den berühmten Organisten Johann Adam Reinken zu hören und von ihm zu lernen. Auf einer Rückwanderung von dort war seine Barschaft zu gering geworden, um noch ein Mittagsmahl bezahlen zu können. So stand er, wohl mit hungrigen Augen, vor einem Wirtshause, aus dem anziehende Gerüche ihn anlockten, wagte aber nicht, einzutreten. Ein Reisender im Hause, ebenso reich wie mitleidig, muß dies Hangen und Bangen sachgemäß gewürdigt haben, denn plötzlich fliegen ein paar Heringsköpfe aus dem Fenster, Bach vor die Füße. Er nimmt sie auf. Ihm war nichts zu gering. Und er findet in jedem Heringskopfe einen dänischen

Digitized by Google

Dukaten! Der Wohltäter ist unbekannt geblieben. — Von Lüneburg ging Bach ebenfalls nach dem noch entfernteren Celle. Die dortige französische Hofkapelle zog ihn. — Nachdem aber beim Stimmwechsel sein schöner Sopran verschwunden war, konnte er nur sehr notdürftig seinen Lebensunterhalt in Lüneburg beschaffen. Die dortige Ratsapotheke hat die Inschrift: „Es heilet sie weder Kraut noch Pflaster, sondern dein Wort, Herr, welches alles heilet" (Weish. Sal. 16, 12). Wenn Bach dies las, wird in seinem kindlich gläubigen Gemüte auch aufgeleuchtet sein: „Der Mensch lebt nicht vom Brot allein, sondern von einem jeglichen Worte, das durch den Mund Gottes gehet." Sein Gottvertrauen hat ihn nicht getäuscht. — Von seinem 18. Lebensjahre an, als er im Jahre 1703 nach Weimar berufen wird, darauf nach Arnstadt, 1706 nach Mühlhausen, 1708 nochmals nach Weimar, 1717 nach Cöthen, 1723 nach Leipzig, hat es ihm am Notwendigen nicht mehr gemangelt, wenngleich es ihm oft nur kärglich zugemessen wurde. — Von Arnstadt ging er in rauher Jahreszeit nach dem über 60 Meilen entfernten Lübeck, hingezogen durch die große Kunst des Organisten Dietrich Buxtehude. Später ist er noch oft unterwegs gewesen, doch meistens wohl nicht mehr als bescheidener Fußgänger. So nahm Fürst Leopold von Anhalt-Cöthen, der ihn hoch schätzte, ihn unter seiner Begleitung mit auf Reisen. Friedrich der Große lud ihn durch seinen Sohn Friedemann nach Potsdam, spielte ihm auf dem Klavier das Thema zu einer Fuge vor, schrieb es ihm auch nieder, und nachdem Bach es sofort meisterhaft durchgeführt hatte, bearbeitete er, nach Leipzig heimgekehrt, es weiter als Grundlage für sein „Musikalisches Opfer". — Für uns sind jedenfalls seine Wanderungen, die in sein Knaben- und Jünglingsalter fallen, von besonderer Bedeutung. —

Von Ohrdruf nach Lüneburg! Von Arnstadt nach Lübeck! Der Weg führt von Bergen und Hügeln hinab, durch viele verschiedene Dörfer, durch kleine und große Städte, an Bächen und Strömen hin, über weite, fruchtbare Ebenen, über die etwa blühende oder schneebedeckte große Heide mit ihren Hünengräbern. Der Wanderer erlebt draußen Abend und Morgen, Sonnenaufgang und -untergang, Licht und Finsternis, Hitze und Kälte, Stille und Sturm und mancherlei Unwetter. Im Sommer singen die Vögel ihn an, der Wald erquickt ihn mit seinem Schatten; die Wiesen leuchten von Blumen; der rauschende Bach gibt ihm frischen Trunk. Im Winter umgibt ihn vornehmlich Schweigen, und die Mühe wächst. In viel Tun und Treiben der Menschen, auch der Tiere sieht der Wanderer hinein, in Arbeit und Ruhe, Heil und Unheil. — Später hat Bachs Vokal- und Instrumentalmusik das alles in einzigartiger Weise abgespiegelt. U. a. nimmt das Wandern darin einen großen Raum und große Bedeutung in Anspruch. Schritt vor Schritt geht es vorwärts in Morgenfrische beim Aufbrechen, dann im Müderwerden unter „Drangsalshitze", im Erstarren unter Kälte und vielen „Bekümmernissen", in Hunger und Durst an Leib und Seele, in sehnlichem Ausschauen nach dem Ziel, nach Ruhe. Endlich dies Wohlsein in der Herberge, wenn auch nur für eine Nacht! Bachs Musik stellt dies ebenso naturwahr und einfach, wie in hoher Kunst vor allem im Dienst des Wortes

Digitized by Google

in die lebendige Empfindung des Hörers hinein. Wenn im Worte „der Geist am schärfsten zubeißt", so bedarf das Wort, um zur vollen Wirkung zu kommen, doch der richtigen Betonung, und oft dienen, nach Luthers Ausspruch, die Noten dazu, daß der Text lebensvoll wirke. Bachs Komposition bringt im Worte den Geist zur Herrschaft, läßt im Geiste das Wort zu seinem vollen Wert kommen, ausklingen, verhallen, schweigen, Schöpfung und Geschichte, Raum und Zeit dienen. Er faßt den Raum in Längen und Breiten, Tiefen und Höhen zusammen mit dem Grenzenlosen, die Zeit mit der Ewigkeit. Am großartigsten verwirklicht er im besonderen den Widerstreit zwischen den zerstörenden und erbauenden Mächten in der Natur und im Menschenleben wohl in seiner Komposition zu „Ein' feste Burg ist unser Gott" für das Reformationsjubiläum im Jahre 1730. Die feindlichen und bösen, die freundlichen, guten Gewalten kämpfen darin auf Tod und Leben in Blitz und Donnern. Der erhabene, glorreiche Sieg jubelt: „Das Reich muß uns doch bleiben." — Bachs Kunst ist Freiluftkunst. — Bei Windstille hängt dann die kunstvoll gestickte, große, schwere Flagge schlaff am Mast herunter. Von ihrem Wappen, ihren Farben sieht man nur durcheinanderverworrene Stücke, die keinen Eindruck hinterlassen. Nun kommt Wind, zerrt an der Flagge und quält sie. Wird er stärker, so bauscht er sie auf zum Wehen. Frei entfaltet sie sich unter hohem Himmel in leuchtendem Sonnenschein. Jedermann vermag ihrer Schönheit sich zu freuen und kann ihren Wert, ihre Bedeutung zu Herzen nehmen. Quälende Lebensnöte und Stürme haben, wie in vielen großen Männern, in Bach wesentlich dazu beigetragen, die geniale natürliche Begabung zur vollen Entfaltung zu bringen. Auch in Leipzig, als Thomaskantor, hat er noch manchen Sturm durchkämpfen müssen, bis es ihm immer mehr gelang, die unter seinen Vorgängern berühmt gewordene Thomasschule zur bedeutendsten derartigen musikalischen Pflanzstätte in Deutschland und auf Erden zu erheben. —

Wandern, Schritt vor Schritt, vorwärts, aufwärts, kennzeichnet ihn in seiner Kunst, wie persönlich. — Man hat ja behauptet: Der Machthaber, der Reiche muß sich stufenweise, langsam, mühsam emporgerungen haben und auch der Scharfsinnige, der Gelehrte könne nur unter viel Anstrengung allmählich seinem Ziele näher kommen; dem Künstler dagegen seien Flügel gegeben, die ihn mit einem Schwunge leicht und frei über alle solche Hemmungen und Mühen hinaufheben. Etwas Wahres liegt wohl darin. So bietet schon die erste Kantate, welche Bach, 23 Jahre alt, in Mühlhausen komponierte, besonders in ihrem Schlußsatze eine musikalische Glanzleistung. In Wirklichkeit aber hat Bach doch bereits vor Abfassung dieser Komposition, von Kindheit an, das Äußerste an Mühe, Tag und Nacht, auch mit Hilfe beschwerlicher Wanderungen auf das Studium der Musik und die Übung darin verwendet. Er unterschätzt keineswegs seine geniale Begabung. Wenn indes man ihn fragte, wodurch er so erstaunlich Großes erreichen konnte, antwortete er: ‚Durch Fleiß!" Und zwar bewährt sich dieser Fleiß unter viel Entbehrung und Mühsal, im Bekämpfen vieler Widerwärtigkeiten. —

Digitized by Google

Bedeutungsvoll, ergreifend klingt das Wandern in seiner letzten Komposition nochmals auf. Mit einem Choral hat er einst begonnen, und er schließt mit den Noten zu dem Choral: „Vor deinen Thron tret ich hiermit." Der Wandersmann ist müde und tut den letzten Schritt. Vor dem Throne Gottes, dem seine Kunst geweiht war und dem er persönlich von Herzen diente, legt er den Wanderstab nieder. In der ewigen Herberge geht er ein zur Ruhe. —

Die Sprachen Afrikas

Von

Carl Meinhof

Sicher ist es nicht immer so gewesen, wie es heute in Europa ist, daß nur wenige große Sprachgebiete vorhanden waren. Eine nach der anderen der früher gesprochenen Sprachen ist verdrängt, verklungen, vergessen, bis man dazu kam, in Deutschland deutsch, in England englisch, in Frankreich französisch zu sprechen — freilich auch heute nicht überall. In jedem der genannten Länder gibt es noch Sprachinseln ganz anderer Art, und einiges aus der bunten Mannigfaltigkeit der Vergangenheit ist uns noch durch Inschriften erhalten. So war es, wie wir heute wissen, auch in Vorderasien — und so ist es noch heute in Afrika. Freilich gibt es auch hier Sprachen, die über weite Gebiete hin von Millionen Menschen gesprochen und verstanden werden, jene großen Verkehrssprachen des Kontinents, wie das Arabische im Norden, das Haussa im westlichen Sudan, das Suaheli in Ostafrika bis zum Kongostaat. Aber neben diesen großen Sprachgebieten gibt es kleine und kleinste — Sprachen, die nur von wenigen Hunderten oder wenigen Tausenden verstanden werden, und die beim Fortschreiten des Verkehrs verschwinden müssen. Große Sprachgebiete können eben nur entstehen, wo viele Menschen durch ein gemeinsames Interesse aneinander gebunden sind, entweder durch staatlichen Zusammenschluß oder durch eine der großen Religionen oder durch Handel und Verkehr.

Diese Zeit der großen Spracheinheiten ist für Afrika aber eben erst im Anbrechen, und so haben wir hier oft noch den Zustand der Dinge vor uns, der in Europa der Vorgeschichte angehört. Eine dieser Verkehrssprachen, das Arabische, ist nun gar keine afrikanische Sprache, sondern es ist erst mit dem Islam eingewandert. Aus Arabien stammen auch die semitischen Sprachen Abessiniens, die dort ihren Einzug hielten, als vor etwa zwei Jahrtausenden das große Reich von Axum gegründet wurde.

Und die Ägypter? — Die Mumien der Pharaonen und ihre Bilder lassen keinen Zweifel darüber, daß diese mächtigen Fürsten keine Neger waren. Ihre Sprache wird von Sachkennern als verwandt mit den Semitensprachen Vorderasiens angesehen. Verehrer und Kenner der alten babylonischen Kultur sind

Digitized by Google

sogar überzeugt, daß die ägyptische Kultur aus Babylon zum Nil gewandert ist, — aber die Historiker halten im Gegenteil diese ägyptische Kultur für die ältere. Jedenfalls ist der Zusammenhang des Ägyptischen mit asiatischen Sprachen nicht zu leugnen. Also echt afrikanisches Sprachgut ist das Ägyptische auch nicht.

Nun wohnen in Afrika außer den Ägyptern, deren Nachkommen heute durchweg arabische Sprache angenommen haben, noch andere hellfarbige Menschen. Sie sind z. T. so hell wie Europäer und haben dann oft auch blaue Augen und blondes Haar. Andere sind, vermutlich durch Vermischung mit Afrikanern, dunkeler Farbe. Aber diese Menschen sprechen Sprachen, die denen der Vorderasiaten noch ähnlicher sind als das Ägyptische. Dabei werden diese Sprachen nicht nur im Nordosten, sondern bis an den Atlantischen Ozean im fernsten Westen des Kontinents gesprochen. Da erhebt sich unabweisbar die Frage: Sind das nun auch asiatische Einwanderer? Und wir werden auf Grund der linguistischen Forschung antworten müssen: Aller Wahrscheinlichkeit nach sind sie es, wenn sie nicht z. T. aus Europa kamen. Sie sind dann also Vorläufer der späteren Kolonisatoren Afrikas, aber schwerlich waren sie die ersten hellfarbigen Menschen, die in Afrika einzogen.

Vor ihnen muß eine andere Gruppe von rinderhütenden Nomaden nach Afrika gezogen sein, deren Sprache einer noch früheren Stufe angehörte. Sie haben noch kein ausgebildetes grammatisches Geschlecht wie die meisten der Mittelmeersprachen, sie unterscheiden die Hauptwörter nicht in männliche und weibliche, sondern in Bezeichnungen für Personen und Sachen. Und da die Sachen ja so sehr verschiedener Art sind, werden bei ihnen wieder mannigfache Unterscheidungen gemacht. Man hat besondere Sprachformen für Tiere und für Bäume, für Werkzeuge und für Flüssigkeiten, für Einzeldinge und für Abstrakta. So ist ein System von logischer Ordnung mit erstaunlicher Genauigkeit aufgebaut. Die Menschen nun, die diese Sprache, das Ful, sprechen, unterscheiden sich heute noch scharf von den umwohnenden Negern. Sie fühlen sich als die Herren, wohin sie kommen, und ihr feingeschnittenes Gesicht, ihr langes, lockiges Haar, ihre helle Hautfarbe hebt sie auch für den Nichtanthropologen deutlich ab von den Schwarzen, über die sie herrschen.

Das Erstaunlichste ist nun, daß in Zentral- und Südafrika, also auf einem ungeheueren Gebiet, etwa zweihundert nahe verwandte Sprachen, die Bantusprachen, gesprochen werden, die noch altertümlicher sind als das Ful. Sie unterscheiden nicht Person und Sache, sondern sie teilen die Hauptwörter ein in Menschen, Geister, Tiere, Werkzeuge, Flüssigkeiten, Einzeldinge, große Dinge, kleine Dinge, Abstrakta, Ortsnamen usw. Diese „Klassen", wie man es nennt, haben ihre eigenen Plurale, jede ihre besonderen Fürwörter und ihre besondere Genetivbildung — kurz die Klasseneinteilung beherrscht das ganze Denken der Leute. Dabei sind die Sprachen überaus biegsam, flüssig und sehr wohllautend.

Die große Ähnlichkeit mit dem Ful spricht nun dafür, daß dies straffe System auch von hellfarbigen Menschen nach Afrika gebracht ist. Die Herrschergeschlechter in Ruanda und Uganda sehen ja heute noch aus, als wären sie aus

Digitized by Google

ägyptischen Bildern herausgesprungen, und so wird die Kunde von ihrem asiatischen Ursprung, die ihre Sprache uns bringt, wohl der Wahrheit entsprechen, und wir haben hier die erste große Kolonisation der kaukasischen Rasse in Afrika vor uns. Dabei sind Einheimische und Eingewanderte zu einem Volk und zu einer Sprache verschmolzen, und nur der Anthropologe kann die beiden so verschiedenen Elemente noch sicher unterscheiden.

Also sind denn alle Afrikaner einmal aus Asien eingewandert? — Vielleicht sind sie es. Aber vor den verschiedenen Einwanderungen der hellfarbigen Menschen, von denen uns ihre Sprache Bericht erstattet, muß dann eine andere Art der Besiedelung stattgefunden haben — die Besiedelung durch die schwarzen Menschen, die sich durch ihre dicken Lippen, ihr Wollhaar und ihren plumperen Körperbau von den bisher beschriebenen Völkern unterscheiden — vor allem aber durch ihre Sprache. Ihre Sprachen — und es sind ihrer über zweihundert — sind ganz anders gebaut als die Klassensprachen. Hier unterscheidet man keine Klassen, kein männliches und weibliches Geschlecht. Man setzt die Worte unveränderlich und unverändert nebeneinander — nur die Reihenfolge der Wörter ist streng vorgeschrieben. Solche Sprache sieht aus wie ein Mosaik, und der Europäer braucht lange Zeit, um sich daran zu gewöhnen. Dabei weichen die einzelnen Idiome stark voneinander ab, und der Sudan, ihre Heimat, ist ein wahres Sprachenbabel.

Die ältesten Menschen, die Afrika bewohnt haben, sind die Schwarzen aber vermutlich nicht. Vor ihnen waren wohl jene kleinen Menschen da, von denen schon Herodot erzählt, und die erst Schweinfurth wieder entdeckt hat. Wir nennen sie mit dem alten Namen Pygmäen. Ihre Sprachen sind wenig bekannt und scheinen mit denen der Sudanneger verwandt zu sein. Aber vielleicht hatten sie doch einmal eine eigene Weise zu sprechen. Jedenfalls sind die Sprachen der Buschmänner Südafrikas sehr eigentümlich und durch die vielen Schnalzlaute (Sauglaute) für den Europäer fast unaussprechbar. Nun sind diese Buschmänner freilich keine Pygmäen, wiewohl ebenfalls kleinen Wuchses, aber auch sie sind Sammler und Jäger ohne Viehzucht und Ackerbau.

Zwischen allen diesen Spracharten, die seit Jahrtausenden nebeneinander bestanden, gibt es nun natürlich eine große Fülle von Mischformen. Wie sich körperlich die Rassen gemischt haben, so auch die Sprachen, und diese Mischungen werden durch die europäische Kolonisation und den gesteigerten Verkehr natürlich begünstigt und beschleunigt, ja auch die Sprachen Europas haben den Wortschatz der Afrikaner bereichert. Eine besonders interessante Mischsprache ist das Hottentottische, das eine nordafrikanische Grammatik hat, die an die flektierenden Sprachen erinnert, und dabei die seltsamen Schnalzlaute angenommen hat, vermutlich von den Buschmännern, und das die Schnalze dann auch an Bantusprachen, z. B. an das Kaffersche, weitergegeben hat.

Das alles ist ja nun für den Linguisten sehr interessant, und Afrika bietet da noch unerschöpfte Reichtümer, aber der Fernerstehende kann kaum einen Einblick in diese Arbeiten gewinnen und muß sich mit den Ergebnissen begnügen, die hier und da ihren Weg in die Presse finden. Das ist eine etwas bescheidene

Digitized by Google

Ausbeute, zumal die Behauptungen der Sprachvergleicher sich nicht immer bestätigt haben. Was den Historiker und den Laien gleicherweise fesseln würde, wären Erzeugnisse der Literatur, die uns einen Einblick in afrikanisches Geistesleben gewähren. Nun wird man dergleichen in Afrika kaum vermuten, und doch fehlt die Literatur nicht ganz. Natürlich kann sich Afrika mit den Reichtümern Asiens und Europas nicht messen, aber literaturlos ist es nicht. Die älteste Literatur, die es überhaupt gibt, die ägyptische, ist ja in Afrika entstanden, und unser eigenes Alphabet stammt in direkter Linie von dem ägyptischen ab. Die alten libyschen und meroitischen Inschriften fangen an, zu uns zu reden. Die alte Sprache Nubiens wird heute wieder gelesen. Abessinien hat seine alte Schriftsprache, in der uns Stücke altchristlicher Literatur aufbehalten sind, die sonst verloren waren. Die arabische Schrift wird von manchem afrikanischen Volk benutzt. In ihr haben z. B. die Suaheli ihre großen Heldengedichte geschrieben, die uns C. G. Büttner übersetzt hat, vom Kampf Mohammeds mit dem Kaiser Heraklius, von der Barmherzigkeit, von der Himmelfahrt Mohammeds usw. Die christliche Mission hat vielen afrikanischen Sprachen zu einer Literatur verholfen, sogar Zeitungen in afrikanischer Zunge werden schon seit Jahrzehnten gedruckt und gelesen. Dazu kommt ein großer Reichtum an Volkspoesie: Märchen und Sprichwort, Rätsel und Spottverse gibt es in unendlicher Fülle, und vieles davon ist auch für den Europäer unterhaltend, sobald man sich einmal eingelesen hat. Es gibt Übersetzungen solcher Texte in großer Zahl, und die Zeitschrift für Eingeborenensprachen (Berlin, D. Reimer) bringt immer Neues und Interessantes aus diesem Reichtum.

Die ganze große Arbeit an den Sprachen Afrikas ist nun zu einem guten Teil von Deutschen geleistet worden. In West und Ost, in Nord und Süd taten Deutsche wie Koelle und Krapf, Barth und Leo Reinisch, Doehne und Krönlein zumeist die mühselige Pionierarbeit, die Sprachen aus dem Munde der Eingeborenen aufzunehmen. Deutsche wie Christaller und Endemann waren es, die zuerst sorgsam die seltsamen Laute beobachteten und fixierten, Bestrebungen, aus denen das phonetische Laboratorium in Hamburg erwachsen ist. Deutsche wie Hahn, Westermann, Röhl waren es, die zuerst gründliche grammatische Forschungen unternahmen, durch die man in den Geist der fremden Sprache eindrang. Deutsche wie Dahl, Kropf, Dinkelacker, Langheinrich sammelten das Material zu den großen Wörterbüchern, sie waren es, die mit peinlicher Sorgfalt womöglich jedes afrikanische Wort aufzeichneten. Deutsche wie Lepsius, Bleek, Friedrich Müller unternahmen es, Ordnung in den Wirrwarr zu bringen, das Zusammengehörige zusammenzustellen und von dem Andersartigen zu trennen. Auch Engländer, Amerikaner, Franzosen haben mitgearbeitet, aber die eigentliche wissenschaftliche Leistung ist bisher zum großen Teil deutsche Arbeit und wird es auch in Zukunft bleiben müssen. Auch in der Ungunst der Gegenwart kann diese Arbeit nicht unterbrochen werden, denn sie hängt zusammen mit den großen Fragen der Menschheitsgeschichte, die jeden angehen, der sich Mensch nennt.

Digitized by Google

Aus Joseph Scheffels politischen Anfängen

Zugleich ein Beitrag zur deutschen Parteigeschichte

Von

Paul Wentzcke

Immer wieder wird es reizvoll sein, Persönlichkeiten, die wir auf ihrem eigensten Schaffensgebiet verehren lernten, auf anderen, scheinbar weitab führenden Wegen und Feldern zu begegnen. Und doppelt reizvoll erscheint die Beobachtung, wie vom Wunderlicht einer deutschen Politik, die uns heute in seltsam starken Farben leuchtet, die hervorragendsten Geister in Wissenschaft und Kunst, in Verwaltung und Recht magisch angelockt und gefesselt werden. Weit über die klassischen Jahre der „Reichsgründung" hinaus leitet solche Wendung die großen ideengeschichtlichen und verfassungspolitischen Gedankengänge unserer Zeit zurück zu den Verhandlungen des ersten deutschen Parlaments, das einst im „Revolutionsjahr" 1848 in der Frankfurter Paulskirche vom tausendstimmigen Jubelruf der öffentlichen Meinung ganz Deutschlands begrüßt wurde. Unzählige persönliche Beziehungen verstärken und beleben diese Erinnerungen, die eine stattliche Schar bewährter Parteiführer mit ihrem verehrten Präsidenten Eduard Simson in die neue Reichshauptstadt Berlin hinübertrugen. Während Rudolf v. Bennigsen, Fürst Chlodwig Hohenlohe und andere tüchtige Führer ehrfurchtsvoll im Zuhörerraum der geistvollen Redeschlacht lauschten, durfte sich ein Kreis strebsamer junger Männer unmittelbar schon in die Geheimnisse und Schwierigkeiten einer „reichsdeutschen" Diplomatie einarbeiten. Franz v. Roggenbach, Georg v. Bunsen und Kurd v. Schlözer bildeten seinen Kern, während abseits von ihnen ein Mann im gleichen Sinne und am gleichen Werke arbeitete, den wir sonst nur als den Poet der feuchtfröhlichen, hemmungslos frohen und wanderlustigen Jugend kennen. In den ersten Frühlingstagen des großen Sturmjahres brach auch der begeisterte Heidelberger Burschenschafter Joseph Scheffel kurz entschlossen sein Rechtsstudium ab und folgte dem neuen badischen Gesandten beim absterbenden Bundestag, dem verdienstvollen Staatsrechtler Karl Theodor Welcker, als Legationssekretär in die junge Hauptstadt Deutschlands.

Für ihn wie für den ganzen gebildeten Bürgerstand begann eine politische Lehrzeit, die langsam zur Klärung und Umbildung, zur Verschärfung und zur Ernüchterung aller der weitgespannten Hoffnungen führte, die im Kampf der deutschen Studentenschaft für Freiheit und Einheit des großen Gesamtvaterlandes unserer Jugend erwachsen waren. Bislang unveröffentlicht, ruht eine ganze Reihe von Aufsätzen und Notizen aus diesem tiefinneren politischen Erleben, deren Entstehung wichtige Briefe an Eltern und Freunde fortlaufend erläutern, im Nachlaß des Dichters. Dem nimmermüden Spürsinn des Rechtsanwalts Ullmer in Wiesloch, der hier neue Quellen zur Ge-

Digitized by Google

schichte seiner Heidelberger Burschenschaft erschloß, verdanke ich die Einsicht in diese Schätze, die mir für eigene ausgedehnte Studien zugleich einen wichtigen Beitrag zur älteren deutschen Parteigeschichte vermittelten. Die monatlichen Berichte, die Scheffel in diesen Monaten im Auftrage Welckers nach Karlsruhe sandte, bleiben dabei unberücksichtigt, trotzdem eine Relation über das Vorparlament, in die „humoristische Floskeln" eingefügt sind, wohl auch näherer Betrachtung wert wäre.

Wichtig und bezeichnend für das rege Interesse, das der junge Dichter den Ereignissen der Zeit schenkt, ist die Beobachtung, welche Fülle von Fragen hier behandelt und durchgesprochen werden. „Die politische Entwicklung in Parallele mit der religiösen", ist einer dieser gut durchgearbeiteten Aufsätze überschrieben, „Die Staatsform der Zukunft" ein anderer, „Majorität und Minorität", „Kirche und Staat", „Dauernde und vorübergehende innerpolitische Allianzen", endlich „Die Argumente des Kommunismus": so spiegelt sich in diesen politischen Studien die schwere Not der Tage, die einen fast unbeherrschten Drang nach Einheit aufflammen und verlöschen sahen. Eingestreut sind Satiren ganz im Sinne der späteren Gedichte über „Die Philosophie der Barrikade", „Über die Verunglimpfung der deutschen Hofräte" und — in der sonst nie verwendeten Pfälzer Mundart — ein „Offenes Sendschreiben des Republikaners Lichtmaier an den abgesetzten Papst zu Gaëta". Die beiden umfangreichsten und wertvollsten Stücke des Nachlasses aber verbinden in dem selbstbewußten Sekretär und Begleiter des deutschen Staatsmanns noch einmal die große studentische Reformbewegung unmittelbar mit der politischen Umwälzung. Geist und Taten der jungen Burschenschaft, die einst in den Tagen des ersten Wartburgfestes von 1817 zum ersten Male den Zusammenschluß ganz Deutschlands in Einheit und Freiheit forderte, werden lebendig, wenn wir eine Abhandlung über „Die Burschenschaft und ihre Stellung in der Gegenwart" durchfliegen, deren Grundsätze er selbst wohl auf dem zweiten Wartburgfest zu Pfingsten 1848 vertreten wollte. Ob Scheffel bei seiner Anwesenheit in Eisenach dann selbst darüber gesprochen hat, wissen wir nicht. Vielleicht trat da schon das wachsende Interesse am politischen Leben, in das der Burschenschafter seine neue Stellung in Frankfurt einführte, hindernd zur Seite. Kurz vor der Abreise nach Thüringen vollendete er noch im unmittelbaren Banne der Paulskirche einen Überblick über die Parteibildung im ersten deutschen Parlament, der klar die Einzelphasen der Entwicklung zeichnet und fast bedauern läßt, daß der begabte junge Schriftsteller so schnell der Politik für immer den Rücken kehrte. So sachlich und trocken ist diese Abhandlung, daß eine kurze Einführung diesem seltenen Beitrag seinen Platz auch in der deutschen Parteigeschichte anweisen muß.

Wer das Wort im engeren Sinne gebraucht, so etwa darf der Historiker den Biographen hier ablösen, kann von gesamtdeutschen Parteien erst seit 1848 sprechen. Wohl gab es Parteimeinungen, verschieden gerichtete An-

Digitized by Google

schauungen über Welt und Staat, die Liberale und Konservative, bald auch Demokraten und Vertreter eines politischen Katholizismus zusammenhielten. Fraktionen aber, geschlossene Parteigruppen mit eigenem Programm und mit bestimmtem Kampfziel, konnten nur in den Landtagen der deutschen Einzelstaaten entstehen, denn ein gesamtdeutsches Parlament fehlte ja dem deutschen Einheitsstreben und dem Verlangen nach politischer Freiheit noch vollständig. Überraschend schnell aber setzte dann auch die Parteibildung in diesem engeren Sinne ein, sobald im März 1848 das sogenannte Vorparlament „Männer des öffentlichen Vertrauens" aus dem ganzen Gebiete des Deutschen Bundes in Frankfurt a. M. zum ersten Male zu gemeinsamem parlamentarischen Wirken vereinte. Hier zuerst bildeten sich bestimmte Parteigruppen aus, und bezeichnend genug waren es die Anhänger der „Linken", die Radikalen, die sich am Vorbild der großen Französischen Revolution begeisterten, die sich bereits alle Möglichkeiten des modernen Parlamentarismus, Opposition, Obstruktion und Appell an die Straße zunutze zu machen wußten. Den „Gemäßigten" gelang es lediglich, die Annahme aller weitgehenden Anträge zu vereiteln, ohne doch selbst ein eigenes Programm zur Durchführung zu bringen. In der verfassunggebenden deutschen Nationalversammlung selbst erst, die dann am 18. Mai 1848 zusammentrat, setzte auf der ganzen Kampffront die Entwicklung von Fraktionen ein, die zunächst ihren Namen von den Frankfurter Gasthäusern erhielten, in denen sie ihre Sitzungen und Beratungen abhielten. Den Anstoß gab zunächst die Frage, ob ein Abgeordneter der deutschen Nationalversammlung zugleich Mitglied eines der anderen, einzelstaatlichen Parlamente sein dürfe. Ganz von selbst entwickelte sich aus dieser scheinbar nur unwesentlichen Bestimmung das große, überragende Problem, ob die Beschlüsse des neuen Reichsparlaments von vornherein auch bindende Kraft in den Einzelstaaten besitze, von denen insbesondere Österreich und Preußen ebenfalls ja verfassunggebende Nationalversammlungen berufen hatten. Ein vermittelnder Beschluß, der doch stark genug die „Souveränität" der deutschen Volksvertretung betonte, endete den Streit, während zugleich eine neue Anfrage des Abgeordneten Zitz wegen angeblicher Übergriffe preußischer Truppen in Mainz noch einmal den Gegensatz zwischen republikanischer Minderheit und konstitutioneller Mehrheit scharf hervorhob.

In solchen Abstimmungen vollzog sich die erste Scheidung der Geister. Wie stark aber auch damals schon, in den eigentlichen Frühlingstagen der deutschen Einheitsbewegung, die Wichtigkeit dieser Entscheidungen empfunden wurde, zeigt deutlich eben die fesselnde Abhandlung, die Scheffel Anfang Juni nach sorgfältiger Durcharbeitung kurz und treffend „Die Nationalversammlung zu Frankfurt und ihre Parteien" überschrieb.

„Allmählich," so heißt es da, „löst sich die große Masse der zum Teil noch ohne genau bestimmte Richtung hier zusammengetroffenen Abgeordneten der Nationalversammlung in einzelne, schärfer abgerundete Gruppen auf, die sich näher über ihre zu verfolgende Tendenz aussprechen und zu vereinigen

Digitized by Google

suchen! Wiewohl sich noch durchaus nicht alle Abgeordneten, ja nicht einmal die Mehrzahl unter das Panier einer bestimmten Partei geschart haben, so wird doch schon im gewöhnlichen Verkehr von einer Rechten, einer Linken und einem Zentrum gesprochen — ja, nach dem vor kurzem veröffentlichten Entwurf zu einem Programm des linken Zentrums sind wieder zwei bestimmte Richtungen innerhalb des Zentrums zu unterscheiden. Wir wollen versuchen, all die verschiedenen Richtungen, die natürlich in ihren einzelnen Vertretern wieder in mannigfachen Färbungen und Schattierungen repräsentiert sind, — die überhaupt noch mehr im Werden begriffen, als schon klar kristallisiert sind, wenigstens im allgemeinen zu charakterisieren.

Als direkter Gegensatz stehen sich die äußerste Rechte und die äußerste Linke gegenüber. Beide erkennen zwar die Notwendigkeit an, dem deutschen Vaterland durch eine Gesamtverfassung eine neue Kräftigung und Einheit zu verleihen, — aber in der Art, die Zustände der Gegenwart aufzufassen und in der Wahl der Mittel zur Regeneration Deutschlands, gehen sie durchaus auseinander.

Die äußerste Rechte betrachtet die Gegenwart und den gegenwärtigen Rechtszustand als feste Basis, die durch die revolutionäre Bewegung, welche ganz Deutschland durchzitterte und bald blutig, bald unblutig zum Ausbruch kam, durchaus nicht erschüttert sei. Daher legt die Rechte gegen alle Anforderungen der Linken unerbittlich das Gewicht des bestehenden positiven Rechts in die Wagschale; daher verlangt sie, daß nur auf dem strengen Weg des Gesetzes von diesem Boden abgewichen werde; — daher sucht sie stets die Berufung auf die Revolution und die erst durch die Revolution geschaffenen modernen Rechtsprinzipien abzuweisen. Die äußerste Linke dagegen betrachtet die Zustände in Deutschland als tabula rasa, als geebneten Boden, auf dem nun ohne weitere Hindernisse die Architektonik ihrer politischen Vernunft aufgeführt werden könne und müsse. Was noch von Rechtszustand da ist, von Trägern der Gewalten, Behörden usw., das gilt der äußersten Linken nur als provisorisch Bestehendes, als Notbehelf eines Übergangszustandes, der aber alle Berechtigung verloren habe, sobald der Volkswille mit seinem Definitivum hervortritt. — Während daher die Rechte eine große, fast ängstliche Schonung der bestehenden Regierungen zeigt, stürmt die Linke gegen dieselben an, als wenn sie gar keine Existenz mehr hätten; — während die Rechte die Revolution negiert, möchte die Linke die Revolution perpetuieren.

Diese Verschiedenheit zeigte sich bis jetzt in allen wichtigen Abstimmungen. In der Mainzer Angelegenheit, wo es sich darum handelte, ob gegenüber den militärischen Gewaltmaßregeln des Festungsgouvernements die Nationalversammlung einen Beschluß fassen solle, wurde auf Veranlassung der rechten Seite zur Tagesordnung übergeschritten. Die Rechte machte den Rechtsboden geltend, auf dem allein die Versammlung sich bewegen dürfe, sie sei bloß verfassunggebende Behörde, die mit jeder Exekutivmaßregel in das vorhandene Recht der Regierungen eingreife; die Linke dagegen, die bei den rücksichts-

Digitized by Google

losen Konsequenzen, die sie aus der Volkssouveränität zieht, auf die Omnipotenz der Nationalversammlung hinarbeitet, suchte auch jede außerordentliche Exekutivmaßregel als in deren Bereich gehörend darzustellen und den Kreis der Parlamentsbefugnisse in der Art des einstigen französischen Direktoriums zu erweitern.

Ebenso wollte bei der Verhandlung über den Raveauxschen Antrag, der die Wirksamkeit der konstituierenden Versammlungen einzelner deutscher Länder gegenüber der Versammlung zu Frankfurt betraf, die äußerste Rechte, statt einen Beschluß zur Wahrung der Souveränität der Frankfurter Versammlung zu fassen, statt überhaupt nur diese Souveränität auszusprechen, zur Tagesordnung übergehen, „in dem begründeten Vertrauen, daß sämtliche Staaten Deutschlands alle Punkte ihrer besonderen Verfassungen, die nach Vollendung des allgemeinen deutschen Verfassungswerkes mit demselben in Widerspruch stehen, abändern, und daß dieselben Abänderungen auch in den während der Dauer der Nationalversammlung zustandekommenden neuen Verfassungen einzelner deutscher Staaten vorgenommen werden." Die Linke dagegen hielt es für eine Existenzfrage, die ausschließliche Souveränität der Nationalversammlung in der Verfassungsangelegenheit zu proklamieren und allen verfassungsgebenden Versammlungen wie den Regierungen gegenüber als erstes Gebot auszusprechen: „Ich bin der Herr, dein Gott; du sollst keine anderen Götter neben mir haben!" — Die vermittelnde oder wenigstens formell nicht so schroffe Erledigung, die der Raveauxsche Antrag, ganz im Sinne der Linken, durch Annahme des Vorschlags des Abgeordneten Wernher fand, ist bekannt. Die äußerste Rechte blieb in bedeutender Minorität. — Mit einem genau bestimmten Programm, als Glaubensbekenntnis der Partei, ist bis jetzt bloß die äußerste Linke oder, wie sie sich nennt, die radikaldemokratische Partei, hervorgetreten. Sodann ist der Entwurf eines Programms für ein linkes Zentrum erschienen, das aber noch keineswegs angenommen ist, sondern wohl noch bedeutenden Erörterungen und Modifikationen unterworfen wird, ehe es als Parteischibboleth gelten kann. Die rechte Seite besitzt ihre äußersten Vertreter in einigen früheren Größen des ersten Vereinigten Landtags zu Berlin; wir möchten diese Fraktion, wenn ihr überhaupt gelingt, sich als selbständige Partei zu behaupten, und wenn sie nicht durch den Drang des Zeitgeistes genötigt wird, im rechten Zentrum aufzugehen, als die aristokratische Rechte bezeichnen. Ihr Anführer ist Herr v. Vincke, der einstige gewaltige Oppositionsmann des ersten Berliner Landtages. Am Fürsten Lichnowsky hat er einen, wenn auch nicht fein strategisch auftretenden, doch keck und mutig dreinhauenden Adjutanten; auch Graf Arnim Boitzenburg hat hier seinen Platz eingenommen und mit ihm noch manche Preußen und auch Österreicher. Ebenso wird Herr v. Radowitz hierher zu zählen sein, wenn ihn nicht etwa seine eifrige katholische Gesinnung in die Reihen der klerikalen Partei — wofern sich überhaupt eine solche selbständig gestalten wird — führt. Für die künftige Reichsverfassung Deutschlands wird dieser Teil der National-

Digitized by Google

versammlung vermutlich die englischen Grundsätze als Vorbild aufstellen, und das starke Gewicht, das dort noch auf den aristokratischen Elementen liegt, auch zu uns übergetragen wünschen. Ob sie damit dem herrschenden Geist der Zeit entsprechen, wird ihr Erfolg lehren.

Das Zentrum wird im allgemeinen von allen denjenigen gebildet, welche eine einheitliche und volkstümliche Gestaltung Deutschlands anstreben, aber dabei den Verhältnissen der Wirklichkeit genugsam Rechnung getragen wissen wollen. Das Zentrum sieht daher die Revolution in Deutschland als vollendete Tatsache an, als deren Resultat sich die konstitutionelle Monarchie auf demokratischer Unterlage für die Einzelstaaten und eine konstitutionelle Gesamtverfassung ergebe. Das Zentrum betrachtet den Grundsatz der Volkssouveränität als nicht in Widerspruch mit den konstitutionellen Grundsätzen stehend, es sieht aber auch in den Regierungen der Einzelstaaten die Träger, und zwar die allein gesetzmäßigen Träger der Souveränität dieser Einzelstaaten und will daher denselben nicht, als bloßen Mandataren des Volkswillens, im Namen des souveränen Gesamtwillens, der in der Nationalversammlung fixiert ist, unbedingt Gesetze vorschreiben, sondern es sucht im Wege der Vereinbarung mit den Regierungen zum Ziele zu gelangen.

Je nach der minder oder mehr demokratischen Grundlage, auf welcher die Mitglieder des Zentrums die konstitutionelle Monarchie aufgeführt wissen wollen, und je nach den Gründen, welche sie für die konstitutionelle Monarchie überhaupt bestimmen, wird sich die verschiedene Gruppierung in rechtes und linkes Zentrum ergeben. Wer die konstitutionelle Verfassung als absolut letztes Ziel der deutschen Bewegung aufstellt, wer um keinen Preis darüber hinaus will, weil er sie prinzipiell für das Höchste hält, der wird mehr zum rechten Zentrum zu zählen sein; — wem aber das konstitutionelle Prinzip nicht unbedingt der Rubikon ist, über den er nie und nimmer den Fuß setzen will, sondern wer es nur aus den Gründen der Wirklichkeit von 1848 anerkennt und seine Weiterbildung selbst zur Republik nicht verdammt, der gehört eher ins linke Zentrum. Das linke Zentrum ist daher für die Grundsätze der entschiedenen Linken im allgemeinen empfänglich und adoptiert sie, sofern sie nur ohne gewaltsame Maßregeln und Verwirrung durchgeführt werden können.

Dieser Unterschied des rechten und linken Zentrum wird besonders bei der Frage von der höchsten Reichsgewalt zur Sprache kommen. Die Mitglieder des rechten Zentrums, die das konstitutionelle System als ein absolut vollendetes betrachten, müssen konsequent auch an die Spitze der Reichsgewalt eine entsprechende Form setzen, also werden sie für einen erblichen Kaiser mit verantwortlichem Ministerium stimmen. Das linke Zentrum dagegen wird weder für einen erblichen noch für einen Wahlkaiser stimmen, eben weil es nicht starr konstitutionell ist und wenigstens da, wo keine geschichtlichen Tatsachen auf die Beschlüsse bestimmend einwirken und wo der Nationalversammlung — wie bei der Schaffung der Reichsgewalt — freies Spiel gelassen ist, mehr seinem, dem innersten Kern nach doch republikanischen Instinkte folgt.

Digitized by Google

Das rechte Zentrum hat sich übrigens über seine Stellung in der Nationalversammlung noch nicht bestimmt ausgesprochen; wir glauben aber dahin besonders zählen zu können die früheren Mitglieder der liberalen Opposition in den einzelnen deutschen Ständekammern, die jetzt zum Teil an der Spitze der deutschen Regierungen stehen, wie Römer, Pfizer, v. Wydenbrugk, Bassermann u. a.; für das linke Zentrum hat Dr. Eisenmann den Entwurf zu einem Programm veröffentlicht, aus welchem wir die Hauptgrundsätze hervorheben.[1]) Nach diesem Programm bildet Deutschland einen Bundesstaat mit konstitutionell monarchischer Verfassung. Vor allem will das linke Zentrum, daß über die Volksrechte beraten und votiert werde. Die gesetzgebende Gewalt soll vom Volk ausgehen und von dessen Vertretern ausgeübt werden. Damit aber die in Frankfurt zu entwerfende Reichsverfassung nicht als absolutes Diktat den einzelnen Staaten aufgedrungen und jedem Reaktionsgelüste der Vorwand genommen werde, dieselbe als aufgezwungen zu verleugnen, wünscht der Eisenmannsche Entwurf, daß die von der konstituierenden Versammlung angenommene Reichsverfassung den einzelnen Staaten zur Annahme vorgelegt werde. Um deren spezielle Wünsche und Bedürfnisse kennen zu lernen, soll jede deutsche Regierung einen Gesandten mit Instruktionen an die Nationalversammlung senden und so eine Art Ministerbank bilden. Als künftige Organe der gesetzgebenden Gewalt soll die Nationalversammlung festsetzen: 1. eine Volkskammer, auf breiter Basis der Wahl, 2. eine Staatenkammer oder Senat zur Vertretung der Einzelstaaten und Regierungen, bestehend aus deren Gesandten, die aber durch verantwortliche Minister geschickt werden müssen. In bezug auf die ausübende Gewalt setzt der Entwurf für das linke Zentrum nur fest, daß an ihrer Spitze ein unverantwortliches Oberhaupt steht, „über dessen Persönlichkeit, Titel und Wahl eine positive Bestimmung zur Zeit nicht vorgelegt werden kann; nur darüber sind wir einig, daß wir weder für einen erblichen noch für einen Wahlkaiser stimmen." Dem Oberhaupt zur Seite stellt der Entwurf einen Staatsrat; zur Ausführung der Regierungsgeschäfte ein verantwortliches Ministerium mit einem Reichskanzler; zur Ausführung der Reichsrechtspflege einen Reichsgerichtshof. Als formeller Grundsatz des parlamentarischen Lebens wird im Namen des linken Zentrums noch besonders ausgesprochen, daß es mit Würde und Besonnenheit verfahren, namentlich alle Despotisierung der Minorität vermeiden, im Gegenteil den anderen Parteien, besonders den Minoritäten, alle Konzessionen machen wolle, die sich mit seinem Prinzip vertragen.

Soweit der Eisenmannsche Entwurf für das linke Zentrum. Ob die darin ausgesprochenen Grundsätze wirklich eine geschlossene Partei als linkes Zentrum

---

[1]) Inhaltsangabe im Rahmen der übrigen Programme bei Wentzcke, Kritische Bibliographie der Flugschriften zur deutschen Verfassungsfrage 1848—1851. 1911, S. 502. Zur weiteren Erläuterung seien außerdem angeführt: Bergsträßer, Gesch. der politischen Parteien (Deutschlands). 2. Aufl. 1921, und Wentzcke, Die erste deutsche Nationalversammlung und ihr Wert, 1922.

Digitized by Google

vereinigen werden, ist aber zur Zeit noch unentschieden, denn die bis jetzt darüber gepflogenen Verhandlungen haben noch zu keinem Resultat geführt, wie viel oder wie wenig von dem Entwurf als Basis eines linken Zentrums stehenbleiben wird.

Ganz schroff und bis an die Zähne bewaffnet tritt die äußerste Linke gegen die Konzessionen an die bestehenden Verhältnisse in die Schranken. Ihr Glaubensbekenntnis enthält das „motivierte Manifest der radikal demokratischen Partei in der konstituierenden Nationalversammlung" mit dem Motto: Wer die majestas populi an den Cäsar abtritt, verrät ganz einfach das Volk an den Cäsar. Die äußerste Linke fußt einzig und allein auf dem Prinzip der Volkssouveränität und betrachtet die konstitutionellen Grundsätze, insbesondere die des Vertrags oder der Vereinbarung mit den einzelnen Staaten und Regierungen als damit durchaus unverträglich. Sie sieht in jeder Staatsform, durch welche die Souveränität des Volks in einem bestimmten Organ, z. B. in einem Kaiser, fixiert werde, einen Selbstmord an der Volkssouveränität und warnt vor dem Beispiel der Dänen, die einst nach ihrer Revolution durch eine lex regia die Souveränität, die sie faktisch in Händen hatten, an einen absoluten König abtraten. Daher betrachtet sie jetzt die konstituierende Versammlung zu Frankfurt als einzig legitimes Organ der Volkssouveränität, das alle Staatsgewalten des künftigen Gesamtstaates in sich vereinige, und verlangt von derselben, daß sie allein diese verschiedenen Gewalten nicht nur beschließe, sondern auch sofort in Wirksamkeit setze, ohne die Einzelstaaten um ihre Zustimmung zu fragen. Daher findet auch für die künftige Reichsverfassung im Manifest der äußersten Linken eine Staatenkammer neben der Volkskammer keinen Platz; der Wille der einzelnen Staaten hat neben dem in der Nationalversammlung enthaltenen souveränen Gesamtwillen des Volks keine Berechtigung mehr.

Die äußerste Linke will, damit die Nationalsouveränität in keinem Jota aufgegeben werde, als legislative Gewalt eine Nationalversammlung, gewählt auf drei Jahre, ohne Zensus, durch direkte Wahlen; als Vollziehungsgewalt einen verantwortlichen Präsidenten und ein verantwortliches Ministerium, das durch die jedesmalige Mehrheit der Versammlung aus ihrer Mitte neugewählt wird. Den Einzelstaaten bleibt überlassen, ihre Staatsform (Republik oder konstitutionelle Monarchie) selbst zu bestimmen, jedoch soll durch die Volksrechte, welche die Nationalversammlung proklamiert, derjenige Grad von Volksfreiheit festgesetzt werden, der unter allen Umständen dem Volk gewährt werden muß.

Während also die Rechte mehr nur ihr historisches Recht im Auge hat und als Aufgabe der Gegenwart nur die allmähliche Fortbildung desselben aufstellt, während das Zentrum die Prinzipien der neu errungenen Volkssouveränität durch eine Art Vertrag mit den Prinzipien des früheren Rechts versöhnen und so ins deutsche Volksleben einführen will: betrachtet die Linke durch den revolutionären Prozeß der letzten Monate die ganze Vergangenheit

Digitized by Google

als aufgehoben und durch den einen Grundsatz der Volkssouveränität gleichsam wie mit Scheidewasser weggeätzt, so daß sie natürlich zu dem Schlusse kommt, die ganze Zukunft nur aus der Gedankenentwicklung dieses einen Grundsatzes zu konstruieren und die ganze Macht der Gegenwart in dem jetzigen Organ des Volkswillens, in der Nationalversammlung zu finden. Die Hauptvertreter der Linken sind Robert Blum, dessen großes parlamentarisches Talent sowie seine klare Art, den Nagel auf den Kopf zu treffen, selbst bei seinen Gegnern volle Anerkennung findet, Wesendonck aus Düsseldorf, der mehr mit äußerer advokatischer Formgewandtheit als Tiefe seine Sache vertritt, Arnold Ruge, der zwar in der Nationalversammlung selbst noch nicht viel hervortrat, aber in den Einzelverhandlungen, z. B. im „Deutschen Hofe", im „Weidenbusch" seine bei der literarischen Fortbildung der Hegelschen Philosophie erworbene dialektische Gewandtheit auch als Redner bewies; sodann Vogt aus Gießen, Zitz aus Mainz, Schaffrath, Eisenstuck u. a. Eine große Zahl der badischen Abgeordneten wird ebenfalls zu dieser Seite gerechnet werden können.

Noch durchaus unentschieden ist die Stellung der katholischen kirchlichen Partei, zu welcher besonders die Rheinländer, Westfalen, Bayern und in geringerem Maße auch Österreich Vertreter gestellt haben. Daß diese unter sich wohl organisiert ist und ihre eigenen Pläne verfolgen wird, darf wohl nicht bezweifelt werden, zumal wenn man das festgeschlossene Auftreten der katholischen Gesinnungsgenossen in der konstituierenden Versammlung zu Berlin in Vergleich zieht. Aber noch ist sie durchaus nicht öffentlich als bestimmte Partei erschienen. Ob sie auf der Rechten, ob nicht vielleicht auf der äußersten Linken den besten Weg sieht, auf der ihre eigentümlichen Zwecke zu erreichen seien, darüber wollen wir keine Vermutungen aufstellen; sie wird für beide Seiten ein gleich unaufrichtiger Alliierter sein. Die erste Veranlassung für die Ultramontanen, ihre Phalanx in den Kampf zu führen, wird wohl bei der Beratung der Volksrechte sich darbieten, wenn die Nationalversammlung über die politische Gleichstellung jeder religiösen Ansicht und über Trennung der Kirche vom Staat beschließen wird. Daß diese Partei keine Resultate erzielen werde, läßt sich bei der Zusammensetzung der Nationalversammlung ziemlich sicher voraussagen; jedenfalls fehlt es ihr nicht an gewandten Kämpen, denn Phillips, Döllinger, Sepp, Lassaulx usw. sind sämtlich Mitglieder des Parlaments.

Hiermit schließen wir diesen vorläufigen Überblick über die verschiedenen Richtungen, die innerhalb der Nationalversammlung vertreten sind. Wie gesagt, es sind, außer der äußersten Linken, die Parteien noch nicht unter festen Grundsätzen konsolidiert; zum Teil sind sie noch gar nicht öffentlich hervorgetreten. Viele auch haben sich noch gar nirgends angeschlossen, z. B. die meisten bayerischen Abgeordneten, die abends lieber unter sich im landsmannschaftlichen Kreise beisammen sind als im wilden Lärm einer öffentlichen Gasthofsaaldebatte. Jedenfalls aber werden nach den angedeuteten Gesichtspunkten sich die Parteien gestalten — manche Parteischattierung wird im Lauf der Versammlung verschwinden, andere werden auftauchen; einzelne Gruppen

Digitized by Google

werden ineinander über- und aufgehen; später wird vielleicht das Zentrum ganz verflüchtigt und je nach seinen verschiedenen Elementen auf die rechte oder linke Seite übergehen, oder umgekehrt werden auf der rechten und linken Seite nur die äußersten Tirailleurs als selbständige Posten stehen bleiben und die übrigen mehr das Zentrum verstärken: alle diese Eventualitäten bleiben der parlamentarischen Entwicklung der Nationalversammlung vorbehalten. Diese Entwicklung wird eine gute werden, wenn in all dem Kampf der Gegensätze der Gedanke der Einheit und des großen gemeinsamen Vaterlandes nicht verloren geht, und wenn insbesondere nicht durch Despotismus der Majoritäten oder Sonderbündelei der Minoritäten offene Spaltungen hervorgerufen werden, die nicht mehr zu heilen sind."

Unmittelbar nach Abschluß dieser Studie gab es dann neue Beobachtungen, wie denn überhaupt in der Tat jetzt Woche für Woche fast die Bildung der Fraktionen im ersten deutschen Parlament bedeutsam zu verfolgen ist. Am 9. Juni durfte daher Scheffel aufs neue berichten, daß er in bezug auf die jüngst versuchte Charakteristik der verschiedenen Richtungen innerhalb der Nationalversammlung folgendes nachzutragen habe: „Eben weil der größere Teil der Abgeordneten, zwar im allgemeinen über seine einzunehmende Stellung einig, doch noch nicht fest und unabänderlich sich gruppiert hat, bringt fast jeder Tag einige Modifikationen in den Parteibildungen hervor. So erging es den Versuchen, ein linkes Zentrum definitiv festzusetzen. Der von Dr. Eisenmann vorgelegte Entwurf eines Programms für das linke Zentrum wurde zwei Abende im Saale des „Weidenbusch" einer näheren Besprechung unterworfen, und es ergab sich, daß auf Grund dieses Entwurfs hin keine Parteigestaltung zustande kam. Dasselbe Schicksal hatte ein von Grumbrecht aus Hannover vorgelegter Entwurf, der das Eisenmannsche Programm wegen seines genaueren Eingehens in Details für unpraktisch hielt und darum fünf Sätze aufstellte, „für diejenigen, welche die Revolution für einen Ausnahmezustand erkennen, deren Resultat aber annehmen und auf ihnen neu zu bauen beabsichtigen." In diesen fünf Sätzen war als Eigentümlichkeit und als etwas vom erstgenannten Entwurf Abweichendes nur ein Punkt enthalten. Während nämlich der erstere Entwurf den Grundsatz aussprach, daß die von der konstituierenden Versammlung festgesetzte Reichsverfassung den einzelnen Staaten zur Annahme vorzulegen und so auf dem Weg der Übereinkunft definitiv zur Gültigkeit zu bringen sei, hieß es hier nur: „Wir erkennen an, daß die Nationalversammlung bei der Gründung des Verfassungswerkes die einzelnen bestehenden Regierungen durch ein von ihnen zu schaffendes Organ, dem zugleich die durch verantwortliche Minister auszuübende Zentralgewalt provisorisch überlassen wird, zu hören hat."

Allein auch diese Sätze fanden keinen Anklang. Darum ist jedoch die Partei, welche ein linkes Zentrum näher zu gestalten beabsichtigte, durchaus nicht als auseinandergegangen zu betrachten. Schon nach der Verwerfung

Digitized by Google

der zwei vorgelegten Entwürfe einigte man sich dahin, als bestimmter Kreis zusammenzukommen und die parlamentarischen Fragen des Tages sowie die dabei einzunehmende Haltung zu besprechen, und ein Artikel des „Frankfurter Journals" vom 8. Juni, der wohl als offizieller Ausspruch gelten kann, erklärt, daß ein linkes Zentrum tatsächlich existiere, und bestimmt dessen Charakter und Standpunkt auf folgende Weise: „Das linke Zentrum entstand als Opposition gegen die zwei Extreme, die (wie überall die Extreme) sich zuerst in voller Schärfe herausgebildet hatten und denen man gleichermaßen entgegenzutreten für notwendig fand. Und zwar wollte man dies tun, teils in bezug auf die Taktik, teils in bezug auf die Grundsätze. In bezug auf die Taktik, indem man sich vornahm, einerseits der äußersten Linken Widerstand zu leisten, wenn diese fortfahren sollte, durch Hereinwerfen von Prinzipfragen und Zwischenfällen die Verhandlungen in ihrem ruhigen Fortgang zu stören oder durch unparlamentarische Heftigkeit die Leidenschaften aufzuregen — andererseits aber auch der Rechten, wenn diese in gleicher Einseitigkeit selbst die billigen Verlangen der Linken zurückweisen oder durch ihr numerisches Übergewicht letztere tyrannisieren wollte. In bezug auf die Grundsätze, indem man sich in den Gedanken vereinigte, daß die Nationalversammlung zwar an dem Wesen der Volkssouveränität unverrückbar festhalten müsse, also in der Herbeiführung einer wahrhaft zeitgemäßen volkstümlichen und einheitlichen Gestaltung der deutschen Verfassungszustände sich durch nichts beirren lassen dürfe; daß sie dagegen in der Form den Regierungen Zugeständnisse machen und den Weg der Vereinbarung so lange als möglich betreten solle — während die Linke oder die radikale Partei selbst von einem Versuche der Vereinbarung nichts wissen will, und während die Rechte wiederum sich schlechthin nur auf den Boden des Vertrags stellt, also auch möglicherweise zugibt, daß der Wille der Nationalversammlung durch den entgegenstehenden Willen einer Einzelregierung gebeugt werde."

Soweit das „Frankfurter Journal". Näheres über die Anwendung dieser leitenden Grundsätze wird übrigens bald die „Frankfurter Oberpostamtszeitung" enthalten, deren Redaktion Dr. Wiesner infolge von Kollisionen mit der Oberpostamtsdirektion nach kurzer Zeit niedergelegt hat und die nun ganz im Sinn des linken Zentrums fortgeführt werden soll.

Welche Bedeutung ein heute erschienenes Programm hat, das als Programm des „Zentrums" ohne Unterscheidung von rechtem und linkem Zentrum auftritt, können wir nicht entscheiden, da weder die Personen noch die Motive, welche es hervorgebracht, daraus erkannt werden können. In diesem Programm werden in natürlicher Gliederung zuerst die Rechte der Personen und des Eigentums festgesetzt, dann die Rechte und Verfassung der Gemeinden und Einzelstaaten, zuletzt die Reichsverfassung. Es wird hierin durchaus vom Recht der Selbstregierung, auch der kleineren Kreise, ausgegangen; — was die Gemeinde selbst besorgen kann, darf der Staat nicht verwalten, und nur was die Gemeinden und Staaten nicht zweckmäßig besorgen können, ist Sache der

Digitized by Google

Reichsverwaltung. Eigentümliche Sätze sind übrigens in diesem im ganzen etwas vagen Programm durchaus nicht enthalten; als leitender Gesichtspunkt in bezug auf das Verhältnis der Nationalversammlung zu den einzelnen Regierungen wird angegeben: „Die Revolution mit allen ihren bisherigen Resultaten wird unumwunden anerkannt; die weiter nötigen Veränderungen sind im Wege der Gesetzgebung durch Mitwirkung der eingesetzten Reichs- und Staatsgewalten herbeizuführen."

Ob es diesem oder irgendeinem anderen Programm gelingen mag, all diejenigen, die eine vermittelnde Stellung einzunehmen geneigt sind, zu einem Zentrum zu vereinigen, darf zur Zeit für sehr zweifelhaft gelten. Nach der heute erfolgten Abstimmung in der schleswig-holsteinschen Angelegenheit wenigstens ist eher anzunehmen, daß ein rechtes Zentrum vorhanden war, welches mit der äußersten Rechten, und ein linkes, welches mit der äußersten Linken gestimmt hat, denn bei der namentlichen Abstimmung über den Antrag, daß der Nationalversammlung die Genehmigung des mit Dänemark abzuschließenden Friedensvertrags vorbehalten bleiben solle, ergab sich, daß ungefähr 280 Stimmen dagegen und 200 dafür gestimmt hatten. Wiewohl nun diese Frage eigentlich keine Prinzipienfrage und darum auch das hartnäckige Verlangen einer namentlichen Abstimmung nicht zu billigen war, so war es doch im Grunde die Prinzipienverschiedenheit zwischen rechter und linker Seite, die auch die in der Mitte Stehenden je nach ihrer größeren Neigung nach rechts oder links zu ihrem Votum bestimmte.

Gegen den Antrag stimmte, wer sich scheute, in die Befugnisse der Regierungen und deren Gesamtorgan, des Bundestags, einzugreifen; als äußerste Spitze dieser Ansicht erschien der vom Abgeordneten Stavenhagen gemachte Vorschlag, im Vertrauen auf die vom Bundestag neuerdings gemachten energischen Schritte zur Tagesordnung überzugehen. Für den Antrag stimmte, wer im Schweigen über die der Nationalversammlung vorzubehaltende Genehmigung des Friedens eine Schmälerung der Machtvollkommenheit der Nationalversammlung sah. Jedenfalls geht aus dieser Abstimmung — wie aus dem ganzen seitherigen Gang der Verhandlungen hervor, daß kein einiges, nach einem Prinzip stimmendes Zentrum existiert, sonst hätte nicht eine so bedeutende Minorität zustande kommen können."

Unmittelbar nach seiner Rückkehr von der Pfingsttagung auf der Wartburg nahm dann die politische Tätigkeit des badischen Legationssekretärs eine neue Richtung. Am 16. Juni bereits wurde sein Herr und Meister Karl Welcker vom Bundestag nach Lauenburg gesandt, wo die Wirren um Schleswig-Holstein unhaltbare Zustände schufen. Anschaulich und launig hat Scheffel selbst in Briefen an den Studienfreund Schwanitz und in einem köstlichen Spottlied geschildert, wie er im Gefolge des Bundeskommissars in all den kleinen Städten des Ländchens feierlich eingeholt wurde, wie insbesondere die Vaterstadt Till Eulenspiegels, Mölln, die hohe Gesandtschaft mit „solennen Frühstücken

Digitized by Google

und Abendessen, mit Hurra und Musik und mannigfachem Ulk" empfing. Zugleich aber wandelt sich langsam in dieser praktischen Betätigung der neuen „Reichspolitik" seine eigene politische Überzeugung. Stück um Stück rückt er jetzt ab von der Hinneigung zur Linken, die ihn in den Anfängen der Paulskirche weit stärker fesselte als Karl Welcker selbst. In ruhigerer, bedachtsamer Abwandlung zeigt sich doch deutlich dieselbe Entwicklung, die damals ihren machtvollsten Ausdruck in den wundervollen Parlamentsreden eines anderen Dichters, des Ostpreußen Wilhelm Jordan, fanden, den die trostlose Polenbegeisterung seiner republikanischen Freunde zur konstitutionellen Mitte hinübertrieb, wenn auch die Liebe und Zuneigung des Süddeutschen im Gegensatz zu diesem Preußen nach wie vor dem Ideal eines Großdeutschland, das Österreich nicht preisgeben dürfe, galt.

Anfangs Zwischenspiel, dann Wendepunkt seines Lebens wurde zudem für Scheffel selbst die Staatsprüfung, zu deren Vorbereitung ihm gerade fünf Tage blieben, als er nach der Rückkehr aus Lauenburg plötzlich die Vorladung in Frankfurt erhielt. Als auch diese Anfang August glücklich zu Ende war, zog es den neugebackenen Rechtspraktikanten wiederum nach der Paulskirche, die jetzt ihrer Krisis entgegenging. Der Septemberaufstand zeigte deutlich auch Scheffel, daß im Zusammenstoß von Einheitsgedanke und Machtstreben der Einzelstaaten die ungeheure, opferwillige Begeisterung, mit der im Frühjahr 1848 ganz Deutschland sein erstes Parlament begrüßte, endgültig bereits dahinschwand. Während Welcker nacheinander nun ebenfalls im Dienste des „Reichs" zwei wichtige Missionen nach Stockholm und Wien übernahm, deren Mißerfolg in ihm die Abwendung von der verlorenen „großdeutschen" Sache vorbereitete, zog sich sein junger Legationssekretär nach Heidelberg zurück, wo ihn die Amtsstube und ein begeisterter Freundeskreis aufnahmen. Wiederum war es nur ein ganz kurzes Zwischenspiel, als er im Frühjahr 1849 in Karlsruhe die Leitung eines politischen Volksblattes übernahm, während bereits die Sturmvögel der blutigen Erhebung über das badische Land dahinbrausten. In schweren Seelenkämpfen rang er sich zum Gegner der neuen Revolution durch, die die Durchführung der so heiß begehrten Reichsverfassung auf ihre Fahne schrieb. Die ganze gewaltige politische Erregung, die Scheffel wie alle seine Freunde in diesen schweren, bitter beklagten Tagen und Monaten durchmachte, wandelte sich dann in den scheinbar so leichten, heiteren Liedern des „Engeren" zum goldenen, tief empfundenen Humor, der siegreich die furchtbare Not der Zeit überwindet. Wer „Scheffel als Politiker" behandeln wollte, müßte diesen Sommer zum Mittelpunkt seiner Darstellung machen. Die Richtpunkte der politischen „Anfänge" aber bietet das Stück, das uns auch sachlich so trefflich in die Fraktionsbildung des ersten deutschen Parlaments einführt, und der große Brief an Schwanitz, in dem er Anfang Januar 1849 die Fülle der Frankfurter Erfahrungen zusammenfaßt und zugleich auszudeuten versucht. „Seit ich am 16. September zu Frankfurt," schreibt er da, „den Waffenstillstand von Malmö (der scheinbar das geliebte Schleswig-Hol-

Digitized by Google

stein den Dänen preisgab) verwerfen hörte und am 18. oben auf dem Dom zu Frankfurt stand und die Barrikaden aus der Erde wachsen und den Sturm und Kampf um dieselben herum gesehen habe, da habe ich den Glauben an das Volk auf beiden Seiten und die Poesie der Revolution verloren... Und nebenbei ist die Märzrevolution in dem einen großen Prinzip, in dem damals alle zusammenstimmten, in der Herstellung unseres großen, einigen schwarzrotgoldenen Deutschlands so verduftet und so von ihren eigenen Jüngern wie von ihren Feinden ans Kreuz geschlagen worden, daß einem das Herz weh tut, wenn man einen Blick hinaus tut. Ich habe freilich die Gewißheit, daß unser Reichsadler dereinst noch mit Ehren über Altdeutschland flattern kann, aber erst, wenn wir Jungen auf den Schlachtfeldern mit unserem Herzblut das Vaterland gerettet haben. Zu Frankfurt ist der Sturm der Bewegung zum toten Meer geworden und hat das Aufschäumen und Wildwerden verlernt." Über die nüchterne, aktenmäßige Klarheit, die den parlamentarischen Bericht des Legationssekretärs auszeichnet, erhebt sich der Dichter zu feierlicher Verkündigung. Beide Stücke möchten wir nicht missen; zur Kenntnis und zum Verständnis der Zeit und der Persönlichkeit gehören beide zusammen.

Vom Glauben der Feueranbeter

Von

Professor v. Negelein (Erlangen)

Noch heute entsinne ich mich des Tags, da ich zum erstenmal den Namen der „Feueranbeter" hörte. Wir saßen in der Schule und zerpflückten Blumen, deren Staubgefäße wir zählen mußten. Während dieser destruktiven Beschäftigung sagte der Lehrer: Alle Pflanzen verdankten dem Sonnenlicht ihr Entstehen. Das hätten auch schon die alten Kulturvölker gewußt. Unter deren Religionen sei die der „Feueranbeter" die vernünftigste gewesen. Denn das himmlische Feuer und sein Licht seien die Quellen alles Schaffens und Lebens auf der Erde. — Erst mehrere Jahre später sah ich Böcklins bekanntes Gemälde: Verhüllte Priester, nächtlich vor flackernden Feuern kniend — eine grandiose Darstellung des in und doch über der Natur waltenden Geheimnisvollen. — Nietzsches: „Also sprach Zarathustra" hat wenigstens den Namen des Gründers jener Glaubensform populär gemacht. Er lebte (vielleicht im 7. vorchristlichen Jahrhundert) in Iran und wurde von den Griechen Zoroaster genannt. Die abendländische Welt will meist wenig von ihm, seiner Lehre und deren Dienern wissen, deren Bezeichnung als „Feueranbeter" irreführend genug ist. Dies Wort gebrauchen in gleichem Sinne die Moslems seit etwa tausend Jahren, und von ihnen haben wir es wohl übernommen. Sie waren die erbittertsten Feinde der Zarathustra-Anhänger, deren Religionsausübung sie mit der ganzen Intoleranz des

Digitized by Google

Islam verfolgten, da sie in der Unterhaltung nächtlicher Feuer, die, jedem profanen Gebrauch entzogen, Spenden empfingen, die greulichste Form des Götzendienstes sahen. Noch heute haßt der Mohammedaner den Hebräer oder Ateschperést, wie er ihn nennt, als ausgemachten Heiden von Herzen. Er weiß nicht, daß die angebeteten nächtlichen Flammen lediglich ein Abbild des ewigen, des „anfanglosen" Lichtes sind, in dem alles Reine, Gute, Wahre sich verkörpert, in dessen Glanzmeer Gott thront, und daß mit dessen irdischem Symbol die Mächte der Nacht, des Todes, der Hölle, der Sünde verscheucht werden sollten. — Liegen solche Gebräuche uns so fern? Welchen Zweck als eben jenen haben die ewigen Lampen der christlichen Heiligtümer? Auch sie sehen Gottes Abbild im unendlichen Licht. Ihre Herkunft ist orientalisch.

Die Gottesvorstellungen des Christentums und des Parsismus — so wollen wir den Lichtdienst fortan nennen — berühren sich in wesentlichen Punkten aufs engste, obgleich in letzterem nur ein begrifflicher, kein dogmatischer Monotheismus vorliegt. Neben Ormûz (oder, wie die alte Parsenliteratur ihn nennt: Ahura Mazda) steht ein Kranz von Genien, die dessen Weisheit, Gerechtigkeit, Milde, Herrschermacht symbolisch zum Ausdruck bringen — also lediglich ein Farbenband, gewonnen aus dem Einen reinen Strahl und in der Vereinigung seiner Teile abermals diesen Strahl ergebend. Das Wesen des Gottes bedarf keiner Ergänzung. Über Raum und Zeit erhaben, der Schöpfer der Welt, ja selbst des Bösen in ihr, thront Ormûz, ihr alleiniger Regent und Bestimmer aller menschlichen Geschicke, in einem metaphysischen (substratlosen, keinem irdischen) Lichtraum von Ewigkeit zu Ewigkeit. Seine geistig-leibliche Erscheinung ist die des schönen Mannes, Schönheit aber ein mikrokosmischer Ausdruck der gottgewollten Harmonie des Weltalls. Alle guten Geister werden mit diesem Attribut ausgestattet und dementsprechend verkörpert. Darin liegt eine Entwicklungsmöglichkeit für das religiöse Empfinden, das im rein- oder halbtierischen Idol doch nur den dumpfsten Instinkten gerecht werden konnte. Ormûz ist allgegenwärtig und allsehend. Aus ihm entspringt alles erhaltende Schaffen. Als Vertreter der natürlichen Weltordnung weist er den Gestirnen ihre ewig sicheren Wege, als Schützer des sittlichen Kosmos belebt er fromme Gedanken und Werke. Er ist kein Gott der Rache. Durch das gottwidrige Wesen der Schuld als solches verfällt der Sündige den dem heiligen Licht abgewandten Mächten der Nacht und damit der Verdammnis. Mit dieser hochreligiösen Idee hat Zarathustra, der Gründer des Glaubenssystems des Parsismus, aus naturhaften Reflexionen ein ethisches Gebilde geschaffen, dem das Christentum viel verdankt; denn auch in ihm herrscht die dualistische Gegenüberstellung von dem lichten Guten und dem dunkeln Bösen als physisch-ethischen Elementarprinzipien.

Die kosmische Auffassung verlegt die Erde in den Mittelpunkt ihres Systems. Sie gilt als mächtige Scheibe, umgeben von einem Gebirge, hinter dessen den ganzen Horizont umfassenden Rande sich die Sonne vor ihrem Aufgang und nach ihrem Untergang verbirgt; um die sich der gewaltige Gürtel des Weltenozeans schlingt; in deren Mitte ein Baum von unermeßlicher Größe

Digitized by Google

und Höhe sich erhebt, von wunderbaren Tieren bewohnt. — Wir sehen hier das unanfechtbare, aber wenig beachtete Prototyp der eddischen Kosmologie.

Durch ihre Lage zwischen den sich befehdenden Reichen des ewigen Lichts und ewigen Dunkels ist die Erde zum Kampfplatz, der Mensch zum Soldaten im Dienste des Glaubens, der Gesittung geschaffen. Der Krieg gegen das Schlechte ist der Inhalt des menschlichen Lebens, ein Nachbild des unablässigen Streites der Naturmächte: des Tages gegen die Nacht, des Sommers wider den Winter, des Regens gegen die Dürre. Diese Disharmonie liegt in der gottgewollten Ordnung beschlossen. Aber sie ist nicht ewig. Es gibt einen Entscheidungskampf — die nordische „Götterdämmerung" — mit dem bleibenden Siege des Guten. Der Ausgleich ist hinausgeschoben, denn ein ihn verzögernder Vertrag bindet Gott und Teufel aneinander und schafft durch die Disharmonie unvereinbar nebeneinander stehender bejahender und verneinender sittlicher Mächte den gegenwärtigen Weltzustand. Der Weisheit und Voraussicht des zum Siege hinstrebenden Gottes steht die Torheit und Kurzsichtigkeit des zum Schaden gewillten, aber nur des Schadens im Kleinen fähigen Teufels gegenüber. Wir finden hier das Abbild der Teufelsverträge auch nach der ethischen Seite hin: Gott läßt das Böse gewähren, denn er weiß, daß dem nach Läuterung ringenden Menschen das Endziel sicher ist und daß die sittlichen Energien nur im Kampfe mit den Flachheiten und negierenden Elementen des Lebens sich entwickeln können.

Der Mensch steht im Mittelpunkt des großen Schöpfungswerkes. Bisher war er nichts als ein Atom im regellos wechselnden Meere der Gestaltungen gewesen; denn dazu hatte ihn die Seelenwanderungslehre gemacht, die in einer gewissen Menschheitsepoche wahrscheinlich nirgends gefehlt hat. Jetzt wurde er zum tatsächlichen Herrn der Welt, als ihr letztes und höchstes Glied aus der Hand des Schöpfers gekommen, bestimmt, das Reich Gottes auf Erden wahr zu machen. Nicht aus eigener Kraft ist er dessen fähig. Die lautersten, dem ewigen Lichte angehörigen Teile seiner Seele, durchdrungen von der Macht des göttlichen Geistes und den heiligen Wahrheiten der Religion, ziehen in Mädchengestalt den in sündigem Schlafe befangenen, an die Nacht der materiellen Welt geketteten Geist, mit den Kleidern der Herrlichkeit geschmückt, zum ewigen Lichte empor. — Hier finden wir das Gretchenmotiv des zweiten Teils des Faust in ältester Gestalt.

Werde ich gefragt, was der Parsismus bezüglich der Bestimmung und des Wesens der menschlichen Seele lehrt, so muß ich darauf antworten: Er verkündet deren Präexistenz, ihr natürliches Gemischtsein aus göttlichen und widergöttlichen Elementen, ihr freies Können im Kampf mit dem Bösen, ihr Streben nach der Gottesnähe, ihre Führung durch Gottes Wort, einen sich ewig gleichbleibenden göttlichen Willen und durch die ihm Ausdruck gebenden Boten (Engel), ihre Heiligung durch Gottes Gegenwart, ihre persönliche Unsterblichkeit und Verantwortlichkeit vor Gott, ihre Befreiung von der Sündenschuld durch die Macht der Gottesliebe und Gottesgnade und ihre endliche Glückseligkeit in

Digitized by Google

der Vereinigung mit Gott als dem ewigen Licht. — Der Gang der Menschheitsgeschichte aber führt von der Erschaffung durch Gott beim Schluß des Schöpfungswerkes über Generationen von Kampf und Krieg gegen das Sittlich-Schlechte, unter beständiger Leitung durch Propheten nach Gottes Wahl und durch die in der Natur geoffenbarte und mittels ihrer die ewigen Gesetze gebende Gottheit, bei allmählicher Läuterung bis zur Gottähnlichkeit, über den letzten Kampf mit dem Endsieg des Guten und Wahren hinaus, zur schließlichen Einkehr aller Seelen in Gott.

Längst hat man erkannt, daß die Lehre Zarathustras, auf die wir als Ausdruck des religiösen Geistes eines uns sprachverwandten Volkes stolz sein müssen, in vielen Einzelheiten die Vorläuferin der Offenbarungen Christi war; aber nicht oft betonte man, was doch unbezweifelbar ist, daß sie sehr wesentliche Teile des christlichen Weltbildes vorwegnimmt. Gewiß, es ringen in ihren heiligen Texten Sprache und Gedanke, Begriff und Symbol hart miteinander; aber eben darin liegt das Wesen jeder Religion. „Alles Vergängliche ist nur ein Gleichnis"; das gilt auch von ihren Formen; oder, wie Paulus es ausdrückt: „Wir sehen jetzt durch einen Spiegel in einem dunkeln Wort; dann aber von Angesicht zu Angesicht."

Zur Siebenschläferlegende

Von

P. Michael Huber, O. S. B.
Studienprofessor (Stift Metten, Niederbayern)

Mehr denn eine andere verdient die Siebenschläferlegende den Namen „Wanderlegende". Fast in allen Nationalliteraturen alter und neuer Zeit findet man ihre Spuren. Ihr Inhalt könnte nicht einfacher sein. „Zur Zeit des römischen Kaisers Decius (249—251) entzogen sich sieben Jünglinge drüben in Ephesus der Christenverfolgung durch die Flucht in eine Höhle nahe der Stadt. Dort wurden sie durch die Sendlinge des Kaisers eingemauert. Der barmherzige Gott versetzte sie in Todesschlaf, aus dem sie erst wieder erwachten, als unter Theodosius II. (um 430) der Besitzer des Höhlenberges den Eingang öffnete, um sich aus den gewonnenen Steinen eine Hürde für sein Vieh zu bauen. Als sie dem Kaiser gehuldigt hatten, nahm Gott ihre Seelen endgültig zu sich."

Den Anlaß zur Entstehung der Legende mag ein merkwürdiger Reliquien- oder Leichenfund gegeben haben. Kundige Lobredner säumten nicht, die nötigen Texte zu schaffen, deren nachweisbar ältester Zeuge auf syrischem Gebiet Jacob von Sarug († 522) ist. Der nordafrikanische Diakon Theodosius kennt schon um 530 genau ihre Namen und den des sie begleitenden Hündleins. Um 568 ward ein älterer syrischer Text die Vorlage für ein größeres Exzerpt in der

Digitized by Google

Kirchengeschichte des Zacharias Rhetor, wie auch um 778 in der Chronik des Pseudo-Dionysius Tellmachrensis. Im Abendland taucht die erste Kunde dieser anmutigen Legende bei Gregor von Tours († 590) auf, der in Gloria Martyrum (Kap. 95 bzw. 94) auf einen ausführlicheren Text verweist, den er nach der Interpretation eines gewissen Syrers ins Latein übertragen hatte (neueste Ausgabe von Krusch in Scriptores Rerum Merovingicarum, 7, 1920, 757 ff.). Das Britische Museum, die Vaticana, Paris, Berlin besitzen syrische Niederschriften, von denen manche ins 7. und 8. Jahrhundert zurückgehen und größtenteils in Urtext oder Übersetzung allgemein zugänglich sind (Tullberg, Guidi, Bedjan, Rysſel, Allgeier). Die älteste Textform glaubt Allgeier (Oriens christianus NS. V—VI, 1915—1916) im Kodex Sachau, Berlin 321 (Anno 754) und Paris syr. 235 (12. oder 13. Jahrh.) gefunden zu haben. Nur kann er denselben nicht mehr dem Kirchengeschichtschriftsteller Johannes von Ephesus (um 585) zusprechen, sondern ist der ziemlich begründeten Ansicht, daß die Rezension in Sachau 321 schon um 500 in Syrien im Umlauf war, vielleicht sogar auch Philoxenus von Mabbug († 522) zum Verfasser hatte.

Die griechischen und lateinischen Texte weisen handschriftlich kein so hohes Alter auf, abgesehen vom Touronensis. Auch die sonstigen Zeugnisse für das Vorhandensein der Legende reichen nicht über das 9. Jahrhundert hinauf. Für das griechische Sprachgebiet dürfte Photius (891) neben Abt Theophanes (816) der älteste Zeuge sein. Doch fand schon der bekannte Hagiograph Symeon Metaphrastes um 970 einen ausführlichen Legendentext vor, den er seiner Legendensammlung wohl ohne Überarbeitung einverleibte. Der älteste Beleg für die lateinische Textform findet sich in einem ehedem St. Emmeram-Regensburger Kodex Clm 14540 aus dem 9. Jahrhundert. Von da ab beginnt die Legende ihren Siegeszug durch die Klöster besonders in Deutschland, Italien und Frankreich, während die griechische Überlieferung nicht zu reichlich fließt. Die Frage, ob griechisch aus lateinisch stammt oder umgekehrt, konnte bis jetzt noch nicht mit völliger Sicherheit beantwortet werden. Wie bei anderen Legenden wird auch hier für gewöhnlich dem griechischen Text der Altersvorrang zugestanden. Für diesen Umstand scheint auch die Tatsache zu sprechen, daß der obengenannte lateinische Text sich so ziemlich als Interlinearversion der Fassung des in Cod. graec. Paris 548 (Nat.-Bibl. 11. Jahrh.) erweist, welch letzterer die nicht erweiterte Fassung der 2. Hauptgruppe darstellt. Diese ist übrigens älter als die erste Gruppe der Pseudo-Metaphrastesfassung. Das Verhältnis der griechischen Gruppe zur syrischen ist nicht leicht zu bestimmen, da besonders die syrischen Texte sich inhaltlich als das reinste Mosaikbild zu den beiden griechischen Gruppen verhalten, ohne einer derselben direkt zu folgen. Allerdings findet sich auch in dem ein paarmal merkwürdig erweiterten syrischen Text des Cod. syr. Paris 235 keine Stelle, die sich nicht auch im Griechischen nachweisen ließe, in Cod. graec. Barberini-Rom III, 7 (12./13. Jahrh.) der zweiten Gruppe. Die Frage nach dem Urtext wird meist nach dem Standpunkt der Fachzugehörigkeit der einzelnen Forscher beantwortet, so daß die Syrologen (Nöldeke, Rysſel, Allgeier usw.)

Digitized by Google

sich für ein syrisches Original aussprechen, die Byzantiner aber sich für Griechisch entscheiden. Letztere wollen eben an die Ursprünglichkeit der früheren syrischen Literaturwerke noch wenig glauben. Wie weit aber lateinische Übersetzungen unmittelbar aus dem Syrischen angenommen werden dürfen, läßt sich zur Zeit noch wenig sagen, da die Vorarbeiten hierin noch nicht genügende Anhaltspunkte geben. Immerhin steht die Übersetzung des Gregor von Tours nicht als einziger Beleg in der religiösen Literatur des MAS da. Die arabischen Texte unserer Legende, meist Kommentare zur Sure 18 des Koran, dienen bei der Verworrenheit ihrer Fassungen, sogar auch bei den christlichen Texten, nur wenig zur Klärung des literarischen Dunkels. Auch die übrigen Übersetzungen in den orientalischen Literaturen, besonders der äthiopischen, können wegen der meist sehr freien Behandlung des Textes nicht mit Erfolg herangezogen werden.

Viel wichtiger scheint aber die andere Frage zu sein: „Was bezweckt die Siebenschläferlegende?" — Hier ist ohne weiteres klar, daß diese Legende ihrem Text nach zu den sogenannten literarischen, nicht zu den historischen Legenden gehört, wenn auch nicht von vornherein in Abrede gestellt werden darf, daß irgendein, allerdings sehr märchenhaft umrankter, historischer Kern vorhanden sein mag, vielleicht ein merkwürdiger Leichenfund, der die dichtende Phantasie in poetische Schwingungen versetzte. Astralmythen in der Legende zu suchen, hat man trotz der anerkennenswerten Studie des John Koch (Leipzig 1883) jetzt so ziemlich aufgegeben. Viel einfacher wird die Erklärung mit dem bekannten Schlaf- oder Entrückungsmotiv, das eine ungewöhnlich große Rolle in den klassischen und nationalen Literaturen spielt. Daß die Legendendichter aller Zeiten mit solch fliegenden Literaturmotiven ihre Werke reichlichst ausstaffiert haben, ist ja allgemein anerkannt, besonders in den Fällen, wo nur geringer geschichtlicher Stoff vorhanden war (cfr. Georgslegende usw.). Dazu kommt noch der unendlich reiche Schatz der haggadischen Talmudliteratur, die in der bekannten Abimelechlegende das schönste Targum zum Psalmvers liefert: „Ich bin geworden wie ein Mensch ohne Hilfe, unter die Toten entlassen wie die Erschlagenen, die in den Gräbern schlafen, deren du nicht mehr gedenkest und die verstoßen sind von deiner Hand" (Psalm 87, 6). Es dürfte die meiste Wahrscheinlichkeit für sich haben, daß die Siebenschläferlegende nur die christliche Umbildung der Abimelechlegende ist, mit dem Zwecke eines „religiösen" Tendenzromans, um die Lehre von der „Auferstehung des Fleisches" mundgerecht zu machen. Daher mag es auch kommen, daß die Siebenschläfer da und dort auch die Patrone der Friedhöfe wurden (vgl. die Siebenschläferkirche in Rotthof, Pfarrei Ruhstorf bei Passau, Bayern; Kapelle in Stegaurach bei Bamberg; Oratorium an der Via Appia, Rom). In Ephesus selber wird noch heute eine halbverschüttete Basilika der Siebenschläfer gezeigt.

Seit 1475 haben sich über fünfzig Forscher bemüht, Licht in das Fragenbündel der Siebenschläferlegende zu bringen. Die schlicht-einfache Legende hatte es ihnen ebenso angetan wie das Lied des Vögleins Felix, dem Mönch von Heisterbach. Weite Wege sind sie alle gegangen im Irrgarten der profanen und

Digitized by Google

religiösen Literaturen der Völker und Länder. Ob sie den ersehnten Mittelpunkt dieses Gartens gefunden haben? Referent hat nach drei Studienprogrammen über lateinische, griechische und syrische Textgestalten im Jahre 1910 ein dickleibiges Buch „Die Wan erlegende von den Siebenschläfern" als Wegweiser durch diesen Irrgarten veröffentlicht. Heute müßte er manchen Weg als Irrpfad bezeichnen. Vielleicht gelingt es dem Freiburger Universitätsprofessor Dr. Artur Allgeier, die verworrenen Pfade der Textüberlieferung zu entwirren. Wir sehen mit Spannung seiner abschließenden Studie über die im Oriens christianus NS. VI (1916) bereits veröffentlichte und übersetzte vermutete Urform in Cod. syr. Paris 235 entgegen, vorausgesetzt, daß nicht intra revolutionem rerum silent Musae.

Literarische Berichte

Der Briefwechsel von Emanuel Geibel und Paul Heyse. Herausgegeben von Erich Petzet. München, J. F. Lehmann.

Wer die Briefwechsel Paul Heyses mit Jakob Burckhardt, Theodor Storm und Gottfried Keller kennt, wird auch den vorliegenden Band (von dem unsere Zeitschrift im vorigen Heft eine anziehende Probe bringen konnte) freudig begrüßen und in den durch jene früheren Bände geweckten Erwartungen nicht enttäuscht werden. Der Briefwechsel beginnt in den stürmischen Märztagen des Jahres 1848 und klingt aus in dem poetischen Vorwort Heyses zu der 100. Auflage von Geibels Gedichten — einem Gruß, der den Jubilar nicht mehr am Leben traf. Soviel an Zeitgeschichtlichem und an den persönlichen Schicksalen der beiden Dichter in die Briefe hereinklingt, ihr besonderer Wert liegt, wie der Herausgeber richtig hervorhebt, im sozusagen Handwerklichen. Zwei Goldschmiede des Worts tauschen immer wieder ihre Meinung über eigene und fremde Dichtungen aus, „weisen einander die Hand" und sind bemüht, ihre Werke und diejenigen anderer, soweit sie ihrem Urteil anvertraut waren, zur denkbar vollkommensten, lautersten Form auszufeilen. „Das Verantwortungsgefühl des Dichters, die Gewissenhaftigkeit künstlerischer Arbeit, die sittliche Bedeutung der Formgebung" — das gibt den Grundton dieser gemeinsamen Beratungen und Bemühungen ab, die, vor allem für den Literarhistoriker interessant und wertvoll, doch immer auch wieder rein menschlich anziehen. Wenn es erlaubt und recht ist, zwischen den beiden Briefschreibern abzuwägen, erscheint doch wohl Heyse als die reichere, frischere, lebensvollere Persönlichkeit; an künstlerischem Ernst und Adel der Gesinnung aber sind sich beide gleich. — Besonderen Dank verdient die unendlich gewissenhafte, nie sich ins Kleinliche verlierende Arbeit, mit der der Herausgeber, Dr. Erich Petzet, in einer feinfühligen Einleitung und vortrefflichen Anmerkungen das Seine dazu beigetragen hat, diese schöne Gabe der Allgemeinheit zugänglich zu machen. —y—

Mein Heidelberg. Wie es wurde und wie es ist. Von Wilhelm Zähringer. Mit 89 Abbildungen und 2 Plänen. Brühl (Baden), Druck und Verlag der Konkordia A.-G.

Eine der schönsten und schicksalsreichsten unter den deutschen Städten findet hier in Wort und Bild eine liebevolle Darstellung, die nicht nur den Heidelbergern selbst, sondern allen, die Heidelberg von kürzerem oder längerem Aufenthalt kennen, eine willkommene Gabe sein wird. Von der vorgeschichtlichen Zeit, für die natürlich nur die Umgebung der heutigen Stadt in Betracht kommt, bis zur unmittelbaren Gegenwart führt die Erzählung, die besonders die frühzeitig hochentwickelte Kultur, das künstlerische Leben, die durch den Pfälzer Hof und durch die Universität bedingte geistige Atmosphäre Heidelbergs in schlichter, aber sachkundiger und warmherziger Weise mit vielen farbigen Einzelheiten schildert. Daß dabei auch das Schloß, die „gigantische, schicksalskundige Burg", nicht zu kurz kommt, versteht sich von selbst. Ein Gegenstück zu den vielen Abbildungen bedeuten die zahlreichen Proben aus den dichterischen Verherrlichungen, die der schönen Neckarstadt zuteil geworden sind und von denen manche zu den Zierden deutscher Poesie gehören. r.

Digitized by Google

Erlebnis und Wissen. Kritischer Gang durch die englische Psychologie. Von Hans Ruin. Helsingfors, Söderström & Co.

Das in Helsingfors gedruckte und verlegte, übrigens in einem vortrefflichen Deutsch geschriebene Buch verbindet in einer sehr beachtenswerten Weise geschichtliche Gesichtspunkte mit systematischen. Aeußerlich betrachtet ist es eine Darstellung der englischen Psychologie etwa von Henne bis zu Spencer. Im Kern jedoch ist es der Nachweis, daß die Erkenntnis der seelischen Tatsachen sich völlig von ihrem Erlebnis unterscheidet. Auch in dieser gelehrten und sachlichen Untersuchung kommt die Einsicht zum Durchbruch, die gegenwärtig auf den verschiedensten Gebieten und mit den verschiedensten Mitteln vertreten wird: daß neben dem logisch vorgehenden Begreifen ein Verstehen, neben dem Wissen eine Weisheit zu Recht besteht. Wir werden es lebhaft begrüßen, wenn der Verfasser im gleichen Sinne die deutsche Psychologie seit 1900 behandeln wollte. D.

Ernst Lissauer. Kritische Schriften. Band 1: Von der Sendung des Dichters. Aufsätze. Jena. Eugen Diederichs.

Deutsche Balladen. Von Bürger bis zur Gegenwart. Ausgewählt und eingeleitet von Ernst Lissauer. Stuttgart und Berlin, Deutsche Verlags-Anstalt.

Goethe hat einmal den schönen, seines Künstler- und Menschentums gleich würdigen Gedanken ausgesprochen, das sei doch das Beste an der eigenen Produktion, daß sie einen immer empfänglicher und dankbarer für das mache, was andere geschaffen haben. Zu den Dichtern, die in solchem Sinn eine stark ausgeprägte eigene Art mit weitem und tiefem Verständnis für fremde Art verbinden, gehört Ernst Lissauer. Neben seinen Dichtungen, die in ihrer knappen Wucht, ihrer statuarischen Gedrängtheit so durchaus und unverkennbar „sui generis" sind, gehen seine Prosaarbeiten betrachtenden Inhalts einher: Kritik und Analyse dichterischer Schöpfungen und Persönlichkeiten, Erörterungen über Fragen des künstlerischen Schaffens und der sozialen Stellung des Künstlers, Mahnrufe aus der Zeit und an die Zeit. Dem schönen Buch „Vom festlichen Werktag", in dem die Musik einen breiten Platz einnahm — entsprechend der tiefen und starken, auch sein dichterisches Werk mitbestimmenden Beziehung Lissauers zu dieser Kunst — ist jetzt ein erster Band „Kritische Schriften" gefolgt, der eine Reihe von Aufsätzen unter dem Titel „Von der Sendung des Dichters" vereint. Wie die Sendung des Dichters seine Stellung zu Zeit und Gesellschaft bestimmt oder bestimmen sollte, wie sie in dem, was er tut, und in dem, was er ist, zum Ausdruck kommt, davon handeln diese Aufsätze, die bald allgemeine Fragen, bald einzelne Persönlichkeiten und Werke zum Stoff haben. Aus den Aufsätzen der ersten Art seien die über „Soziale Elemente im Wesen des Dichters" und „Wider die Kürze", aus denen der zweiten „Luthers Arbeit an der Bibel" und „Zu Mörikes Briefen" als Beispiele hier hervorgehoben. Lissauers ganze Vielseitigkeit, sein nachschaffendes Verständnis für die verschiedenartigsten Persönlichkeiten wird einem recht klar, wenn man etwa die Charakteristik des in seiner Dichterluft still hinträumenden Mörike in dem Aufsatz über des Dichters Briefe und das schöne Porträt Hans v. Bülows, der im Dienst des Ideals sich verzehrenden Feuerseele (in „Vom festlichen Werktag"), nebeneinander hält.

Von dieser Weite des Verständnisses und des Geschmacks zeugt nun auch die Auswahl deutscher Balladen, die Lissauer zusammengestellt hat und die soeben als eine rechte deutsche Weihnachtsgabe erscheint. Nicht auf die Stoffe sah der Dichter zunächst, sondern auf die dichterische Vollendung, die er in dem Einklang von schöpferischem Gehör und Gesicht, von geheimnisvoller Konzeption und plastisch klarer Gestaltung erblickt. Aus der Tiefe deutscher Naturempfindung und -belebung, aus dem Schoß des Märchens, der Sage, ja des Aberglaubens taucht die Ballade herauf; aber auch die großen Tage und Taten der nationalen Geschichte, namenlose und im Schmuck unvergänglicher Namen strahlende Helden und Märtyrer erfaßt sie, „die Ueberlieferung von Zeiten, Menschen und Taten ins Mythische erhöhend". Der Weite des damit umschriebenen Stoffkreises entspricht in Zahl und Vielartigkeit die Schar der in der Sammlung vertretenen Dichter: wir finden von Bürger und den Klassikern an (ein guter Gedanke war es, die bekanntesten, jedem Gedächtnis gegenwärtigen, jedem Suchen zugänglichen Balladen nur in der Einleitung aufzuzählen) alle Meister und Meisterinnen dieser Dichtgattung. Es ist ein Buch von durchaus persönlichem Gepräge und von allgemein fesselndem Gehalt, das uns Lissauer gegeben hat; ein Buch, aus dem Bekanntes uns wie in einem neuen Licht entgegentritt und Wieder- oder Unbekanntes zu überraschender Wirkung gelangt; eines von den Büchern, die sich jeder, der sie einmal zur Hand genommen hat, so aufstellen wird, daß sie ihm immer zur Hand bleiben.

—y—

Digitized by Google

Handbuch der Politik. 3. Auflage, 2. Band. Berlin, Dr. Walter Rothschild.

Die Herausgeber verdienen Dank, daß sie dem bereits abgeschlossenen Werk diesen Ergänzungsband, der den Untertitel „Der Weg in die Zukunft führt" haben folgen lassen. Haben die bisherigen vier Bände, die an dieser Stelle stets ausführlich besprochen wurden, dem Politiker geschildert, was geworden ist und ist, so stellt dieser Band sich die schwerere Aufgabe, das Material für die Beurteilung des Werdenden zu geben. Er mußte also vor allem die neuen Formen staatlichen und überstaatlichen Zusammenseins schildern, wie sie insbesondere der Völkerbund und der große Staatenbund bilden, als den das britische Weltreich sich entwickelt hat und hier ganz vorzüglich erkannt und geschildert wird. Auch die politischen und wirtschaftlichen Beziehungen zwischen den neu gebildeten und alten Staaten Europas und die unendlich reiche Fülle der kulturellen Elemente für die zukünftige Entwicklung auf allen Gebieten werden erschöpfend dargelegt. Auch diesem Band gebührt das Lob, das wir den vorherigen spenden durften, nämlich das Rüstzeug sowohl für den schon im Kampfe stehenden als den sich erst vorbereitenden Politiker sachlich erschöpfend und, soweit menschliche Fähigkeit geht, auch unparteiisch zu geben. Dr. A. L.

Der Machiavellismus. Von Karl Heyer. Berlin, Ferd. Dümmler.

So unübersehbar groß die Literatur über Machiavelli auch ist, so sehr fehlte es doch an einer befriedigenden systematischen Darstellung des Machiavellismus nach seiner inneren Struktur. Heyer hat diese Lücke mit seiner gründlichen Arbeit geschlossen. Er ist von bestimmten Gesichtspunkten aus in den Machiavellismus als ein „System" von politischen Anschauungen, Ratschlägen und Praktiken eingedrungen und hat ihn auf sein Wesen und seine Wirksamkeit hin geprüft. Damit hat er zugleich einen dankenswerten Beitrag zu dem großen und schwierigen Problem des Verhältnisses von Politik und Moral geliefert. Z.

Bilder aus der letzten Kaiserzeit. Von Otto Hamann. Mit 12 Bildtafeln nach Zeichnungen von Olaf Gulbranssen. Verlag von Reimar Hobbing, Berlin.

Das vorliegende Buch ist von großem Interesse für weiteste Kreise. Der Ministerialdirektor im Auswärtigen Amt, Otto Hamann, dessen frühere Bücher große Verbreitung gefunden haben, bringt in dieser neuen Erinnerungsschrift Schilderungen einer Reihe von Staatsmännern und politischer Ereignisse aus einer nahen, noch in der Gegenwart fortwirkenden Vergangenheit. Bülow und die unpolitischen Deutschen — von Bethmann Hollweg — Kanzler und Großadmiral — Briefe eines Sehenden — der oberste Kriegsherr — das sind einige Kapitel, die wir besonders hervorheben möchten. Im Text befinden sich neben wichtigen kaiserlichen Randvermerken viele Kanzler- und Diplomatenbriefe von historischer Bedeutung, und manche Aktenstücke werden hier zum erstenmal im Wortlaut veröffentlicht. Wer die kaiserlichen Erinnerungen gelesen hat, wird das Hamannsche Buch unbedingt lesen müssen. Die charakteristischen Bildnisse der verschiedenen Staatsmänner von Olaf Gulbranssen bilden eine wertvolle Beigabe des Buches. L.

Evangelium und Arbeit. Von Dr. Simon Weber. 363 S. Freiburg, Herder.

Die ganze Frage deutschen Wiederauflebens und neuer deutscher Zukunft ist die Frage der Arbeit. Wie Arbeitsmöglichkeiten geschaffen werden können, wie Arbeitsfreudigkeit gestärkt, wie Arbeitsförderung erzielt werden kann, danach geht das Suchen. Unser Buch forscht einer grundsätzlichen Frage nach: Arbeit und Evangelium. Zuerst wird geschichtlich Jesus als Vorbild und Lehrer der Arbeit dargestellt und Jesus und der Reichtum, Reichtum und Arbeit, Arbeit und Armut behandelt. Im letzten Teil wird im besonderen apologetisch vom „Evangelium der Arbeit und der katholischen Lehre von der Vollkommenheit, von der Arbeit und dem angeblichen Dualismus der katholischen Moral" gesprochen. Wenn Gegner des Christentums die Lehre Jesu zu einer arbeitsfeindlichen Predigt des trägen Nichtstuns zu stempeln versucht haben und immer wieder versuchen, so werden hier scharfe Waffen gegen sie geliefert und aufgezeigt, wie Arbeit und Christentum von jeher und heute mehr als jemals zusammengehören und Stützpunkte des Lebens der Gegenwart und Zukunft sind. Dr. W.

Ludwig II., König von Bayern. Sein Leben und seine Zeit. Von Gottfried v. Böhm. Berlin, Hans Robert Engelmann.

Die schon recht umfangreiche Literatur über Ludwig II. wird hier um einen mächtigen (700 Seiten starken) Band vermehrt, der in gewissem Sinn einen zusammenfassenden Abschluß bedeutet. Mit unermüdlichem Fleiß und großer Umsicht hat der Verfasser alle einigermaßen wichtigeren Quellen herangezogen, Wichtiges und Bezeichnendes ihnen in mehr oder minder umfangreichen Referaten oder wörtlichen Auszügen entnommen. Aber er brauchte sich nicht auf die schon vorhandene Literatur zu beschränken. Außerordentlich vieles und

Digitized by Google

gerade viel von dem, was das Buch lebendig und farbig gestaltet, konnte G. v. Böhm aus eigener Anschauung und Erinnerung, aus eigenen Aufzeichnungen, die er sich unmittelbar nach den Ereignissen gemacht, entnehmen. Ist er doch als hoher Beamter im bayerischen Ministerium — der „Reichsherold der Krone Bayern" war nicht nur in hohen Beamtenkreisen, sondern im literarisch-künstlerischen Leben Münchens eine bekannte Figur — fast mit all den Menschen, die an den Schicksalen Ludwigs irgendwie beteiligt waren, in Berührung gekommen. So gibt er nicht nur eine Darstellung der politischen Stellung und Anschauungen des Königs (vom Standpunkt eines stark föderalistisch, aber doch durchaus deutsch empfindenden Bayern), sondern auch seines Verhältnisses zur Kunst und seiner ganzen Persönlichkeit, in der bedeutende, aber nicht voll und harmonisch entwickelte Anlagen von dem furchtbaren Verhängnis der früh einsetzenden geistigen Erkrankung zerstört oder doch schwer geschädigt wurden. Die Persönlichkeit Ludwigs II. tritt sehr lebendig, bald Sympathie, bald ein mit Abneigung gemischtes Mitleid fordernd, aus dem Buch heraus; aber auch die übrigen Menschen, die zu ihm in Beziehung treten, die ganze Kulturatmosphäre, die ihn und das München seiner Zeit umgibt, werden sehr anschaulich. Dinge, die den Leser zu einer gewissen Kritik mahnen, ohne den Wert des Ganzen ernstlich zu beeinträchtigen, finden sich hie und da; daß beispielsweise König Wilhelm I. von Preußen zu seiner Nichte, der Mutter Ludwigs II., gesagt habe, sie werde die letzte Königin von Bayern sein, ist natürlich eine bare und volle Unmöglichkeit. —ss—

Das große Opernbuch. Von Alexander Eisenmann. 418 Seiten Großoktav. In Halbleinen gebunden. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Den Opernfreunden, die einen durchgeistigten Genuß, ein vertieftes Verständnis anstreben, bietet dieser neue Führer durch den Spielplan der deutschen Bühne die geeignete, treffliche Belehrung. Eine knappe Uebersicht läßt in die Geschichte der Oper Einblick nehmen, so daß die Auskunft über das Einzelne sinnvoll eingeordnet werden kann. Nicht weniger als 125 Opern von beinahe 60 Komponisten findet sodann der Theaterbesucher besprochen, erläutert und gewürdigt, wobei die Angaben über Erstaufführungen und Spielzeit nicht vergessen sind. Die Darstellung ist bei aller zusammenfassenden Kürze lebendig und klar; bekanntlich bedarf manche ältere Oper, je flüssiger ihre Musik ist, desto mehr einer Aufklärung über den Gang der Handlung. Mozart und Wagner stellen natürlich den Hauptanteil; doch ist das zeitgenössische Schaffen bis zur jüngsten Gegenwart, z. B. Pfitzners Palestrina, berücksichtigt. Dabei tritt die Anteilnahme des fachmännisch geschulten Berichterstatters warm hervor. Das Wissenswerte über den Lebensgang der Tonsetzer ist anhangweise in einem dritten Teile zusammengestellt. Die schlichte, unparteiisch sachliche Behandlungsweise des reichen Stoffes wird dem Buche des geschätzten Musikschriftstellers (rasch bekannt geworden sind u. a. seine Neuausgaben alter Violinmusik) viele Freunde werben.

Dr. Karl Grunsky.

Der wahre Staat. Von Othmar Spann. Leipzig, Quelle & Meyer.

Der Wiener Professor der Gesellschaftswissenschaften, uns Deutschen schon aus seiner Brünner Zeit her als Verfechter großdeutscher Gedanken in Erinnerung, hat im Sommer vor zwei Jahren Vorlesungen über Abbruch und Neubau der Gesellschaften gehalten, die nunmehr als Buch vorliegen und unsere ernsteste Aufmerksamkeit verdienen. Nachdem er in einem vorbereitenden Teil den Individualismus und Universalismus dargestellt hat, prüft Spann die Demokratie, den Sozialismus und den sozialpolitisch-völkischen Ideenkreis. Dann kommt er zu dem wertvollsten, aber angreifbarsten Teil, in dem er den Begriff des Standes in die Mitte rückt und die Bildung ständischer Gruppen verlangt. Die organisatorische Gliederung der Wirtschaft und schließlich des Staates muß von kleinen Kreisen, von zunftartigen Verbänden oder „Ständen" ausgehen: dies ist das Endergebnis der jedenfalls theoretisch glänzend durchgeformten Gedankengänge. D.

Die Dynamik der Geschichte nach der Geschichtsphilosophie des Positivismus. Von Ernst Troeltsch. Berlin, Reuther & Reichardt.

Das gelehrte und stoffreiche Büchlein zeigt zunächst, wie dem geschichtsphilosophischen Verfahren von Hegel und Marx eine neue naturwissenschaftliche Methode entgegengetreten ist, die sich gern als soziologisch und kausalgenetisch bezeichnet. Sie beginnt bei dem Grafen St. Simon, erweitert sich zu großer Wirkung bei Auguste Comte, der aus der Geschichtswissenschaft die Lehre von einem teils mechanischen, teils organischen Gefüge macht und drei Stufen der gesamten Entwicklung unterscheidet, findet sich bei Mill und Spencer, und endet (vorläufig) bei Wundt. Der Verfasser spricht eingehend von Spencer und Wundt. Ueber Spencer sind die Akten wohl geschlossen, über Wundt, der hier als durchaus naturwissenschaftlich, positivistisch gerichtet angesehen wird, wäre noch manches zu sagen. Jedenfalls ist die

Digitized by Google

Arbeit von Troeltsch reich an Aufschlüssen und Gedanken.

Die lateinische Vagantenpoesie des 12. und 13. Jahrhunderts als Kulturerscheinung. Von Holm Süßmilch. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner.

Die lateinische Dichtung der fahrenden Schüler des 12. und 13. Jahrhunderts, wie sie uns besonders in der berühmten Sammlung der Carmina Burana vorliegt, ist nicht nur an sich künstlerisch und kulturgeschichtlich bedeutungsvoll, sondern reizt auch immer wieder zur Ergründung ihres Zusammenhangs sowohl mit der Gesamtentwicklung des geistigen Lebens im Mittelalter wie mit den Schöpfungen der Renaissance. Der Verfasser gibt eine klare und wissenschaftlich wohlbegründete Uebersicht über Wesen und Geist jener Dichtung, er erörtert ihre Leitgedanken und künstlerischen Ausdrucksformen, ihre Stellung zu den geistlichen Forderungen der Zeit, Enthaltsamkeit, Armut, Demut und zur Religion überhaupt. Er kennzeichnet wenigstens in großen Linien ihre Beziehungen zum Altertum, zur weltlichen Dichtung des Mittelalters, zu den Schöpfungen der Renaissance, deren menschlich freie, künstlerisch kühne Art sie vorausnimmt. Das ganze Werk, das durch eine Fülle von Beispielen sehr anschaulich gemacht ist, kann als guter Baustein der wissenschaftlichen Arbeit gelten.

Die deutsche Aesthetik der Gegenwart, mit besonderer Berücksichtigung der Musikästhetik. Von Paul Moos. Versuch einer kritischen Darstellung. Stuttgart-Berlin, Deutsche Verlags-Anstalt; vereinigt mit Schuster & Loeffler.

Dies Buch ist das Ergebnis großer Belesenheit und erstaunlichen Fleißes. Der Verfasser hat nicht nur die bekannten Werke von Dessoir, Groos, Lipps, Volkelt u. a. aufs genaueste durchgearbeitet, sondern eine Fülle von kleineren Schriften und Aufsätzen durchgesehen. An Stoffkenntnis fehlt es ihm also nicht. Leider aber gliedert er den Stoff in einer sachlich unangemessenen Weise und beurteilt ihn von einem Standpunkt aus, der heute nur noch von wenigen Philosophen eingenommen wird. Die lebendigen Kräfte in der gegenwärtigen deutschen Aesthetik treten nicht klar genug hervor. Um sie sichtbar zu machen, müßte man die philosophische Behandlung von der psychologischen Forschung trennen und außerdem nun zeigen, wie die Kenner der einzelnen Künste die Systematik des einzelnen Gebietes zu ergründen bemüht sind. Da Moos einen zweiten Band in Aussicht stellt, so besteht die Hoffnung zu Recht, daß er eine solche wesentliche Ergänzung des bisher von ihm Gebotenen noch liefern wird. D.

Lebensbilder aus der Tierwelt Europas. Zweite Reihe: Vögel Europas. Bd. 1. Von den Singvögeln Europas. Herausgegeben von Karl Soffel. Mit photographischen Abbildungen freilebender Vögel. Leipzig, R. Voigtländers Verlag.

Von der ersten vor dem Kriege erschienenen und längst vergriffenen Ausgabe der „Lebensbilder aus der Tierwelt" mit den vortrefflichen photographischen Abbildungen ist nunmehr eine zweite Ausgabe des Werkes im Erscheinen begriffen. Die Säugetierreihe ist in einer vierbändigen Ausgabe bereits erschienen, und von der Vogelreihe liegt der erste Band, die Singvögel, jetzt vor. In 62 Abschnitten, Meisterstücken der Schilderung, erzählen uns Martin Braeß, Hermann Loens, M. Merk-Buchberg, Else und Karl Soffel von all dem lieben Volk, und man wird nicht müde, den Lebenslauf der lustigen Schar an sich vorüberziehen zu lassen. Trotz der großen Reihe von Schilderungen gibt es keine Eintönigkeit, immer wieder sind den Vögelchen „neue Töne" abgewonnen, und manche der Abschnitte sind, wie Hermann Loens' „Eichelhäher" Kabinettstücke voll schärfster Beobachtung und Humor. Die Abbildungen sind ebenfalls Meisterstücke. H.

Schulpädagogik. Vorlesungen, gehalten an der Universität Straßburg von Georg Simmel. Osterwieck (Harz), Verlag von A. W. Zickfeldt.

Simmel ist tot, Straßburg ist uns entrissen — man hat das Gefühl, in eine vergangene Zeit zurückzublicken, wenn man das Buch öffnet. Aber der Inhalt ist erstaunlich frisch, und der Umstand, daß die Handschrift von Simmel nicht mehr für den Druck fertiggestellt wurde, trägt vielleicht zu diesem Eindruck der Frische bei. Von manchem wird gesprochen: von dem Verhältnis zwischen Erziehung und Unterricht, vom Fragen, vom deutschen Aufsatz, von der sexuellen Aufklärung, ohne daß der Nachdruck auf die Auswahl der Gegenstände zu legen wäre. Denn das Entscheidende bleibt die Art der Betrachtung. Simmel hat sich in diesen Vorlesungen auf dem mittleren Gebiete bewegt, das zwischen den höchsten Grundsätzen und den einzelnen erziehungstechnischen Maßnahmen liegt, bestrebt, den rechten pädagogischen Geist in seinen Hörern zu wecken. Es sollen und werden nun Tausende die reiche und feine Gabe des unvergeßlichen Philosophen genießen.

Haeckels Monismus eine Kulturgefahr. Von Erich Wasmann d. J. Freiburg i. B., Herdersche Verlagsbuchhandlung.

Der Verfasser findet durch den Haeckelschen Monismus nicht nur die christliche

Digitized by Google

Religion, sondern auch die Gesellschaftsordnung bedroht, da sie auf den sittlichen Grundlagen des Christentums ruhen muß; er kämpft gegen das ungläubige Freidenkertum und gegen die Sozialdemokratie. Diesen Kampf führt er jedoch nicht mit Hilfe einer systematischen Prüfung des ganzen Lehrgebäudes. Vielmehr behandelt er in oft kleinlicher Weise einzelne Schriften von und über Haeckel, kritisiert die Zuschriften zu Haeckels Jubiläum, schildert die — in Wahrheit nur schwer zu ermessenden — Wirkungen der monistischen „Aufklärung" auf die Arbeiter und setzt sich schließlich noch mit einem ehemaligen katholischen Theologen und jetzigen Privatdozenten der Philosophie auseinander. Selbst wer ein so entschiedener Gegner des Haeckelschen Monismus ist, wie der Berichterstatter, wird sich von einer solchen Streitschrift in unseren Tagen nicht viel Gutes versprechen können.

D.

Grotesken von Manfred Kyber. Stuttgart-Heilbronn, Walter Seifert.

Manfred Kyber ist die glückliche Gabe des Humors zuteil geworden. Wo ein anderer sich schwarz ärgern würde, setzt er seine rosige Brille auf und sieht gleichmütig und spottlustig auf das Toben herab. In seinen „Grotesken" zeigt er wieder die ihm eigene vergnügliche Respektlosigkeit vor würdigem Geschäftsgebaren, vor dem heiligen Bureaukratius, vor Tod, Teufel und Gespenstern. Nichts ist ihm heilig, nicht einmal der hochgelahrte Briefstil unserer Handelswelt. In der besten Skizze der Sammlung „Kapitaldeutsch" wird er ganz gewaltig gezaust. Mit unverhohlener Schadenfreude weidet man sich an der treffenden Ironie, den lustigen Bespöttelungen, die alles und jeden treffen und darum keinen verletzen. Die heitere Liebenswürdigkeit, mit der Kyber seine Stiche verteilt, wird dem Dichter des Tierbuchs wieder viele neue Freunde erwerben.

Sp.

Der Unsterblichkeitsgedanke als philosophisches Problem. Von Heinrich Scholz. Berlin, Reuther & Reichardt.

Die kleine Schrift beginnt mit einer Betrachtung über den Tod, in der gezeigt wird, daß der Tod nicht ein sinnloser Parzenschnitt zu sein braucht, sondern die letzte Frucht des Lebens werden kann, daß der Tod überdies in einem tiefen metaphysischen Sinn als Sühne zu verstehen ist. Dann folgt ein Abschnitt über die platonische Begründung und die Kantische Kritik der Unsterblichkeitsbeweise; hier hätte hinzugefügt werden sollen, daß nach einer neueren Auslegung der Kantischen Lehre die Unsterblichkeit im Grunde nur die Unendlichkeit der dem Menschen gesetzten Aufgabe bedeutet. Das nächste Kapitel enthält schöne Ausführungen über das ewige Leben, und das letzte Kapitel, mit Gedanken über sittliche Weltordnung und Religion ausgefüllt, gipfelt in der Behauptung, es sei undenkbar, daß die Menschen auf gleiche Weise unsterblich sind. — Das Büchlein bietet nachdenklichen Gemütern viel.

Hymnen vom Tode und vom Leben. Von Wilhelmine Funke. Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht.

Eine in unseren Tagen seltene Sammlung: Hymnen in freien Rhythmen, die freilich oft in reine Prosa übergehen. Die Verfasserin hat Anlage zur Poesie. Ihre Hymnen weisen manche schöne Gedanken und Motive auf; aber manche sind zu mystisch in Sprache und Inhalt, um gefallen zu können. Die Dichtung klingt in ein Lob des Schöpfers aus, in dessen Willen die Verfasserin sich ganz ergibt.

E. M.

Die Ueberwindung des Materialismus. Von Paul Apel. Sechs Dialoge zur Einführung in die Philosophie. 3 Aufl. Berlin, Akadem. Buchhandlung A. Haller und G. Schmidt Verlag.

Daß ein Dramatiker die Form des Dialogs wählt, um Gedanken zur Weltanschauung zu äußern, ist leicht zu verstehen. Ebenso, daß er Lebendigkeit der Darstellung anstrebt und mit einer Fülle von Beispielen auch erreicht. Daneben aber wird der Leser zu seiner angenehmen Ueberraschung auch eine unverkennbare Lehrbegabung des Verfassers bemerken; ich könnte mir denken, daß er besonders in einer Volkshochschule ersprießlich zu wirken vermöchte. Die Gegenstände, die er behandelt, sind Grundfragen der Erkenntnistheorie, mit stärkerer Berücksichtigung der materialistischen Weltanschauung. Der Fachmann wird darüber erfreut sein, daß gelegentlich der Name Günther Thiele auftaucht, dem das Büchlein auch gewidmet ist.

Philosophische Tagesfragen. Von Ing. Dr. Rudolf Krulla. — **Die Freiheit des menschlichen Willens.** Von Ing. Johann Wiesner. Wien, Verlag von Wilhelm Braumüller.

Die beiden, von Ingenieuren stammenden und im gleichen Verlag erschienenen Schriftchen sind Beispiele für die Unbekümmertheit, mit der Laien an philosophische Probleme heranzutreten geneigt sind. Es lohnt nicht, auf den Inhalt einzugehen. Die Verfasser sehen gar nicht die Schwierigkeiten, die in den Problemen stecken, sie wissen wenig oder nichts von der innerhalb der Philosophie geleisteten Arbeit, und sie machen sich ihre Aufgabe erstaunlich leicht.

Digitized by Google

Krullas Schrift ist die ernsthaftere, aber auch sie bleibt durchaus unzulänglich. Wir verurteilen nicht gern so in Bausch und Bogen, aber in diesen Fällen und im Hinblick darauf, daß wichtige philosophische Untersuchungen von den Verlegern nicht mehr zur Veröffentlichung angenommen werden, muß man doch sagen: dies Geld hätte gespart werden können.

Im Stromgebiet des Sepik. Eine deutsche Forschungsreise in Neuguinea. Von Dr. Walter Behrmann. Mit Abbildungen und einer Karte. Berlin, Verlag von August Scherl G. m. b. H.

Der Geograph Dr. Walter Behrmann hat im Jahre 1912 in Verbindung mit den Ethnologen Dr. Roeseke und Dr. Thurnwald und dem Zoologen Dr. Burgos eine Reise in die noch unbekannten westlichen Gebiete von Deutschguinea gemacht, um das Stromgebiet des Sepik zu erforschen. Das vorliegende Buch ist ein Bericht über diese ergebnisreiche und interessante Reise. In ihm werden die Schwierigkeiten und Widerstände geschildert, die das unerforschte Gebiet der Expedition entgegensetzten, über den Verkehr mit den Eingeborenen berichtet, die vom Eisen und seiner Verwendbarkeit zu Kulturzwecken noch keinerlei Kenntnis hatten, über ihre Vorstellungen von den Vorgängen in der Natur und über ihre Kultur, die trotz des bei ihnen noch vorkommenden Kannibalismus und trotz ihrer noch dem Steinalter angehörenden Lebensformen doch eine gewisse Höhe erreicht hat. Der Verfasser versteht außerordentlich fesselnd zu schildern und stellt ein Bild der uns bisher unbekannten Welt in großer Plastik vor uns hin. W.

Aus den Neuerscheinungen der Deutschen Verlags-Anstalt

empfehlen wir die nachstehend besprochenen Werke als besonders geeignete Festgeschenke für Weihnachten. *)

Unter dem Freiheitsbaum. Roman von Clara Viebig. In Halbleinen gebunden.

Ausgewählte Werke. Von Clara Viebig. Acht Bände in Halbleinen gebunden. Einbandzeichnung von Paul Renner.

In dem Roman „Unter dem Freiheitsbaum" hat Clara Viebig ein Zeitbild von verblüffender historischer Treue und packender Lebendigkeit geschaffen. Ein buntes Gewimmel freiheitslüsterner Menschen umtanzt in „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit", während der Okkupation der Rheinlande durch die Franzosen am Ende des achtzehnten Jahrhunderts, den grünen, jungen Freiheitsbaum. Doch es ist eine Freiheit von erschreckender Tragik. Der Nächste traut dem Nächsten nicht mehr. Eigentum, Erworbenes wird Gemeingut, Beute für Wegelagerer und Plünderer. Liebe wird zur Gier, zum niedersten Trieb. Männer, aller Hemmungen ledig, geben dem Drang ihres Verbrecherblutes nach, nun, da es nur das Recht des Starken gibt. Auch bei den Frauengestalten Verwahrlosung, Hintansetzung aller Moral. Aber da ist es gerade ein Weib, ein Mädchen der Eifel, das vom liebevollsten Verständnis der Dichterin getragen, den versöhnlichen Gegensatz bildet. Und Clara Viebig müßte nicht Rheinländerin sein, wenn sie nicht noch andere versöhnliche Lichter in das düstere dramatische Bild gesetzt hätte: einen sonnigen Humor, der nach tiefster Tragik eine warme Heiterkeit ausströmt. Das Sehnsuchtsland der Dichterin lächelt still: Sonne steigt über weinbekränzte Berge, über die runden Kuppen der Eifelberge, über das silberne Band des Stroms. Trotz allem ein Buch der Hoffnung und des Trostes. Vielen, die sich an diesem neuesten Buch der Dichterin erheben, wird ein Ueberblick über die Höhenpunkte ihres bisherigen Schaffens willkommen sein, wie ihn die achtbändige Ausgabe ihrer „Ausgewählten Werke" bietet. Clara Viebigs Lebenswerk ist bei charaktervollster innerer Einheit doch von ungewöhnlich großer Spannweite. Das Eifelgebiet an der Mosel, der Niederrhein, das Land an der Warthe und Berlin sind ihr gleich heimatlich vertraut. Ihre großen Zeitromane „Die Wacht am Rhein", „Die vor den Toren" und „Das schlafende Heer", durch eine glückliche Mischung aus historischer Treue und bedeutsamer Kulturschilderung ausgezeichnet, haben heute selbst schon fast historische Bedeutung erlangt. Clara Viebigs

*) Durch sämtliche Buchhandlungen oder von der Deutschen Verlags-Anstalt Stuttgart, Leipzig, Berlin direkt zu beziehen. — Wir verweisen auch auf den diesem Heft beiliegenden Prospekt „Gesamtausgaben deutscher Dichter".

Digitized by Google

Kunst umfaßt das heimische Bauernvolk und die Großstadtmenschen, Einzelsecle und Massenschicksal; und die Landschaft erscheint als ein Stück ihrer selbst. Liebesdrang und Mutterschaftsgefühl des Weibes hat sie mit voller und seinerzeit unerhörter Kraft ausgesprochen. Deutsche Gesinnung, nationale Gedanken verbinden sich in ihrem Werk mit dem völkerverschmelzenden Gemeinsinn der Frau, mit Wahrheit und Gerechtigkeit und einer herben Melodie fester, starker Menschenliebe.

Das Licht. Sechs kleine Novellen. Von Ernst Zahn.

In den Versen, die der Dichter diesen Novellen voranstellt, nennt er die Frauen das Licht, das des Mannes Leben durchwärmt und durchleuchtet. Sie sind die Heldinnen der tiefinnerlichen Gefühlstragödien, zu denen Zahns Novellen sich verdichten. Denn jede dieser in sich abgeschlossenen Geschichten birgt ein Erlebnis von weit ausstrahlender Bedeutung für die Erlebenden. Mit allen Herzensfasern hängt der Schweizer Dichter an seiner Heimat, und die Liebe zu den Bergen, zu See, Firn und Matte spricht aus jeder einzelnen Landschaftsschilderung. Die natürliche Einfachheit seines wundervoll klaren Stils vermag gewaltig zu erschüttern. Und mehr als andere enthüllt dieses Buch das gütige Verstehen, mit dem ein Dichter die Welt betrachtet.

Gesammelte Werke. Von Georg Hermann. Fünf Bände auf holzfreiem Dünndruckpapier in Halbleinen gebunden. Einbandzeichnung von Paul Renner.

Georg Hermann, der Dichter und wohl auch der Mensch, ist eine Natur, die mit einem hübschen Wort in Hebels Mundart „sich an allem vertörlen" kann; diese Menschenart kann sich mit dem vollen Ernst des Kindes bei seinem Spiele einer Liebhaberei hingeben. Hermann ist der Sammler, Kenner und Liebhaber unter den Dichtern unserer Zeit: wie er Schmetterlinge und japanisches Porzellan sammelt, so hat er auch Menschen botanisiert, ihre Stimmungen, Anekdoten, Schicksale und so auch das vormärzliche Berlin und Potsdam und seine Jahreszeiten. Der Sammler ist zugleich ein Plauderer und Bildner: mit dem Fingerspitzengefühl des Plastikers begabt, hat er Menschenbilder geschaffen, die alle schlechthin unvergeßlich sind. Schärfe der Beobachtung und Treue des Gedächtnisses verbinden sich in ihm mit einer tief mitfühlenden, leidvollen Erfahrung. Denn dieser Sonderling und Träumer ist in Wahrheit „la vase brisée" — das klangbeseelte Gefäß mit dem feinen Sprung.

Der verschüttete Mensch. Roman von Wilhelm Hegeler. In Halbleinen gebunden.

Ein Buch der inneren Einkehr, der versöhnenden und sühnenden Menschlichkeit hat uns Hegeler hier geschenkt. — Zwischen dem Großindustriellen Kuhlenkamp, dem Typus des echten Selfmademan und dem „Proletarier" und Arbeiterführer Thomas Mack — zwischen diesen beiden Männern, in denen sich der soziale Gegensatz verkörpert, stehen drei rein menschliche Menschen: der eine nur noch als Schatten, der im Krieg gefallene Sohn Kuhlenkamps; die zarte, scheue Ruth, des alten Kuhlenkamp zweite Frau, und endlich der alte Josua Unold, der Weise und „Chorus" des Buchs, ein philosophischer Flickschuster, voll echter Weisheit des Herzens. Aber diese drei Mittler allein würden nicht imstande sein, den Abgrund zwischen dem Fabrikbesitzer und dem Arbeiter zu überbrücken; es muß noch die Tragik der ganzen Nachkriegszeit eingreifen: über den Todesopfern, die ein kommunistischer Aufstandsversuch fordert, und vor der schmerzlichen Entscheidung, sich für immer von seiner Frau zu trennen, erlebt Kuhlenkamp, wie der „verschüttete Mensch" in ihm sich durchringt, und die Ehe mit seiner zweiten Frau wird nun erst ein wirklicher Lebensbund und festes Glück für beide. Dieser ebenso ernste wie versöhnende Ausgang läßt all das psychologisch Feine, menschlich Gütige, das aus dem im edelsten Sinn „sozialen" Buch sich dem Leser mitteilt, erst in voller, reiner Harmonie in uns zusammenklingen und nachhallen.

Deutscher Adel um 1900. Von Georg Freiherrn v. Ompteda. Neue Ausgabe in drei Bänden. 1. Band: Sylvester von Geyer. Roman. 2. Band: Eysen. Roman. 3. Band: Cäcilie von Sarryn. Roman. In Halbleinen gebunden.

Georg v. Ompedas berühmte Romantrilogie gehört der Geschichte der deutschen Dichtung an. Man wird aber auch ihren kulturgeschichtlichen Wert und das Gute, Vorbildliche darin für die kommenden Geschlechter einer neuen Gesellschaftsordnung beachten müssen. Seine Gestalten sind meist gute, tapfere Menschen von strengstem Pflichtgefühl, vor allem von strengster Selbstverantwortung. Und Ompteda hat den Ewigkeitszug des Dichters, der seine Menschen auf der großen Lebensbühne zeigt, kommend und vergehend, Sinnbilder für Menschheitsaufgaben, Träger hoher Pflichten. Mit bewundernswerter Selbstzucht und sicherstem künstlerischem Takt hat Ompteda die drei Romane, die früher je zwei Bände umfaßten, in eine gedrängte

Digitized by Google

Form umgeschmiedet, die alles Wesentliche nur noch farbiger, bündiger, straffer herausarbeitet. In dieser neuen meisterlichen Fassung wird Omptedas Trilogie auch der neuen Jugend viel zu sagen haben.

Denkwürdigkeiten des Generalfeldmarschalls Alfred Grafen v. Waldersee. Auf Veranlassung des Generalleutnants Georg Grafen v. Waldersee bearbeitet und herausgegeben von Heinrich Otto Meisner. Zwei Bände.

Dies Werk, aus dem die „Deutsche Revue" ihren Lesern schon einige bezeichnende und historisch wichtige Kapitel im Vorabdruck mitteilen durfte, ist gewissermaßen ein Gegenstück zu den Memoiren des Fürsten Hohenlohe, und gleich diesen führt es uns ganz unmittelbar und in voller Lebendigkeit in die Kreise, in denen während der letzten Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts die deutsche und damit ein gut Teil der europäischen Geschichte „gemacht" wurde. Das gesellschaftliche Leben Berlins in jener Zeit, die inneren Zustände in der deutschen Armee, die Zusammenhänge und Gegensätze zwischen der Leitung der äußeren Politik und der des Heeres, besonders aber die Persönlichkeit und die Umgebung des „jungen Kaisers" sehen wir in diesen Aufzeichnungen durch die Augen eines persönlich beteiligten, beruflich und allgemein hochgebildeten, scharf beobachtenden Mannes, dem außerdem eine nicht gewöhnliche schriftstellerische Begabung verliehen war. Wir haben hier eine der wichtigsten Quellen für die innere Geschichte des wilhelminischen Preußens und Deutschlands vor uns; unwillkürlich fesseln jeden geschichtlich Interessierten diese Aufzeichnungen, die das Abklingen des gesegneten Zeitalters Wilhelms I., wie den „neuen Kurs" mit seinen großen Versprechungen und früh einsetzenden verhängnisvollen Begleiterscheinungen und vor allem auch die Persönlichkeit Wilhelms II. selbst, dessen Erinnerungsbuch durch Waldersee wichtige Ergänzungen und Berichtigungen erfährt, in lebensvollen Augenblicksbildern und frappanten Ausschnitten vor uns erstehen lassen.

Fröhliche Woche mit Freunden von Börries, Freiherr v. Münchhausen. Komm auf mein Schloß mit mir! singt Börries v. Münchhausen und mit Freuden folgt man der Einladung. Sieben heitere Abende werden verplaudert, an denen in bunter Folge Menschen und Typen vorüberziehen, wie sie dem Dichter auf seine Lebenswege begegneten. Ein Buch, das auf Selbsterlebtes gestellt und dennoch keine Autobiographie ist. Aus Jugend- und Studienjahren, vom Streben mit Gleichgearteten, von Vortragsreisen und drolligen Anzapfungen anspruchsvoller Verehrer wird berichtet, alles in behaglichem, an sich selbst erfreutem Plauderton. Dazwischen die trübe Erinnerung an die Kriegserlebnisse und die herben Eindrücke des unverstandenen kleinen Buben von einst, der nach zwanzig Jahren in der Aula seiner Kinderschule als gefeierter Dichter einzieht. Aus allem spricht kluge Weltbetrachtung und Freude an den Dingen, wie sie geschaffen sind. Beim Abschied aus dem gastfreien Dichterschloß möchte man dankbar und unbescheiden um künftige Einladungen bitten dürfen. Denn aus den fröhlichen Plaudereien formt sich das Bild eines in sich gefesteten Menschen, eines Dichters, der humorvoll Zeit und Umwelt versteht und dem man gern bald wieder begegnen möchte. Sp.

Gesammelte Werke. Von Malwida v. Meysenbug. Herausgegeben von Berta Schleicher. Einbandzeichnung von Paul Renner. Fünf Bände auf holzfreiem Papier in Halbleinen gebunden.

Seit einem Jahrzehnt sind die Bücher der Idealistin bis auf ihr bedeutsames Memoirenwerk vergriffen. Nun erweist diese neue schöne Gesamtausgabe, in nahezu lückenloser Zusammenfassung der Werke der Dichterin und Denkerin, welch künstlerisch tiefe, seelisch starke, sittlich überragende Werte das Schrifttum dieser edlen Frau zu einem kostbaren Besitz machen. Die Gesamtausgabe bringt in den beiden ersten Bänden die „Memoiren einer Idealistin" nebst ihrem Nachtrag, dem „Lebensabend einer Idealistin". Band 3 „Gestalten" umfaßt die große Reihe von Porträten europäischer Persönlichkeiten, die in Malwidas Lebenskreis getreten sind. Essayistische Arbeiten geringeren Umfangs sind unter dem Titel „Kulturbilder" im 4. Band vereinigt. Der 5. Band sammelt zum erstenmal die bisher zerstreuten oder verschollenen „Erzählungen". Eine Anzahl ungedruckter oder in Buchform noch nicht veröffentlichter Beiträge aus den verschiedensten Lebensjahren der Idealistin ist in dieser Gesamtausgabe mit enthalten, die als Malwidas Vermächtnis gelten kann: „Die Lebensernte einer Idealistin!"

Digitized by Google

Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten)

Amalthea-Almanach 1923. Mit 10 ganzseitigen Bildtafeln, darunter 2 in Farbendruck und Buchschmuck von Oskar Larsen. Zürich-Leipzig-Wien, Amalthea-Verlag.

Briefe von Otto Gildemeister. Herausgegeben von Lissy Susemihl-Gildemeister. Leipzig, Insel-Verlag.

Doeberl, M., Bayern und die Deutsche Frage in der Epoche des Frankfurter Parlaments. München und Berlin, Verlag R. Oldenbourg.

Fischer, Dr. Karl August, Vom Staatsbankrott. Zweite, wesentlich veränderte Aufl. (IX und 141 S.) Karlsruhe i. B., G. Braunsche Hofbuchdruckerei und Verlag.

Franke, Hans, Befreiung. Neue Gedichte (1919—1921). Stuttgart-Heilbronn, Walter Seifert Verlag.

Gundolf, Ernst und Hildebrandt, Kurt, Nietzsche als Richter unserer Zeit. Breslau, Verlag von Ferdinand Hirt.

Kirchhoff, Prof. Dr. Theodor, Der Gesichtsausdruck und seine Bahnen beim Gesunden und Kranken, besonders beim Geisteskranken. Mit 68 Textabbildungen. Berlin, Verlag Julius Springer.

Klein, Tim, Freiherr vom Stein (Lebensbilder aus deutscher Vergangenheit. Herausgegeben von Börries, Freiherr von Münchhausen). Berlin, Carl Flemming und C. F. Wiskott A.-G.

Knapp, Wilhelm, Michael Gudlovius. Roman eines religiösen Menschen. Stuttgart, Verlagsanstalt Greiner & Pfeiffer.

Köster, Dr. Adolf, Reichsminister des Innern, Unser Recht. Berlin W 35, Verlag für Politik und Wirtschaft.

Kulemann, W., Landgerichtsrat a. D., Die Genossenschaftsbewegung. Erster Band: Geschichtlicher Teil. Darstellung der Entwicklung in allen Kulturländern sowie der internationalen Beziehungen. Berlin, Verlag von Otto Liebmann.

Lebenserinnerungen eines alten Handwerkers aus Memel, des Böttchers Carl Scholl. Herausgegeben und mit Handzeichnungen begleitet von Marie und Johanna Rehsener, Stuttgart-Gotha, Friedrich Andreas Perthes A.-G.

Lehnert, Prof. Dr. Georg, Geschichte des Kunstgewerbes. II. Das Kunstgewerbe der vorromanischen und der romanischen Zeit. (Sammlung Göschen Nr. 820.) Berlin und Leipzig, Vereinigung wissenschaftlicher Verleger Walter de Gruyter & Co.

Morel, E. D. (Herausgeber von „Foreign Affairs"), Das Gift, das zerstört. Die Mär von dem deutschen Kriegsanschlag. Einzig berechtigte deutsche Ausgabe. Mit Bildnis des Verfassers. Frankfurt a. M., Frankfurter Sozietäts-Druckerei G. m. b. H.

Müller-Schlösser, Hans, Hopsa, der Floh. Seine Lebensgeschichte, von ihm selbst erzählt. Düsseldorf, Deutsche Kunst- und Verlagsanstalt.

Oesterwitz, Hermann, Freimaurertum, Geschichte — Geheimnisse — Wesen — Bedeutung — Lehre — Ziele. Ein Wegweiser für jeden, der Aufnahme in den Orden der Freimaurer sucht. Detmold, Meyersche Hofbuchhandlung (Max Staercke).

Preller, Dr. Hugo, Die Weltpolitik des 19. Jahrhunderts. Berlin, E. S. Mittler & Sohn.

Rosen, Erwin, Allen Gewalten zum Trotz. Lebenskämpfe, Niederlagen, Arbeitssiege eines deutschen Schreibersmannes. Stuttgart, Robert Lutz, Verlagsbuchhandlung.

Palamenghi-Crispi, F., Ex-deputato al Parlamento. Wer hat den Krieg verschuldet? Einzige berechtigte Uebersetzung aus dem Italienischen von Dr. Karl Gutbrod. Leipzig und München, Süddeutsche Monatshefte G. m. b. H.

Steinitzer, A., Und dennoch! Geschichtliche Szenen 1906—1815. Der Zusammenbruch. Die Erneuerung. Die Befreiung. Mit 18 Bildnissen. München, Fr. Bassermannsche Verlagsbuchhandlung.

Voges, Hermann, Die Schlacht bei Lutter am Barenberge am 27. August 1626. Mit einer Karte. Leipzig, Verlag von S. Hirzel.

Wilhelms I. Briefe an seinen Vater König Friedrich Wilhelm II. (1827 bis 1839). Herausgegeben von Paul Alfred Merbach. Mit 4 Abbildungen. Berlin W 35, Verlag Karl Curtius.

Wolff, Erich, und Petersen, Carl, Das Schicksal der Musik von der Antike zur Gegenwart. Breslau, Verlag von Ferdinand Hirt.

Zweig, Stefan, Amok. Novellen einer Leidenschaft. Leipzig, Insel-Verlag.

Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Justizrat Dr. A. Löwenthal in Frankfurt a. M.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten. Übersetzungsrecht vorbehalten.

Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart

Digitized by Google

WEIHNACHTS ANZEIGER DEUTSCHER VERLEGER

DER DEUTSCHE PLATON

Der **„Kunstwart"** schreibt im Oktoberheft:

„In aller Stille ist ein Ereignis eingetreten, das mehr bedeutet als ganze Dutzende von marktfüllenden und lautbeklatschten Veröffentlichungen: Wir haben eine Übersetzung des Plato erhalten, die vollständig rein und im Sinne der Philologie einwandfrei ist.

Wir haben einen deutschen Platon, so echt platonisch wie Sprachstand und Wissen von heute ihn zu gestalten erlaubten.

Otto Apelt, der Übersetzer der jüngst vollendeten Gesamtausgabe, ist mit ruhigen Nerven und absichtloser Frische ans Werk gegangen. Ein Philosoph, der genug Philologe war, um des Sinnes völlig Herr zu werden, eifervoll genug, um jede Schwierigkeit mit zähem Sachsinn zu überwältigen, und Schriftsteller genug, um **einen würdigen deutschen Platon ohne Mätzchen, ohne allzu zeitgemäße Reize, aber mit stilistischer Sicherheit und reifer Klangfülle** zu schaffen.

Und dazu ein ‚Menschenfreund'! Apelt unterliegt nicht dem Wahn, nur der reine, zusatzlose Text dürfe dem stolzen heutigen Leser geboten werden. Vielmehr gibt Apelt **Einleitungen und Erläuterungen**, die dem ernstlich Suchenden höchst vollkommen sein müssen. Und **an ihnen ist zu bewundern ebensosehr die schlichte, phrasen- und schwulstfreie, wahrhaft natürliche Grundauffassung wie das Geschick, womit Apelt zugleich dem Philologen wie dem Laien dient und hilft**" .....

Folgende Ausgaben liegen vor:

Platons sämtliche Dialoge

in 7 Halbpergamentbänden 100.– Gr.Z. (Ausland 100 Schweizer Franken)

Einzelausgaben in Halbpgt.: je 6.– Gr.Z. (Ausland 4.50 Schweizer Franken)

(Ausnahmen: Gesetze, Staat, Timaios)

Ausserdem jeder Band auch geheftet und in Halbleinenband der

„Philosophischen Bibliothek"

Die angegebenen Grundpreise, multipliziert mit der jeweilig. Schlüsselzahl d. Börsenvereins, ergeben den Ladenpreis.

VERLAG VON FELIX MEINER IN LEIPZIG

BETEILIGT SIND DIE FIRMEN

F. MEINER, LEIPZIG / G. K. SARASIN, LEIPZIG / W. HÄDECKE, STUTTGART / R. VOIGTLÄNDER, LEIPZIG
TH. WEICHER, LEIPZIG / H. HAESSEL, LEIPZIG / OLDENBURG & Co., BERLIN / O. C. RECHT, MÜNCHEN
DIETERICH'SCHE VERLAGSBUCHHANDLUNG, LEIPZIG / HAMMER-VERLAG, LEIPZIG / GEBRÜDER PAETHEL, BERLIN / DEUTSCHE VERLAGS-ANSTALT, STUTTGART / DER KOMMENDE TAG A.-G., STUTTGART / M. KOCH, LEIPZIG / DÜRR & WEBER, LEIPZIG / A. SCHERL, BERLIN / R. HOBBING, BERLIN
FR. WILH. GRUNOW, LEIPZIG / G. HIRT, MÜNCHEN / GREINER & PFEIFFER, STUTTGART / W. G. KORN, BRESLAU / AMALTHEA-VERLAG, WIEN / J. F. STEINKOPF, STUTTGART / VERLAG DEUTSCHE BUCHWERKSTÄTTEN, DRESDEN / K. F. KÖHLER VERLAG, LEIPZIG / F. A. BROCKHAUS, LEIPZIG / STRECKER & SCHRÖDER, STUTTGART / DUNCKER & HUMBLOT, MÜNCHEN
HACHMEISTER & THAL, LEIPZIG / J. F. LEHMANN, MÜNCHEN / J. KLINKHARDT, LEIPZIG
CONCORDIA, DEUTSCHE VERLAGSANSTALT, BERLIN / BREITKOPF & HÄRTEL, LEIPZIG.

DEZEMBER 1922

Digitized by Google

Burte

„Burte ist der Träger des Geistes, der kommt, der die Not der Deutschen wendet, dass sie heilig wird, herrlich und hehr," schrieb die „Tat". — „Zu Hermann Burtes Werken sollte jeder Deutsche Stellung nehmen", schrieb das kritische Literaturblatt „Der Zwiebelfisch". — „Ich halte Burte für sehr bedeutend und bin überzeugt, er hat eine Zukunft vor sich wie wenige", schrieb Josef Hofmiller in München beim Erscheinen des „Wiltfeber". — „Der erste Roman Burtes enthüllt einen grossen Schriftsteller", schrieb der „Mercure de France" in Paris. — „Burte ist das Sprachrohr der wahren Kräfte in Deutschland", schrieben die „Times" in London

Bisher erschienene Werke:

WILTFEBER, der ewige Deutsche. Roman. (1. Aufl. 1912) 35. Aufl.
KATTE. Geschichtl. Schauspiel (1. Aufl. 1914) 6. Aufl.
SIMSON. Schauspiel. 6. Aufl.
DER LETZTE ZEUGE. Bühnenstück.
PATRICIA. Sonette an eine Engländerin. 3. Aufl.
DIE FLÜGELSPIELERIN UND IHR TOD. 2. Aufl.

Die Bände sind gleichmässig elegant in Halbleinen gebunden.
Verlag und Bühnenvertrieb von
Gideon Karl Gayafin
in LEIPZIG, Seeburgstr. 100.

Diotima-Klassiker

Neue Ausgabenreihe für Bücherliebhaber

Äußere Vorzüge:
Bestes holzfreies, naturfarbiges Papier
Tiemann-Fraktur · Solide Bindearbeit

Es liegen vor:

Hölderlins Werke in vier Bänden
herausgegeben von Dr. Manfred Schneider

Novalis' Werke in einem Bande
herausgegeben von Dr. Wilh. von Scholz

Mörikes Werke in drei Bänden
herausgegeben von Dr. Wilh. von Scholz

Weitere Ausgaben in Vorbereitung.
Ausführliche Verzeichnisse kostenlos.

Walter Hädecke Verlag / Stuttgart

Geschenkwerke

aus allen Wissensgebieten, in großer Zahl und bester Ausstattung enthält der

Verlagskatalog

Kostenlos unter Bezug auf diese Zeitschrift erhältlich von

R. Voigtländer's Verlag,
LEIPZIG, Marienstraße 12.

Theodor Weicher, Leipzig, Inselstraße 10

BERÜHMTE WERKE!

Gildemeister, Otto, „Judas Werdegang in vier Jahrtausenden". Geh. M 1.50, geb. M 2.50

Kernholt, Otto, „Vom Ghetto zur Macht" Geh. M 4.—, geb. M 6.—

Von demselben in Vorbereitung: *„Deutschlands Schuld und Sühne".* Geh. etwa M 5.—, geb. M 7.—

Bieder, Theob. „Geschichte der Germanenforschung". *Teil I 1500–1806.* Geh. M 1.— *Teil II 1806–1870.* Geh. M 1.40

Loewenfeld, Albr. Hüffer von, „Republik oder Monarchie". Geh. M 1.50

Jordan, Prof. Dr. Herm. „Der Friedensvertrag und die Schuldfrage". Geh. M —.30

Neumann, Prof. E. „Was jedermann vom Friedensvertrag wissen muß". Geh. M —.30

Stuart, Sir Campbell, „Geheimnisse aus Crewe-House". (Lord Northcliffe † gewidmet). Aus dem Englischen übersetzt von Korv.-Kapt. Koehler. Kart. M 3.—.

Obige Preise sind Grundpreise, die mit der jeweils amtlich bekanntgegebenen Schlüsselzahl zu multiplizieren sind und dann den Ladenpreis ergeben. Die Schlüsselzahl ist am 26./10. — **160.**

Digitized by Google

AUSERLESENE SCHÖNE GESCHENK-LITERATUR

Wilhelm Bode/ Ohm Christians Verwandlungen. Neue heitere Erzählungen mit 18 Bildern und Buchschmuck von Hans Friedrich. — Halb- und Ganzleinen. — „Träumereien hinter deutschen Kachelöfen, mit einem Glanz wie Altgold, erheiternd und wehmütig zugleich."

Wilhelm Bode/ Goethes Schweizer Reisen. Textband mit 45 Bildern. — Rot Halbleinen, blau Ganzleinen. — Bode schuf ein Werk von unerhörter Erlebnisnähe, indem er sich Goethen als verständnisinnigen Begleiter zugestellt. Ein Stilerlebnis wie wenige andere deutsche Bücher. —

Wilhelm Bode/ Die Schweiz, wie Goethe sie sah. 144 Lichtdrucke nach zeitgenössischen Lichtdrucken, und Miniaturen mit einer Einführung. — Blau Ganzleinen. (Mit dem Textband zusammen auch in Halblederband.) — Bode lehrt uns die Alpen mit den schönsten, tiefsten Augen, die je einem Menschen gehörten, zu sehen: mit denen Goethes. — Ein herrliches Bilderbuch für ganz Europa.

Gottfried Bohnenblust/ A-Dur. Neue Gedichte.

Jakob Boßhart/ Zwei Erzählungen. Herausgegeben und eingeleitet von Hartwig Jeß. („Das Pasquill" — „Der Böse".) — Pappband. Halblederband.

Jakob Boßhart/ Gesammelte Erzählungen. 6 Pappbände. 6 Halbleinenbände. 6 handgebundene Halbpergamentbände. I. Im Nebel. II. Vor dem Umsturz. III. Durch Schmerzen empor. IV. Früh vollendet. V. Erdschollen. VI. Opfer. — Jeder Band ist in Halbleinen einzeln käuflich. „Dieser große Dichter ist in nächste Nähe Gottfried Kellers zu stellen." Er erschließt eine Welt des Verstehens, Begreifens, — Verzeihens!

Salomon Geßner/ Dichtungen. Herausgegeben von Hermann Hesse. — Pappband. Halbleder. — Hermann Hesse erweckt den einer Zeitströmung verwandten Idylliker Geßner zu neuem Leben. Hesses Einleitung gehört zum Besten, was über die Idylle und über Geßner geschrieben wurde.

Julius R. Haarhaus/ Maculaturalia. Ein Märchen für Bücherfreunde. — Pappband. Ganzlederband.

Eugen Hasler/ Hochland. Gedichte. Seit Goethes Reisehymnen ist die Herrlichkeit des Hochgebirges nicht in so edler und würdiger Weise gefeiert worden: Hasler ist der berufenste Sänger des Hochgebirges.

Eugen Hasler/ Lias Jahr. Eine Dichtung. — Leinen. Halbleder. — Die abgeklärte, reife Dichtung gestaltet die Geschichte einer ringenden Liebe.

A. v. Hedenstierna/ Allerlei Leute. Wohlfeile Ausgabe. 2 Pappbände.

Ricarda Huch/ Erzählungen. 2 Leinenbände. 2 Lederbände oder ein Halbpergamentband. — (Inhalt: Fra Celesta — Der arme Heinrich — Der Weltuntergang — Die Matwiese — Hadwig im Kreuzgang — Der Mondreigen von Schlaraffis — Teufeleien — Lügenmärchen.)

Ricarda Huch/ Gedichte. — Ganzleinenband. Handgebundener Lederband. — Ricarda Huchs Gedichte können als das beste, wertvollste Gedichtbuch bezeichnet werden, das die deutsche Frauenlyrik besitzt.

Wilhelm Jensen/ Tage der Hansa. Historische Erzählung. — 3 hübsche Halbleinenbände in einer Kassette.

Indische Erzähler/ hgb. v. Joh. Hertel. — Bd. 1—3: Dandin, 10 Prinzen. — Bd. 4: Prinz Agathe. Die Abenteuer Ambodos. — Bd. 5: 2 indische Narrenbücher. — Bd. 7: Kaufmann Tschampaka. Pala u. Gopala. Ratnatschuda. — Bd. 9: 92 Anekdoten und Schwänke aus dem modernen Indien.

Olof Molander/ Harriet Bosse (mit 16 wertvollen Bildbeilagen: Harriet Bosse in den bedeutendsten Frauenrollen der Weltbühne). — Halbleinen. — Schwedens größte Schauspielerin, die auf Strindbergs dichterische Entwicklung entscheidend wirkte und seine dritte Frau war, wird mit intimer Kenntnis geschildert. Strindbergs Eheantrag, ihre Antwort, sein seltsamer Plan seiner Trauung unter freiem Himmel.

Conrad Ferdinand Meyer/ Sämtliche Werke. (Oktavausgabe.) — 6 Pappbände. 6 Halbleinenbände. 6 Ganzleinenbd. 6 Halbfranzbände. 4 Halbpergamentbände. 8 Ganzpergamentbände. 8 Ganzlederbände. 6 Halbsaffianlederbände.

Conrad Ferdinand Meyer/ Sämtliche Werke. (Neue Taschenausgabe, jedes Bändchen mit Einleitung.)- Einzelbändchen: Pappband. Halbleinen. Flexibel rot Leder. — Jürg Jenatsch — Das Amulett — Der Schuß von der Kanzel — Plautus im Nonnenkloster — Die Hochzeit des Mönchs — Die Leiden eines Knaben — Die Richterin — Huttens letzte Tage — Engelberg — Angela Borgia — Der Heilige — Die Versuchung des Pescara — Gedichte.

Conrad Ferdinand Meyer/ 7 Novellen. Erste illustrierte Ausgabe mit 28 Bildern von Hans Friedrich. — Pappband. Ganzleinen. 200 numerierte Ganzlederexemplare.

Grete v. Urbanitzky/ Masken der Liebe. Novellen — Halbleinen. — Scharfe psychologische Darstellungen aus dem Grenzgebiet des Eros.

Grete v. Urbanitzky/ Die goldene Peitsche. Roman. — Halbleinen. — Meisterhafte Schilderung der heutigen Weltnot: Großstadt-Hast, Gewinn-Gier, Not der Geistigen und Persönlichen.

Will Vesper/ Porzellan. Novellen. — Halbleinen. Halbleder. Ganzleder. Handgemalt Pergament. — Feinpointierte graziöse Novellen, deren Hintergrund großes historisches Geschehen bildet.

Will Vesper/ Die ewige Wiederkehr. Novellen. — Halbleinen. Halbleder. — Das erst ende Buch der Liebe. Unsterblichkeit wird Erlebnis: Liebende finden in neuen Lebensformen zueinander — in ewiger Wiederkehr.

H. HAESSEL VERLAG LEIPZIG

Digitized by Google

Oldenburg & Co., Verlag, Berlin SW 48

BÜCHER VON FRIDA SCHANZ

Aus dem Lebenswerk von Frida Schanz sind bei uns folgende Bände erschienen:

KINDERBALLADEN

Gebunden 240 Mark

Spannende Balladen in reizender Form und mit edlem Inhalt, bei deren bloßem Lesen man Kinderaugen glühen sieht, wie sie der Handlung folgen und immer mehr hören wollen. Ein echtes Hausbuch, wie es dem heranwachsenden Geschlecht unvergeßlich sein wird.

Dr. Heinrich Lhotzky

BALLADEN

Gebunden 300 Mark

Die Ernte eines halben Lebens ist in diesem Balladenbande eingeschlossen. Die Form der Balladen ist leuchtend schön, groß ist der Reichtum an Bildern. Groß ist auch die Kunst, mit der Naturstimmungen zur farbigen Belebung der Vergleiche angewandt sind. Das Buch hat sich im Laufe der Jahre einen hervorragenden Platz in der deutschen Literatur erworben.

MIT DER WELLE ZUM MEER

Gesichtete Gesamtausgabe der lyrischen Gedichte.
Gebunden 600 Mark

Die endgültig festgelegte Auswahl und Zusammenfassung des lyrischen Lebenswerkes der Dichterin. Von allem Schönen, was Frida Schanz schuf, das Schönste. In all dieser Lyrik ist etwas wie sehnsuchtsvoll ausgestreckte Arme, wie eine jubelnd im wilden weichen Föhn über die Berge wehende weißumflatterte Mädchengestalt. Jubelnd auch in der Kälte und Härte des Sturmes.

Durch jede Buchhandlung zu beziehen

Gestern und heute

RECHTS ROMAN-REIHE

Band I
LEO TOLSTOI / KINDHEIT
brosch. M. 240; Hlwd. M. 400

Band II
EDGAR ALLAN POE / A. G. PYMS ABENTEUERLICHE ERLEBNISSE
brosch. M. 240; Hlwd. M. 400

Band III
THEODOR STORM DIE CHRONIK VON GRIESHUUS
brosch. M. 240; Hlwd. M. 400

LEO TOLSTOI ROMAN EINER EHE
brosch. M. 240; geb. M. 400

KARL B. HEINRICH FLORIAN
brosch. M. 400; geb. M. 600

O. C. RECHT VERLAG / MÜNCHEN
LEOPOLDSTR. 5.

Dieterich'sche Verlagsbuchhandlung in Leipzig

Goethekalender für 1923
Begründet von O. J. Bierbaum
herausgegeben von
Prof. Dr. Karl Heinemann
Mit Deckelzeichnung von Hermann Holzhey

* *

Hauptprobleme der Ethik
von
Prof. Dr. Carl Stange
geheftet und gebunden

* *

Die tragischen Gestalten der Griechen in der Weltliteratur
von
Prof. Dr. Karl Heinemann
Geheftet, in Pappband,
in Künstlerhalbpergamentband

Die Preise sind in den Buchhandlungen zu erfahren

Sprachgeschichtliche Plaudereien
von Dr. Wasserzieher. Kart. M. 2.50, geb. M. 3.50.

Leben und Weben
der Sprache von Dr. Wasserzieher. 3. Aufl. Kart. M. 2.50, geb. M. 3.50.

Bilderbuch
der deutschen Sprache von Dr. Wasserzieher. Kart. M. 2.50, geb. M. 3.50.

Hevelius
Handbuch für Freunde der Astronomie u. kosmischen Physik. Herausgegeben von Prof. Dr. J. Plaßmann. Illustriert. Geb. M. 12.—.

Sternatlas
von Littrow, gr. Ausg., vollständig neubearbeitet von Fr. Becker. (Im Dezember).

Verträumte Städte
Deutsche Kleinstadtbilder von Fritz Mielert. Kart. M 2.75, geb. M. 3.50.

Worte von Fr. W. Foerster
gesammelt und herausgegeben von H. Peine. Geb. M. —.50.

Aufwärts
aus eigener Kraft. Ratschläge und Lebensziele. Von Dr. Paul von Gizycki. 6. Auflage. Kart. M. 2.50, geb. M. 3.50.

*

Die Preise sind Grundpreise × Entwertungszahl, z. B. 210 (freibleibend).

Ferd. Dümmler's Verlag, Berlin SW. 68
(Postscheckkonto 145)

Digitized by Google

HERVORRAGENDE ILLUSTRIERTE BÜCHER

Wilhelm Bode/ Goethes Schweizer Reisen. Textband mit 45 Abbildungen. — Halbleinen, Ganzleinen. — Wilhelm Bode läßt den Leser an Goethes Schweizer Reisen gleichsam teilnehmen, Einzelheiten mit ergreifender Erlebnisnähe miterleben. Bode wußte seine Forschungsergebnisse aus mehr denn 100 Büchern zu einer lebensvollen Form zu verdichten, die uns den Menschen Goethe nicht weniger klar darstellt als das Schweizer Land und Volk jener Zeit. Goethes Leben und Freundeskreis in seinen feinen Beziehungen wird uns erschlossen. Aus Briefen, Tagebüchern, Reiseberichten und Gesprächen steigt für uns das Erlebnis alpiner Majestät empor, wie es nur diesen großen Dichter und Menschen ergreifen und erheben konnte. Jahre wertvollsten Erlebens Goethes liegen vor uns aufgeschlagen.

Wilhelm Bode/ Die Schweiz/ wie Goethe sie sah. 144 Lichtdrucke nach zeitgenössischen Stichen und Miniaturen mit einer Einführung. — Ganzleinen ca. M. 6000.— (Text- und Bilderband 2 Halblederbände ca. M. 12000.—) — Erlösung für alle, die Sehnsucht nach der Schweiz haben, bringt das Buch, das die Alpenlande mit den schönsten, tiefsten Augen zu sehen lehrt, die je einem Menschen gehörten, mit denen Goethes. Ein herrliches Bilderbuch für ganz Europa. (Alfred Heiu in der „Königsberger Hartungschen Zeitung".) — Weit über den Kreis der Goethefreunde hinaus wird diese kostbare Sammlung willkommen sein. (Prof. Witkowsky im „Literarischen Echo".) — Bode schuf ein Werk von unerhörter Erlebnisnähe und Lebendigkeit. Das Buch bietet gleichzeitig ein Stilerlebnis wie wenig andere deutsche Bücher. (Budweiser Tageblatt.)

Wilhelm Bode/ Damals in Weimar. 97 Bilder mit erläuterndem Text. — Halbleinen, Halbpergament, Ganzled.

Wilhelm Bode/ Das Leben in Alt-Weimar. 86 Bilder mit erläuterndem Text. — Halbleinen, Halbpergament, Ganzleder. — „Damals in Weimar" zeigt vornehmlich Alt-Weimar in urkundlichen, streng der Wirklichkeit entsprechenden Bildern, es bevorzugt das Freilichtbild, zeigt Alt-Weimar von den Landstraßen, Gassen und Plätzen. „Das Leben in Alt-Weimar" führt in den engeren Kreis: Es läßt uns in denkwürdige Zimmer, Höfe, Gärten eintreten und zeigt uns die Persönlichkeiten, deren Bedeutung jene Stätten für uns unvergeßlich machen. Niemals ist alt-weimarisches Wesen anschaulicher dargestellt und vorgeführt worden, wie es hier durch den berufenen Sachwalter Wilhelm Bode geschehen ist.

Dr. Kurt Boeck/ Im Banne des Everest. Mit einer Kartenskizze und 76 hervorragenden Bildern nach eigenen Aufnahmen des Verfassers. — Kartoniert, Halbleinenband. Mit diesem Bande beginnt die Neuherausgabe der großen indischen Reisewerke des bekannten Forschers Dr. Boeck. Die Ausgabe erfolgt in 4 Einzelbänden, von denen als erster „Im Banne des Everest", anläßlich der Everest-Expedition als hoch aktuell erschienen ist. Was Dr. Borck erlebt, ist an sich immer interessant, da er nie ausgetretene Pfade wandelt, sondern stets seine eigenen Wege geht, auch wenn sie anstrengend nnd gefahrvoll sind, ja, gerade dann. Er hat ein gutes Auge für alles Bedeutsame, Eigenartige und Echte, er sieht gut, scharf und geht allem nach, was Reiz hat. Und dann das andere Auge, seine Kamera! Wenn das Buch weiter nichts wäre als eine Sammlung seiner Bilder mit erläuternden Unterschriften, es wäre dann schon wertvoll. Mit Dreistigkeit und Leichtsinn oder Arst und Tücke hat er aus dem mißtrauischen Asien, wo es am verschlossensten ist, manche unersetzliche Aufnahme herausgeholt. Köstlich, wenn er davon erzählt! Selbst die Jugend wird mit großer Freude von den abenteuerlichen Fahrten Boecks lesen.

Olof Molander/ Harriet Bosse. (August Strindbergs dritte Frau.) Mit 16 Bildern auf bestem Kunstdruckpapier. (Harriet Bosse in den bedeutsamsten Frauenrollen der Weltbühne.) — Brosch., Halbleinen, — Molander, Oberspielleiter am Kgl. Dramatischen Theater in Stockholm, schildert die Entwicklung der größten Bühnenkünstlerin Schwedens, die August Strindbergs dritte Frau war. Er teilt u. a. viele bisher nicht bekannte Briefe Strindbergs an sie, ihre Antwort auf seinen Eheantrag, das seltsame Dokument über seine geplante „Trauung unter freiem Himmel" mit.

Willy Pastor/ Deutsche Urzeit. Grundlagen der germanischen Geschichte, mit 60 Bildern. — Halbleinenband. — Viel mehr noch als Dollarkurs und Konferenzen gehört zu den markantesten Zeichen unserer Zeit der Ausdruck einer großen Renaissance, nicht eine der Antike, sondern eine germanische Renaissance. Seit 3 Jahrzehnten ist Willy Pastor Vorkämpfer in zahlreichen kleinen und großen Arbeiten, die eine Germanenkunde darstellen, berufen, Grundlage kommender, germanischer Wissenschaft und Lebenserneuerung zu bilden. Es schien daher an der Zeit, diese Arbeiten gesammelt in einem Bande erscheinen zu lassen. Fesselndes Material und ungemeiner Gedankenreichtum verleihen dem Buch grundlegenden Wert.

Willy Pastor/ Das Leben Albrecht Dürers. Mit 50 Bildern. — Halbleinenband. — Unserem Zeitalter hat Dürer viel mehr zu sagen als irgend einem anderen. Willy Pastors Dürerbuch ragt über landläufige Künstlermonographien weit hinaus. Als ein Werk Burckhardt'schen Geistes, in welchem wir nicht nur Dürer als Mensch und Künstler kennen lernen, sondern auch die ganze Kultur seiner Zeit. Dürers Leben und Kunst sehen wir mit seiner Zeit zu einem ganzen verflochten, wie es tatsächlich verflochten war. Dürer selbst aber ist in dem Buche Willy Pastors bis eine Tiefe hinein begriffen, zu der wohl noch niemand bisher gelangt ist.

Im friderizianischen Potsdam. 16 Steinzeichnungen von Konrad Eiert, mit Einführungstext von Otto Ernst Hesse. — Leicht kartoniert. — Hesse gibt in seiner Einführung eine umfassende Einführung in Friedrichs Zeit: Potsdam und Sanssouci. Den Stil dieser lebendig gewordenen Atmosphäre gestaltet Eiert in 16 vortrefflichen Steinzeichnungen. Ein Stil, der deutsch ist und doch europäisch: Der notwendige Ausdruck eines großen Menschen, den nachzuerleben Richtum und Glück bedeutet.

Philipp Witkop/ Frauen im Leben deutscher Dichter. Halbleinen, Ganzleder. — Intimste Kenntnisse des Stoffes vereinigt sich bei Philipp Witkop mit feiner Einfühlungsfähigkeit und dichterischer Formkunst. Er ist daher prädestiniert für würdige Behandlung des hohen Themas. Er behandelt das Thema der ewigen Wechselbeziehungen zwischen Dichter und Frau in wundervoll tiefen, klangreichen Variationen: Die Mutter: Elisabeth Goethe, Elisabetha Keller. Die Schwester: Cornelia Goethe, Ulrike von Kleist. Die Gattin: Christiane von Goethe, Marianne Immermann, Christine Hebbel. Die Geliebte: Friederike Brion, Ulrike von Levetzow, Heines Mouche, Hölderlins Diotima.

H. HAESSEL. VERLAG. LEIPZIG

Digitized by Google

Das feine Weihnachtsgeschenk für Damen

J. VON UEXKÜLL
Biologische Briefe an eine Dame
Mit neun Abbildungen
Grundzahl: Geheftet 3, Papp 5

ELISABETH VON HEYKING
Briefe, die ihn nicht erreichten
93. bis 97. Auflage
Grundzahl: Geheftet 4, Halbleinen 6,50,
Vorzugsausgabe in Leinen 9, Halbleder 15

Der Ladenpreis wird errechnet durch Multiplikation der Grundzahl mit der jeweils amtlich festgesetzten Schlüsselzahl

Gebrüder Paetel (Dr. Georg Paetel)
BERLIN W 35.

* D * V * A *

Soeben erschienen

Verse aus Deutsch-Südwest:

Aus verlorenem Land

Erinnerungsblätter aus Deutsch-Südwestafrika

von

Joachim von Winterfeld Damerow

80 Seiten gebunden

Ein Mann mit warmem Herzen und offenen Sinnen, ein fein und stark empfindender vornehmer Offizier vom Schlage Liliencrons und Münchhausens spricht sich in Versen von bester Form aus. Ein Gedichtbuch für das gebildete deutsche Haus, für unsere Reichswehr, für die alten Südwester – und nicht zuletzt ein Buch der Jugend.

DEUTSCHE VERLAGS-ANSTALT
STUTTGART · BERLIN · LEIPZIG

Goetheanum Bücherei.

ERNST UEHLI: Eine Neue Gralsuche. 1. bis 5. Tausend. Geb. M 7.—. Inhalt: Vorwort / Wissenschaftliche Orientierung / Der Gral und die vergleichende Sagenforschung / Die Beziehung der Gralsage zur Mythologie und Christologie / Das historische und unhistorische Christentum / Das Nikodemusevangelium und der kleine heilige Gral des Robert von Boron / Die Verbindung der Gralsage mit der Parzivalsage / Der Gral als Blutsgeheimnis. Französische Tradition / Der Gral als Ich-Geheimnis. Kiot-Wolframsche Tradition / Das Gralsmahl / Das Parzivalereignis / Gralsrittertum und Gralskönigtum / Eine neue Gralsuche / Literaturverzeichnis.

Zwischen Sphinx und Gral. 1. bis 5. Tausend. Brosch. M 2.20, geb. M 3.—. Inhalt: Vorwort / Die Sphinx ein phylogenetisches Geheimnis ägyptischer Priesterweisheit / Die Sphinx und der Gral / Die Blutserneuerung des Künstlers als Grundlage des Expressionismus / Der Isenheimer Altar / Das Trinitätserlebnis des modernen Menschen / Ein Beitrag zu einer neuen Dramaturgie. Rudolf Steiners Mysteriendramen.

Die angegebenen Preise sind Grundpreise. Lieferung erfolgt mit dem jeweiligen Teuerungsindex multipliziert. Z. Zt. 210 [unverbindlich!] Ausführliche Prospekte bitten wir zu verlangen.

Der Kommende Tag A.G. Verlag
Stuttgart, Champignystr. 17

Roman-Werke als Wegbereiter für Erkenntnis und Aufstieg.

ARTUR BRAUSEWETTER
Sonnenwendträume
Drei feinsinnige Novellen. Nach Form u. Inhalt vielleicht das Vollendetste des großen Dichters der Ostmark.
Pappband M. 240.—; Ganzleinenb. M. 310.—

ARTUR BRAUSEWETTER
Die Badejungen von Zoppot
Ein Roman unserer Zeit.
Mit einem mehrfarbigen Einbandentwurf, doppelseitig. Innentitel, Kopf- und Schlußstücken von Kurt Opitz.
Kart. M. 200.—; Pappb. M. 300.—; Ganzleinb. M. 400.—

PAUL BURG
Heilige Scholle
Ein deutscher Bauernroman aus dem letzten Jahrhundert. Mit doppelseitigem Innentitel, zahlreichen Kopf- und Schlußstücken von Kurt Opitz.
Kart. M. 300.—; Pappb. M. 400.—; Ganzlein. M. 500.—

Alles um Liebe
ein Goethe-Roman in drei Büchern von PAUL BURG. Der Bücher erstes: FREUDVOLL UND LEIDVOLL. Eine Symphonie heiliger Sinnenfreude, ein fesselnder Roman voll Farbe und Glut.
Kart. M. 400.—; Pappb. M. 550.—; Ganzleinb. M. 700.—
(Die Preise sind unverbindlich.)

Max Koch
Verlagsbuchhandlung

LEIPZIG-STÖ.
Eichstädtstrasse 17

Digitized by Google

ZELLENBÜCHER

sind entzückende **Weihnachtsgeschenke** für jedermann
Gediegener Inhalt, künstlerische Ausstattung, billiger Preis sind ihre Vorzüge

„Diese Büchlein sind nicht nur Orientierungen für überhastete und überarbeitete Menschen, sondern sie bergen das Schöpferische: ***Die Anregung zum Weiterarbeiten*** *in sich . . .", so urteilt „Der Bürger" Oktober 1922.*

Eine Auswahl aus den bereits erschienenen 66 Bänden:

LITERATUR:

KLABUND
Deutsche Literaturgeschichte in einer Stunde
40. Tausend in Vorbereitung

KLABUND
Geschichte der Weltliteratur in einer Stunde

GEORG WITKOWSKI
Der Faust Goethes Einführung und Erklärung

HERMANN BAHR
Schauspielkunst

BILDENDE KUNST:

HANS W. SINGER
Kunstgeschichte in einer Stunde

RICHARD GRAUL
Renaissance und Barock im Kunstgewerbe

MAX GLASS
Du und das Bild

JULIUS ZEITLER
Stilarten der Kunst

PRAKTISCHE PHILOSOPHIE:

MAX STEINITZER
Eine Stunde Philosophie

BRUNO H. BÜRGEL
Die Zeit ohne Seele

HORST SCHÖTTLER
Heidenbibel

ERWIN ROSEN
Spieler

NATURWISSENSCHAFTEN:

BRUNO H. BÜRGEL
Du und das Weltall

LASSAR-COHN
Chemie in einer Stunde

KARL SOFFEL
Schwester Pflanze

SIEGFRIED HARTMANN
Eine Stunde Physik

VERLANGEN SIE AUSFÜHRLICHEN PROSPEKT

Preis jedes Künstlerpappbandes M. 200.— (freibleibend)

Zu beziehen durch jede Buchhandlung

Verlag Dürr & Weber m. b. H., Leipzig, Querstr. 14.

Digitized by Google

Politische Bücherei

Als neuester Band erschien:

WOLFGANG WINDELBAND

Die auswärtige Politik der Großmächte in der Neuzeit

(1494–1919)

422 Seiten Lex. 8° / In Halbleinen gebunden

Der gewaltige Stoff, den die letzten vier Jahrhunderte der politischen Geschichte Europas darstellen, ist hier klar und übersichtlich zusammengefaßt. Der Verfasser besitzt außer der intuitiven Gabe des Historikers, das Vergangene zu erleben, die Gestaltungskraft des Künstlers und den Blick des Politikers. Die Gliederung des Stoffes in große, durch die zeitliche Folge, aber auch durch die innere Entwicklung bestimmte Abschnitte erhöht den Wert des Wertes, das, ein Handbuch der angewandten Politik, ein Erzieher zu nationaler Selbstbesinnung, historischer Erkenntnis und politischer Tatkraft werden sollte.

Neue preußische Kreuzzeitung, Berlin

*

Deutsche Verlags-Anstalt Stuttgart

Ein Buch für deutsche Mütter und Söhne, wie wir es heute brauchen:

Hans Peter Kromm der Lebendige

Eine Geschichte von Ufer zu Ufer von

Johanna Wolff

545 Seiten. In Halbleinen gebunden

»Wenn uns Deutschen etwas noch helfen kann dann sind es solche Bücher der glaubensstarken Sammlung auf die eigene Kraft.« *Weser-Zeitung, Bremen.*

»Das Buch scheint berufen, das deutsche Volksbuch der Gegenwart und nächsten Zukunft zu werden.« *Berliner Tageblatt.*

»Auf, ihr Jungen und Unverbrauchten, euer ist dieses Buch wie es ist: groß, schlicht, urdeutsch.« *Ostpreußische Zeitung, Königsberg.*

Deutsche Verlags-Anstalt Stuttgart und Berlin

WALTER BLOEM

Der Weltbrand

Deutschlands Tragödie 1914/18

Mit Zeichnungen von Ludwig Dettmann

Zwei Foliobände im Umfang von 620 Seiten in Halbleinen gebunden . . . . . M. 3000.—

Der ebenso kunst- wie kraftvollen Darstellung des geschätzten Meisters tiefinnerlicher Schilderungen kriegerischer Ereignisse hat sich Professor Ludwig Dettmann in berufener Künstlerschaft würdig zur Seite gestellt mit wuchtig gezeichneten Bildern. Sie reden eine eindringliche Sprache von den Wahrheiten der Schlachtfelder und erheben das Werk zum Testament der Kriegszeit.

OTTO HAMMANN

Bilder aus der letzten Kaiserzeit

Mit 12 Bildtafeln in Lichtdruck nach Originalen von Olaf Gulbransson

In vornehmer Ausstattung geb. . . M. 850.—
in gediegenem Halbleinenbande . . . M. 950.—

Treffende Beschreibungen der namhaftesten Persönlichkeiten, die als Marksteine aus dem Getriebe der deutschen auswärtigen Politik hervorragen, gibt der langjährige Pressechef des Auswärtigen Amts. Obgleich die Ausführungen vor dem Erscheinen der kaiserlichen Erinnerungen verfaßt worden sind, bildet die darin enthaltene Fülle bisher unveröffentlichten Materials doch in mancher Beziehung eine bedeutsame Ergänzung des Kaiserbuches, namentlich für die schicksalsvollen Zeiten der deutsch-englischen Annäherungsversuche 1908 u. 1912.

Die Preise sind freibleibend.

Verlag von Reimar Hobbing, Berlin SW 61

Klassiker der Politik

Herausgegeben von

Friedrich Meinecke und Hermann Oncken

Thomas Morus / Utopia

Übersetzt von G. Ritter. Mit einer Einl. v. H. Oncken und einem Bildnis. M. 400.—, geb. M. 600.—

Niccolo Machiavelli / Discorsi

Politische Betrachtungen über die alte und die italienische Geschichte

Verdeutscht und eingeleitet v. Fr. v. Oppeln-Bronikowski. Mit einem Bildnis. M. 640.—, geb. M. 840.—

Severinus von Monzambano

(Samuel v. Pufendorf)

Über die Verfassung des Deutschen Reiches

Verdeutscht und eingeleitet von H. Breßlau. Mit einem Bildnis. M. 400.—, geb. M. 600.—

Abbé Castel de Saint-Pierre

Der Traktat vom ewigen Frieden 1713

Deutsche Bearbeitung von Fr. v. Oppeln-Bronikowski. Mit einer Einführung von Wolfgang Michael. M. 480.—, geb. M. 640.—

Friedrich der Große, Die polit. Testamente

Übersetzt v. Fr. v. Oppeln-Bronikowski. Mit Einführg. v. G. B. Volz u. e. Bildnis. M. 480.-, geb. M. 720.

Wilhelm von Humboldt

Eine Auswahl aus seinen politischen Schriften

Herausg. u. eingeleitet von Dr. Siegfried Kaehler. Mit einem Bildnis. M. 640.—, geb. M. 840.—

Die Preise sind freibleibend

Verlag von Reimar Hobbing, Berlin SW 61

Digitized by Google

Neue wertvolle Romane

Empfehlenswerte Weihnachtsgeschenke

Gustav Kohne

Die Gottsucher von Bergenstedt

Roman · Gebunden in Halbleinen M 700.– · In Ganzleinen M 840.–

Gustav Kohne, der erfolgreiche Gestalter kultureller und sozialer Probleme, geht hier der religiösen Frage der Gegenwart auf den Grund und gelangt an der Charakterentwicklung seines Pastors Rosenbusch zu der Erkenntnis: „Nicht was der Mensch glaubt, ist das Entscheidende, sein Heil liegt darin, daß er glaubt."

Charlotte Niese

Tilo Brand und seine Zeit

Roman · Gebunden in Halbleinen M 850.– · In Ganzleinen M 1000.–

Der fesselnde neue Roman von Charlotte Niese spielt im 15. Jahrhundert zu einer der schicksalsschwersten Zeiten Schleswig-Holsteins. Länger als ein Menschenalter wütete damals ein blutiger Krieg in der deutschen Nordmark, die unter ihre Herrschaft zu zwingen der Ehrgeiz der stolzen und mächtigen Königin Margarete von Dänemark war.

Karl-Gerd Briese

Die Befreiung vom Erbe

Der Lebensweg eines Fürsten · Gebunden in Halbleinen M 850.– · In Ganzleinen M 1000.–

Fürstenschicksale kennzeichnen unsere Zeit! Selten nur ist es denen, die den Königen ferne stehen, vergönnt, das Schicksal gekrönter Menschen voll zu erkennen, nachzuerleben, zu begreifen. Hier offenbaren die Aufzeichnungen eines entthronten Fürsten den tieferen Sinn alles Fürstentums und sein opfervolles Leid mit zukunftweckendem Idealismus.

Reinhold Conrad Muschler

Der lachende Tod

Roman · Gebunden in Halbleinen M 700.– · In Ganzleinen M 840.– · In Halbleder (numerierte und gezeichnete Vorzugsausgabe) M 1400.–

Das Ringen und Irren eines Dichters, der am Weibe leidet, aber nicht zugrunde geht. Über das Thema Weib und seine Variationen in Liebe und Ehe sind viele Bücher geschrieben worden, Muschler sagt darüber aber so ungemein Tiefes, Feines und Neues, daß man das Buch mit großer Befriedigung aus der Hand legt. Leipziger Abendpost.

Charlotte Niese · Romane und Erzählungen

Mit einer Einleitung von Friedrich Castelle

8 Bände: Aus dänischer Zeit · Licht und Schatten · Die Klabunkerstraße · Minette von Söhlenthal Geschichten aus Holstein · Das Tagebuch der Ottony von Kelchberg · Damals! · Vergangenheit.

Jede Ausgabe mit Schutzumschlägen und im Futteral

Gebunden in Halbleinen M 5600.– · In Ganzleinen M 6800.– · In Halbleder M 10400.–

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen

Die Preisangaben sind unverbindlich · Prospekte und Gesamtverzeichnisse unberechnet und portofrei vom

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig

Digitized by Google

G. HIRTH'S VERLAG / MÜNCHEN

Schöne Geschenkbücher

J. W. v. Goethe Empfindsame Geschichten. Mit Federzeichnungen von R. v. Hoerschelmann. Gebund. in Halbleinen und in Halbleder. Der Band enthält die schönsten Novellen aus dem Gesamtwerk.

Friedr. Hölderlin Hyperion oder der Eremit in Griechenland. Mit 16 zum erstenmal veröffentl. Bildern nach Handzeichnungen v. Carl Rottmann. Gebund. in Halbleinen mit Goldpressung und in Halbleder. Eine reizende Geschenkausgabe für Damen.

H. de Balzac Große und kleine Welt. Mit Holzschnitten v. Daumier u. Gavarni. Geb. in Halbleinen. Die hier vereinigten vier Novellen waren bisher in deutschen Ausgaben nicht enthalten!

Margareta v. Navarra Liebesgeschichten. Mit 16 originalgetreuen Nachbildungen der Kupfer v. Siegismund Freudenberg. Gebunden in Halbleinen.

Jean de Lafontaine Ergötzl. Geschichten. Mit 12 Wiedergaben nach den seltenen Kupfern von Charles Eisen. Gebunden in Halbleinen und in Halbleder.

J. W. v. Goethe Die Leiden des jungen Werther. Mit Originalzeichnungen von Ottomar Starcke. Geb. in Halbleinen und in Halbleder.

E. T. A. Hoffmann Meister Floh. Reich illustr. von Otto Nückel. Geb. in Halbleinen u. in Halbleder.

Giovanni di Boccaccio Das Dekameron. Mit 14 Lithographien von Werner Schmidt. Gebunden in Halbleinen und in Halbleder.

Tausendundein Tag Wunderliche Liebesgeschichten. Mit 10 Radierung. v. Ferdinand Staeger. Gebunden in Halbleinen und in Halbleder.

Wilh. Hauff Die Karawane. Ein Geschichtenkreis. Mit den Illustrationen von Bertall. Gebunden in Halbleinen und Halbleder.

Charles Dickens Im Kampf des Lebens. Die schönsten kurzen Erzählungen aus den gesammelten Werken. Gebunden in Halbleinen und Halbleder.

E. W. Bredt Erfolgreiche Künstler und andere. Kurze Lebensabrisse mit Illustrationen. Gebunden in Halbleinen.

Alle Bände sind auf holzfreiem Papier in der Offizin Knorr & Hirth gedruckt.
Die Preise teilt der Verlag gerne mit. Nach dem Auslande mit den üblichen Aufschlägen.

Wer Vertiefung sucht

und Beschaulichkeit liebt, wer nach wahrer, aus dem Innern quellender Freude Verlangen trägt, lasse sich die Bücher von

Friedrich Lienhard

Paul Steinmüller

Hans Heinr. Ehrler

und andere, in jeder guten Buchhandlung vorrätige oder durch sie zu beziehende Werke vorlegen, die erschienen sind im

Türmer-Verlag in Stuttgart
(Greiner & Pfeiffer)

Mein Weidmannsjahr

JAGDKALENDER
für das Jahr
1 9 2 3

Eine Ehrengabe für den deutschen Jäger

Mitarbeiter: Geh. Rat Achleitner, Graf zu Münster, Frhr. v. Kapherr, Frhr. v. Maltzahn, von Krüdener, J. Luchs, H. A. v. Byern, Dr. Staby, Dr. Castillo, A. M. Meckel, Konr. Eilers, U. Scherping.

Vierfarbige Tafelbilder und Tondruckbilder
Leineneinband mit Goldaufdruck

Besonders geeignet als
WEIHNACHTSGESCHENK
Preis Mk. 300.–

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder durch
Wilh. Gottl. Korn * Zeitschriften-Abtlg.
Breslau I
Schuhbrücke 84 Schließfach 127.

Digitized by Google

AMALTHEA-VERLAG
ZÜRICH • LEIPZIG • WIEN

Künstlerisch unerreicht ist die

Kleine

Amalthea-Bücherei

Soeben erschien:

J. TURGENJEFF: Visionen

Buchschmuck und 6 Orig.-Lithogr. von Christian Ludwig Martin

Bisher sind erschienen:

Anakreon. Auswahl nach Mörike. Buchschmuck und 8 Original-Lithographien von Otto Friedrich. 3. Tausend.

Marie de France. Liebesmärchen. Auswahl nach Hertz. Mit Buchschmuck und 8 Dreifarbendrucken nach Aquarellen von Karl Alexander Wilke. 3. Tausend.

Der heilige Franz: Legenden. Mit Buchschmuck und 8 Original-Lithographien von Maximilian Liebenwein.

Rinconete und Cortadillo von Cervantes. Mit Buchschmuck und 8 Original-Lithographien von Franz Wacik. 3. Tausend.

Vathek von Beckford. Mit Buchschmuck und 10 Dreifarbendruckbildern nach Original-Aquarellen von K. A. Wilke. 3. Tausend.

Der rote Vorhang von Barbey d'Aurevilly. Deutsch von A. Schurig. Mit Buchschmuck und 8 Orig.-Lithographien von Otto Goetze. 4. Tausend.

Spiegel, das Kätzchen. Ein Märchen von Gottfried Keller. Buchschmuck und 8 Original-Lithographien von Maximilian Liebenwein. 10.—20. Tausend.

Die Judenbuche von A. von Droste-Hülshoff. Buchschmuck und 8 Dreifarbendrucke nach Aquarellen von Bernd Steiner. 5. Taus.

Preis jedes Bändchens M 700.—
(freibleibend)

Lebensansichten des Katers Murr von E. T. A. Hoffmann. Mit einem Nachwort von Richard von Schaukal. Buchschmuck und 8 Original-Lithographien von Maximilian Liebenwein. 11. Taus. Preis M. 1500.–
Luxusausgabe in Seide und Halbpergament.

Zwei wichtige Neuerscheinungen
aus dem Verlage von
J. F. Steinkopf, Stuttgart:

Wilhelmine Fleck
Die Wulflams
Roman aus der Zeit der Hansa
In Halbleinen gebunden

In die Zeit der Hansa versetzt uns die Verfasserin, sie erzählt den Aufstieg und Untergang der Wulflams, eines stolzen Bürgermeistergeschlechts. Überaus natürlich, lebendig und spannend schildert Wilhelmine Fleck eine längst vergangene Zeit.

.....

Jörgen Falk-Rönne
Im brausenden Nordmeer
Eine Geschichte von den Faröern
Berechtigte Übersetzung aus dem Dänischen von Gertrud Bauer
In Halbleinen gebunden

Wer „Das Land des Glücks" und „Ein fernes Völklein" gelesen hat, wird begierig nach dem neuen Buch greifen und ganz gewiß nicht enttäuscht werden.

PRACHTVOLLE GESCHENKBÜCHER!

John Hagenbeck:
Fünfundzwanzig Jahre Ceylon
Erlebnisse und Abenteuer im Tropenparadies

❋

John Hagenbeck:
Kreuz und quer durch die Indische Welt
Erlebnisse und Abenteuer in Vorder- und Hinterindien, Sumatra, Java und auf den Andamanen
Beide Bände herausgegeben von Victor Ottmann

❋

Dr. Friedrich Burger:
Unter den Kannibalen der Südsee
Studienreise durch die Melanesische Inselwelt

❋

Otto Mayer:
Zwanzig Jahre an Indischen Fürstenhöfen
Bearbeitet und herausgegeben von F. R. Nord

❋

Chr. Schulz:
Auf Großtierfang für Hagenbeck
Selbsterlebtes aus afrikanischer Wildnis

❋

Jeder dieser 5 Bände ist reich illustriert und mit durchschnittlich 31 Bildtafeln ausgestattet
Gebunden M. 1440.—, in Halbleinen M. 1520.—
Ganzleinenband M. 1760.—. Preise unverbindlich
Zu beziehen durch jede Buchhandlung oder vom
Verlag Deutsche Buchwerkstätten Dresden

Digitized by Google

Neue Memoirenwerke

Kaiser Wilhelm II.

Ereignisse und Gestalten aus den Jahren 1878 bis 1918

Das meist besprochenste und bedeutendste Buch des Jahres.

Heinrich Ehrhardt

Hammerschläge

70 Jahre deutscher Arbeiter und Erfinder

Bescheiden, volkstümlich und humorvoll schildert der jetzt 82jährige Begründer der Zeller Werke, der Rheinmetallwerke, ehemals ein armer Arbeitsjunge, sein hartes, aber erfolgreiches Leben, ein Buch deutscher Kraft und deutschen Geistes.

Hans Schadow

Mit Pinsel und Palette durch die große Welt

In langjährigem Auslandaufenthalt hat Schadow nicht nur eine Fülle bedeutender Porträts geschaffen, Fürsten, Politiker, Gelehrte und Künstler, mit denen ihn der Beruf zusammengeführt haben, sein sicheres Urteil erkennend, über Größtes und Intimstes mit ihm gesprochen, worüber er fesselnd zu erzählen weiß.

Mit 15 Bildbeigaben in Kupfertiefdruck.

Xaver Scharwenka

Klänge aus meinem Leben

Erinnerungen eines Musikers

Ein goldener Humor und seltener Schwung durchzieht die Lebensgeschichte des gefeierten Komponisten und Klavierpädagogen, ob er nun von seinen Anfängen, von den späteren Konzertreisen, von berühmten Musikern oder anderen Mitmenschen plaudert.

Mit zahlreichen Abbildungen.

Bismarck als Gutsherr

Erinnerungen seines Varziner Oberförsters Ernst Westphal

Bismarck und seine Familie auf heimischer Scholle schildert dies schlichte und lebenswahre Buch, das durch zahlreiche Briefe des Kanzlers und seiner Familie eindrucksvoll ergänzt wird.

Mit mehreren Bildern und Karten.

Preise und nähere Mitteilungen durch jede Buchhandlung.

Prospekte kostenlos vom Verlag

K. F. Koehler, Verlag, Leipzig

MDCXL

Soeben erschienen:

SIR FRANCIS YOUNGHUSBAND

Das Herz der Natur

Younghusband entrollt ein grandioses Gemälde des Himalaja, der mächtigsten Gebirgskette der Erde und lehrt uns an diesem erhabenen Vorbild die Schönheit der Natur.

★

KNUD RASMUSSEN

In der Heimat des Polarmenschen

mit zahlreichen Abbildungen und Karten

Ein spannender Bericht über eine abenteuerliche Reise im nördlichsten Grönland. Nur durch eine Lebensweise genau nach Eskimoart ist der große Erfolg möglich geworden.

★

Beide Werke in einfachen und besseren Ausgaben. Ausführliche Prospekte auf Verlangen kostenlos.

F. A. BROCKHAUS / LEIPZIG

NEUE ROMANE

Matthäus Gerster

Der galante Stadtschreiber

Ein Wielandroman

★

Marcel Dornier

Marianne Pauli

★

Hans Reyhing

Der Hülenbauer

★

Ludwig Diehl

Suso

Roman eines deutschen Seelenmenschen

★

Helene Christaller

Verborgenheit

★

Die Einbände sind von bekannten Künstlern gezeichnet

VERLAG STRECKER UND SCHRÖDER, STUTTGART

Digitized by Google

MUSARION-VERLAG MÜNCHEN

Neuerscheinungen 1922

G. K. Chesterton:
DAS FLIEGENDE WIRTSHAUS
Roman
Übersetzt von Josef Grabisch — Geheftet ca. M. 5.—, Halbleinen ca. M. 7.50, Halbpergament ca. M. 10.—

*

Ljesskow:
DER VERSIEGELTE ENGEL
Novellen
Übersetzt von Alexander Eliasberg
Geheftet ca. M. 3.—, Halbleinen ca. M. 5.—, Ganzleinen ca. M. 7.—

*

Dostojewskij:
TAGEBUCH EINES SCHRIFTSTELLERS
Band III
Übersetzt von Alexander Eliasberg — Band I–II geheftet je M. 3.—, Halbleinen je M. 6.—, Halbleder je M. 15.—

*

Ssologub:
SÜSSER ALS GIFT
Roman
Übersetzt von Fega Frisch
Geheftet M. 5.—, Halbleinen M. 7.50

*

DIE BEICHTE STAWROGINS
Übersetzt von Alexander Eliasberg
Geheftet M. 1.—, Halbleinen M. 2.20

*

RUSSISCHE MEISTERBRIEFE
Herausgegeben und übertragen von Karl Nötzel
Geheftet M. 6.—, Halbleinen M. 9.—

*

Karl Vossler:
LEOPARDI
Geheftet ca. M. 6.—, Halbleinen ca. M. 8.50, Ganzleinen ca. M. 10.—

*

Zwei neue Musarion-Bücher:

E. T. A. Hoffmann:
SIGNOR FORMICA
Mit Steinzeichnungen von Wolfgang Born
Halbleinen M. 7.50, Halbpergament M. 10.—

Wieland:
MUSARION
Mit 8 farbigen Lithographien — Umschlag- und Titelzeichnung von Alphons Woelfle — Halbleinen M. 6.50

Die hier angegebenen Grundpreise multipliziert mit der in jeder Buchhandlung zu erfahrenden Schlüsselzahl des Buchhändler-Börsenvereins ergeben den jeweiligen Ladenpreis

WIR BITTEN UNSERE WEIHNACHTS- UND SONDERPROSPEKTE ZU VERLANGEN

Digitized by Google

Vollständig abgeschlossen liegt vor:

Rankes Weltgeschichte

Textausgabe in 8 Bänden

auf vorzüglichem Papier in bester Ausführung

Ausgabe in 8 Leinenbänden M. 12000.–

Ausgabe in 8 Halblederbänden M. 25600.–

Man kann nach Temperament und Geschmack diesen oder jenen anderen großen deutschen Geschichtschreiber lieber lesen als Ranke, aber sobald man ernsthaft zu werten hat, wird man in Ranke doch den eigentlichen Meister sehen . . . Die tiefe, innerlich lebendige Ruhe seines Betrachtens, das vornehme Abwägen, die Fähigkeit, auch beim Versenken ins einzelne das Gefühl des großen durchgehenden Zuges einer Entwicklung zu erhalten, die Durchdrängtheit mit Ewigkeit — all das Weite, Klare, Sorgsame, Deutsche seines Wesens strömt aus seinen Werken auf den Leser über. — Rankes „Weltgeschichte" war seine letzte literarische Großtat, der würdigste und natürlichste Abschluß seines bewundernswerten Lebenswerkes.

Soeben erscheint:

Werner Sombart

Der moderne Kapitalismus

Historisch-systematische Darstellung des gesamteuropäischen Wirtschaftslebens von seinen Anfängen bis zur Gegenwart

Vierte, unveränderte Auflage mit Register in vier Bänden

Preis: in Halbleinen gebunden M 5760.–

Ein mächtiges, gelehrtes Werk mit dem ganzen Rüstzeug der modernen Geisteswissenschaften gearbeitet, und gleichzeitig das großzügigste Kompendium und Lehrbuch der Nationalökonomie nach dem heutigen Stand der Wissenschaft. „Sombart ist ein so vollendeter Stilkünstler und handhabt ein aus den Literaturen aller europäischen Völker zusammengetragenes riesiges Tatsachenmaterial so musterhaft, daß man von dem 1000 Seiten schweren Wälzer gepackt und festgehalten wird, bis man ihn mit der gleichen, nur edleren Gier, wie den spannendsten Roman verschlungen hat."

„Tägliche Rundschau" über den ersten Band

Preisänderung und Lieferung vorbehalten

Duncker & Humblot · München W XII · Theresienhöhe 3c

Digitized by Google

Preiswerte Weihnachtsbücher

für Alt und Jung aus der Sammlung

GESCHICHTEN AUS DER GESCHICHTE

Etwas ganz Neues für Freunde gediegener, gleichzeitig belehrender und unterhaltender Lesekost. Schilderungen merkwürdiger Episoden aus der Weltgeschichte in ansprechender Erzählung und künstlerischer Form. Das Beste, was wir uns selbst und unserer reiferen Jugend auf den Weihnachtstisch legen können.

L. Westkirch, Das Ostermahl zu Grosseto. Episode aus dem Leben des Hohenstaufenkaisers Friedrich II. (Nr. 1)

Hans Land, Der Aufstand des Spartacus. Geschichtliche Erzählung (Nr. 2)

Fr. Adam Beverlein, Kronprinz und Deserteur (Friedrich der Große Bd. I) (Nr. 3)

Jul. R. Haarhaus, Raketen vom Stephansturm. Wiener Begebenheiten aus den letzten Wochen der Türkennot 1683 (Nr. 4)

Chr. Ruths, Talestris die rote Barbarin. Eine Episode aus der Geschichte Alexanders des Großen (Nr. 5)

Nanni Lambrecht, Das Uzvögle der Herzogin Jakobe von Jülich (Nr. 6/7)

Hans Freimark, Die Flucht Ludwigs XVI. nach Varennes (Nr. 8)

K. Martens, Die Pulververschwörung 1603-1606 (Nr. 9)
Darstellung des furchtbaren Anschlags gegen Jakob I. und das Parlament, der, obwohl durch Verrat vereitelt, als einer der dunkelsten Punkte in der englischen Geschichte gelten muß.

Adam Joseph Cüppers, Des Gotenkönigs Alarich Ruhm und Ende (Nr. 10)

Hans Ludwig Rosegger, Die Kaisertragödie von Queretaro (Nr. 11)
Wie Erzherzog Maximilian auf dem heißen Boden Mexikos als Opfer französischer Treulosigkeit den Tod fand.

Eilh. Erich Pauls, Der Gang nach Canossa (Nr. 12)

Carl Ferdinands, Um die Kaiserstadt Trier. Ein Kulturbild aus dem römischen Rheinlande (Nr. 13/14)

O. Ebermann, Der Markgraf von Meißen (Nr. 15)

L. Gumtau, Die Verschwörung der Pazzi 1478 (Nr. 16)
Wir erleben den von den neidischen Pazzi im Florenzer Dom gegen die Medici unternommenen Mordanschlag mit und sehen das furchtbare Strafgericht über die Verschwörer hereinbrechen.

Emil Uellenberg, Wie Luther nach Worms zum Reichstag fuhr. Eine historische Erzählung (Nr. 17)

Johannes Dose, Ein blutiges Narrenspiel am Dänenhof (Nr. 18 19)
Behandelt den wunderbaren Aufstieg Struensees, seine Beziehungen zur jungen Königin und seinen Tod durch Henkershand.

Oscar Myking, Glück und Ende des Herzogs von Monmouth (Nr. 20)

G. A. Müller, Die Priesterin der Astarot (Nr. 21)

Carry Brachvogel, Das Vermächtnis der Pompadour (Nr. 22/23)

N. Lambrecht, Die Braut des Bockreiters (Nr. 24)
Schilderung des verbrecherischen Treibens eines nach Art der neapolitanischen Komorra organisierten Geheimbundes.

Preis jeder Nummer geschmackvoll kartoniert 80 Mark, Doppelnummer 160 Mark / Band-Ausgabe I—VI mit je 4 Nummern in obiger Reihenfolge, vornehme Künstler-Halbleinenbände. Jeder Band 640 Mark / Nanny Lambrecht-Band mit Nummer 6/7 u. 24 vorn. geb. 640 Mark

Verlag Hachmeister & Thal, Leipzig, Marienplatz 2

Der Briefwechsel von Emanuel Geibel u. Paul Heyse

herausgegeben von Oberbibliothekar Dr. Erich Petzet
Geh. 6 M., geb. 9 M.

Mit einem seltenen Vermögen dem Leser ihre Umgebung lebendig vor Augen zu führen, geben die Schreiber in ihrem Briefwechsel ein klares, farbiges Bild der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts. Durch den Dichterbund der Krokodile, den Heyse ins Leben gerufen und der Grosse, Lingg, Schack, Bodenstedt und viele andere zu seinen Mitgliedern zählte, gewährt das Buch dem Leser überraschende Einblicke in das Kunstleben Münchens aus dem 19. Jahrhundert.

Der Briefwechsel von Jakob Burckhardt und Paul Heyse

herausgegeben von Oberbibliothekar Dr. Erich Petzet
Mit 2 Bildnissen, Geh. 4 M., geb. 6 M.

Dieser Briefwechsel ist in besonderem Maße geeignet, uns den großen Gelehrten Burckhardt auch menschlich näher zu rücken und weist bereits klar auf die Stellung Paul Heyses in der deutschen Literaturgeschichte hin, als des stärksten und reifsten Vertreters seiner Zeit für jene künstlerischen Ideale, die uns typisch in Raffael und Goethe verkörpert sind.

Der Briefwechsel zwischen Paul Heyse u. Theodor Storm

herausgegeben von Georg J. Plotke
2 Bände mit 4 Bildnissen, Geh. 8 M., geb. 12 M.

Noch einmal ersteht vor unseren Augen, farbenreich wie nie bisher, das liebenswürdige, unvergeßliche Charakterbild Storms, besonders um die scharfe Ausprägung seiner kaum bekannten literarischen und kritischen Seite bereichert.

Rassenkunde des deutschen Volkes

von Dr. Hans Günther
Mit 8 Karten u. 409 Abbildungen, Geh. 10 M., geb. 13 M.

Ludendorff schreibt: Ich muß Ihnen nochmals für das Buch »Rassenkunde des deutschen Volkes« von Dr. Hans Günther danken. Ich habe selten ein Buch mit solcher Spannung gelesen, wie das genannte. Ich bin belehrt, gepackt und ergriffen. Mag das Buch dem deutschen Volke nutzen und endlich die Bedeutung der Rasse für das Werden des deutschen Volkes den führenden Kreisen klar werden lassen.

Germanische Götter u. Helden in christlicher Zeit

Beiträge zur Entwicklungsgeschichte der deutschen Geistesform von Prof. Dr. Erich Jung
Mit 140 Abbildungen, Geh. 7 M., geb. 10 M., Leinen 12 M.

»Urältestes bewährt aufs Neue«. Rein kunst-, kultur- und religionsgeschichtlich betrachtet ein einzig reichhaltiges Buch. Wenn man so darin blättert und da und dort Abschnitte liest, so kommt's einem vor, als stünde man an den letzten Quellen deutschen Empfindens und Wollens, bei den Anfangskräften der deutschen Seele. *Stadtarch. H. in Lindau*

Vom Geist unserer Zeit

von Professor Max Wundt
2. Auflage, Geh. 3 M., geb. 5 M.

Man hat das Buch nicht mit Unrecht das beste des Jahres genannt. Denn in der Tat, so klar und eindringlich und überzeugend hat niemand den tiefsten Grund unseres Zusammenbruchs und zugleich der Möglichkeiten des Aufbaues in der Zukunft gezeigt. *Gen. Sup. D. Gennrich*

Die hier angegebenen Preise sind Grundpreise, sie sind mit der jeweils geltenden Schlüsselzahl des Börsenvereins (am 10. November 1922 210) zu vervielfachen

J. F. LEHMANNS VERLAG / MÜNCHEN SW 2

Digitized by Google

PHILIPP WITKOP

Frauen im Leben deutscher Dichter

mit 9 Abbildungen auf Kunstdruckpapier
Brosch. ca. Mark 350.–, Ganzleinen ca. Mark 500.–
handgeb. Ganzleder ca. Mark 2000.–

In vier Abschnitten – Die Mutter (Elisabeth Goethe, Elisabetha Keller), Die Schwester (Cornelia Goethe, Ulrike von Kleist), Die Gattin (Christiane von Goethe, Marianne Immermann, Christine Hebbel), Die Geliebte (Friederike Brion, Ulrike v. Levetzow, Heines Mouche, Diotima) — behandelt Witkop die ewigen Wechselbeziehungen zwischen Dichter und Frau. Nicht an zufälligen Beispielen, sondern an typischen Gestalten, an denen das Ewig-Menschliche in Leben und Erleben herausgehoben wird, gibt er eine Reihe wundervoll tiefer und klangreicher Variationen über das Thema Mann und Frau

Die genannten Preise sind unverbindlich

H. HAESSEL / VERLAG / LEIPZIG

Carl Ludwig Schleich
Es läuten die Glocken

Phantasien über den Sinn des Lebens, 400 Seiten mit vielen Abbildungen. Ganzleinensprachband 1600 Mark

„Das Märchenbuch eines Philosophen, der auch ein ganzer Dichter ist. Weite Gebiete der Naturwissenschaft, die bisher für trocken und ungenießbar galten, werden unter seinen Händen zu blühenden Gärten." Der Zwiebelfisch 1921.

Johannes Nacht
Pflugschar und Pflugsame

Aphorismen und **Die Aphoristik.** Der neue Stil. Vorrede von Professor Dr. Walter von Hauff. Gebunden 400 Mark

Das Werk der neuen Epoche. Glänzend beurteilt von Ludwig Fulda, Julius Hart, Alexander Moszowski, Carl Ludwig Schleich und vielen anderen. „Aus Thesis und Antithesis führt der Verfasser vor das Tor neuer Literatur". „Eine erste Erfüllung der kommenden Kunst". **Das beste Aphorismenwerk.** Von der Kritik über die klassischen Aphorismen Larochefoucaulds und Chamforts gestellt, enthält neben anderem **Die erste literarhistorische Abhandlung über den Aphorismus.**

Hagen Thürnau
Das ferne Leuchten

Roman Gebunden 640 Mark

Ein Roman der Sehnsucht in formvollendeter Sprache ist das Schicksal eines Glücksuchers, des Helden, erzählt. Atemlos folgen wir der spannenden Behandlung und genießen dabei Naturschilderungen, die, rauschenden Symphonien vergleichbar, an uns vorüberstreifen.

Otto Weininger
Gedanken über Geschlechtsprobleme

Gebunden 200 Mark

Diese Gedanken des genialen Gelehrten rühren das Tiefste im Menschen auf, laufen gegen felsenstarke Festungen Sturm.

Concordia Deutsche Verlags-Anstalt, Engel & Toeche, Berlin SW 11.

Ein Jahrtausend Deutscher Kultur

von H. Reichmann, J. Schneider und Dr. W. Hofstaetter

Buchschmuck von E. Paul Schneider

Quellen von 800 bis 1800

XVI und 390 Seiten. Geb. M 9.–*

„Es ist ein Quellenbuch zur Geschichte des äußeren Lebens von Sitte, Geselligkeit, Berufsleben, Verkehr und dergl. Die Verfasser sagen selbst, es fehle alles, was zur eigentlichen Geistesgeschichte gehört. Die älteren Sprach- und Schreibweisen sind in recht weitem Maße beibehalten. Die Sammlung ist reich und sehr lehrreich."
Vergangenheit und Gegenwart.

Kunstgeschichte im Grundriß

von

Magdalene von Broecker

9. Auflage mit 130 Abbildungen im Text und sechs Farbtafeln

Herausgegeben von Prof. Dr. Julius Ziehen in Frankfurt am Main

VIII und 224 Seiten.

Gebunden in Gesch.-Ausgabe M 5.–*

„Die Illustration ist gut und reich, prächtig sind die sechs Farbtafeln. Ein sehr schönes und billiges Geschenkbuch."
Pestalozzianum, Zürich.

Wege zur Bildung des Kunstgeschmacks

von Suse Pfeilstücker

IV und 171 Seiten. — 2. Auflage.
Gebunden M 5.–*

„Ein lehrreiches und sehr empfehlenswertes Buch."
Schulrat Prof. Dr. Wychgram, Lübeck.

*Grund-Preise mal Teuerungszahl

Julius Klinkhardt, Verlagsbuchhandlung in Leipzig 113

Digitized by Google

NEUERSCHEINUNGEN

Rikola-Verlag A.-G. Wien/München

Bestellungen aus Deutschland nach München, Königin-Straße 15 erbeten

Banse u. Jansen: 1001 Nacht. Eine Auswahl m. 8 Vollbildern Preis M. 3,—, geb. M. 4,50, Halbleder M. 8,—
Die Märchen gleichen in dieser neuen Fassung fast spannenden Novellen voll südlicher Stimmung ...

Bartsch, Rudolf Hans: Ein Landstreicher. Roman. Preis M. 2,—, geb. M. 3.—, Halbleinen M. 4,—, Halbleder M. 7,50
„... Diesmal feiert der Landschafter Bartsch wieder Triumphe. Er hat eine künstlerische Arbeit geleistet, deren Ausführung in jeder Beziehung als glänzend bezeichnet werden muß ...

Bechstein, Ludwig, Hexengeschichten. Herausgegeben von Gustav Meyrink. Preis M. 3,—, geb. M. 4,50, Halbleder M. 8,—
Bechstein-Meyrinks Hexengeschichten sind ein kulturgeschichtliches Dokument ersten Ranges, zugleich aber ein Meisterstück spannender Erzählungskunst.

Busson, Paul: Die Wiedergeburt des Melchior Dronte. Roman einer Seelenwanderung. Preis M. 3,—, geb. M. 4,—, Halbleinen M. 4,50
„... Wenn man dieses aufwühlende Buch zu Ende gelesen hat, ist es, als würde man aus einem halbdunklen, schwülen Raum auf die Straße treten, und nun taumelt man und muß sich die Mauern entlang tasten, ehe die Besinnung wiederkehrt ..."

Colerus, Egmont: Weiße Magier. Roman. Preis geb. in Halbleinen M. 5,—
Das Problem der Männerkeuschheit wird an einer Reihe scharfgesehener Personen mit tiefem Verständnis für Menschliches dargestellt, das auch gefährliche, schlüpfrige Dinge dichterisch zu verklären weiß.

Meyrink, Gustav: Der weiße Dominikaner. Roman. Preis M. 2,75, geb. M. 4,—, Halbleinen M. 4,50, Ganzleinen M. 8,—, Halbleder M. 10,—
„... In diesem Buche lebt das Mysterium der Worte in tausend leuchtenden Gestalten auf, die Schätze, die im Metall der Worte schlummern und die nur ein Seher, ein Deuter zu heben vermag.

Perutz, Leo: Die Geburt des Antichrist. Eine Erzählung. Mit 20 Federzeichng. von Axel v. Leskoschek. Preis M. 2,—, geb. M. 3,—
„... Die Geburt des Antichrist, in die Historie des 18. Jahrhunderts zurückgreifend, ist eine Erzählung von hundertdreißig blendenden, spannenden Seiten. Es ist ein funkelndes Buch, das nichts von seinem Niveau verliert trotz Blut, Seltsamkeit und Verbrechen."

Bahr, Herm.: Briefe von Josef Kainz. Mit drei bisher unbekannten Bildern. Preis M. 2,50, Halbleinen geb. M. 4,—, Halbleder M. 8,—
„... Hier ist ein Lebensbild von Josef Kainz entstanden, wie es die ziemlich große Literatur über diesen Schauspieler bisher noch nicht annähernd besitzt und wie es wahrscheinlich auch der kunstreichste Biograph nicht stärker geben könnte."

Arnim von Bettina, Das Liebestagebuch. Preis M. 2,—, geb. M. 3,—
Hier wird ein etwas gekürzter Neudruck des Tagebuches den Freunden der deutschen romantischen Vergangenheit dargeboten.

Frauenzimmer-Almanach 1923 mit Beiträgen von Felix Braun, Paul Busson, Frz. Karl Ginzkey, Herm. Hesse, H. v. Hofmannsthal, Isolde Kurz, Hr. Mann usw. Preis geb. M. 5,—

Hoffmann, E. T. A.: Briefe, eingeleitet von Richard Wiener. Preis M. 2,—, Halbleinen geb. M. 3,50, Halbleder M. 7,—
Die vorliegende Auswahl gibt mit diesen, von Geist und Temperament sprühenden Dokumenten seiner phantastischen Künstlerseele zugleich ein Lebens- und Zeitbild von besonderem Reiz.

Karamsin, N. M.: Briefe eines reisenden Russen. Preis geb. Halbleinen M. 7,50
Karamsin, der Verfasser der großen „Geschichte des russischen Staates", hat auf seiner Reise, die ihn durch ganz Europa führte, Zutritt zu allen berühmten Männern gefunden. Seine Briefe sind darum ein wertvolles Dokument voll Frische und Ursprünglichkeit und bedeuten eine große Bereicherung der Geschichte und der Weltliteratur.

Martens, Kurt: Schonungslose Lebenschronik. Mit einem Bildnis des Autors. Preis M. 3,—, geb. M. 4,50, Halbleder M. 8,—
„... Was Kurt Martens erzählt, ist nicht nur für Literaturfreunde und Memoirenliebhaber interessant, sondern es sind wichtige Bausteine zur Erkenntnis jener Zeitepoche, die wir als die Gründerzeit und als das fin de siècle zu bezeichnen gewöhnt sind ..."

Mérimée, Prosper: Die Seelen im Fegefeuer. Preis M. 2,—, geb. M. 3,—, Halbleder M. 7,—
Don Juan unterliegt dem mephistophelistischen Freunde, sinkt von Stufe zu Stufe immer tiefer und kriecht schließlich bekehrt zu Kreuze.

Gonord, François: Silhouetten aus dem Jahre 1781. Herausgegeben von Viktor Klarwill. Preis geb. Halbleinen M. 20,—
Dem Wiener Aufenthalt des Meisters verdankt ein Buch sein Entstehen, dessen Schicksal bis heute noch nicht aufgeklärt ist. Dem Verlag ist es gelungen, das einzige Exemplar des nach anderthalb Jahrhunderten erst wieder aufgefundenen Werkes zu erwerben und allgemein zugänglich zu machen.

Corti, Graf Egon Caesar, Leopold I. von Belgien. Preis M. 12,—, geb. M. 15,—
Ein Weltgebäude Koburger Familienmacht nach ungedruckten Geheimkorrespondenzen des Königs und sonstigen meist unveröffentlichten Quellen. Mit 8 Bildtafeln.

Kronprinz Rudolf, Politische Briefe an einen Freund. Herausgegeben von Jul. Szeps, mit einem Bildnis und einem Brieffaksimile. Preis M. 5,—, geb. M. 6,—
Die vorliegenden Briefe, die er an seinen Vertrauten Szeps, den Herausgeber des Tagblatts, schrieb, zeigen ihn nicht nur als einen modernen Politiker und scharfkritischen Kopf, sondern sie zeigen zum ersten Mal, daß die Kronprinzentragödie die Tragödie Österreichs und Europas geworden ist.

Seligmann, A. F.: Carl Leopold Müller, ein Künstlerleben in Briefen, mit 19 Bildtafeln und 9 Bildern im Text. Preis M. 4,—, geb. M. 5,50
„... Die gründlich kommentierten und reichlichst mit Illustrationen versehenen Briefe bilden förmlich eine Lebensbeschreibung, eine Selbstbiographie, die wie ein gut erzählter Roman zu lesen ist, sich wie ein Schauspiel, wie ein Drama vor unsern Augen entrollt ..."

Die oben genannten Preise mit der Schlüsselzahl des Börsenvereins, welche in jeder Buchhandlung zu erfahren ist, multipliziert, ergeben den Verkaufspreis

Digitized by Google

Ein Quellenwerk zur jüngeren deutschen Geschichte

Denkwürdigkeiten des Generalfeldmarschalls Alfred Grafen von Waldersee

Auf Veranlassung des
Generalleutnants Georg Grafen von Waldersee
bearbeitet und herausgegeben von
Heinrich Otto Meisner
2 Bände auf holzfreiem Papier in Halbleinen u. Halbleder gebunden

Als Nachfolger Moltkes in der Leitung des deutschen Generalstabs und ein Jahrzehnt später als Führer der deutschen Truppen in China ist Graf Waldersee heute noch in der Erinnerung weiter Kreise. Seine Erinnerungen, von denen jetzt die beiden ersten Bände, bis zum Jahr 1900 reichend, vorliegen, gewähren außerordentlich wichtige Einblicke in Zustände und Strömungen innerhalb des deutschen Heeres und der deutschen Politik während der letzten Jahrzehnte der Regierung Wilhelms I., der „neunundneunzig Tage" und der Anfangsjahre Wilhelms II.

Deutsche Verlags-Anstalt · Stuttgart Berlin Leipzig

Digitized by Google

Siebenundvierzigster Jahrgang
Jährlich 12 Hefte

Oktober 1922

Preis vierteljährl. M. 120.—
Beim Postbezug ohne Bestellgeld

Deutsche Revue

Eine Monatschrift

Herausgegeben von

Richard Fleischer

OCT 30 1922 LIBRARY

Inhalts-Verzeichnis

Seite

Reichsminister a. D. Dr. Hugo Preuß: Republik oder Monarchie? (Deutschland oder Preußen?) 1

Aus den Erinnerungen des Generalfeldmarschalls Grafen Waldersee, Chef des Generalstabes der Armee (1890). Mitgeteilt von Heinrich Otto Meisner 22

Professor Alfred Wegener: Die Klimate der Vorzeit 34

Professor v. Wartenberg: Etwas über physikalische Chemie und ihren Einfluß auf das Wirtschaftsleben 44

Aus dem Briefwechsel Johann Jacobys. Mitgeteilt von Gustav Mayer (Fortsetzung) 48

Heinrich Ulmann: Wie Republikaner des Jahres 1848 Monarchisten wurden 60

Friedrich Brie: Die Bühne Shakespeares 72

Sigmund Münz: Zwei österreichische Publizisten. I. Heinrich Friedjung. II. Moritz Benedikt 77

Parlamentarische Sitten und Unsitten 87

Literarische Berichte 90

Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes 95

Stuttgart Deutsche Verlags-Anstalt Leipzig
1922

Preis des Jahrgangs Mark 480.—

Digitized by Google

Die zweigespaltene Millimeter-Zeile oder deren Raum kostet Mk. 5.—.

Anzeigen

Bei größeren Aufträgen angemessener Nachlaß. Beilagen nach Vereinbarung.

Annahme bei der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart und sämtlichen Anzeigen-Geschäftsstellen.

Karlsruher Lebensversicherung

auf Gegenseitigkeit.

Versicherungsbestand:
1 Milliarde 700 Millionen Mark.
Neue Tarife mit niedrigen Prämien.
Versicherung ohne Untersuchung.

Universitätsprofessor Dr. med. K., Leiter des Pharmakologischen Instituts in ... sagt u. a.: „Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer ist ein ***natürliches,*** *kohlensaures* ***Mineralwasser*** *von besonders günstiger Zusammensetzung. — Seine Heilanzeigen sind nervöse Beschwerden. Es ist ein*

seit Jahrzehnten erprobtes, ***wissenschaftlich durchaus anerkanntes,*** *heute immer noch beliebtes und gern angewandtes Heilwasser, ohne üble Nebenwirkung, etwa wie Angewöhnung, Magenverstimmung u. s. w. Der Preis ist angemessen, sogar billig zu nennen ...“*

Am 1. Oktober beginnt seinen 25. Jahrgang

Das literarische Echo

Halbmonatsschrift für Literaturfreunde
Herausgegeben von **Dr. Ernst Heilborn**

„Steht unter den Literatur-Zeitschriften in seiner Art allein da.“ (Magdeburger Zeitung.)

Das 1. Heft des neuen Jahrgangs enthält u. a.:

Ernst Heilborn: Fünfundzwanzig Jahre „Literarisches Echo“ * Börries v. Münchhausen: Meisterballaden V., „Theodor Fontane“ * Franz Strunz: Volksbildung * Joachim von der Goltz: Autobiographische Skizze. *

Einzelheft M 20.—, Vierteljahrspreis M 120.—

Probehefte auf Wunsch kostenfrei

*

Deutsche Verlags-Anstalt / Stuttgart und Berlin

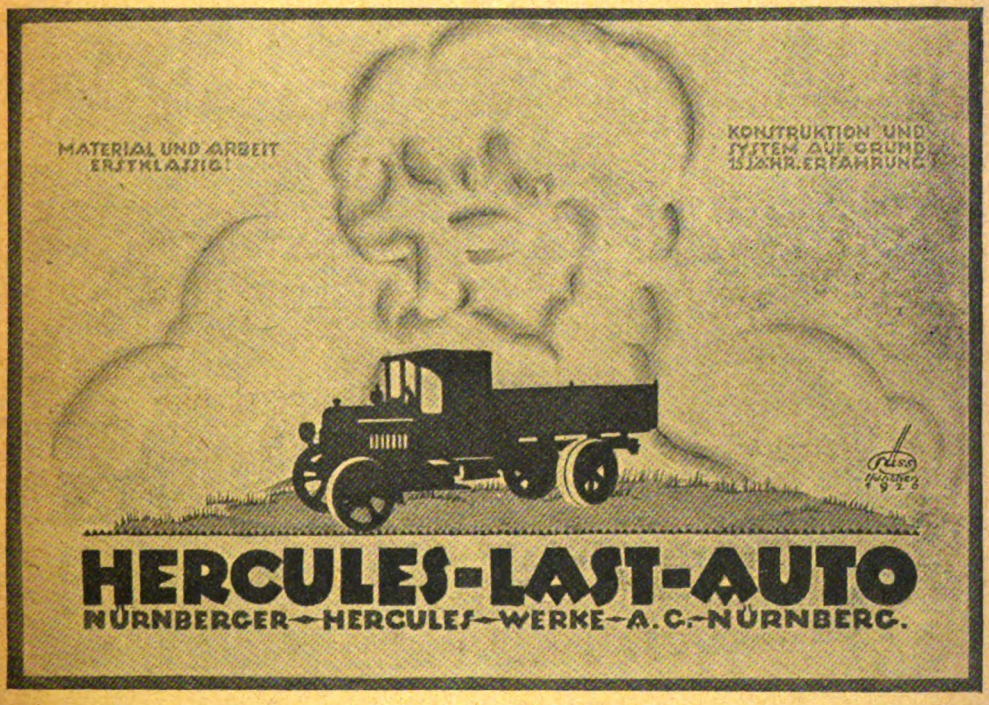
Digitized by Google

Dresden – Hotel Bellevue

R. RONNEFELD, Vorstand und Leiter

Weltbekanntes vornehmes Haus in unvergleichlicher Lage an der Elbe und Theaterplatz; gegenüber dem Schloß, Hofkirche, Opernhaus, Gemäldegalerie usw. Umgebaut, vergrößert und mit allen zeitgemäßen Einrichtungen versehen.

Großer Garten, Terrassen u. Terrassensaal a. d. Elbe.



Hotel Pension Steinplatz

G. m. b. H.

BERLIN-**CHARLOTTENBURG,** AM ZOO

Haus I. Ranges in vornehmster und ruhigster Lage

Geschäftliche Mitteilung

Karlsruher Lebensversicherungsbank, Aktien-Gesellschaft. Die Bank wurde am 1. September mit einem vollbezahlten Aktienkapital von 10 Millionen Mark und einer weiteren Zuzahlung von 1 Mill. Mark für den Kapitalreservefonds und 9 Millionen Mark als Organisations- und Betriebsfonds gegründet. In den Aufsichtsrat der Bank wurden gewählt: Herr Generaldirektor Dumcke in Frankfurt a. M. als Vorsitzender, Herr Wirklicher Geheimer Rat Dr. Lewald in Karlsruhe als stellvertretender Vorsitzender, sowie Herr Direktor Becker in Frankfurt a. M., Kommerzienrat und Präsident der Handelskammer Karlsruhe Herr Gsell, die Herren Rechtsanwalt Dr. Ludwig Haas und Kommerzienrat Moninger in Karlsruhe und Herr Kaufmann August Rother in Frankfurt a. M.

Den Vorstand der Bank bilden die Herren Generaldirektor Kimmig und die untereinander gleichgeordneten Direktoren Dr. Ehrhart, Loës und Schneider.

Digitized by Google

KLASSIKER DER MUSIK

Neuester Band:

JOHANN STRAUSS. Von ERNST DECSEY
mit 25 unbekannten Porträten, Karikaturen
und Handschriften. In Halbleinen gebunden

Frühere Bände:

BACH. Von ANDRÉ PIRRO. 13. Auflage
BEETHOVEN. Von WILHELM VON LENZ. 8. Auflage
BERLIOZ. Von JULIUS KAPP. 7. Auflage
BRAHMS. Von WALTER NIEMANN. 10. Auflage
BRUCKNER. Von ERNST DECSEY. 10. Auflage
CHOPIN. Von ADOLF WEISSMANN. 8. Auflage
GLUCK. Von MAX AREND. 2. Auflage
GRIEG. Von RICHARD H. STEIN. 4. Auflage
LISZT. Von JULIUS KAPP. 18. Auflage
MAHLER. Von RICHARD SPECHT. 16. Auflage
MENDELSSOHN. Von WALTER DAHMS. 9. Auflage
MEYERBEER. Von JULIUS KAPP. 5. Auflage
PAGANINI. Mit 60 Bildern. Von JULIUS KAPP. 12. Auflage
SCHUBERT. Von WALTER DAHMS. 17. Auflage
SCHUMANN. Von WALTER DAHMS. 14. Auflage
RICHARD STRAUSS. Von MAX STEINITZER. 16. Aufl.
WAGNER. Von JULIUS KAPP. 27. Auflage
HUGO WOLF. Von ERNST DECSEY. 12. Auflage

In Vorbereitung befinden sich:

HÄNDEL. Von HUGO LEICHTENTRITT / HAYDN. Von WALTER DAHMS / TSCHAIKOWSKY. Von RICHARD H. STEIN / VERDI. Von ADOLF WEISSMANN / WEBER. Von JULIUS KAPP

Vor kurzem erschien:

ADOLF WEISSMANN. DIE MUSIK IN DER WELTKRISE
261 Seiten. Mit zahlr. Notenbeispielen und 8 Bildbeigaben. In Halbleinen geb.

»Das Buch ist Zeitgeschichte, Kulturbild, Kunsttheorie, Musikästhetik. Dabei von einer Gedrungenheit des Stils und der Ideengänge, die den Leser zwingt, jeden einzelnen Satz mit größter Aufmerksamkeit zu lesen, damit ihm nichts von seinem Gedankeninhalt entgehe.« *Vossische Zeitung.*

Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart Berlin Leipzig
vereinigt mit Schuster & Loeffler

Verantwortlich für den Anzeigenteil: Karl Haug in Stuttgart
Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart

Siebenundvierzigster Jahrgang
Jährlich 12 Hefte

November 1922

Preis vierteljährl. M. 225.—
Beim Postbezug ohne Bestellgeld

Deutsche Revue

Eine Monatschrift

Herausgegeben von

Richard Fleischer

CORNELL UNIVERSITY
DEC 4 - 1922
LIBRARY

Inhalts-Verzeichnis

Seite

Reichsminister a. D. Dr. jur. Dr.-Ing. h. c. **Scholz**, M. d. R. u. d. R.-W.-R.: Steuer und Wirtschaft 97

Prof. Dr. **H. Göppert**, Wirklicher Geheimer Rat, Bonn: Exzesse der sozialpolitischen Gesetzgebung 99

Aus dem Briefwechsel Emanuel Geibels mit Paul Heyse. Mitgeteilt von Erich Petzet 104

Robert Kohlrausch: Monte Cassino 116

Prof. Dr. **G. Kaufmann:** Luther und die Reform der deutschen Universitäten 127

Professor **Richard Eickhoff**, früheres Mitglied des Reichstages und des preußischen Landtages: Fachminister und Parteiminister 147

Heinrich Ulmann: Wie Republikaner des Jahres 1848 Monarchisten wurden. (Schluß) 149

A. Brandt, Geheimer Oberbaurat: Schwimmende Ladebrücken 159

Dr. **Max Silber** (Aschaffenburg): Über das Tragische 164

Aus dem Briefwechsel Johann Jacobys. Mitgeteilt von Gustav Mayer (Schluß) 167

Professor **Alfred Forke:** Die Literatur der Chinesen 179

Literarische Berichte 185

Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes 192

Stuttgart Deutsche Verlags-Anstalt Leipzig
1922

Preis des Jahrgangs Mark 900.—

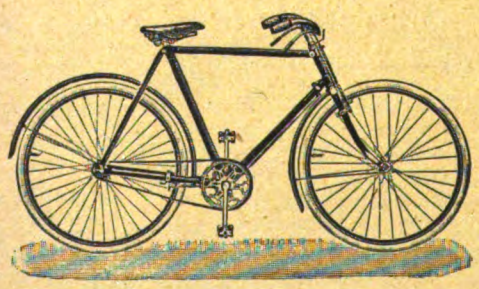
Digitized by Google

Karlsruher Lebensversicherung
auf Gegenseitigkeit.
Versicherungsbestand:
1 Milliarde 700 Millionen Mark.
Neue Tarife mit niedrigen Prämien.
Versicherung ohne Untersuchung.

Universitätsprofessor Dr. med. K., Leiter des Pharmakologischen Instituts in ... sagt u. a.: „Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer ist ein ***natürliches,*** *kohlensaures* ***Mineralwasser*** *von besonders günstiger Zusammensetzung. — Seine Heilanzeigen sind nervöse Beschwerden. Es ist ein*

seit Jahrzehnten erprobtes, ***wissenschaftlich durchaus anerkanntes,*** *heute immer noch beliebtes und gern angewandtes Heilwasser, ohne üble Nebenwirkung, etwa wie Angewöhnung, Magenverstimmung u. s. w. Der Preis ist angemessen, sogar billig zu nennen ...“*

HERCULES-RÄDER



Altrenommierte
Qualitäts-Marke

HERCULES-WERKE A. G.
NÜRNBERG

Digitized by Google

Dresden — Hotel Bellevue

R. RONNEFELD, Vorstand und Leiter

Weltbekanntes vornehmes Haus in unvergleichlicher Lage an der Elbe und Theaterplatz; gegenüber dem Schloß, Hofkirche, Opernhaus, Gemäldegalerie usw. **Umgebaut, vergrößert und mit allen zeitgemäßen Einrichtungen versehen.**

Großer Garten, Terrassen u. Terrassensaal a. d. Elbe.

Hotel Pension Steinplatz

G. m. b. H.

BERLIN-**CHARLOTTENBURG,** AM ZOO

Haus I. Ranges in vornehmster und ruhigster Lage

DICHTUNG UND DICHTER

In dieser Sammlung sind erschienen:

Wilhelm von Scholz: Hebbel

Das Drama an der Wende der Zeit / 70 Seiten / Gebunden

Eine meisterhafte Analyse des Dramatikers Hebbel, die nicht nur über die künstlerische Persönlichkeit des Dichters viel Erhellendes bringt, sondern auch in die Tiefen des dichterischen Schaffens, in das Wesen des Tragischen eindringt.

Julius Bab: Das Leben Goethes

Eine Botschaft · 120 Seiten / Gebunden / 4.—8. Tausend

Babs Goethebuch gehört zu den biographischen Meisterwerken, zu denen man immer wieder als zu wahren Erbauungsbüchern greift. *Dr. E. Ackerknecht in der Ostseezeitung.*

Manfred Schneider: Einführung in die neueste Dichtung / 129 Seiten / Gebunden

Schneider bewährt eine feine Kunst, mit knappen, sehr durchgearbeiteten Linien ein Bild dieser Dichter nach den innersten Triebkräften und Quellen ihrer Arbeit zu geben.

Schwäbischer Merkur.

DEUTSCHE VERLAGS-ANSTALT / STUTTGART

Digitized by Google

Münchhausens erstes Prosa-Werk

Fröhliche Woche mit Freunden

von

Börries, Freiherr von Münchhausen

147 Seiten .. Gebunden in Pappe und in Ganzleinen

❋

Mit einem Bande der allerlustigsten Plaudereien und Anekdoten überrascht der berühmte Balladendichter dieses Jahr seine zahlreichen Verehrer. Freilich klingt an jedem der sieben Wochentage auch ein ernster Ton an, ein Ton, der tiefer nachhallen wird, als der fröhliche Titel des Büchleins vermuten läßt. Wir glauben, daß der Dichter hier eine Erzählgabe zeigt, die in anmutigster Weise an die Geschichtchen seines berühmten Namensvetters mit dem Zopfe erinnert.

❋

Von demselben Verfasser erschienen früher in unserem Verlage:

Die Balladen und ritterlichen Lieder 68.—72. Tausend

Das Herz im Harnisch . . 26.—30. Tausend

Die Standarte . . . . . 21.—25. Tausend

Schloß in Wiesen . . . . . 21.—30. Tausend

Beeren-Auslese . . . . . 91.—110. Tausend

DEUTSCHE VERLAGS-ANSTALT IN STUTTGART

Verantwortlich für den Anzeigenteil: Karl Haug in Stuttgart
Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart

Diesem Heft ist ein Prospekt des **Furche-Verlag** in **Berlin** beigegeben, der gefl. Beachtung hiermit angelegentlich empfohlen wird.

Digitized by Google

Siebenundvierzigster Jahrgang
Jährlich 12 Hefte

Dezember 1922

Preis vierteljährl. M. 225.—
Beim Postbezug ohne Bestellgeld

Deutsche Revue

Eine Monatschrift

Herausgegeben von

Richard Fleischer

JAN 1 1923 LIBRARY

Inhalts-Verzeichnis

Seite

Caprivis Entlassung. Aus den Erinnerungen des Majors v. Ebmeyer, persönlichen Adjutanten des zweiten Kanzlers 193

Prof. Dr. E. Waetzmann (Breslau): Neuere Fortschritte der Akustik 213

Prof. Dr. E. Dennert: Mathematik und Weltanschauung 218

Universitätsbibliothekar Dr. **Oswald Dammann** (Freiburg i. Br.): Gustav Freytag und Alfred Dove. (Mit bisher unveröffentlichten Briefen) 227

Dr. **Fr. Hashagen** (Rostock): Johann Sebastian Bachs Wandern 252

Carl Meinhof: Die Sprachen Afrikas 256

Paul Wentzcke: Aus Joseph Scheffels politischen Anfängen. Zugleich ein Beitrag zur deutschen Parteigeschichte 260

Professor v. Negelein (Erlangen): Vom Glauben der Feueranbeter 273

P. Michael Huber, O. S. B., Studienprofessor (Stift Metten, Niederbayern): Zur Siebenschläferlegende 276

Literarische Berichte 279

Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes 288

Stuttgart **Deutsche Verlags-Anstalt** Leipzig

1922

Preis für das vorliegende Heft Mark 75.—

Digitized by Google

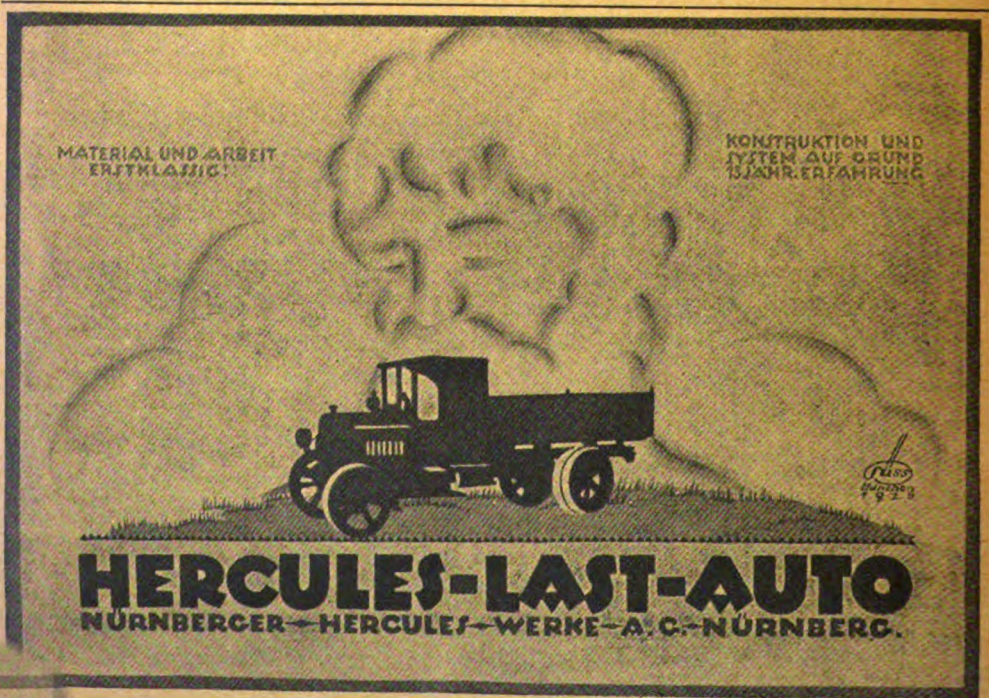
Karlsruher Lebensversicherungsbank A.-G.

Geschäftsgebiet: Deutsches Reich.
Günstiges Prämiensystem für hohe Versicherungen.
Versicherung ohne Untersuchung.

Universitätsprofessor Dr. med. K., Leiter des Pharmakologischen Instituts in ... sagt u. a.: „Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer ist ein ***natürliches,*** *kohlensaures* ***Mineralwasser*** *von besonders günstiger Zusammensetzung. — Seine Heilanzeigen sind nervöse Beschwerden. Es ist ein*

seit Jahrzehnten erprobtes, ***wissenschaftlich durchaus anerkanntes,*** *heute immer noch beliebtes und gern angewandtes Heilwasser, ohne üble Nebenwirkung, etwa wie Angewöhnung, Magenverstimmung u. s. w.*

Der Preis ist angemessen, sogar billig zu nennen ...“



Digitized by Google

Dresden – Hotel Bellevue

R. RONNEFELD, Vorstand und Leiter

Weltbekanntes vornehmes Haus in unvergleichlicher Lage an der Elbe und Theaterplatz; gegenüber dem Schloß, Hofkirche, Opernhaus, Gemäldegalerie usw. Umgebaut, vergrößert und mit allen zeitgemäßen Einrichtungen versehen.

Großer Garten, Terrassen u. Terrassensaal a. d. Elbe.

Hotel Pension Steinplatz

G. m. b. H.

BERLIN-**CHARLOTTENBURG,** AM ZOO

Haus I. Ranges in vornehmster und ruhigster Lage

Neue Gesamtausgaben

Clara Viebig: Ausgewählte Werke

8 Bände in Halbleinen gebunden

Inhalt: 1. Das tägliche Brot. 2. Die vor den Toren. 3. Rheinlandstöchter. 4. Einer Mutter Sohn. 5. Das schlafende Heer. 6. Die Wacht am Rhein. 7. Eifelgeschichten. 8. Das Kreuz im Venn.

Mit Ost und West des Vaterlandes gleich eng verwachsen, schildert Clara Viebig mit verblüffender Sicherheit das Leben der an den Grenzen der Heimat um ihr Menschen- und Deutschtum hartnäckig kämpfenden Randbewohner, ebenso wie das Milieu der Großstadt. Ganz besonders gelingt es ihr, das Typische und immer wieder Trennende der verschiedenen Rassen zu gestalten. Die ganze Wärme ihres künstlerischen Mitempfindens wendet sie dem Problem der Mutterliebe zu, die in ihren verschiedensten Ausdrucksformen im Mittelpunkt vieler ihrer Romane steht.

Georg Hermann: Gesammelte Werke

5 Bände auf holzfreiem Dünndruckpapier in Halbleinen gebunden

Inhalt: 1. Jettchen Gebert. Henriette Jacoby. 2. Spielkinder. Kubinke. 3. Mein Nachbar Ameise. Heinrich Schön sr. Einen Sommer lang. 4. Dr. Herzfeld. (Die Nacht. Schnee.) 5. Novellen und Essays.

Georg Hermann ist der feinsinnige Erwecker des Berlin der Biedermeierzeit, der stille Ironiker, der scharfblickende Beobachter und Deuter des Alltagslebens – und im tiefsten Innern ein in sich gekehrter Träumer und Melancholiker. Aber seine Melancholie ist von der Art der Dürerschen Melancolia: ihr sinnendes Haupt ist voll Gedanken – und der Kranz um ihre Schläfen sprießt!

Malwida von Meysenbug: Gesammelte Werke

5 Bände auf holzfreiem Papier in Halbleinen gebunden

Inhalt: 1./2. Memoiren einer Idealistin. 3. Gestalten. 4. Kulturbilder. 5. Erzählungen.

Getragen von der Absicht, in einer Gesamtausgabe zu zeigen, welch künstlerisch tiefe, seelisch starke, sittlich überragende Werte das Schrifttum dieser edlen Frau zu einem kostbaren Besitz machen, bietet der Verlag nunmehr Malwida von Meysenbugs Gesamtwerk in einer nahezu lückenlosen Zusammenfassung dar.

Diese Werke sind in allen Buchhandlungen zu haben.

Deutsche Verlags-Anstalt ★ Stuttgart Berlin Leipzig

Digitized by Google

Goethes Leipziger Studentenjahre

Bilder und Erläuterungen zu Dichtung und Wahrheit, gesammelt von Julius Vogel. Vierte, vollständig neu bearbeitete und stark vermehrte Auflage. VIII u. 344 S., mit 1 farbig. und 34 einfarb. Tafeln, 60 Abbildungen im Text und der Wiedergabe von 2 Radierungen Goethes in Tiefdruck. In Pappband Grundpreis M. 6.—

„Das alte Leipzig und die Leipziger, die Universität und ihre hervorragenden Geister, das öffentliche Kunstleben auf der Bühne und im Konzertsaal, der Einfluß der Freunde und Lehrer, besonders die Beziehungen zum Schönkopfschen und Oeserschen Hause, die erste tiefere Neigung und die Anfänge des lyrischen Schaffens werden uns geschildert. So kann das Buch insbesondere dem jugendlichen Goetheverehrer empfohlen werden als ein Ausgangspunkt für weitere Studien zum tieferen Eindringen in die weite Goethesche Gedankenwelt." *Karlsruher Zeitung.*

Jahrbuch der jungen Kunst 1922

Herausgegeben von Prof. Dr. Georg Biermann. VIII u. 352 S. u. 320 Abb. auf Tafeln, 4 Orig.-Lithogr. u. 2 Orig.-Holzschnitten. Einband nach Entwurf von G. A. Mathéy. In Halbleinen Grundpreis etwa M. 25.—. Außer der Gesamtausgabe wurde einen numerierte Vorzugsausgabe in 100 Expl. hergestellt. Nr. I—XXXVI in Ganzleder mit der Hand gebunden, die Graphiken von den Künstlern handschriftlich signiert. Grundpreis M. 125.—, Nr. 37—100 in Halbleder geb. Grundpreis etwa M. 40.—. Beiden Vorzugsausgaben ist eine handschriftlich signierte Original-Radierung von E. Scharff beigegeben.

Das „Jahrbuch der jungen Kunst", das in diesem Jahre zum dritten Male erscheint, gibt wie kaum ein anderes Werk eine Übersicht über das internationale Kunstschaffen unserer Zeit. Dieser Band bringt Aufsätze über *Van Gogh, Cézanne, Renoir, Corot, Macke, Seehaus und Paula Modersohn, Corinth, Slevogt, Seewald, Hoetger, Nauen, Kohlhoff, Molzahn, Radziwill, Heuser, Picasso, Kisling, Le Fauconnier, Coubine, Manolo, Dufresne, Segonzac, Friesz, Giacommetti, de Smet* und Beiträge kunstphilosophischen Inhalts und über das Sammelwesen und die europäische Graphik. Im Zusammenhang mit diesem neuen Bande verweisen wir auf die vorhergehenden „Jahrbuch der jungen Kunst 1920" und „Jahrbuch der jungen Kunst 1921", über die wir ausführliche Prospekte zu verlangen bitten.

Junge Kunst. Eine Sammlung von Monographien über Künstler unserer Zeit. Herausgegeben von Prof. Dr. Georg Biermann. Jeder Band enthält ein farbiges Titelbild, 1 Bogen Text, meist eine kurze Selbstbiographie oder andere Dokumente und 32 Abbildungen auf Tafeln. Grundpreis je M. 2.—

Diese Sammlung ist eine Kunstgeschichte der „Moderne", wie sie inhaltsreicher und anschaulicher nicht gedacht werden kann. Gerade durch die Betonung des Abbildungsmaterials werden dem Leser Überblicke gegeben, die sonst nur unter großem Aufwand von Zeit, Mühe und Geld in den Sammlungen und Museen zu gewinnen sind, ganz abgesehen davon, daß hier manches Stück veröffentlicht wird, das gänzlich unzugänglich war oder ist. Bisher sind erschienen:

1. Reihe

Bd. 1. Biermann: Max Pechstein
„ 2. Uphoff: Paula Modersohn
„ 3. Uphoff: Bernhard Hoetger
„ 4. Brieger: Ludwig Meidner
„ 5. Däubler: César Klein
„ 6. Kirchner: Franz Heckendorf
„ 7. Hausenstein: Rudolf Großmann
„ 8. Schwarz: Hugo Krayn

2. Reihe

Bd. 9. Cohn-Wiener: W. Jaeckel
„ 10. Pfister: Edwin Scharff
„ 11. D. Henry: Maurice de Vlaminck
„ 12. Frieg: Wilhelm Morgner
„ 13. v. Wedderkop: Paul Klee
„ 14. Zahn: Josef Eberz
„ 15. D. Henry: André Derain
„ 16. Valentiner: K. Schmidt-Rottluff

3. Reihe

Bd. 17. Biermann: Heinrich Campendonk
„ 18. Kuhn: Emy Roeder
„ 19. Braune: Oskar Moll
„ 20. Graf: Maria Uhden
„ 21. Wolfradt: George Groß
„ 22. v. Wedderkop: Marie Laurencin
„ 23. Hausenstein: Max Unold
„ 24. Kirchner: Erich Waske

4. Reihe

Bd. 25/26. Hartlaub: Vincent van Gogh
„ 27. Kolle: Henri Rousseau
„ 28. Huebner: Lodevijk Schelfhout
Bd. 29. Suermondt: Heinrich Nauen
„ 30. v. Wedderkop: Paul Cézanne
„ 31. Einstein: M. Kisling
„ 32. Cohen: August Macke

Unter dem Titel: **„Bibliothek der Jungen Kunst"** I—IV sind auch je acht Bände in einem Halbleinenbande vereinigt zu haben. Grundpreis je 12 Mark.

Den wirklichen Verkaufspreis der Bücher ermittelt man durch Multiplikation der Grundpreise mit der in jeder Buchhandlung zu erfragenden offiziellen Schlüsselzahl. Wir bitten, unsere ausführlichen Prospekte über „Die junge Kunst", über kunstgewerbliche und Goethe-Literatur zu verlangen!

Klinkhardt & Biermann, Leipzig, Liebigstr. 2.

Verantwortlich für den Anzeigenteil: Karl Haug in Stuttgart
Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart

Diesem Heft sind Prospekte des Furche-Verlag in Berlin und des Verlages [illegible] in

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google